



19/12

European University Institute
Department of History and Civilisation

Konzept und Bedeutung des Adels im Absolutismus

Klaus Margreiter

Thesis submitted for assessment with
a view to obtaining the degree of
Doctor in History and Civilisation from the European University Institute

Florence, December 2005

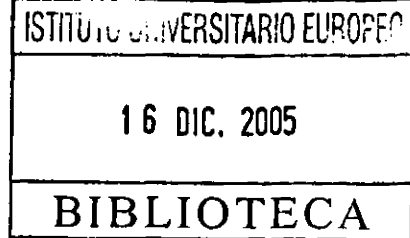






EUROPEAN UNIVERSITY INSTITUTE

Department of History and Civilisation



Konzept und Bedeutung des Adels im Absolutismus

Klaus Margreiter

**Thesis submitted for
assessment with a view to obtaining
the degree of Doctor of the European University Institute**

Examining jury:

**Professor Jaap Dronkers, European University Institute
Professor James Van Horn Melton, Emory University
Professor Regina Schulte, Ruhr-Universität Bochum (Supervisor)
Professor Bernd Wunder, Universität Konstanz**

LIB
940.25-J
MAR



Konzept und Bedeutung des Adels im
Absolutismus

KLAUS MARGREITER

9. Dezember 2005

Zusammenfassung

In the seventeenth and eighteenth centuries, the Central and Western European nobilities underwent a major process of transformation, which affected not only its material basis and the conditions of power. As a result of its changed social profile, its legitimation had to be readjusted in order to meet the demands and the requirements of the Early Modern state. The central feature of its new ideological concept was the assumption that the nobility forms a hereditary ruling class, both qualified for and entitled to power on account of inherited substantial superiority. By using its privilege of ennoblement, the imperial government exerted significant influence on the shaping of a new model nobility, which was intended to be an elite of loyal and dependent subjects. The analysis of contemporary characterisations and definitions of the term *nobility* and of arguments, given by applicants for ennoblement to prove their claim for noble superiority demonstrate that the entire notion of nobility was gradually changing from a concrete corporate body, legally defined by privileges, towards a status symbol.

Inhaltsverzeichnis

Einleitung	4
1 <i>Noblesse oblige</i> oder: Was heißt „Adel“?	9
2 Adelstheorien und Legitimationsstrategien	43
2.1 Legitimation durch familiäre Herkunft	45
2.2 Exkurs über das Charisma	68
2.3 Legitimation durch die Monarchie	84
2.3.1 Adel und Absolutismus	98
2.3.2 Reaktion und Adaption	111
2.3.3 Die Macht des Adels	124
2.3.4 Hof und Habitus	136
2.3.5 Der neue Adel	155
2.4 Die Eigenschaften des Adels	182
3 Die quantitative Entwicklung der kaiserlichen Nobilitierung	205
4 Die kaiserliche Nobilitierung	218
4.1 Der Antrag auf Nobilitierung	220
4.1.1 Argumentative und rhetorische Strategien	220
4.1.2 Nobilitierung als Motivation	234
4.1.3 Kinder und Fußstapfen	243
4.1.4 Das Argumentationsstrategem der kaiserlichen Belohnung	251
4.2 Die Begründung des Adelsanspruchs	255
4.2.1 Die Eigenschaften des Adels in den kaiserlichen Nobilitie-	
rungsdekreten	256
4.2.2 Verdienste	267
4.2.3 Arbeit	285
4.2.4 Treue	297
4.2.5 Familiäre und materielle Verhältnisse	305
4.2.6 Privilegien und Statussymbole	320
Zusammenfassung	333
Anhang	335
Publizierte Quellen	347
Literatur	350

Abbildungsverzeichnis

3.1	Die soziale Zusammensetzung des Salzburger Hofrats 1590–1800 .	207
3.2	Nobilitierungen pro Jahr 1500–1800	209
3.3	Nobilitierungsakte pro Jahr 1500–1800	211
3.4	Nobilitierungsakte pro Jahr (bei Kollektivnobilitierungen inklusive aller Fälle, in denen der Beruf bekannt ist) 1500–1800	212
3.5	Militärs	213
3.6	Beamte	214
3.7	Verleihungen des nächsthöheren Adelsrangs 1500–1800	216
3.8	Sekundärnobilitierungsakte 1500–1800	217

Einleitung

Wenn sich Adelige im 17. oder 18. Jahrhundert mit ihrer Umwelt verglichen, mußten sie zur Einschätzung gelangen, daß sie sich in fast jeder Hinsicht von ihr unterschieden. Diese Unterschiede beschränkten sich nicht auf die für jeden auf den ersten Blick erkennbaren äußerlichen Faktoren, etwa die Art sich zu kleiden und die alltäglichen materiellen Lebensbedingungen im allgemeinen; auch im Verhalten in Interaktionssituationen bis hin zu den menschlichen Basisfunktionen waren die Unterschiede beträchtlich. Besonders dann, wenn der Vergleich nicht an der Oberfläche blieb, sondern charakteristische Handlungsweisen, Einstellungen und Persönlichkeitsmerkmale von Menschen einbezog, traten sie am deutlichsten hervor. Adelige aßen nicht nur andere Speisen und sprachen über andere Themen, sie taten es auch auf völlig unterschiedliche Weise. Eine ausgeprägt milieuspezifische Erziehung und Sozialisation bewirkte, daß Adelige sich in gewissen Situationen anders verhielten und reagierten, als ihre Umgebung. Das laarmoyante Klagen der Bürger und die devote Unterwürfigkeit der Bauern lösten bei ihnen nicht Mitleid, sondern Befremden aus. Etwa auch die Art, in der Bürger oder Bauern gewohnt waren, einer Person ihre Sympathie mitzuteilen, konnte bei einer oder einem Adelligen nicht verfangen und mußte in den meisten Fällen zu einem paradoxen Resultat führen. Die Umgangsformen des Adels waren mit denen ihrer Umwelt gänzlich inkompatibel, sodaß das adelige Milieu für seine Umwelt eine fremde Welt blieb und sich der Adel selbst ihr gegenüber zunehmend entfremdete. Molière hat aufs anschaulichste vorgeführt, wie hoffnungslos die Versuche waren, als Außenseiter in dieses Milieu einzudringen. Ein Aspekt dieser extrem gesteigerten Distanz gegenüber der Außenwelt war beim Adel eine nicht selten grotesk verzerrte Wahrnehmung der sozialen Realität, die die Kluft zwischen ihm und der Mehrheitsbevölkerung noch weiter vergrößerte. Berüchtigt sind seither Statements von der Art, wie sie etwa Madame de Sévigné abgab, wenn sie den Klagen ihrer Bediensteten entgegenhielt, die bukolische Existenz des Landmanns sei bekanntlich die natürlichste und lustvollste Lebensweise, oder jenes der Marie Antoinette von Frankreich, die ihren Untertanen riet, auf Kuchen auszuweichen, wenn das Brot ausgegangen war.

SARAH MAZA hat die Vermutung ausgesprochen, Adelige hätten ihre Untergebenen als eine andere Spezies betrachtet, die nicht über das Repertoire an Emotionen verfüge, die einem adeligen Menschen eigen waren.¹ Umgekehrt schien der Adel alles zu tun, um selbst vor seiner Umwelt als andere Spezies zu erscheinen. Wir wissen, daß die *Mystifikation* ein wesentliches, vielleicht sogar das wichtigste Element der Selbstdarstellung des Adels in der Öffentlichkeit

¹Vgl. Maza, Sarah C.: *Servants and Masters in Eighteenth-Century France. The Uses of Loyalty.* – Princeton: 1983, S. 195

war. Das Insistieren auf sozialer Distanz ist eine bewährte Technik, um sich Respekt zu verschaffen. Auf diese Weise baut das Individuum um sich eine Sphäre auf, die Ehrfurcht auslöst und die Legendenbildung stimuliert.² Zwei weitere Faktoren unterstützten die Effektivität dieser Interaktionsstrategie: Zahlreiche Ehrenrechte und Privilegien gaben dem Adel ein gesetzlich garantiertes Recht auf ehrfürchtige Behandlung und erzwangen bei der Umgebung den Respekt, der sonst nur durch Anerkennung persönlicher Autorität entsteht. Durch das Privileg des Hofzutritts wurde er außerdem in die Inszenierung des modernen Fürstenstaats integriert und partizipierte damit aktiv an der Mystifikation der absoluten Herrschaft. Diese Faktoren trugen dazu bei, daß die erkennbaren Unterschiede zwischen dem Adel und seiner Umwelt von ihr als Ausdruck einer endogenen Andersartigkeit aufgefaßt und schließlich, neben dem Recht auf die Privilegien des Adels, auch seine Autorität und sein Vorrang als angeborenes Gut akzeptiert werden konnten. Aber Menschen, die nicht nur über ererbte Rechte, sondern anscheinend auch über ererbte Qualitäten und Begabungen verfügen, unterscheiden sich von anderen wie Rennpferde von Nutzpferden.

Wenn Adelige die Hintergründe dieser Sachverhalte und die Grundlagen ihrer sozialen Stellung nicht bewußt reflektierten, blieb als einzige mögliche Erklärung für diese Unterschiede die Annahme einer prinzipiellen Andersartigkeit des adeligen Menschen. Weil diese Erklärung nicht nur plausibel war, sondern in der Praxis auch kein Anlaß bestand, das scheinbar Offensichtliche zu bezweifeln, konnte sich diese Anschauung langfristig etablieren und zu einem Element des Statusprofils des Adels werden. Ihr wurde kaum widersprochen, sie brauchte sich nicht durchzusetzen, denn die Lebensweise des Adels war so eigentümlich, sein Überlegenheitsbewußtsein so ausgeprägt und die Distanz zwischen ihm und seiner Umwelt so groß, daß die Annahme einer grundsätzlichen Andersartigkeit als geradezu evident erscheinen mußte. Wer nicht über die Kenntnis von sozialen Funktionszusammenhängen verfügte, hatte keinen Grund, an einer Überzeugung zu zweifeln, die durch die Alltagspraxis scheinbar permanent bestätigt wurde und überdies dem eigenen Überlegenheitsbewußtsein schmeichelte. Erst vor dem Hintergrund einer kritischen Analyse der Funktion sozialer Verhaltensweisen und der Ermittlung der Bedingungen und Ursachen ihrer Entstehung wird diese Anschauung unglaubwürdig und damit zu einem erklärungsbedürftigen Phänomen.

Wie kam es, daß der Adel eine Elitestellung erreichen konnte, die nicht durch funktionale Kriterien rational begründet zu werden brauchte, sondern sich gleichsam selbst aus sich selbst heraus legitimierte? Dem Adel durch Geburt anzugehören war bis ins 19. Jahrhundert eine hinreichende Begründung für den Anspruch auf elitären Status.³ Auch in frühmodernen Gesellschaften wurde der

²Vgl. Goffman, Erving: Wir alle spielen Theater. Die Selbstdarstellung im Alltag. – München/Zürich: 2. Aufl. 2004, S. 62-65

³„Status“ := „Die Stellung eines (Berufs-)Positionsinhabers auf den Abstufungen von Qualifikation, Einkommen und Prestige nennt man ‚Status‘. Aus den Einzelstatus‘ innerhalb der einzelnen Dimensionen sozialer Ungleichheit setzt sich der Gesamtstatus eines Menschen zusammen.“ Hradil, Stefan: Schicht, Schichtung und Mobilität. – In: Einführung in die Hauptbegriffe der Soziologie. Hg. von Hermann Korte und Bernhard Schäfers. – 3. Aufl. Opladen: 1995, S. 145-164, S. 151. Vgl. ferner: Lamnek, Siegfried: Artikel „Status“. – In: Wörterbuch der Soziologie. Hg. von Günter Endruweit und Gisela Trommsdorff. – 2. Aufl. Stuttgart: 2002, S. 575. Obwohl der Begriff „Status“ aus der Schichtensoziologie stammt und daher eigentlich zur Beschreibung einer geschichteten Sozialstruktur vorgesehen ist, ist es möglich, diesen Begriff auch in einem frühneuzeitlichen Kontext zu verwenden. Weil die Dimensionen Qualifikation,

Status von Personen und Kollektiven in der Regel durch Kriterien wie Funktion, Beruf, Vermögen usw. bestimmt; allein der Adel bildete hierbei eine Ausnahme (die aber nicht als solche behandelt werden darf, da es sich bei ihm um die Spitze der Gesellschaft handelte). Die präsumptive Prämisse, daß er die Qualifikation für seinen Status durch Geburt erwerben könne und erwirbt, bewirkt z. T. bis in die Gegenwart, daß der elitäre Status des Adels nicht den normalen Regeln des Statuserwerbs folgt. Adelige und der Adelsstand im allgemeinen sind in gewisser Weise von der Konkurrenz um die günstigen gesellschaftlichen Positionen dispensiert. Weil Adelige ihren Status daher auch nicht verlieren können, kann der Adelsstand insgesamt nicht untergehen. Hierin liegt der Hauptgrund sowohl für seine Beständigkeit und die erstaunliche Überlebensfähigkeit, als auch für seine anhaltende Attraktivität. So könnte die Beantwortung der Frage nach der bemerkenswerten Persistenz des Adels auch mit der Erörterung der Frage beginnen, warum er am Ende des Mittelalters nicht verschwunden ist. Geht man davon aus, daß der europäische Adel mehrheitlich auf das mittelalterliche Rittertum zurückgeht, hätte er als Stand verschwinden müssen, sobald seine primäre Funktion obsolet und damit seine Legitimationsbasis ungültig geworden war, wie ein Handwerksberuf, dessen Produkte nicht mehr benötigt werden. Er blieb, und auf der Basis einer neuen Legitimationstheorie baute er seine Position aus und machte sie beinahe unangreifbar.

Ein eigenes Milieu zu bilden und einen entsprechenden spezifischen Lebensstil zu pflegen ist für jede Elite typisch. Im Unterschied zu allen anderen, insbesondere modernen Eliten war für den Adel hingegen kennzeichnend, daß sich sein Status nicht aus der Verfügung über Vermögen (ökonomischem Kapital), Lebensstil und Qualifikation (kulturellem Kapital) ableitete, sondern aus der rechtlich fixierten Verfügung über eine Standeszugehörigkeit. Dieser Umstand war die Voraussetzung dafür, daß die aristokratische Form der Mystifikation funktionieren konnte, denn in dieser Hinsicht unterschied er sich grundsätzlich von anderen Eliten: Sein Status wurde nicht erworben, ging nicht aus Leistung und Anstrengung hervor und war von materiellen Faktoren weitgehend unabhängig. Ein Aristokrat wurde nicht erst durch einen aufwendigen Lebensstil zu dem was er war. Durch adelige Repräsentation wurde nicht Wohlstand, sondern die Überlegenheit durch familiäre Herkunft demonstriert. Es ist für das Verständnis des Adels als historisches und soziales Phänomen von entscheidender Bedeutung, daß die Überzeugung von der kategorialen Andersartigkeit und substantiellen Überlegenheit des adeligen Menschen ein fest verankerter Bestandteil

Einkommen und Prestige auch in vor- und frühmodernen Gesellschaften relevante Faktoren für die Positionierung in der Sozialstruktur waren, kann auch der frühneuzeitliche Adel (mit Vorbehalt) als Statusgruppe beschrieben werden. Es muß aber ausdrücklich betont werden, daß damit für die frühe Neuzeit keine geschichtete Sozialstruktur, wie sie in modernen Gesellschaften besteht, unterstellt werden soll. Wenn im Verlauf der folgenden Untersuchungen vom Status des Adels die Rede ist, dann ist damit nicht mehr als seine Position in der sozialen Hierarchie gemeint, die, neben anderen spezifisch frühneuzeitlichen Faktoren, auch durch Qualifikation, Einkommen und Prestige festgelegt wurde. Ein ernsteres Problem wirft dabei lediglich die Statusdimension *Prestige* auf, weil diese die Variabilität des Ansehens voraussetzt und überdies an die Zugehörigkeit zu einer Berufsgruppe gebunden ist. Diese Definition wird der frühneuzeitlichen Gesellschaft nicht gerecht. (Vgl. die Erörterung dieses Problems im Abschnitt *Reaktion und Adaption*.) Der Statusfaktor der ständischen Ehre, die, im Unterschied zum Prestige, meistens konstant und nicht ausschließlich von Beruf abhängig war, kann durch die Ersetzung durch den Begriff „Ansehen“ berücksichtigt werden. Prestige durch den Faktor *Ehre* zu ersetzen wäre nicht praktikabel, da dieser Begriff mehrdeutig war und ist und nicht nur die soziale Stratifikation betraf.

der sozialen Realität der frühneuzeitlichen Gesellschaft und ihrer Wahrnehmung war. Das Argument, eine für den Adel günstige Rechtsordnung hätte ihn in seiner Position gehalten, reicht nicht aus, um die Legitimität seiner Position zu erklären. Seine Dominanz wurde nicht nur akzeptiert, weil er die Macht und das Gesetz auf seiner Seite hatte, denn auch diese Faktoren bedürfen einer tragfähigen theoretischen Legitimation. Den Kern dieser Legitimation bildete der Glaube an eine ererbte Überlegenheit, die gleichzeitig zur Herrschaft qualifiziere und berechtige.

Hypothese

Die beiden Teile der vorliegenden Untersuchung beschäftigen sich mit dieser Hypothese auf unterschiedliche Art. Zunächst wird nachvollzogen, wie das aristokratische Überlegenheitstheorem unter dem Einfluß des frühmodernen Fürstenstaats bzw. des Absolutismus' entstand. Das Ergebnis dieser Untersuchung ist die Skizze eines Modells, das die Bedeutung des Begriffs „Adel“ beschreibt. Sie geht von der Annahme aus, daß sich die Vorstellung vom Adel und sein Konzept in seinem Begriffsinhalt zeigt. Die ersten beiden Abschnitte sind daher keine Geschichte des frühneuzeitlichen Adels im herkömmlichen Sinn, sondern verfolgen die Absicht, durch die Beschreibung der Veränderung der Bedeutung des Begriffs „Adel“ die Veränderung der Konzeption des Phänomens zu beschreiben, das er bezeichnet.

Was im zweiten Abschnitt auf der Basis publiziert vorliegender exemplarischer Forschungen versucht wird, wird im vierten Abschnitt durch die Auswertung einer für diesen Zweck besonders geeigneten Quelle überprüft. Der Kern der Hypothese, die sich aus den verfügbaren Forschungsergebnissen ergibt, lautet:

Der frühneuzeitliche Adel wurde als Stand betrachtet, dessen Mitglieder durch ererbte Disposition zur Ausübung von Herrschaft sowohl qualifiziert, als auch berechtigt waren. Herrschaftsausübung war ihre soziale Funktion und ihr Existenzzweck.

Der primäre Zweck der vorliegenden Untersuchung besteht in der Prüfung dieser Hypothese anhand einer Quelle, aus der die in Teilen der Bevölkerung tatsächlich verbreitete Auffassung vom Adel besonders gut hervorzugehen scheint. Aus den Auffassungen über die Bedeutung des Adels, wie sie in Anträgen auf Erhebung in den Adelsstand zu Ausdruck kommen, kann überprüft werden, ob die Aussagen der Hypothese zutreffen. Sie ist demnach bestätigt, wenn sich die in den Quellen vertretenen Meinungen mit der Hypothese decken.

Die vorliegenden Quellen enthalten jedoch wesentlich mehr Informationen als zur Diskussion dieser Hypothese notwendig ist. Zunächst lassen sich aus Nobilitierungsanträgen die Motive ermitteln, die Personen noch im 17. und 18. Jahrhundert auf dem Territorium des Heiligen Römischen Reichs bewogen, den Adelsstand anzustreben. Sie geben Auskunft über die Gründe für die anhaltende Attraktivität des Adelsstands, die zuvor im dritten Abschnitt statistisch nachgewiesen wurde. Von besonderem Interesse sind dabei aber die Argumente, die die Antragsteller vorbrachten, um ihre Adelswürdigkeit zu beweisen, denn aus ihnen gehen die Eigenschaften hervor, die dem Adel zugeschrieben wurden und die das Konzept des Adels inhaltlich konstituierten. Zugleich reflektieren sie die Veränderung, die dieses Konzept durch die politische Instrumentalisierung des Nobilitierungsrechts seitens der kaiserlichen Regierung im Sinn einer absolutistischen Elitenpolitik erfuhr. Die sozialen Selbstcharakterisierungen von Aufsteigern veranschaulichen auf diese Weise die merkwürdige Entwicklung des Adels von einer konkreten, funktional und politisch definierten Korporation zu

einem abstrakten Herrschaftsstand, seine Spaltung und schließlich seine Reduktion auf ein Statussymbol.

Kapitel 1

Noblesse oblige oder: Was heißt „Adel“?

Noblesse oblige ist wahrscheinlich das verbreitetste Cliché, mit dem der Grundgedanke des Adels beschrieben worden ist. Daß diese Floskel seit langer Zeit in mehr oder weniger trivialen Kontexten, in Groschenromanen und Kostümfilmern aber auch in seriösen Reportagen in solchem Ausmaß strapaziert wird, daß sie zum Gemeinplatz werden konnte weist darauf hin, daß es sich dabei offensichtlich um eine sehr mächtige und erfolgreiche Formel handeln muß. Gleichwohl ist man geneigt, Aussagen dieser Art zu übergehen, sie als Phrasen zu disqualifizieren und als für die Zwecke wissenschaftlicher Forschung irrelevant und ungeeignet abzutun. Andererseits würden sie kaum so häufig wiederholt worden sein, wenn sie sich nicht in irgendeiner Weise bewährt und als zweckdienlich erwiesen hätte. Das legt nahe, daß es ein Fehler wäre, sie zu unterschätzen. Daß insbesondere Adelige selbst, sofern sie an der Existenz des Adels und seiner Berechtigung in der Gegenwart festhalten, sich vorzugsweise des *Noblesse oblige* oder einer damit äquivalenten Redensart bedienen, ist ein deutlicher Hinweis darauf, daß er immerhin geeignet zu sein scheint, einen zentralen Aspekt adeliger Identität adäquat zu charakterisieren. Wenn also dieser Slogan, trotz seiner Beliebtheit als Mittel zur adeligen Selbstcharakterisierung wegen seiner Phrasenhaftigkeit schon nicht als ernsthaftes empirisches Faktum gewertet werden darf, so kann er immerhin als Ausgangspunkt für eine weitere Erörterung der Eigenschaften, die den Adel konstituieren, nützlich sein.

Wahrscheinlich liegt der Grund für den Erfolg des *Noblesse oblige*, wie bei fast allen erfolgreichen Slogans, u. a. in seiner orakelhaft vagen Formulierung. Man muß ihn deuten, um ihn zu erfassen. Wörtlich genommen sagt die Aussage denkbar wenig aus. Kfz-Mechaniker zu sein verpflichtet auch. Mutter bzw. Vater zu sein sowieso etc. Aber sich auf Orakelsprüche einzulassen führt bekanntlich zu nichts! Anstatt sie zu deuten/interpretieren/auszulegen etc., kann man sie auch analysieren.

Der Begriff „verpflichtet“ gehört zwar nicht zu den sog. *synsemantischen Ausdrücken* im engeren Sinn, also zu solchen, die keine eigene Bedeutung haben, solange sie nicht sinnvoll mit anderen kombiniert werden, kann oder muß aber in diesem Zusammenhang trotzdem als solcher behandelt werden. Mit anderen Worten: *Verpflichtung* muß konkretisiert werden, um sinnvoll sein zu können.

Kfz-Mechaniker sind verpflichtet, Autos so gut (und so billig) wie möglich zu reparieren. Eltern haben Verpflichtungen gegenüber ihren Kindern usw. Die Verpflichtungen von Kfz-Mechanikern und Eltern lassen sich leicht aus der jeweiligen Funktion ableiten. Sie liegen quasi auf der Hand; Zweifel darüber kann nur über gewisse Details bestehen. Im Fall des *Noblesse oblige* dürften die Dinge aber anders liegen: Hier sind sehr wahrscheinlich keine konkreten Verpflichtungen gemeint. Vielmehr soll ausgedrückt werden, daß der Adel Verpflichtung als allgemeines Prinzip verkörpert.¹ Wozu er auch immer verpflichtet ist, er ist es in ganz besonderem Ausmaß. Wohin Adelige auch gestellt werden, sie erledigen die ihnen übertragenen Aufgaben – ob als Eltern oder Kfz-Mechaniker – besonders verlässlich und gewissenhaft. Eben die Neigung, Verpflichtungen besonders ernst zu nehmen, unterscheidet sie auch von anderen. Der *Pflicht* nachzukommen und sie unter allen Umständen mit Würde zu erfüllen, wird als Frage der spezifischen Ehre angesehen. Auf den ersten Blick erscheint eine solche Sichtweise als ein typisches Immunisierungsargument. Sie entbindet scheinbar von jeder Konkretisierung. Insbesondere die übliche Verbindung von Pflicht mit Ehre weist auf eine moralische Legitimationsfunktion hin. Hier einfach eine bestimmte Absicht oder gar eine entsprechende Strategie zu unterstellen, wäre aber eine Simplifizierung. Eher sollte das *Noblesse oblige* als Ausdruck einer spezifischen Disposition betrachtet werden, die von konkreten sozialen Funktionen unabhängig ist. Adel sei keine Funktion, sondern gehe darüber hinaus und sei daher vielmehr ein Phänomen, auf das die Begriffe *Mentalität* oder *Habitus* zuzutreffen scheinen. Wendet man soziologische Kategorien an, wäre er als *Milieu* zu bezeichnen, also als „die bei einer bestimmten Personengruppe typischerweise zutreffenden Grundwerte, Grundeinstellungen und Verhaltensmuster, z.B. die Verzahnung traditioneller Werte, politisch konservativer Einstellungen und Pflichtbewußtsein im konservativen Milieu.“²

Die Bedeutung, die Teile des Adels offenbar bis in die Gegenwart dem Wert der Pflichterfüllung beimessen, verweist darüber hinaus auf dessen Verankerung in der Weltanschauung des ständischen Gesellschaftssystems.³ Eine der wesentlichen Eigenschaften einer ständischen Gesellschaft besteht in der Vorstellung, daß deren Mitglieder eine festgelegte und zugeschriebene Funktion in ihr zu erfüllen haben. Aus der jeweiligen Funktion leiten sich spezifische Pflichten ab, deren Erfüllung jedem Individuum obliegt.⁴ Aufgabe und Bestimmung jedes In-

¹Vgl. Schalk, Ellery: *From Valor to Pedigree. Ideas of Nobility in France in the Sixteenth and Seventeenth Centuries.* – Princeton/New Jersey: 1986, S. 159. La Roque, Gilles André de: *Traité de la noblesse et toutes ses différentes espèces.* – Rouen: 1734, S. 251. Grassby, R. B.: *Social Status and Commercial Enterprise under Louis XIV.* – In: *Economic History Review* (series 2) 13 (1960), S. 19-38

²Hradil, Stefan: *Schicht, Schichtung und Mobilität.* – In: *Einführung in die Hauptbegriffe der Soziologie.* Hg. von Hermann Korte und Bernhard Schäfers. – 3. Auflage, Opladen: 1995, S. 161

³Vgl. Walterskirchen, Gundula: *Der verborgene Stand. Adel in Österreich heute.* – Wien/München: 1999, S. 120. Obwohl es sich bei dieser Arbeit um die publizierte Fassung einer Dissertation an der Universität Wien handelt, muß aus methodischen Gründen ihr wissenschaftlicher Wert dringend bezweifelt werden. Allzu offensichtlich verfolgt Walterskirchen mit ihr den Zweck einer politischen Kritik am Verbot adeliger Titel in Österreich. Diesen Zweck hätte sie vielleicht erfüllt, wäre sie differenzierter, konsistenter und weniger oberflächlich ausgefallen und hätte sich die Autorin eingehender mit den Grundlagen des zu analysierenden Phänomens auseinandergesetzt.

⁴Vgl. Strasser, Hermann: *Stand.* – In: *Wörterbuch der Soziologie.* Hg. von Günter Endrweit und Gisela Trommsdorff. – 2. Aufl. Stuttgart: 2002, S. 570 f

dividuum bestehen danach in der Erfüllung der Pflichten, die ihnen durch die Positionierung in der Gesellschaft auferlegt werden. Faßt man sich selbst als Angehöriger eines Stands anstatt einer Schicht, Klasse, Berufsgruppe etc. auf, so ergibt sich daraus die Definition der eigenen sozialen Stellung durch die spezifischen Pflichten von selbst. *Noblesse oblige* könnte in diesem Sinn auch einfach die Definition des Adels als Stand im Gegensatz zu moderneren Formen sozialer Stratifikation bedeuten und dementsprechend als Ausdruck der adeligen Identität als Elite einer Gesellschaft angesehen werden, die zwar untergegangen ist, deren Grundsätze aber weiterhin als legitim und gültig aufgefaßt werden. Man kann darin neben dem Versuch einer objektiven sozialen Selbstcharakterisierung und -positionierung auch eine subjektive Haltung in Form einer impliziten Kritik ausmachen. Diese für das wertkonservative Milieu kennzeichnende Attitüde, derzufolge die eigene Gruppe an den überlieferten Werten festhält, während die übrige Gesellschaft deren Gültigkeit nicht mehr anerkennen zu müssen glaubt, ist Ausdruck stillen Protests und eines passiven Boykotts fundamentaler Werte der modernen Gesellschaft.

Hierin besteht auch ein Teil der ideologischen Funktion des *Noblesse oblige*. Es will sagen: Lebte man in einer nach zeitinvarianten Prinzipien ausgerichteten und verfaßten Gesellschaft, dann wäre der Adel eine Elite. Er ist es nicht, weil die Gesellschaft vom rechten Weg abgekommen ist. GUNDULA WALTERSKIRCHEN beschreibt diese Haltung, auf den österreichischen Adel der Gegenwart bezogen, folgendermaßen:

„[Der Adel] hat sich mit der Republik abgefunden. Man paßte sich an die neuen Verhältnisse aufgrund der mangelnden Alternativen an. Gänzlich mit der Republik ausgesöhnt hat sich der Adel aber nicht. Denn die Republik anerkennt [sic] seine auf Geburt beruhende Elitefunktion nicht an, sondern bildet ihre Elite auf Basis eines breiten Wettbewerbs.“⁵

Einerseits dürfte das Verständnis des *Noblesse oblige* als Haltung und Dispositiv das authentischste sein, andererseits bleibt es als Beschreibung des Phänomens Adel unbefriedigend. Vor dem Hintergrund der anerkannten Tatsache, daß der Adel, v. a. in der Vergangenheit, natürlich positiv feststellbare und beschreibbare Eigenschaften aufwies, die offensichtlich über bloße Verhaltensdispositionen hinausgingen, ist sie eindeutig zu unverbindlich, wenn nicht sogar irreführend. Es ist nur allzu bekannt, daß gerade Adelige ganz bestimmte Dinge in der Regel nicht tun bzw. taten (was natürlich nicht heißen soll, Adel könne nur negativ beschrieben werden.) Man denke etwa an das eigentümliche Verhältnis des Adels zu gewissen Formen manueller Erwerbstätigkeit. Indem es die Angabe konkreter Eigenschaften geschickt zu umgehen verhilft, hat das *Noblesse oblige* die Funktion jener eleganten Bonmots, mit denen man in der feinen Konversation Fragen auszuweichen pflegt.⁶ Gerade in seiner intendierten Vagheit erweist es sich zu sehr als ideologisch motiviertes Legitimationsargument, als daß es als hinreichende Beschreibung wesentlicher adeliger Eigenschaften akzeptiert werden könnte. Würde man sich davon abbringen lassen, weiter nach konkreten Eigenschaften des Adels zu fragen und zu suchen, wäre man das Opfer genau jener taktischen Täuschung, der das *Noblesse oblige* dient.

⁵Walterskirchen: S. 67

⁶Wann das *Noblesse oblige* erstmals aufgetaucht ist, läßt sich schwer feststellen. Zweifellos ist es aber aus historiographischer Sicht eher rezent, d. h. kaum älter als zweihundert Jahre. In frühneuzeitlichen Quellen ist es in dieser Form jedenfalls nicht zu finden.

Setzen wir daher die Analyse des *Noblesse oblige* in einer anderen Richtung fort. Adel verpflichtet also – aber wozu? Der Begriff „Verpflichtung“, ist mit dem der „Verantwortung“ verwandt und ist in erster Linie eine ethische Kategorie. Aus der Perspektive empirischer Wissenschaften, wie der Sozialwissenschaft (aber auch der deskriptiven Ethik) besteht die Ursache für bestimmte Handlungsweisen in spezifischen sozialen Bedingungen, die durch Status und andere soziale Kriterien festgelegt sind und die konkreten Handlungsspielräume bestimmen. Art und Grad individueller Verantwortung wird demnach weniger als Konsequenz ethischer Überlegungen, sondern als Resultat der sozialen Lage gesehen. Aus der Stellung, die ein Individuum als Teil einer sozialen Figuration in einer Gesellschaft einnimmt, leiten sich Erwartungen bezüglich individueller Handlungsweisen ab. Ob und in wie weit ein Individuum diesen spezifischen Erwartungen entspricht, entscheidet darüber, ob es als Teil der jeweiligen Figuration anerkannt wird. Hierbei ist sowohl die Bewertung der Handlungsweisen durch die anderen Mitglieder der jeweiligen Figuration, als auch die Bewertung von *Außen*, d. h. durch die Mitglieder anderer Figurationen entscheidend. Ein Pfarrer etwa, der sich nicht wie ein solcher verhält, also gegen fundamentale Verhaltensvorschriften verstößt, indem er beispielsweise ein außereheliches (bzw. eheliches) Verhältnis zu einer Frau unterhält und/oder Drogenkonsument ist, läuft Gefahr, nicht nur von der kirchlichen Autorität angefochten zu werden, sondern auch die Anerkennung durch seine Gemeinde zu verlieren. Kritik oder Ablehnung beider Seiten gefährden gleichermaßen seinen aktuellen Status.

Insbesondere der Status von traditionellen Eliten ist in dieser Hinsicht prekär. Dieser ist nämlich, indem er zu einer besonders exponierten Stellung berechtigt, immer in mindestens ebenso starkem Ausmaß zugeschrieben wie erworben. Dieser Faktor unterscheidet traditionelle von modernen Eliten (die man auch als Standes- bzw. Leistungseliten kennzeichnen kann). Im Unterschied zu modernen (Leistungs-)Eliten, deren Status weitgehend durch erworbene oder wenigstens grundsätzlich erwerbzbare oder beeinflussbare Statuskriterien, wie Einkommen, Qualifikation und berufliche Stellung bestimmt wird, werden traditionelle (Standes-)Eliten durch Kriterien charakterisiert, die kaum individuell beeinflusst werden können. In dieser Hinsicht erweist sich der Adel als ein typisches Residuum der traditionellen Gesellschaft, für die generell die Dominanz des zugeschriebenen über den erworbenen Status kennzeichnend ist. Aber auch von anderen mehr oder weniger traditionellen Eliten, wie beispielsweise Priestern oder Beamten unterscheidet sich der Adel wesentlich. Das Kriterium des zugeschriebenen Status' trifft auf ihn in besonderer Weise zu, weil er bekanntlich, anders als andere traditionelle Eliten, spätestens seit dem 17. Jahrhundert ausschließlich als Geburtsstand angesehen wird. Die Zugehörigkeit zum Adel gilt formal als durch die familiäre Herkunft hinreichend bestimmt.

Darüber hinaus verfügt der Adel über Statussymbole, die für moderne Eliten seit jeher ungeheuer attraktiv waren, ihnen aber trotz verzweifelter Anstrengungen gleichwohl immer unzugänglich blieben. Jene Mischung aus Bewunderung und Mißgunst, mit der die reiche aber bürgerliche Tony Buddenbrook von ihrer Pensionatsgenossin Armgard von Schilling, der Tochter eines Mecklenburger Krautjunkers schwärmt, beschreibt präzise die Lage des vermeintlich unverdienten ewigen Zweiten. Tony ist überzeugt, daß dieses ersehnte *von* ihr selbst viel besser stehen würde als Armgard, die es aus Mangel an Vornehmheit gar nicht verdient. („Mein Gott, sie weiß ihr Glück nicht einmal zu schätzen!“) Mit ihrem außergewöhnlich ausgebildeten Sinn für soziale Rangunterschiede erkennt die

junge Tony, daß der Wohlstand und der Standesdünkel der engen hansestädtischen Sphäre vor dem diskreten Charme der saturierten alten Elite kapituliert. Das durch wirtschaftlichen Erfolg und kulturelle Ambitionen konstituierte und genährte bürgerliche Überlegenheitsgefühl scheint machtlos gegenüber selbst den marginalsten äußeren Zeichen, die selbst dann noch Macht, Einfluß, Prestige und alles, was gesellschaftlich erstrebenswert ist, symbolisieren, wenn das, was sie symbolisieren, längst nicht mehr existiert. Diese ambivalente Haltung ist bezeichnend für das von modernen Eliten oft schmerzhaft empfundene Prestigedefizit gegenüber dem Adel. Das einerseits durch nüchternen Realismus geprägte Bürgertum des 19. und 20. Jahrhunderts hegte andererseits eine schwärmerische Bewunderung für das einzige, was es selbst nicht besaß: die historische Legitimation, oder, mit anderen Worten: die Geschichte.

Nicht nur auf den ersten Blick scheint ein durch Geburt erworbener Status gegen Statusverlust immun zu sein. Die Gefahr des sozialen Abstiegs scheint für den Adel prinzipiell nicht zu bestehen.⁷ Diese Besonderheit ist in der öffentlichen Wahrnehmung stark verankert und macht wahrscheinlich einen wesentlichen Teil der Faszination aus, die der Adel noch immer ausübt. Dabei scheint die erwähnte ungenaue Definition des adeligen Status⁸ diesem Sachverhalt entgegen zu kommen. Selbst extremste Fälle von Statusinkonsistenz können seinem Prestige nichts anhaben. Adelige bleiben was sie sind, auch wenn sie Tätigkeiten ausüben, die in den untersten Rängen der Prestigehierarchie rangieren oder unter Umständen leben, die am Existenzminimum liegen. Ein solcherart durch Geburt erworbener adeliger Name und der damit verbundene Status kann niemals verlorengehen.⁹ Solche Beispiele von scheinbarer Statusinkonsistenz können im Alltag weniger egalitärer Gesellschaften (wie etwa der österreichischen, in der überdies die Namen der alten Familien, obgleich ihrer Titel entkleidet, noch durchwegs bekannt sind) mitunter noch immer erhebliche Verwirrung verursachen. Ein Hippie, der einen (seinen!) Siegelring trägt, ein linker Aktivist, der zwar alle äußeren Attribute ablehnt, aber weiterhin einen unverkennbar adeligen Namen führt und als Zeitvertreib über Jahrzehnte gegen den Chef des Hauses Österreich prozessiert (Fehde?), ein Student, unauffällig und „normal“, der im Gespräch fallen läßt, daß sein Familienname mit dem Namen seines Wohnorts identisch ist, ein anderer, der erstaunt und ratlos über die zwiespältigen und bisweilen hämischen Reaktionen mancher Leute auf sein „ganz normales von“ berichtet, schließlich die häufig zu hörende Wendung, jemand sei zwar adelig, *aber sonst ganz normal*, bezeugen die eigentümlich widersprüchliche Lage, in der sich der Adel in der gegenwärtigen Sozialstruktur, sowohl in Bezug auf seine Selbsteinschätzung als auch auf dessen Wahrnehmung durch die Umwelt befindet.⁹ Egal wie *demokratisch* man (als Nicht-Adeliger) eingestellt sein und sich in solchen Situationen verhalten mag; Objektiv sind dies zweifellos Indizien

⁷Diese Eigenschaft trifft auf den britischen Adel nicht zu, weil dort nur die Zugehörigkeit zum *peership* gesetzlich geregelt, nicht aber die zur *gentry*. So haben bereits die Enkel eines Herzogs keinerlei Anspruch auf adelige Attribute (außer einer von adeligen Symbolen bereinigten Version des Familienwappens).

⁸Paradoxerweise sind adelige Attribute in demokratischen Republiken der Gegenwart noch besser geschützt als sie es in den Monarchien der Vergangenheit waren, da durch deren formelle Abschaffung die gesetzliche Bedrohung mit Standesverlust bei unstandesgemäßem Verhalten gegenstandslos wurde.

⁹Diese Beobachtungen beruhen auf persönlichen Erfahrungen des Autors. Derselbe dankt Karoline Dachenhausen, Theodor Salvator Mels-Colloredo, Franz Degenfeld-Schonburg und Rüdiger v. Krosigk.

für eine soziale Anomalie, d. h. für den Widerspruch zwischen den gleichzeitig bestehenden Resten einer traditionellen Statusauffassung und den Werten der modernen demokratischen *Leistungsgesellschaft*. Dadurch steht der Adel in gewisser Weise außerhalb der sozialen Regeln des Statuserwerbs. Während die übrigen Mitglieder einer Gesellschaft unter Umständen Zeit ihres Lebens und unter beträchtlichen persönlichen Opfern damit beschäftigt sind, einen angestrebten sozialen Rang zu erwerben oder zu verteidigen, scheinen sich Adelige in der Gewißheit zu bewegen, ganz selbstverständlich über das zu verfügen, was so viele haben wollen und den meisten trotzdem unerreichbar ist. Sie sind quasi vom allgemeinen Konkurrenzkampf um die hohen Statuspositionen befreit. Adel heißt eben: „immer schon jemand zu sein, bevor man jemand wird.“¹⁰

Jüngst wurde von ALEXANDER VON SCHÖNBURG auf recht ungewöhnliche und amüsante Weise bestätigt, daß diese soziale Sonderstellung nicht nur objektiv und in den Vorurteilen der Umwelt, sondern auch in der subjektiven Wahrnehmung des Adels selbst besteht. Der Publizist versuchte, dem von sozialen Abstieg bedrohten neuen Mittelstand die Haltung zu vermitteln, mit dem der Adel materielle Verluste so zu kompensieren verstand, daß sie nicht zu einem drastischen Status- oder gar Identitätsverlust führten.

„Aus eigener Erfahrung darf ich sagen: Relatives Verarmen kann, mit der rechten Haltung verbunden, sogar ein Stilvorteil sein. Meine Familie verarmt bereits seit mehreren hundert Jahren, daher finde ich es selbstverständlich, dass ich in einer Zeit wie dieser mit ein paar Ratschlägen aushelfe, wie man verarmt und sich dabei trotzdem reich fühlt.“¹¹

Sein Angebot besteht in der Vermittlung von Methoden, mit denen aus der Not eine Tugend gemacht werden kann, indem die Regeln der Konsumgesellschaft als Ursachen für das Unbehagen am Statusverlust erkannt und verurteilt werden. Dabei handelt es sich im wesentlichen um dieselbe Strategie, mit der sich das adelige Milieu den Normen der bürgerlichen Leistungsgesellschaft entzieht, indem es an traditional legitimierten aristokratischen Werten festhält. Dazu gehört u. a. eine demonstrative Indifferenz gegenüber materiellen Werten und die Verachtung derer, für die Leistung und Erwerbsarbeit Lebenszweck sind. (Diese Haltung teilt er mit der Bohème, und wie diese bildet der traditionalistische Teil des Adels in dieser Hinsicht objektiv eine Subkultur.) Mit dieser von modernen Normen abweichenden Einstellung hält er eine Distanz zur Umwelt aufrecht, die, dank ihrer kulturellen Legitimation, nicht deviant ist. Der Adel darf anders sein, weil seine alternativen Spielregeln die Normen einer Elite sind:

„Wohlstand hängt nicht davon ab, viel Geld oder viele Dinge anzuhäufen, man kann ihn sich nur durch die richtige Haltung aneignen. Zu dieser Haltung gehört die Fähigkeit, verzichten zu können, wo alle zulangen, den Lebensstil der anderen nicht zum Maßstab für einen selbst werden zu lassen.“¹²

Schönburg propagiert durchaus keinen alternativen Lebensstil, der sich gegen Konsummentalität und Konformismus wendet. Er lehnt die Regeln der Kon-

¹⁰Bastl, Beatrix: Haus und Haushaltung des Adels in den österreichischen Erblanden im 17. und 18. Jahrhundert. – In: Der europäische Adel im Ancien Régime. Von der Krise der ständischen Monarchien bis zur Revolution (ca. 1600-1789). Hg. von Ronald G. Asch. – Köln/Weimar/Wien: 2001, S. 263 ff., S. 283. Vgl. ferner: Werner, Karl Ferdinand: Schlußwort. – In: Nobilitas. Funktion und Repräsentation des Adels in Alteuropa. Hg. von Otto Gerhard Oexle und Werner Paravicini – Göttingen: 1997, S. 453-462, S. 459

¹¹Schönburg, Alexander v.: Die Kunst des stilvollen Verarmens. Wie man ohne Geld reich wird. – Berlin: 2005, S. 17

¹²Schönburg, S. 25

sumgesellschaft nicht ab, weil sie oberflächlich und schädlich, sondern weil sie würdelos, degoutat und lächerlich sind. Den normalen Konsumenten entlarvt er als willenloses Herdentier oder Parvenu. Er positioniert sich nicht als Aussteiger oder Revolutionär außerhalb, sondern über den Regeln, mit denen in der bürgerlichen Gesellschaft symbolisches Kapital verteilt wird. Statusverlust kann auf diese Weise nicht nur wirkungsvoll verschleiert werden, sondern wird v. a. subjektiv nicht mehr als solcher erlebt. Schönburgs Empfehlung könnte auch so formuliert werden: Wer nach den Werten des Adels lebt, erlebt sich auch dann noch als elitär, wenn er kein (mehr) Geld hat.

Seine Alternative wird besonders dort als genuin aristokratisches Denken sichtbar, wo sie explizit reaktionäre Züge trägt:

„Wir müssen uns wieder daran erinnern, dass Arbeit über weite Teile unserer Geschichte hinweg nichts Ehrenvolles war. Ehrenvoll war es, Menschen zu helfen, sie zu verarzten, sie zu lehren oder zu beschützen. Gearbeitet wurde aus Not oder aus Geldgier.“¹³

Schönburg ignoriert, daß Arbeit in der vormodernen Gesellschaft für die überwiegende Mehrheit durchaus nicht unehrenhaft war, sondern lediglich für den Adel. Er generalisiert seine eigene, unzweifelhaft aus einer aristokratischen Sozialisation resultierende Auffassung und unterstellt sie als Norm, die nicht nur in der Vergangenheit gültig war, sondern es auch noch in der Gegenwart ist.

Der einzige moderne Aspekt in Schönburgs Argumentation besteht in der Aussage, jeder Mensch könne – unabhängig von seiner Herkunft – die aristokratische Mentalität übernehmen, läßt dabei jedoch außer Acht, daß die Rolle des verarmten Grandseigneur nur glaubhaft spielen kann, wer zuvor als Grandseigneur akzeptiert wurde. Menschen, die nicht über das symbolische und kulturelle Kapital des Adels verfügen, sich aber trotzdem so verhalten, werden nicht respektiert, sondern als Hochstapler oder bestenfalls als Snobs stigmatisiert. Doch selbst dieser Aspekt ist im Grund nicht egalitär, denn die implizit vertretene Überzeugung, Adel sei primär eine Frage der Haltung und habe mit dem realen Status seiner Mitglieder nichts zu tun, ist eine verbreitete Legitimationsstrategie, mit der der Adel den Vorwurf des Dünkels abwehrt.

Obwohl einerseits genau die Unangreifbarkeit des adeligen Status' einen wesentlichen Teil seiner Anziehungskraft ausmacht, war er andererseits seit dem 17. Jahrhundert der bevorzugte und wichtigste Ansatzpunkt zur Kritik und Stein des Anstoßes. Im 18. Jahrhundert wendete die Aufklärung die Legitimation des Adels durch Geburt gegen ihn selbst. Weil hier nicht der Ort ist, dieses komplexe Thema ausführlich zu erörtern, kann stellvertretend für diese Tendenz die Frage des René Louis Marquis d'Argenson (1694-1757) stehen, was grausamer sein könnte als von Leuten übergangen zu werden, deren einziges Talent darin besteht, adelig geboren und reich zu sein.¹⁴ Die Aufklärung, die vom Adel die Idee des unveräußerlichen und natürlichen Rechts des Individuums

¹³Schönburg, S. 79 f

¹⁴Vgl. René Louis de Voyer, Marquis d'Argenson: Journal et mémoires d'Argenson. Vgl auch Chausinand-Nogaret, Guy: The French Nobility in the Eighteenth Century. From Feudalism to Enlightenment. – Cambridge: 1985, S. 19 f. Von d'Argenson konnte man, als einem Mitglied der *noblesse de robe*, derartiges Verständnis und Einfühlungsvermögen für zurückgesetzte Nicht-adelige vielleicht eher erwarten als von Angehörigen anderen, traditionell konservativer eingestellten Adelsfraktionen. Die Eindeutigkeit, mit der er die Sache aus der Perspektive des Adligen betrachtet ist aber in gleicher Weise Ausdruck für den Grad der Aristokratisierung neunobilitierter Adelliger, der in Frankreich im 18. Jahrhunderts erreicht war.

übernommen hatte¹⁵, war allerdings weniger an den Statureigenschaften des Adels selbst als an dessen Auswirkungen auf die Politik und die Entwicklung der Gesellschaft interessiert. Man stellte die Frage, wodurch sich rechtfertigen ließe, daß adelige Geburt das Recht auf politische Macht und soziale Privilegien einschließt. Ein Teil der aufklärerischen und nicht zuletzt der revolutionären Publizistik in Frankreich erzeugte dadurch bei der Nachwelt den Eindruck, der Adel hätte bis zum 18. Jahrhundert ein Monopol auf alle Formen der Macht gehabt, ausschließlich er hätte uneingeschränkten Zugang zu allen einflußreichen Positionen in Politik und Gesellschaft gehabt, hätte durch seine feudalen Privilegien unbeschränkte Autorität gegenüber dem Rest der Bevölkerung ausgeübt und diese ausnahmslos dazu mißbraucht, sie zu tyrannisieren, auszubeuten und zu demütigen. Der Ursprung allen gesellschaftlichen Übels sei die Institution des erblichen Adels mit seinen gesetzlich garantierten Privilegien. Erst die Forschung der letzten Jahre hat diese Sichtweise als Cliché erkannt und ein realistischeres und differenzierteres Bild der Lage gezeichnet.

So übertrieben und irreführend die polemische Adelskritik auch gewesen sein mag; Nichtsdestotrotz war sie Ausdruck eines tiefen Unbehagens gegenüber der – vom Standpunkt radikaler Aufklärer aus gesehen – Irrationalität der Ansprüche, die aus dem Geburtsrecht abgeleitet wurden oder werden konnten. Es wollte einem bedeutenden Teil der Öffentlichkeit nicht mehr gelingen, sie als Bestandteil einer harmonisch eingerichteten, vielleicht sogar göttlichen Ordnung aufzufassen, und man begann sie einfach als ungerecht zu empfinden. Zur Herrschaft geboren zu werden ist ein ausgesprochen komfortables Argument, wenn man an das Wirken einer übernatürlichen Vorsehung glaubt. Es kann nicht leicht widerlegt werden. Den für die Ausübung der Macht Vorgesehenen kann ihr Status nicht genommen werden, ohne diese Ordnung zu verletzen. Der Glaube an eine unverletzliche höhere Ordnung in den weltlichen Einrichtungen machte auch den Adel nahezu unangreifbar. Aber genau dadurch erwies er sich in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts als überimmunisiert. Die traditionelle Legitimation des Adels war zu stark, denn gerade seine Unangreifbarkeit machte ihn jetzt suspekt. Gleichzeitig war sie mit den modernen Vorstellungen von Vernunft, die von allen sozialen Institutionen, wie von den Individuen eine sozial nützliche Funktion verlangten, nicht vereinbar. Der Anspruch, ein Status könne allein durch familiäre Zugehörigkeit gewissermaßen genetisch definiert werden, war in einer zunehmend säkularisierten Welt nicht mehr akzeptabel. Außerdem war die Vorstellung, daß sich bei Menschen die für ihre Funktion notwendigen und vorteilhaften Eigenschaften vererben, wie bei Zuchtrindern, vor dem Hintergrund der sozialen Realität unglaublich geworden. Täglich wurde diese Theorie von der Erfahrung widerlegt. Das konnte selbst vom Adel nicht bestritten werden.

Die Transformation von der mittelalterlichen zur neuzeitlichen Adelsauffassung

Wenn aber tatsächlich zutraf, was die aufgeklärte Kritik behauptete, dann war der Adelsstand in Gefahr. Er konnte nur intakt sein, solange sein Status auch von der übrigen Gesellschaft als legitim anerkannt wurde. Wenn man unter *Ehre* die öffentliche Anerkennung jener Eigenschaften versteht, die ihm seinen Status

¹⁵Vgl. Chaussinand-Nogaret, S. 16

verliehen¹⁶, dann war öffentlicher Zweifel an diesen Eigenschaften als Angriff auf die Ehre zu verstehen. In dieser Hinsicht war der Adel in der Tat besonders verletzlich, denn Ehrverlust war das einzige, was Adelige – auch aus ihrer eigenen Sicht – wirklich fürchten mußten. Daher verwundert es nicht, wenn immer wieder erhebliche Anstrengungen unternommen wurden, den Adel theoretisch zu legitimieren und ideologisch abzusichern. Allerdings begannen diese Versuche nicht, wie man vielleicht vermuten würde, erst im 18. Jahrhunderts, sondern bereits im 16. Jahrhundert in beachtlichem Umfang. Es bestand also schon relativ früh Bedarf an theoretischer Adelslegitimation. Gewiß war dieses Thema einerseits ein ergiebiger Gegenstand für ambitionierte Humanisten. Andererseits mußte die plötzliche Konjunktur der Adelstheorie als Reaktion auf den Umstand angesehen werden, daß die Legitimität des adeligen Status' und seine Definition tatsächlich bereits seit dem Beginn der frühen Neuzeit fundamentaler Kritik ausgesetzt war. Bemerkenswert ist, daß die inhaltliche Kritik am Adelsstand weniger eine Reaktion auf die angebliche Krise des Adels am Beginn des 16. Jahrhunderts und ebensowenig antifeudalistisch war, sondern sich in erster Linie gegen dessen Neudefinition richtete, die er sich gegen Ende des 16. Jahrhunderts zu geben begonnen hatte. Genauer gesagt setzte die Adelskritik ein, seit sich der Adel von den mittelalterlichen Tugendidealen löste und seinen Stand durch die Geburt zu definieren und zu legitimieren suchte.¹⁷

Es lohnt sich, an dieser Stelle einen Abriß der Geschichte jenes Adels zu geben, der am Beginn der Neuzeit den wichtigsten Teil dieser Figuration ausmacht und damit quasi der Prototyp aller weiteren Entwicklungen des Adelsstands insgesamt war. Weil hier aber nicht die Geschichte des Adels neu geschrieben werden kann und soll, wird dies lediglich unter der besonderen Berücksichtigung des Aspekts seiner ideologischen Grundlagen geschehen.

Als gegen Ende des Mittelalters die Ritterheere untergegangen waren, hatte der Adel damit seine ursprüngliche Funktion als Kriegerstand verloren. Trotzdem wurde er noch im 16. Jahrhundert weiterhin allgemein mit dieser Funktion identifiziert. Wie ELLERY SCHALK gezeigt hat, wurde Adel am Beginn der frühen Neuzeit, wenigstens in Frankreich, noch als Beruf aufgefaßt.¹⁸ Das entspricht auch der vom deutschen Reformator Johannes Agricola stammenden, inzwischen als klassisch geltenden Definition des Begriffs „Stand“ aus dem Jahr 1528: „standt ist eynes ygklichen beruff, handel, wandel, und narung die er treibt.“¹⁹ Noch in dem berühmten und für den frühneuzeitlichen Adel prägenden, im Jahr 1508 entstandenen Traktat über den Hofmann von Baldassare Castiglione wird festgestellt, „daß der hauptsächliche und wahre Beruf des Hof-

¹⁶ Vgl. Clark, Samuel: *State and Status: The Rise of the State and Aristocratic Power in Western Europe*. – Cardiff: 1995, S. 168. Dilcher, Gerhard: *Der alteuropäische Adel – ein verfassungsgeschichtlicher Typus?* – In: *Europäischer Adel 1750-1950*. Hg. von H.-U. Wehler. – Göttingen: 1990, S. 57-86, S. 67.

¹⁷ Vgl. Schalk, S. 119.

¹⁸ Vgl. Schalk, S. 11 ff. Siehe auch: Duggan, Anne J.: *Introduction*. – In: *Nobles and Nobility in Medieval Europe. Concepts, Origins, Transformations*. Hg. von Anne J. Duggan. – Woodbridge: 2000. Mettam, Roger: *Definitions of Nobility in Seventeenth-century France*. – In: *Language, History and Class*. Hg. von Penelope J. Corfield. – Oxford: 1991, S. 79-100, S. 83.

¹⁹ Agricola, Johannes: *Die Sprichwörter Sammlungen*. Hg. von S. L. Gilman. 2 Bde. – Berlin/New York: 1971, I S. 201. siehe auch: *Grimmsches Wörterbuch*: Artikel „stand“ (8), b) g) Kolumne 709 f.

manns das Waffenhandwerk sein muß“.²⁰ Für diesen Beruf kennzeichnend waren allerdings einige spezifische Eigenschaften, die nicht nur die berufliche Tätigkeit im engeren Sinn, sondern auch Formen der Lebensführung, Rechtsstellung und des Einkommens umfaßten. Das alleine unterschied ihn zwar noch nicht vom Rest der Gesellschaft, denn der Umfang beruflicher Tätigkeit waren in der traditionellen Gesellschaft in jedem Fall auch rechtlich definiert, und Angehörige eines Berufsstands waren korporativ an mehr oder weniger fest umrissene Verhaltensnormen gebunden. Im Fall des Kriegerberufs sah die feudale Theorie aber ausdrücklich die Absenz von manueller Erwerbstätigkeit vor. Um den Beruf eines Ritters ungehindert ausüben zu können, wurden sie, so sah es die Theorie vor, mit Lehen ausgestattet, aus denen sie ihr Einkommen bestreiten sollten.²¹ Obwohl in der Praxis längst nicht alle Ritter Lehen innehatten oder sie bisweilen nicht groß genug waren, um ihre Inhaber arbeitsfrei zu ernähren, wurde die *Lebensfähigkeit* zu einem rechtlich konstitutiven Merkmal des Adels. Die Bedeutung des arbeitsfreien Lebensunterhalts und dessen definitorische Funktion für den Adel geht aus einem exemplarischen Fall hervor, in dem ein Gastwirt aus der Dauphiné 1408 um Steuerbefreiung ansuchte und den HILLAY ZMORA wiedergibt. Hierbei stellte die zuständige Behörde unmißverständlich fest, daß „a nobles is he who pursues the military vocation and makes a living without having to resort to work.“²²

Mit dem Kriegerberuf waren traditionell überdies gewisse Vorstellungen von kriegerischen Tugenden verbunden, wie etwa Tapferkeit, Loyalität, Selbstlosigkeit und Opferbereitschaft. Diese Eigenschaften nahm der Adel, solange er den Kriegerberuf wirklich ausübte, auch für sich in Anspruch und waren daher Kernbestandteile seines ideologischen Selbstverständnisses. Er identifizierte sich mit den Helden der Ritterepen, die ihm anschaulich einen Sinn für seine exponierte Stellung vermitteln mußten. Schließlich sind es niemals Bauer und selten Handwerker, die die Heldentaten vollbringen, ja nicht einmal die Priester spielen darin eine exponierte Rolle; es sind die Krieger bzw. Ritter, die zum Heldentum gelangen. Die mittelalterlichen Epen, ebenso wie die wichtigsten antiken, handeln allerdings nicht von jahrhundertealten Familientraditionen, noch weniger von Privilegien oder gar ökonomischen Bedingungen, sondern vom Heldentum des Kriegers, der alleine und aus eigener Kraft (und mit Gottes Hilfe) den Beitrag zur Gerechtigkeit leistet, der mit Kühnheit und Waffengewalt zu leisten ist. Es ist schwer festzustellen, ob die genannten normativen Eigenschaften, wie Schalk annimmt, den ritterlichen Adel im Sinn einer berufsspezifischen Identität konstituierten, oder ob sie eher als Voraussetzung für die Disposition zum Heldentum angesehen werden müssen. Der Unterschied liegt in der Frage, ob im Mittelalter Eigenschaften als solche schon als Wert akzeptiert wurden, oder ob diese nicht vielmehr als Voraussetzungen für eine Bestimmung zum Heldentum angesehen wurden. Wenn nämlich die Disposition zum Heldentum tatsächlich Teil der ritterlich-adeligen Identität war, dann kann daraus geschlossen werden, daß Adel in einem gewissen Ausmaß als mit charismatischen Eigenschaften ausgestattet angesehen wurde.²³ Die Heldenepen enthalten auch keine Hinweise auf

²⁰Castiglione, Baldesar: Das Buch vom Hofmann (*Il Libro del Cortegiano*), I.17

²¹Vgl. Bush, Michael L.: *The European Nobility Vol. 1. Noble privilege.* – Manchester: 1983, S. 47

²²Zmora, Hillay: *Monarchy, Aristocracy and the State in Europe, 1300-1800.* – London/New York: 2001, S. 22 (ohne Quellenangabe)

²³Eine eingehendere Auseinandersetzung mit diesem Aspekt folgt im Abschnitt *Exkurs über*

das später für den Adel so typische familiäre Abstammungsprinzip. Auffälligerweise sind aus der Verwandtschaft der Helden allgemein bestenfalls die Eltern und die Geschwister bekannt bzw. in den Homerischen Epen der Name des Vaters. Dadurch geben sie insgesamt das im Früh- und Hochmittelalter vorherrschende kognatische Familienkonzept wieder, bei dem sich die Familie durch die horizontalen Verwandtschaftsbeziehungen definiert und der (vertikale) Aspekt der Abstammung eine untergeordnete Rolle spielt. Letztere war lediglich im Fall königlicher Abstammung relevant. So war es beispielsweise unter bedeutenden adeligen Familien seit dem 11. Jahrhunderts üblich, die Abstammung lieber auf einen besonders tapferen Vorfahren aus jüngerer Zeit, dessen Andenken eventuell noch lebendig war, zurückzuführen, anstatt in die fernere Vergangenheit der karolingischen Zeit, wozu manche sehr wahrscheinlich in der Lage gewesen wären.²⁴ So wurden insbesondere Kreuzfahrer als Ahnherrn besonders geschätzt und häufig eingesetzt. Man hat sogar angenommen, daß spätestens im 13. Jahrhundert die Idee eines Geblütsadels, wie er im Frühmittelalter bekannt gewesen war, bereits völlig bedeutungslos geworden war.²⁵ Diese Vermutung ist plausibel, wenn man die Entstehung des Rittertums betrachtet. Der alte Geblütsadel (die sog. edelfreien Fürsten- und Dynastengeschlechter) wurde seit dem 12. Jahrhundert von den Rittern als Träger des adeligen Prestiges abgelöst. Dabei wurde aber nicht eine soziale Gruppe durch eine andere ersetzt, sondern das Rittertum wurde zunehmend mit dem Adel identifiziert. Diese Entwicklung war insofern erstaunlich, als das Rittertum um 1200 eine noch relativ rezente Erscheinung war. Die Ritter waren *hominis novi* im Vergleich zu den viel älteren edelfreien Adeligen. Ursprünglich waren sie überdies persönlich unfrei, was in einer Gesellschaft, für die der Unterschied zwischen frei und unfrei das wichtigste soziale Stratifikationskriterium darstellte, von entscheidender Bedeutung war. Je mehr aber die Ritter sozial aufstiegen und sich ihre Elitenfunktion festigte, um so mehr nahm die Bedeutung des Unterschieds zwischen freien Fürsten und Dynasten und unfreien Ministerialen ab. Die ritterliche Existenzform und ihre Kultur war so attraktiv, daß sie zur Leitidee für die gesamte säkulare Elite des Mittelalters werden konnte. Seit dem 12. Jahrhundert betrachteten sich daher auch die Dynasten, ja selbst die Fürsten als Ritter. So konvergierten die einstige Elite des Frühmittelalters mit den Nachfahren ihrer ehemaligen Dienstleute bis schließlich nur noch die alten Titel und ein spezieller Heiratskreis an ihre unterschiedliche Herkunft erinnerten. Daß die Ideologie des Rittertums der familialen Abstammung anfangs nur geringe Bedeutung beimaß, war bei einem Stand von Aufsteigern verständlich. (Schließlich räumten die Heldenepen auch die Möglichkeit ein, daß ein Kind mißraten sein kann, die positiven Eigenschaften der Eltern also nicht unbedingt auf die Nachkommen übergehen müssen.)

Das sollte sich in der frühen Neuzeit grundlegend ändern. Seit die Ritter ihren ursprünglichen Aufgaben immer weniger nachkamen und dadurch ihren Vorbildern und ihrem eigenen Rollenverständnis immer weniger entsprachen, begann

das Charisma.

²⁴Vgl. Bouchard, Constance Brittain: *Strong of Body, Brave and Noble: Chivalry and Society in Medieval France*. – Ithaka: 1998, S. 1-27. Dewald, Jonathan: *The European Nobility, 1400-1800*. – Cambridge: 1996, S. 10. Gaunt, David: *Kinship: Thin Red Lines or Thick Blue Blood*. – In: *The History of the European Family. Vol. 1: Family Life in Early Modern Times 1500-1789*. Hg. v. David I. Kertzer und Marzio Barbagli. – New Haven/London: 2001, S. 257-287, S. 262. Zmora: S. 23

²⁵Vgl. Southern, R. W.: *The Making of the Middle Ages*. – London: 1953, S. 107 f

die traditionelle Auffassung vom Adel zu verfallen. Dazu kam, daß sein Krieger-tum im Lauf des 15. und 16. Jahrhunderts zunehmend destruktive und anarchi-sche Züge annahm. Schon im 15. Jahrhundert hatten rivalisierende Adelsklans England verwüstet. Im Römischen Reich führte die Ritterschaft einen perman-enten Kleinkrieg gegen jeden nur erdenklich Feind, und Frankreich betreffend wird vermutet, daß die berufsbedingte Gewaltbereitschaft des Adels wesentli-chen Anteil an der langen Dauer und den Exzessen der Religionskriege hatte.²⁶ Die Institution der Fehde hatte im Spätmittelalter eine Dynamik entwickelt, die sie zu einem wesentlichen Bestandteil der adeligen Herrschaftsintensivierung über Untertanen machte. Denn je mehr Fehden geführt wurden, um so schutz-bedürftiger wurden die Untertanen. Der Adel konnte auf diese Weise durch die permanente Destabilisierung der öffentlichen Ordnung durch ritterliche Gewalt die Abhängigkeit seiner Untertanen ständig erhöhen. Erst durch die Einführung des ewigen Landfriedens durch Maximilian I. 1495 wurde im Reich das ritterli-che Recht auf legitime Gewaltausübung drastisch eingeschränkt und damit der Adel verfassungsrechtlich an seinen eigentlichen Aufgaben gehindert und von seinen beruflichen Wurzeln getrennt.

So konnte der Allgemeinheit im 16. Jahrhundert nicht verborgen bleiben, daß ein großer Teil des Adels den militärischen Beruf gar nicht mehr ausübte, sondern überwiegend anderen Beschäftigungen nachging, die kaum noch kriegerischer oder militärischer Natur waren. Sofern Adelige sich aber doch noch in der Armee engagierten, dann ausschließlich als Offiziere, die, je höher ihr Rang war, sich um so weniger persönlich am Kampfgeschehen beteiligten.²⁷ Diese Sachverhalte hatten zur Folge, daß der Widerspruch zwischen Anspruch und Wirklichkeit immer stärker sichtbar und in Krisenzeiten auch buchstäblich spürbar wurde. Denn das, was Adelige als Soldaten bzw. Offiziere betrieben, konnte man kaum noch als Ausübung einer ritterlichen Schutzfunktion interpretieren. Ein großer Teil der Bevölkerung machte den Adel daher für den Terror des Kriegs und die damit unausweichlich verbundenen rücksichtslosen Erniedrigungen durch die Soldateska verantwortlich: „Offiziere meist adliger Herkunft begegneten den Bauern nicht selten mit einer Mischung aus Verachtung und tiefem Mißtrauen, die ihrerseits in jedem Soldaten und Offizier, gleichgültig welcher Armee, ihren geschworenen Feind sahen.kehrten sich die Kräfteverhältnisse einmal um, nahm man an den Soldaten und ihren Kommandeuren Rache [...]“²⁸ Daß der Adel in der Realität eigentlich kein Kriegerstand mehr war, hatte auf die öffentliche Wahrnehmung des Adels allerdings keine Auswirkung, denn, wie Ellery Schalk meint: „the view of the people of the time, which assumed almost an equivalency between the nobility and the military, remained decidedly medieval.“²⁹

Ellery Schalk charakterisiert die realen Umstände, in denen sich der Adel in der Mitte des 16. Jahrhunderts befand und damit den historischen Hintergrund, der der Ausgangspunkt für die folgende Debatte werden sollte, folgendermaßen:

„On the eve of the Religious Wars, [...], we have a nobility – many of whose members may never have seen a battlefield or a military camp – that is relatively

²⁶ Vgl. Schalk: S. 124

²⁷ Vgl. Schalk: S. 13

²⁸ Asch: Ronald G.: Ständische Stellung und Selbstverständnis des Adels im 17. und 18. Jahr-hundert. – In: Der europäische Adel im Ancien Régime. Von der Krise der ständischen Mon-archien bis zur Revolution (ca. 1600-1789). Hg. von Ronald G. Asch. – Köln/Weimar/Wien: 2001, S. 3 ff, S. 19

²⁹ Schalk: S. 13. siehe auch S. 33 ff und 86 f

well defined legally and whose position and privileges are in reality usually determined by birth; and, as landholding seigneurs, it is a group that profits from a system whose foundations will remain basically unchanged. On the other hand, we have a medieval view of nobility, based upon virtue and action, that, although less and less relevant to these new conditions still remained the dominant one in society. Such a view of nobility as virtue was able to continue more or less unquestioned because nobles apparently felt comfortable and unthreatened, satisfied with their military function, and basically unconcerned about defending their status."³⁰

Die Auseinandersetzungen während der französischen Religionskriege, die nicht zuletzt zwischen einzelnen Adeligen und Adelsfraktionen ausgetragen wurden, hatten das Kriegerideal des Adels einerseits noch ein letztes Mal reaktiviert.³¹ Andererseits trugen diese Faktoren aber zu einem bedenklichen Prestigeverlust des Adels bei, dem er sich in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts schlechterdings nicht mehr verschließen konnte. François Cromé griff 1593 das traditionelle feudal-militärische Statuskonzept erstmals öffentlich an und richtete es in polemischer Absicht gegen den Adel.³² Die in der Folge erschienenen publizistischen Herausforderungen blieben beim Adel oder wenigsten bei dessen Apologeten nicht ohne Resonanz. Allmählich gelangte man zur Erkenntnis, daß die mittelalterliche Statusauffassung unter den aktuellen Bedingungen nicht mehr aufrecht erhalten werden könne.

Vor allem Schalk hat die Diskussion über die offenkundigen Widersprüche zwischen Theorie und Praxis des Adels und den Prozeß der Neuinterpretation des adeligen Status' in Frankreich um 1600 ausführlich und instruktiv beschrieben. Ein kurzer Abriss dieser Debatte ist an dieser Stelle angebracht, da sie sowohl in die Fragestellung einführt als auch einen Eindruck von den Schwierigkeiten vermittelt, den Adel zu definieren bzw. seine Eigenschaften zu beschreiben.

Ausgangspunkt der Debatte war die, am exaktesten von Symphorien Champier schon 1523 formulierte Hypothese, daß der Adel denjenigen zustehe, die sich militärisch betätigen, weil diese Tätigkeit Tugend voraussetze.³³ Daher sei die Tugend (*vertue* bzw. *oeuvres chevaleresque*) der Kern des adeligen Wesens und sein wesentlichstes Kennzeichen. Diese Auffassung mußte dem Adel schmeicheln, weil sie, sofern er überhaupt seinen eigenen Status reflektierte, selbstverständlich mit seiner eigenen übereinstimmte. Doch das Problem der definitorischen Verknüpfung von Adel und Tugend zeigte sich schon recht bald. Der florentinische Humanist Poggio Bracciolini beispielsweise hatte bereits 1440 diese Verbindung bezweifelt und hervorgehoben, daß die wahre Tugend nicht in der Geburt – weder der adeligen, noch sonst irgendeiner – läge, sondern die Tugendhaftigkeit selbst ein höherer Wert und „adeliger“ sei als der Adel als Stand.³⁴ Er konnte dabei, der humanistischen Verfahrensweise folgend, auf antike Autoren zurückgreifen, die selbst mit der Dominanz eines alteingesessenen Geblütsadels konfrontiert

³⁰Schalk: S. 35 f

³¹Vgl. Asch: Ständische Stellung, S. 3 ff, S. 14. Harding, Robert R.: *Anatomy of a Power Elite: the Provincial Governors of Early Modern France*. – New Haven, Conn./London: 1978, S. 84

³²Vgl. Cromé, François: *Dialogue d'entre le Maheustre et le Manant*. Hg. von Peter M. Ascoli. – Genf: 1977

³³Vgl. Champier, Symphorien: *Le fondement et origine des tiltres de noblesse* ... Paris: 1535. Auch David de Rivault de Flurance und Michel Montaigne argumentierten in diese Richtung.

³⁴Vgl. Poggio Bracciolini: *De Nobilitate*. In: *Opera*. – Basel: 1538, S. 73 f

waren. Insbesondere Sallusts *Jugurthinischer Krieg* und Juvenals erbitterte Angriffe auf den korrupten senatorischen Adel in dessen 8. Satire lieferten dafür gute Argumente. In Italien wurde die Frage des Verhältnisses zwischen Adel und Tugend schon früher als im übrigen Europa und unter anderen Gesichtspunkten diskutiert. Für Castiglione etwa war die Geburt eindeutig das wichtigste Kriterium für die Zugehörigkeit zum Adel gewesen und er erörterte im *Cortegiano* ein Jahrhundert vor den französischen Autoren den problematischen Exklusivanspruch gewisser Adelige auf die Tugend.³⁵ Er brachte jene Auffassung zum Ausdruck, die für die weitere Diskussion sowie für viele Adelige selbst der Kern des Problems war, daß nämlich die Tugend zwar individuell und statusunabhängig sei, die adelige Geburt bzw. die Ehre der Familie aber in besonderem Maß zur Tugend verpflichte und wirkungsvoll motiviere.³⁶ Die Tragweite unterschiedlicher soziokultureller Traditionen in dieser Frage bezeugt der Umstand, daß am anderen Ende Europas, nämlich im gälisch sprechenden nördlichen Teil Schottlands die Abstammung ebenfalls seit jeher von enormer Bedeutung war und nie aufgehört hatte, ein wesentliches Adelskennzeichen zu sein. Erst die von der Renaissance angeregte Diskussion über die Tugend hatte diesen Faktor in die schottische Adelsgesellschaft eingeführt und größeres Gewicht verliehen.³⁷

Man kann die Verknüpfung von Adel und Tugend als erste Etappe auf dem Weg zur Neudefinition des Adels ansehen. Symphorien Champier hatte noch versucht, die mittelalterliche Auffassung weiterzuentwickeln und auf eine rationale Grundlage zu stellen. Die Ursache für das Scheitern seines und aller gleichartigen Versuche lag in dem ungelösten Problem, wie diejenigen Fälle zu behandeln und sozial zu kategorisieren seien, die dieser Auffassung nicht, nicht mehr oder nur mehr teilweise entsprachen. Champier selbst wies explizit darauf hin, daß die von ihm selbst und dem Großteil des Adels vertretene Auffassung zur Konsequenz habe, daß eine Person, die nicht tugendhaft handelt auch nicht adelig sein und daß der Adelsstand grundsätzlich auch verloren gehen könne.³⁸ Auf ähnliche Weise argumentierte noch 1608 Marc de La Béraudière wenn er feststellte, daß ein adelig Geborener, der aus Mangel an finanziellen Mitteln oder anderen Hindernissen den Beruf eines Adelligen, d. h. eine militärische Tätigkeit, nicht ausüben könne, im Zweifelsfall nach seiner tatsächlichen Tätigkeit zu beurteilen sei, also keinen Anspruch auf Adel erheben könne.³⁹

In die entgegengesetzte Richtung argumentierte u. a., wenn auch in einem anderen Zusammenhang, 1593 Guillaume d'Oncieu. Er hob hervor, daß Tugenden keineswegs ein ausreichendes Kriterium für den Adelsstand einer Person seien. Untugendhaftes Verhalten könne daher konsequenterweise auch keinen Anlaß für eventuellen Standesverlust bieten.⁴⁰ Auch das oben bereits erwähnte Kriterium des Lebensbesitzes barg Widersprüche. Noch im 16. Jahrhundert hatte er in Frankreich praktische Auswirkungen auf den Status einer Person, denn im

³⁵Vgl. Schalk: S. 47

³⁶Vgl. Castiglione, I.15

³⁷Vgl. Brown, Keith M.: The Scottish Nobility and the British Multiple Monarchy (1603-1714). – In: Der europäische Adel. Hg. von Ronald G. Asch, S. 363 ff, S. 368

³⁸Vgl. Champier, Symphorien: *Etit dialogue de noblesse* ... Paris: 1535, S. 14. Vgl. Schalk: S. 28, Fußnote 25

³⁹Vgl. La Béraudière, Marc de: *Le combat de seul à seul en camp de clos*. – Paris: 1608, S. 91. Vgl. auch: Schalk: S. 10

⁴⁰Vgl. Oncieu, Guillaume d': *La pécédence de la noblesse, sus un différent en cas de pécédence plaidé en audience publique, au souverain sénat de Savoy, entre des nobles, et les syndics du tiers estat d'une parroisse*. – Lyon: 1593, S. 10. Vgl. auch Schalk: S. 120

Kriegsfall war der Lehensbesitz das Kriterium für die Wehrpflicht in der jeweiligen lokalen Miliz, dem *ban* oder *arrière-ban*. Entsprechend der mittelalterlichen Adelsauffassung konnte als adelig gelten, wer dem Aufruf zur Bewaffnung Folge leistete, wer also tatsächlich bereit und in der Lage war, sich bewaffnet dem Aufgebot anzuschließen. Nun befanden sich aber in der frühen Neuzeit längst nicht mehr alle Lehen im Besitz ritterlicher Familien, sodaß immer weniger Lehensbesitzer der Mobilmachung folgten. Das stellte die Zeitgenossen vor ein Dilemma: War man nun Lehensbesitzer, weil man Ritter war, oder war man Ritter, weil man als Lehensbesitzer zur Wehrdienstleistung herangezogen werden konnte. Die Frage, ob der Erwerb eines Lehen, d. h. adeligen Grund und Bodens durch Nicht-adelige die Nobilitierung des Käufers mit sich bringe, blieb noch lange offen und war im 17. Jahrhundert Gegenstand zahlreicher Prozesse. 1575 wies Louis Le Roi auf diesen Sachverhalt hin ohne allerdings den Widerspruch explizit herauszuarbeiten.⁴¹ Dieser bestand laut Schalk darin, daß „nobles are nobles because they fight, many nobles do not fight, some nobles do, why should thosenobles who do not fight still be nobles“.⁴²

Diese Beispiele illustrieren einerseits die unter den Zeitgenossen allgemein anerkannte Relevanz der kausalen Verbindung von Adel und Tugend, aber in ebensolchem Maß die divergierenden Beurteilungen hinsichtlich der kausalen Richtung, oder, mit anderen Worten, der Frage: Was ist die Ursache von was? Die ältere Auffassung scheint eindeutig die Tugend als Ursache für den Adel angenommen aber gleichzeitig daraus den Verlust des Adelsstands bei untugendhaftem Verhalten abgeleitet zu haben. Sie muß demnach von der Gültigkeit des Satzes: *Wenn man adelig ist, dann ist man tugendhaft.* (S1) ausgegangen sein, denn nur unter der Voraussetzung der Gültigkeit dieses Satzes (S1) kann diese Konklusion korrekt abgeleitet werden. Geht man hingegen von der Gültigkeit des Satzes: *Wenn man tugendhaft ist, dann ist man adelig.* (S2) aus, kann dieser Schluß nicht gezogen werden. In der Tat scheint aber Champier, als wahrscheinlich wichtigster Vertreter der älteren Adelsauffassung nicht die erste (S1), sondern ausdrücklich die zweite Aussageform (S2) vertreten zu haben.⁴³ Die Anwendung des logisch ungültigen sog. Umkehrschlusses dürfte hier entweder niemandem aufgefallen sein oder man kümmerte sich einfach nicht um logische Widersprüche. Nichtsdestoweniger muß dadurch allerdings die Frage offen bleiben, in welchem Verhältnis Tugend und Adel nun eigentlich zueinander standen bzw. was als Bedingung oder Ursache von was angenommen wurde. Wenn Quellenaussagen widersprüchlich sind, kann daraus mancherlei geschlossen werden, nur nicht das, was sie eigentlich sagen wollen. In diesem Kontext können die offenkundigen Widersprüche in der Argumentation über diesen Gegenstand jedenfalls als weiterer Hinweis auf die akute Problematik dieser Frage gelten.

Daß sich die Zeitgenossen mit dieser Frage intensiv beschäftigten, ja daß gerade das Verhältnis zwischen Adel und Tugend als Kern des Problems wahr-

⁴¹ Vgl. Le Roy, Louis: *De la vicissitude ou variété des choses en l'univers.* – Paris: 1575, S. 50 f. Vgl. auch Schalk: S. 56 und S. 157

⁴² Schalk: S. 56

⁴³ Vgl. Schalk: S. 28. Es wäre allerdings unangemessen, von Champier, einem Arzt und insbesondere Spezialisten für okkulte Gegenstände und Praktiken (Esoteriker?) auch noch Grundkenntnisse der Logik zu erwarten. Bemerkenswert ist dagegen, daß auch Ellery Schalk, als mit dieser Frage befaßter Spezialist, diesen Argumentationsfehler nicht bemerkt zu haben scheint.

genommen wurde, zeigen die Konsequenzen, die man schließlich zog. Als Widerspruch wurden keineswegs die erwähnten argumentativen Unzulänglichkeiten empfunden, sondern vielmehr die mit der Theorie offensichtlich kollidierende Existenz friedfertiger oder sogar untugendhafter Adeliger. Daher war die kausale Verknüpfung von Adel mit Tugend, in welcher Weise auch immer, in Anbetracht der realen Verhältnisse des 16. Jahrhunderts ausgesprochen riskant. Der Faktor der Tugend erwies sich offensichtlich als zunehmend ungeeignet, den Adel als Stand wirkungsvoll zu integrieren. Die Vagheit dieses Kriteriums machte ihn aus der Sicht vieler Adeliger zu durchlässig, und bot die Möglichkeit, feste Grenzen zu ziehen nicht mehr in ausreichendem Umfang. Gerade in Zeiten, in denen sich einerseits der Adel selbst zwar noch nicht in einer echten Krise, aber immerhin in einer kritischen Transformationsphase befand und andererseits sowohl der fortschreitende Verfall seiner traditionellen sozioökonomischen Basis, als auch die Kritik am ihm bedenkliche Formen und bisweilen ein existenzbedrohendes Ausmaß annahm, mußte man zur Erkenntnis gelangen, daß das Insistieren auf diesem Zusammenhang nicht mehr angebracht war und vielleicht sogar gefährlich sein konnten.⁴⁴

Für die Verhältnisse im Römischen Reich ist bemerkenswert, daß sich in der entsprechenden Transformationsphase zwar einerseits seit dem 15. Jahrhundert eine auffallende Wiederbelebung ritterlicher Traditionen feststellen läßt, sich andererseits aber der Begriff „Ritter“ bzw. „Rittertum“ als Bezeichnung für die Statusgruppe nicht durchgesetzt hat. In der (deutschen) mediävistischen Forschung wird dieses Phänomen vor allem darauf zurückgeführt, daß der Begriff „Ritter“ zu rigoros, d. h. zu genau definiert war, um der Heterogenität des Adels gerecht zu werden.⁴⁵ Der Begriff „Adel“ erwies sich in dieser Situation als effektiveres Integrationsinstrument, weil er weniger nivellierend wirkte und damit den betroffenen Personen mehr Spielraum bei der Gestaltung ihrer individuellen Statuskonstellation ließ. Zugleich dürfte der Begriff „Ritter“ aber auch zu strenge moralische Implikationen enthalten haben, um in der Alltagspraxis konsequent und glaubwürdig operationalisierbar gewesen zu sein. Er war in jeder Hinsicht unbequem, sodaß jene, die sich als Edelleute begriffen, durch ihn weder real bezeichnet wurden, noch sich von ihm bezeichnen ließen. Weder konnte dieser Begriff, angesichts seiner engen Verbindung mit Tugenden und moralischen Prinzipien, auf alle Teile des Adels angewandt werden, noch konnte der Adel sich weiterhin mit ihm identifizieren. Spätestens unter dem Einfluß der höfischen Gesellschaft wurde das Rittertum sowohl in Deutschland, als auch in Frankreich vollends zum Anachronismus und nicht mehr nur mit Heldentum, sondern ebenso sehr mit Roheit und Grausamkeit in Verbindung gebracht.

Im Sinn der oben erwähnten Definition von „Ehre“ war der öffentliche Zweifel an einem konstitutiven Element des adeligen Status' ein Angriff auf eine nicht nur beim Adel, sondern in der traditionellen Gesellschaft allgemein verwundbare Stelle. Wenn die Ehre noch dazu an einen überzogenen moralischen Anspruch ge-

⁴⁴Vgl. Bloch, Jean-Richard: *L'anoblissement en France en temps de François Ier: essai d'une définition de la condition juridique et sociale de la noblesse au début du XVIe siècle.* – 1934. – Nachdruck Genf: 1977. Bitton, David: *French Nobility*, S. 92-117. Gaunt, S. 271. Schalk: S. 86 f.

⁴⁵Vgl. Morsel, Joseph: *Die Erfindung des Adels. Zur Soziogenese des Adels am Ende des Mittelalters – Das Beispiel Franken.* – In: *Nobilitas. Funktion und Repräsentation des Adels in Alteuropa.* Hg von Otto Gerhard Oexle und Werner Paravicini – Göttingen: 1997, S. 312-375, S. 357 f.

knüpft ist, der nicht mehr aufrecht erhalten werden kann, dann wird der Status insgesamt prekär und die Redefinition unausweichlich. Darüber hinaus erfüllte die traditionelle Definition ihren eigentlichen Zweck nur mehr unzureichend. Tragfähige Statusdefinitionen wurden in der frühen Neuzeit, wegen der Codifizierung ständischer Rechte, generell immer wichtiger. Nicht zuletzt war die Debatte über das Wesen des Adels gleichzeitig mit der Entwicklung einer völlig neuen Auffassung vom Status als Bestandteil einer Sozialstruktur aufgekommen. Sie entsprach den Anforderungen der Tendenz zu einer Gesellschaft der *institutionalisierten Ungleichheit*, also jener grundlegenden qualitativen Veränderung, die für den Übergang vom Mittelalters zur frühen Neuzeit kennzeichnend war. Von dieser Entwicklung waren die theoretischen Auseinandersetzungen mit der Gesellschaft und ihrer Teile tief geprägt, was sich v. a. in den Bemühungen zeigt, die einzelnen Figurationen als Stände exakter und konkreter zu beschreiben um sie dadurch verbindlich definieren und letztlich unterscheiden zu können. So hatte die Gesellschaftstheorie des 16. und 17. Jahrhunderts eine auffällige und charakteristische Tendenz, gerade die Unterschiede zwischen den Ständen und sozialen Gruppen hervorzuheben und möglichst eindeutige Grenzen zwischen ihnen zu ziehen. Daß die damals wenigstens in der Theorie noch gültige und anerkannte, auf Augustin zurückgehende sog. *funktionale Dreiteilung* in Priester-, Krieger-, und Bauernstand zur Beschreibung der realen Verhältnisse ungeeignet war und längst keine deskriptive Relevanz mehr besaß, war offensichtlich. Eine Neudefinition mußte also sowohl den realen Verhältnissen Rechnung tragen als auch den Bedarf nach Standardisierung erfüllen. Außerdem mußte sie nicht zuletzt dem Bedürfnis des Adels nach größerer Exklusivität entgegenkommen.

Was war die Ursache für die Veränderung des Bilds von der Gesellschaft und wodurch wurde das Interesse nach klarerer Abgrenzung der Stände geweckt? In erster Linie waren diese Phänomene zweifellos ein Resultat der Entstehung des neuzeitlichen Staats. Diese äußerst komplexe, langwierige und vielschichtige Entwicklung und deren vielfältige Konsequenzen sind bekanntlich seit langer Zeit Gegenstand eingehender Forschungen. Sie hier in angemessener Kürze wiederzugeben, muß notwendigerweise eine Vereinfachung sein. Daher sollen nur jene Aspekte in Erinnerung gerufen werden, die für diesen Kontext unmittelbar relevant sind, vorbehaltlich der Möglichkeit, daß sich auch andere Aspekte als wichtig erweisen könnten.

Zunächst konnte nachgewiesen werden, daß seit dem späten Mittelalter eine zunehmende Tendenz zur Beschränkung der sozialen Mobilität bestand. Diese Entwicklung wird allgemein auf die Formalisierung der sozialen Beziehungen mittels staatlicher Herrschaftsinstrumente, v. a. durch die stark ausgebauten Verwaltung, zurückgeführt. Für die moderne Administration notwendig und gleichzeitig typisch war eine an rationalen Kriterien orientierte und entsprechend organisierte Bürokratie mit juristisch ausgebildetem Personal. Bürokratie und monarchische Zentralgewalt stützten sich und stärkten ihre Positionen gegenseitig und ermöglichten so erst ihren Aufstieg. In Lauf der Zeit hatte die obrigkeitliche Verwaltung es vermocht, ihre eigenen, an den strengen Kategorien der römischen Rechtsordnung ausgerichteten Regeln für die ganze Gesellschaft verbindlich zu machen. Hinter diesem Erfolg stand die Macht der konsolidierten Monarchien und die Einsicht, daß diese, ausgestattet mit relativ modernen Herrschaftsinstrumenten, wahrscheinlich die einzigen verbliebenen politischen Institutionen waren, die die dringend notwendige Stabilisierung der Gesellschaft gewährleisten konnten. Der Einfluß der modernen obrigkeitlichen Behörden auf die materiel-

len Lebensbedingungen und den Alltag der Bevölkerung steht außer Frage. Wie stark aber ihr Einfluß auf die Mentalität war und in welchem Ausmaß sie die Vorstellungen von der Gesellschaft zu formen vermochte, ist weiterhin unklar. Immerhin handelte es sich um einen etwa drei Jahrhunderte andauernden Prozeß und der Vorgang der Verankerung der Idee des Staats und seiner bürokratischen Struktur in der Mentalität war gewiß nicht weniger komplex und langwierig als der Prozeß der Entstehung des modernen Staats selbst. Das Resultat dieser Entwicklung war ein deutlich strenger hierarchisiertes Konzept von der Sozialstruktur als es bislang bestanden hatten. Sie war nicht nur stärker segregiert, sondern auch strenger fixiert. Sie legte jede Person noch stärker auf einen bestimmten Platz in der Hierarchie fest. Die Bindung der Individuen an einen bestimmten Stand war zwar schon in der mittelalterlichen Gesellschaft gültiges Prinzip, aber die Entwicklungen in der frühen Neuzeit führten nun zu einer signifikanten Konsolidierung und Verfestigung dieses Prinzips. Allmählich wurde auf diese Weise die legistische und administrative Standardisierung und Formalisierung der ständischen Gesellschaftsordnung zu einem charakteristischen Kennzeichen der frühmodernen Sozialstruktur. Dem Staat kam die Funktion zu, die Einhaltung der Normen der ständischen Sozialstruktur zu garantieren.⁴⁶

Obwohl die Entstehung der frühneuzeitlichen Ständegesellschaft eigentlich zunächst nur in einer Stabilisierung bereits bestehender Strukturen bestand, führte sie nichtsdestoweniger zu beträchtlichen qualitativen Veränderungen in Bereichen elementarer sozialer Mechanismen. Unter anderem wurde dadurch nämlich die soziale Mobilität, die in der mittelalterlichen Gesellschaft noch in größerem Umfang möglich war, zunehmend als unangebracht und als die soziale Normalität störend und sogar gefährdend empfunden. Das war die Folge einer grundlegend veränderten Auffassung vom Begriff „Stand“ selbst. Im Mittelalter war der Stand einer Person in erster Linie durch seinen Beruf, also durch eine bestimmte Tätigkeit bestimmt. Sicher wechselten Menschen selten einen einmal ergriffenen Beruf. Aber ein Berufswechsel von einer Generation auf die andere war schon eher denkbar, v. a. wenn es sich um nicht erberechtigte Kinder handelte. Sobald aber der Beruf einmal gewechselt war, brachte das konsequenterweise auch einen Standeswechsel mit sich.⁴⁷ Seit der frühen Neuzeit wurde der Stand hingegen als eine von individuellen Entscheidungen unabhängige soziale Kategorie betrachtet. Natürlich spielte der Beruf weiterhin eine wichtige Rolle, nur war ein Berufswechsel entweder deutlich schwieriger, oder eben nur mehr innerhalb bestimmter Grenzen möglich, sodaß ein Standeswechsel dadurch in dem meisten Fällen ausgeschlossen war.

Die gesellschaftliche Tragweite der Entwicklung, die zur Entstehung des frühmodernen Territorialstaats und der institutionalisierten Ständegesellschaft führte, wird besonders deutlich, wenn man die jüngeren Resultate der mediävistischen Adelsforschung betrachtet. Vom bereits erwähnten Problem der unklaren Zuordnung adeliger Individuen zu einer klar umrissenen adeligen Statusgruppe ausgehend haben Einzelstudien in den letzten Jahre ergeben, daß der Adel als genuine soziale Gruppe erst im 15. Jahrhundert entstanden ist. Am Beispiel der

⁴⁶Vgl. Asch: Ständische Stellung, S. 33

⁴⁷Der soziale Aufstieg des Meiers Helmbrecht, in der aus sozialhistorischer Sicht außerordentlich aufschlußreichen Erzählung von Wernher dem Gartenaere, hatte für ihn fatale Folgen. Wichtiger ist aber, daß er im 13. Jahrhundert als Bauernsohn problemlos in den Ritterstand einsteigen konnte, einfach indem er sich bewaffnete und dem Lebensstil seiner Standesgenossen anpaßte.

Region Franken konnte JOSEPH MORSEL zeigen, daß nicht nur jene Figuration, die seit der Neuzeit als Adel bekannt ist, und die damit verbundenen Merkmale eines veritablen Stands aufwies, sondern – jedenfalls im deutschsprachigen Raum – der Begriff „Adel“ als Bezeichnung einer sozialen Figuration in den Quellen erst seit der Mitte des 15. Jahrhunderts aufgetreten ist.⁴⁸ Im Hochmittelalter hatte der Adel lediglich als eine „Gesamtheit soziopolitisch dominierender Menschen, die – unregelmäßig, nicht eindeutig und nicht alle – als *nobiles* bezeichnet werden konnten“⁴⁹ existiert, nicht aber als politisches Gebilde mit definierten Gruppeninteressen. Adelige waren *edle Herren/Frauen* gewesen, und die vielfältigen Formen der verbalen Statuszuschreibung hatten sich nie von einer eindeutig abgrenzbaren Figuration abgeleitet, sondern immer nur auf adelige Einzelpersonen bezogen. Dementsprechend kam im Hochmittelalter das Recht auf eine dem Rang in der Hierarchie entsprechende Titulatur und bestimmte Privilegien dem Adligen als Individuum zu, das diese Vorrechte seinerseits als ritterbürtiger Erbe eines adeligen Lehens beanspruchen konnten. Sie gehörten der Familie – dem *Geschlecht* – aus eigenem Recht, nicht weil die Familie einer bestimmten Gruppe zugehörte.⁵⁰ Auch nach der Feudalisierung der Ritterschaft und nachdem die Erblichkeit der Lehen durchgesetzt war, dürfte die ursprüngliche Idee des Rittertums als Personaladel noch nicht gänzlich verloren gewesen sein. Seit dem 15. Jahrhundert kann man aber eine soziale Verdichtung des Adels zu regionalen ständischen Korporationen feststellen. Damit war gleichzeitig eine statusmäßige Homogenisierung und Nivellierung der adeligen Ränge verbunden. Der Adel blieb zwar intern weiterhin hierarchisiert, gelangte aber unter dem Druck der Verhältnisse doch zu einer gemeinsamen Identifikation mit einem Stand sozial grundsätzlich Gleichartiger gegenüber Andersartigen.⁵¹ Die ständische Homogenisierung wurde von einer Tendenz zur Abgrenzung von anderen Figurationen, v. a. vom Bürgertum, begleitet.⁵² Bedeutsam ist überdies, daß die Entstehung des Adelsstands nicht nur ein soziales Oberflächenphänomen im Sinn einer lediglich strukturellen Veränderung der Gruppenzusammensetzung war, sondern unmittelbare Auswirkungen auf den Bereich der Identität und der Mentalität hatte. Hatten Edelleute im Hochmittelalter ihre Identität aus dem Status der Familie oder der beruflichen Funktion des Rittertums bezogen, so wurde nun zunehmend der Stand die Quelle der Identität. Die Abstammung *vom Adel* wurde zum Synonym für die Gemeinsamkeit aller statusrelevanten Eigenschaften.⁵³ So wurde Identifikation des adeligen Individuums mit dem Adelsstand (im logischen Sinn) *eineindeutig*: der Begriff „Adel“ war exakt auf jeden Adligen anwendbar, und jeder Adelige repräsentierte und verkörperte seinen Stand in der denkbar umfassendsten Weise. Das Problem der Glaubwürdigkeit der mit dem Kriegerstand verbundenen Vorstellungen und Ansprüche war damit wenigstens vorläufig mit den Mitteln einer sozialen Restrukturierung zu vermeiden, denn „einerseits“, wie Morsel meint, „erhält der Adlige [...] seine Identität [...] von seiner Zugehörigkeit zu dem Adel, an dessen Bestehen andererseits um so mehr geglaubt wird, als einzelne Adlige faßbar sind.“⁵⁴

⁴⁸Vgl. Morsel, S. 322 f

⁴⁹Morsel: S. 316

⁵⁰Vgl. Dilcher, S. 66

⁵¹Vgl. Clark: S. 187

⁵²Vgl. Morsel: S. 339 f. Zmora: S. 28

⁵³Vgl. Morsel: S. 326 f

⁵⁴Morsel: S. 375

Diese *Erfindung des Adels* wird auf zwei Faktoren zurückgeführt:

1. Als Reaktion auf die durch die Statuskonkurrenz der wirtschaftlich prosperierenden Städte notwendig gewordene Organisation gemeinsamer Interessen und
2. auf von lokalen fürstlichen Behörden eingeführten sozialen, d. h. ständischen Kategorisierungen. Dabei muß betont werden, daß diese externen Faktoren kaum zu diesem Resultat geführt hätten, wäre der Adel selbst nicht darauf vorbereitet und bereit gewesen, die Möglichkeit zur Standesbildung wahrzunehmen. Obwohl der entstehende fürstliche Territorialstaat also nur einer von mehreren Faktoren war, die diesen Prozeß in Gang brachten, war seine Rolle darin trotzdem relevant. Der Adel war keine *Erfindung* des Staats, aber ohne seine Entstehung wäre auch der Adel keinesfalls das geworden, was er am Beginn der Neuzeit war.

Zugleich mit den soziopolitischen Veränderungen während des Übergangs vom Mittelalter zur Neuzeit brachten die Auseinandersetzungen um die Legitimation des Adelsstands nicht zuletzt ein Phänomen hervor, daß langfristig betrachtet mehr als nur ein Nebeneffekt war. Nicht nur in Deutschland führten sie dazu, daß der Adel insgesamt enger zusammenrückte und ein kollektives Bewußtsein für die sozialen und politischen Herausforderungen entwickelte, die ihn bedrohen konnten.⁵⁵ Der ausgeprägte Individualismus, der ihm bisher zu eigen war, stellte sich unter den geänderten Verhältnissen zwangsläufig als politisch und sozial kontraproduktiv heraus. So begann er sich zu organisieren. Hillay Zmora schildert diesen Prozeß anschaulich:

„Nobles had institutionally little in common with each other but the way in which each of them related to the monarch. Unlike peasants or burghers, they were not forced by material circumstances to develop enduring communal structures. They might share a way of life, but if this was conducing to the fostering of common values and outlook, it actually compounded the difficulties of close political co-operation: what one saw from one's castles windows was the houses of one's tenants, not those of one's fellow nobles. Nobles had literally to go out of their way to collaborate politically. And indeed aristocratic collective ventures were typically sporadic and for ad hoc purposes.“⁵⁶

Indem der Adel gezwungen wurde, sich mit seiner sozialen Lage auseinanderzusetzen und sich der gemeinsamen Interessen bewußt wurde, erfüllte er erstmals die soziologischen Bedingungen für die Entstehung einer Gruppenidentität, die die bewußte Reflexion der eigenen Situation voraussetzt.⁵⁷ Die alten ständischen Partizipationsgremien hatten bis zu diesem Zeitpunkt nicht immer integrativ gewirkt oder zur Reflexion der Gruppeninteressen veranlaßt. Außer zum Lehnsherrn, der die Ständeversammlungen nach Gutdünken einberief, hatte

⁵⁵Vgl. Schalk: 89. Zmora: S. 66, 98

⁵⁶Zmora: S. 97. Siehe auch: Clark: S. 339 ff. Jago: Crisis S. 86 Constant, Jean-Marie: Nobles et paysans en Beauce aux XVIème et XVIIème siècle. Thèse doctorat d'état, Université de Paris IV: 1978, S. 260

⁵⁷„Identität“ := „Identität ist ein Konzept zum Verständnis von Selbstbildern. Mit Hilfe des Identitätskonzepts werden sich ständig wandelnde Antworten auf die Frage ‚Wer bin ich?‘ gegeben. Identitäten werden in einem Wechselspiel von bestehenden sozialen Strukturen und verändernder Aneignung gebildet. Sie transportieren sowohl Reaktionen auf Vorgegebenes, wie auch selbstgestaltete Definitionen. [...] „Das Konzept von Identität ist konzentriert auf die Prozesse der Reflexion und Interaktion, mittels derer Individuen Selbstbilder und Gruppenbilder herstellen. Identitäten werden über soziale Benennungs- und Bezeichnungspraktiken gebildet. Sie sind ein kommunikatives Prinzip, das in Anhängigkeit vom zeitlichen und kulturellen Wandel der Gesellschaft und der Individuen wirksam wird.“ Liebsch, Katharina: Identität und Habitus. – In: Einführung in Hauptbegriffe der Soziologie. Hg. von H. Korte und B. Schäfers. – 5. Aufl. Opladen: 2000, S. 69, 79

der Adel keine institutionalisierten korporativen Bindungen. Die Gründung der Adelskantone im 16. Jahrhundert war die erste bedeutendere Initiative zur Einrichtung einer institutionalisierten standesspezifischen Interessensvertretung im Römischen Reich.⁵⁸ Alle bisherigen eigenständigen Organisationsversuche waren aus konstitutionellen Gründen suspekt, weil sie unter dem latenten Verdacht der Revolte standen.⁵⁹ Zweifellos waren die Bedingungen für die Entwicklung einer adeligen Standesidentität dort am günstigsten, wo eine starke Tradition der ständischen Partizipation bestanden hatte, was eher in Deutschland als in Frankreich der Fall war. So war im Römischen Reich die Entstehung des adeligen Gruppenbewußtseins auch eher das Resultat der Konfrontation mit den Fürsten. Sowohl hier, als auch in Frankreich bildeten sich die vorhandenen ständischen Gremien mehr und mehr zu Organen der politischen Interessensvertretung aus und dadurch zu einem konstitutiven Faktor der korporativen Identität.

Der sich solcherart neu konfigurierte Adel nahm insbesondere an der verstärkten Aufstiegsmobilität im 15. und im beginnenden 16. Jahrhundert Anstoß. In der Übergangszeit von der mittelalterlichen zur frühneuzeitlichen Gesellschaft waren die sozialen Grenzen möglicherweise noch durchlässiger als vorher. Offensichtlich konnte in dieser Zeit die Möglichkeit zum sozialen Aufstieg stärker wahrgenommen werden als jemals zuvor, weil niemals zuvor in solchem Ausmaß Reichtum und Prestige in den Händen Nicht-adeliger angesammelt worden war. Zu Wohlstand gelangten Bürgern war es demzufolge in immer größerem Umfang gelungen, in den Adel aufzusteigen. Ihr Geld ermöglichte es ihnen überdies, den alten Adel einerseits an repräsentativem Aufwand auszustechen ohne sich andererseits allzu sehr auf dessen militärische Traditionen einlassen zu müssen. So sah sich der Adel mit dem Umstand konfrontiert, daß immer mehr Leute nicht aus militärischen Motiven oder weil sie besonders tugendhaft gewesen wären, in den Adelsstand eindringen, sondern weil ihre finanziellen Mittel ihnen Einfluß und Ansehen verliehen und auf diese Weise dem Adel gleichstellten. Über derartige Ressourcen verfügten die Adeligen in vielen Fällen nicht oder jedenfalls nicht in diesem Umfang. In dieser Hinsicht war die Elitenposition des reichen und nobilitierten Bürgertums sogar glaubwürdiger als die des Adels, denn ökonomische Stärke vermochte in dieser Zeit bereits eindeutig mehr als ständische Ehre oder Waffengewalt. Die Furcht des Adels vor diesem Rivalen im Kampf um die gesellschaftlichen Spitzenpositionen was also nicht gänzlich unbegründet. Noch beunruhigender war, daß sich diese neue Elite offenbar kaum um die althergebrachten Kriterien für den Adelsstand zu kümmern brauchte, sondern sich quasi davon freikaufen bzw. sich in den Adelsstand einkaufen konnte, ohne daß der alte Adel etwas dagegen hätte unternehmen können. Nichtsdestotrotz war man allenthalben entschlossen, etwas dagegen zu unternehmen.⁶⁰

Im Mittelalter war der Adel noch weitgehend souverän bezüglich der Entscheidung, wen er als gleichrangig anzuerkennen bereit war.⁶¹ Aber die Kontrolle über die Bedingungen und Kriterien für die Zugehörigkeit zu seinem eigenen Stand schienen ihm spätestens seit dem 16. Jahrhunderts mehr und mehr zu entgleiten. Die Maßnahmen, mit denen man die Mobilität einzudämmen ver-

⁵⁸Vgl. Endres, Rudolf: Adel und Patriziat in Oberdeutschland. - In: Ständische Gesellschaft und soziale Mobilität. Hg. von W. Schulze. - München: 1988, S. 221 ff, S. 221

⁵⁹Vgl. Zmora: S. 96

⁶⁰Vgl. Schalk: S. 90

⁶¹Vgl. Clark: S. 181

suchte, waren unterschiedlich. Bekannt sind u. a. die oft nervös, überzogen und kleinlich anmutenden Barrieren, die der landsässige Adel v. a. in Süddeutschland den avancierenden reichsstädtischen Patriziern entgegensetzte oder die drastischen Zugangsbeschränkungen zu den Landständen und den Domkapiteln. Am Beispiel der deutschen Patriziate läßt sich ein weiteres Mal die untergeordnete Bedeutung der familialen Herkunft gegenüber dem Beruf für den Adelsstand belegen: In den meisten Fällen stammte nämlich das ältere Patriziat von Reichsministerialen ab, die sich, ähnlich wie in Italien, im 13. Jahrhundert in den Städten niedergelassen und sich seit dem 14. Jahrhundert dem Fernhandels- und Finanzgeschäft zugewandt hatten. In der Auseinandersetzung um die Gleichrangigkeit von Patriziat und Adel spielte die ritterliche Herkunft der Patrizier aber offenbar keine Rolle, auch nicht der Umstand, daß sie über so typische adelige Statussymbole wie z. B. Wappen verfügten, wohingegen ihr merkantiler Wirkungsbereich für die soziale Kategorisierung ausschlaggebend war. Die Turnierordnungen, die im Lauf des 15. Jahrhunderts zur Beschränkung des für die korporative Identität des Adels wesentlichen Zugangs zu den Ritterspielen erlassen wurden, schlossen städtische Handeltreibende ausdrücklich aus. Auch gingen die eheliche Verbindungen zwischen Adel und Patriziat deutlich zurück.⁶²

Mitunter schien der Adel versucht zu haben, das Patriziat auch mit dessen eigenen Waffen zu bekämpfen, zumal, wenn er davon profitieren konnten. Beispielsweise legte 1485 die fränkische Ritterschaft fest, daß Eheschließungen mit Patrizierinnen nur erlaubt seien, sofern die Mitgift mindestens 4000 fl beträgt.⁶³ Aus dem Domkapitel von Münster waren Patrizier und Doktoren schon im 14. Jahrhundert ausgeschlossen worden und seit 1442 wurde in Speyer erstmals von einem Domkapitel von den Kandidaten ein schriftlicher Adelsnachweis verlangt; eine Maßnahme, die später von allen deutschen Domkapiteln und Stiften übernommen wurde, nachdem Alexander VI. im Jahr 1500 alle Dompfründen für den Adel reserviert hatte.⁶⁴ Die bisweilen allzu drakonische Strenge der Zugangsbestimmungen zu den Kanonikaten veranlaßte Erasmus von Rotterdam zu dem berühmten Aperçu, daß nicht einmal Jesus Christus selbst es geschafft hätte aufgenommen zu werden.⁶⁵ Die Wirksamkeit dieses Kriteriums dürfte dazu beigetragen haben, daß sich später in Deutschland die *Stiftsfähigkeit* zu einem regulären Adelsmerkmal entwickelte.

In Deutschland lassen sich Beispiele für den adeligen Widerstand gegen die Aufstiegsmobilität leichter finden als in Frankreich, weil dort weder Domkapitel, noch autonome regionale Adelskorporationen in dieser Form existierten. Als Äquivalent könnten vielleicht die Parlamente betrachtet werden, aber diese wurden bereits im 16. Jahrhundert von der *noblesse de robe* dominiert, also nobilitierten Aufsteigern aus der Rekrutierungsgruppe juristisch ausgebildeter Spezialisten.⁶⁶ Eventuell liegt im niedrigeren Organisationsgrad und der schwächer

⁶²Vgl. Endres: Adel und Patriziat, S. 221 ff, besonders S. 223 ff

⁶³Vgl. Endres: Adel und Patriziat, S. 226

⁶⁴Vgl. Fouquet, Gerhard: Das Speyerer Domkapitel im späten Mittelalter (ca. 1350-1450): Adlige Freundschaft, fürstliche Patronage und päpstliche Klientel, 2 Bde. – Mainz: 1987, S. 43. Reif, Heinz: Westfälischer Adel 1770-1860. Vom Herrschaftsstand zur regionalen Elite. Kritische Studien zur Geschichtswissenschaft Bd. 35. – Göttingen: 1979, S. 35

⁶⁵Vgl. Die Chronik der Grafen von Zimmern. Hg. von H.-M. Decker-Hauff. – Sigmaringen: 1972, 3. Bd S. 72. Pikanterweise hätte Christus die Aufnahmebedingungen für ein Domkapitel eher erfüllt, wäre er nicht Gottes Sohn, sondern der Sohn Josephs gewesen, der bekanntlich, laut Lukas, aus dem jüdischen Königsadel stammte.

⁶⁶Vgl. Dewald, Jonathan: Formation of a Provincial Nobility

ausgebildeten korporativen Identität des französischen Adels eine Ursache für das spätere Auftreten solcher Abgrenzungsversuche. JEAN-MARIE CONSTANTS Forschungen über Beauce haben gezeigt, daß noch im 16. Jahrhundert der Einstieg in den Adel relativ unauffällig und unproblematisch vonstatten gehen konnte.⁶⁷ Eine klarere Definition des Adels, durch welche Kriterien auch immer, mußte auch zu dessen Abschließung beitragen.⁶⁸ Als im 17. Jahrhundert die Regierungen klare und gesetzlich verbindliche Kriterien für den Adelsstand festlegten und dadurch die Bedingungen für eine effiziente Kanalisierung der Aufstiegsmobilität schufen, begrüßte der Adel im allgemeinen diese Initiative, auch wenn ihm hierdurch das Recht sich selbst zu definieren und damit ein weiterer wesentlicher Teil seiner Autonomie endgültig aus der Hand genommen wurde.⁶⁹ Er sollte später noch öfter politische Kompromisse zu Gunsten der Erhaltung seines privilegierten Status' eingehen.

So stellte sich jedenfalls die Situation aus der Sicht des Adels dar. Allerdings konnte bisher nicht nachgewiesen werden, ob und auf welche Weise die Aufstiegsmobilität den status quo oder gar die Existenz des Adels effektiv gefährdete. Es ist keineswegs sicher, ob das Ausmaß der Mobilität die beunruhigten und hektischen Reaktionen des Adels wirklich rechtfertigte.⁷⁰ Diese hatten außerdem nicht zuletzt recht profane Ursachen, denn der Erwerb freigewordener Adelsgüter durch Bürgerliche oder Nobilitierte war ein Hindernis für die vom alten Adel angestrebte Besitzkonzentration. Die Forschung hat sie z. T. bis heute als eines der sichtbarsten Symptome für die prekäre Lage, in der er sich befand, angesehen. Seine Abgrenzungsversuche wurden als verzweifelte Abwehrreaktionen gegen eine Krise des Adels bewertet, die wesentlich tiefgreifendere Ursachen hatte. Setzt man die Gültigkeit der Hypothese von der Krise des Adels am Übergang vom Mittelalter zur Neuzeit voraus, so mußte das Eindringen wohlhabender Bürger in den Adel allerdings eindringlich vor Augen geführt haben, daß die traditionelle Auffassung vom Adel endgültig obsolet und wirkungslos geworden war. Tatsächlich löste sich der Adel aber erst wesentlich später allmählich von seinem kriegerischen Standesideal und auch nicht unter dem Eindruck der Adelskritik oder der veränderten Mobilitätsbedingungen, sondern dem Einfluß der höfischen Gesellschaft im 17. Jahrhundert. Wie Schalk gezeigt hat (und wie bereits erwähnt worden ist), überdauerte das mittelalterliche Standesideal die Zeit der angeblichen Krise des Adels noch lange. Dieser Sachverhalt wird durch neuere Erkenntnisse der mediävistischen Adelforschung in Deutschland sowohl gestützt, wie auch erklärt. Denn was sich der älteren Forschung als allgemeine Krise dargestellt hatte, beschränkte sich im wesentlichen auf gewisse Schwierigkeiten bei der Anpassung an veränderte wirtschaftliche Verhältnisse unter den Bedingungen der Entstehung überregionaler Märkte im 15. Jahrhundert. Diese konnten aber in der Regel durch die engere Bindung zu den fürstlichen Territorialstaaten, d. h. durch die Ausstattung mit neuen und den veränder-

⁶⁷Vgl. Constant, Jean-Marie: Nobles et paysans en Beauce aux XVIème et XVIIème siècle. Thèse doctorat d'état, Université de Paris IV: 1978

⁶⁸Vgl. Zmora: S. 28

⁶⁹Vgl. Clark: S. 181. Schalk: S. 157 ff

⁷⁰Vgl. Huppert, George: Les Bourgeois Gentilshommes: An Essay on the Definition of Elites in Renaissance France. - Chicago: 1977. Constant, Jean-Marie: Les structures sociales et mentales de l'anoblissement: analyse comparative d'études récentes XVI-XVII siècle. - In: L'anoblissement en France XVème-XVIIIème siècle: théories et réalités. Hg. von Bernard Guillemin. - Bordeaux: 1985, Schalk: S. 90, 92. J. B. Wood: The Nobility of the 'Election' of Bayeux 1463-1666: Continuity through Change. - Princeton: 1980

ten Bedingungen angepaßten Privilegien wirkungsvoll aufgefangen werden. (Zu diesen Maßnahmen wird beispielsweise das *Bauernlegen* in manchen Regionen Mitteleuropas gezählt.) Von einer Identitätskrise oder gar dem oft behaupteten Identitätsverlust durch Funktionsverlust konnte aber keine Rede sein. Dafür spricht, daß der Adel hinsichtlich der Durchsetzung seiner Vorstellungen bezüglich der Aufnahme von Adelsaspiranten in die regionalen Ritterschaften, die er oftmals gegen Kaiser und Fürsten durchzusetzen hatte, fast immer erfolgreich war und somit die Kontrolle über die Zusammensetzung und die Autonomie der Gruppe weitgehend behielt. Der bekannte Typus des *Raubritters* als Dekadenzerscheinung war das Resultat der propagandistischen Kriminalisierung der ritterlichen Fehde durch die Städte.⁷¹ Auch die Wiederbelebung ritterlicher Traditionen (Turniere) wird nicht mehr als Realitätsflucht und letztes Aufbäumen eines sich in Agonie befindenden sterbenden Stands angesehen, sondern im Gegenteil als effektives Mittel zu Stärkung der kollektiven Identität.

Bedenklich konnte die Situation des Adels nur dann werden, wenn die übrige Bevölkerung, die anderen Stände, den Adel nicht mehr als das behandelten, was er einmal war und sein wollte oder eigentlich sein sollte. Das wäre unweigerlich als Angriff auf die Ehre verstanden worden. Die Bürger, die sich in den Adelsstand einkauften, hatten offensichtlich mit den ritterlichen Traditionen und Tugenden wenig im Sinn. Sie waren an den mittelalterlichen Traditionen lediglich insoweit interessiert, als sich deren äußere Zeichen bequem als Symbole ihrer privilegierten Stellung verwerten ließen. Unter diesen Bedingungen waren die alten ritterlichen Ideale schlicht und einfach ein Anachronismus. Weiter daran festzuhalten bedeutete, sich früher oder später lächerlich zu machen. (Man denke etwa an Cervantezs Don Quixote.)

In dieser Situation stellte sich die widersprüchliche oder zumindest unklare Definition des Adels als Vorteil heraus. Es wurde schon darauf hingewiesen, daß sich die traditionelle Adelsauffassung auf mindestens zwei Arten auslegen läßt. Bis ins 16. Jahrhundert hatte man einer der beiden, nämlich derjenigen, die die Tugend als Voraussetzung für den Adel annahm, den Vorzug gegeben, weil sie sich besser mit der ritterlichen Statusauffassung vereinbaren ließ. Was wäre nun leichter gewesen als das kausale Verhältnis einfach umzukehren? Wegen der Ambivalenz dieses Verhältnisses stand dem aus formaler oder theoretischer Hinsicht nichts entgegen. Es war eben nur eine Frage der Interpretation. Genau das geschah! Seit dem Ende des 16. Jahrhunderts kann man in der Diskussion um das Verhältnis zwischen Adel und Tugend eine bemerkenswerte Verschiebung feststellen. Sie lief darauf hinaus, weniger in der Tugend die Bedingung für den Adel zu erkennen, sondern vielmehr die Vorteile einer adeligen Existenz für die Entwicklung einer tugendhaften Persönlichkeit zu hervorzuheben.⁷² Im Lauf dieser Diskussion bildeten sich zwei Argumentationsrichtungen heraus, die in überraschender Weise an ähnliche moderne Auseinandersetzungen erinnern. Einerseits wurde nämlich wiederholt die Bedeutung einer spezifisch adeligen Erziehung und des Aufwachsens im adeligen Milieu, also eine adelige Sozialisation für die Heranbildung einer adeligen Persönlichkeit unterstrichen.⁷³ Andererseits

⁷¹ Vgl. Andermann, Ulrich: Ritterliche Gewalt und bürgerliche Selbstbehauptung. Untersuchungen zur Kriminalisierung und Bekämpfung des spätmittelalterlichen Raubrittertums am Beispiel norddeutscher Hansestädte (Rechtshistorische Reihe 91). – Frankfurt/Bern/New York/Paris: 1991, S. 27-33, 45-58

⁷² Vgl. Schalk: S. 117

⁷³ Vgl. Guyon, Louis: Les diverses leçons. – Lyon: 1604, S. 193

wurde behauptet, daß Adelige auch eine ererbte Neigung zur Tugend aufwiesen, wodurch ihnen die Entwicklung einer tugendhaften Persönlichkeit prinzipiell leichter falle als Nicht-Adeligen. Auch sei dadurch die Wahrscheinlichkeit, eine solche Persönlichkeit zu entwickeln bei Adeligen signifikant höher als bei anderen. Natürlich wurde eine derartige positive Persönlichkeitsentwicklung bei Nicht-Adeligen niemals grundsätzlich ausgeschlossen; das verbot offensichtlich eine hinreichende Anzahl empirischer Belege. Dennoch bestand man darauf, daß Adelige in dieser Hinsicht einen mehr oder weniger eindeutigen Vorsprung oder mindestens Vorteil gegenüber Nicht-Adeligen hätten.⁷⁴ Manchmal versuchte man auch eine mehr oder weniger gelungene Verbindung von *Vererbungs- und Milieutheorie*, indem man z. B. annahm, daß Erziehung, das elterliche Vorbild oder die Erfahrungen eines adeligen Lebens derartigen Neigungen eher zum Durchbruch verhelfen als unter anderen, diesbezüglich weniger günstigen Bedingungen.⁷⁵ Vor allem diese Version war besonders dauerhaft und flexibel anwendbar, denn sie wurde in dieser Form noch im 18. Jahrhundert vertreten, als sich die Frage längst nicht mehr um den Konflikt zwischen Adel und Tugend drehte, sondern darum, ob nicht Verdienst die Ursache des Adels sein sollte.⁷⁶

Dennoch hielt man in dieser Übergangsphase von der älteren zur neueren Adelsauffassung an der Tugend als einem wesentlichen Adelseigenschaft prinzipiell fest. Louis Musset etwa war 1582 der Meinung, daß ein aus alter Familie stammender kämpfender Adeliger in jedem Fall mehr Anerkennung verdiene als ein kürzlich nobilitierter, weil dieser, der um der Ehre der Familie und des Stands willen sein Leben aufs Spiel setzt, mehr zu verlieren hätte als jener, der solches nicht besitzt und bloß der Standeserhöhung oder materieller Vorteile wegen in den Kampf zieht. Außerdem sei es ein Zeichen größerer Opferbereitschaft, wenn ein reicher Edelmann die Entbehrungen eines Feldzugs auf sich nahm als wenn das ein Söldner oder Condottiere tat, der daran gewöhnt war.⁷⁷ Andererseits läßt sich auch die gegenteilige Auffassung finden, z. B. bei Louis Le Masle.⁷⁸ Beide Autoren schienen überdies davon auszugehen, daß Nobilitierte und erst recht Nicht-Adelige über Ehre im Sinn von Tugend überhaupt nicht verfügten. Erst durch den Erwerb der spezifisch adeligen Tugend und der damit verbundenen Eigenschaften, könnte man als tugendhaft gelten.

Überhaupt erwies sich die Vorstellung vom Adels als seiner ursprünglichen und eigentlichen Bestimmung nach kämpfenden Stands als überaus langlebig. Noch im 17. Jahrhundert, als diese Auffassung nur mehr legitimative aber keinerlei praktische Relevanz mehr besaß, war sie nicht vollständig eliminiert und blieb in der Erinnerung präsent. 1678 konnte Gilles André de La Roque – auf das 16. Jahrhundert zurückblickend – schreiben: „La noblesse est née entre les armes“⁷⁹, und selbst noch Mitte des 18. Jahrhunderts erinnerte Charles-Jean-François Hénault daran, daß zu Zeiten Ludwigs XII. jeder, der sich militärisch

⁷⁴Vgl. de La Perrière, Guillome: *Le miroir politique* [...] – Paris: 1567. La Broue, Salomon de: *Le cavalerie françois*. – 3. Aufl. Paris: 1610, S. 17 f. Vgl. Schalk: 58 f, 120

⁷⁵Vgl. Dampmartin, Pierre de: *De la conaissance et merveilles du monde et de l'homme*. – Paris: 1585. Musset, Louis: *Discours sur les remonstrances et réformations de chacun estat*. – Paris: 1582, S. 164. Vgl. Schalk: S. 79 ff

⁷⁶Vgl. Clark: S. 182. Chaussinand-Nogaret: S. 38, 96 f

⁷⁷Vgl. Musset: S. 164

⁷⁸Vgl. Le Masle, Louis: *Discours traittant de la noblesse, et de son origine*. – In: *Les nouvelles récréations poétique*. – Paris: 1586, S. 15 f

⁷⁹La Roque, S. 251

betätigte, als Adeliger gelten konnten.⁸⁰ Ein letztes Residuum der Vorstellung vom Adel als Beruf war schließlich die bis ins 18. Jahrhundert bestehende Bedrohung mit Standesverlusts bei merkantiler oder manueller Erwerbsarbeit. Diese Bestimmung ist streng genommen nur dann sinnvoll, wenn der Beruf statusrelevant ist.⁸¹

Allerdings trat in dieser Phase erstmals auch ein Faktor argumentativ in Erscheinung, der bislang eindeutig als Folge, nicht als Ursache des Adels betrachtet wurde: das adelige Privileg. In Umkehrung seines ursprünglichen Zwecks wies man darauf hin, daß sich Adelige, abgesehen von allen standesbedingten vorteilhaften persönlichen Eigenschaften, von anderen Ständen auch dadurch unterschieden, daß sie sich im Besitz von Lehen und der damit verbundenen vielfältigen herrschaftlichen Privilegien befänden.⁸² Dieses Argument hatte gegenüber anderen Standesmerkmalen den Vorteil, daß es fraglos konkreter und griffiger war als es ein moralisches Argument je sein konnte. Es entsprach objektiv den Tatsachen und war von individuellen Faktoren unabhängig.

Auch was das brisante Problem der moralischen Legitimation des Adels betrifft, fällt in dieser Phase die steigende Bereitschaft zur Berücksichtigung der realen Verhältnisse auf. Zunehmend ging man von einer quasi ideologischen Definition des Adels durch das, was er sein sollte, nämlich ein durch Kampf und Tugend gekennzeichneter Stand, ab, und zog statt dessen zunehmend die aktuellen statusrelevanten Eigenschaften in Betracht. In gewisser Weise unterzog man den Adel einem soziologischen Relevanztest, mittels dessen überprüft wurde, ob die alten Statuskriterien Kampf und Tugend noch praktische Bedeutung für dessen Stellung in der frühneuzeitlichen Sozialstruktur zukam. Die Resultate dieser Erwägungen zeigten, daß die traditionellen adeligen Werte zwar in der öffentlichen Meinung weiterhin mit dem Adel in Verbindung gebracht wurden, aber nicht mehr als notwendige Voraussetzung dafür angesehen werden konnten. Dies wurde durch den offenkundigen Umstand belegt, daß untugendhafte oder nicht kämpfende Adelige ihren Status in der Realität dadurch keineswegs einbüßten.⁸³ Man mußte eingestehen, daß ein Mangel an adeligen Tugenden im 16. Jahrhundert offensichtlich keinerlei Auswirkungen auf den faktischen Status eines Adligen mehr hatte.

Dennoch, nicht zuletzt aus ideologischen Gründen, war man nicht bereit, die Annahme eines Zusammenhangs zwischen Tugend und Adel völlig aufzugeben. Statt dessen verschob man dessen Bedeutung. Tugend und Kampf wurden weiterhin als Berufung des Adligen angesehen, aber sie machten ihn nicht mehr zu dem, was er war. Was er war – adelig – war er schon vorher, von Anfang an, durch seine Familie, seine Eltern, seine adelige Geburt. Ein tugendhaftes Leben im Sinn der Tradition zu führen mußte der persönlichen Entscheidung des Adligen anheimgestellt werden. Diese veränderten Verhältnisse bzw. erneuerten Betrachtungsweisen wurde nun auch durch die zeitgenössischen Theoretiker explizit übernommen, anerkannt und gerechtfertigt. Der einstmals zwingende kausale Zusammenhang zwischen Adel und Tugend/Beruf war damit endgültig

⁸⁰Vgl. Hénault, Charles-Jean-François: *Nouvel abrégé chronologique de l'histoire de France*. 5. Auflage. 2 Bde. – Paris: 1756, II S. 576 f. Vgl. Schalk: S. 19

⁸¹Vgl. Schalk: S. 158. La Roque: S. 251. Grassby, R. B.: *Social Status and Commercial Enterprise under Louis XIV.* – In: *Economic History Review* (series 2) 13 (1960), S. 19-38

⁸²Vgl. L'Alouëte, François de: *Traité des Nobles et des Vertus dont ils sont formés.* – Paris: 1577, S. 28 ff, 73. Vgl. auch Schalk: S. 87

⁸³Vgl. Schalk: S. 13

zerschlagen. Der bereits erwähnte Guillaume d'Oncieu konnte daher 1593 ausdrücklich festhalten, daß eine tugendhafte Persönlichkeit noch keinen Adligen mache: „il y a grandes différences entre noblesse et vertu; et ne s'ensuit que celui soit tenu pour noble qui est vertueux“⁸⁴ Es ist somit auch kein Zufall, daß der bis ins 19. Jahrhundert hinein verbreitete Topos des Unterschieds zwischen dem Adel der Geburt und dem Adel der Tugend (ohne Berücksichtigung sozialer Faktoren) und daß Tugend die einzige Eigenschaft sei, die man mit Geld und Privilegien nicht kaufen könne, in dieser Zeit erstmals bei adelskritischen Autoren aufgetaucht ist.⁸⁵

Als die neue Auffassung schließlich in die zeitgenössischen Literatur Eingang fand, war sie bereits vollständig ausgebildet, und in dieser Form fand sie in ihr einen eindrucksvollen Apologeten. Für Corneille war die adelige Geburt schlicht die einzige verlässliche Garantie für eine tugendhafte Persönlichkeit. In seiner Tragödie *Cinna* aus dem Jahr 1643 scheinen die Adligen geradezu ein Monopol auf alle positiven Charaktereigenschaften zu haben. Jeder Versuch eines Plebejers, einem Adligen in dieser Hinsicht gleichwertig sein zu wollen, ist von vornherein zum Scheitern verurteilt.⁸⁶ Spätestens um die Mitte des 17. Jahrhunderts war man also bei einer Adelsdefinition angelangt, für die das einzige relevante Kriterium in der Geburt bzw. der familialen Herkunft besteht und die bis heute gültig ist.

Ellery Schalk ist, was die Ursache für diese Transformation betrifft, entschieden:

„This modern idea of nobility emerged, [...], not because of any one person or persons, and not because of any great influence brought on by ancient and Renaissance texts, but it came about in a sort of hit-or-miss fashion because the old concept, which lacked relevance to new conditions, had become obsolete and even dangerous in the context of the social upheavals of the early 1590s.“⁸⁷

Dieses Verdikt bezieht sich auf Frankreich. Geht man aber davon aus, daß ähnliche Entwicklungen auch in anderen Ländern stattfanden, was sehr wahrscheinlich ist (in den meisten europäischen Ländern bestand im Mittelalter eine berufsständische und in der frühen Neuzeit eine geburtsständische Adelsdefinition), müssen auch die unterschiedlichen Bedingung berücksichtigt werden. Doch selbst für Frankreich, v. a. vor dem Hintergrund konfessioneller Konflikte, darf ein ideologischer Faktor nicht außer Acht gelassen werden, auf den Hillay Zmora hingewiesen hat. Die Auffassung vom Adel als Geburtsstand ließ sich nämlich aufs beste mit der Prädestinationslehre des Calvinismus vereinbaren. So war es wohl kein Zufall, daß es ein hugenottischer Adliger – Jacques de Sully – war, der 1560 vor den Generalständen einen vielbeachteten Vortrag über den Zustand des französischen Adel hielt, in dem er nachdrücklich hervorhob, daß der einzig wahre Adel der des Geblüts sei.⁸⁸

⁸⁴Oncieu: S. 10

⁸⁵Vgl. Charron, Pierre: *De la sagesse*. 2 Bde. – Paris: 1782. (1. Aufl. 1601), I S. 421. Vgl. Schalk: S. 117. Faret, Nicolas: *L'honneste homme ou l'art de plaire à la court*. Hg. von M. Magendie. – Paris: 1925, S. 10 f. (1. Aufl. 1630). Schalk: S. 139

⁸⁶Vgl. Schalk: S. 142

⁸⁷Schalk: S. 144 f

⁸⁸Vgl. Zmora, S. 68 f. Jacques de Sully, Graf von Rochefort: *Harangue de par la Noblesse de toute la France*. siehe ferner: Harding: *Anatomy*, 33 ff. Schalk, 89 ff. Jouanna, Arlette: *Die Legitimierung des Adels und die Erhebung in den Adelsstand in Frankreich (16.-18. Jahrhundert)*. – In: *Ständische Gesellschaft und soziale Mobilität*. Hg. von W. Schulze. – München: 1988, S. 165-177, S. 167-171. A. Devyver: *Le sang épuré: Les préjugés de race chez les gentilshommes*

Auch in Italien hatte die geburtsständische Definition (die man wegen der andersartigen Familienkonzeption im italienischen Kontext eher als familiäre Definition bezeichnen müßte) eine lange Tradition.⁸⁹ Die humanistische Debatte über den Konflikt zwischen Stand und Tugend wäre ohne den Fortbestand und die anhaltende Präsenz der geburtsständischen Idee wohl kaum aufgekommen. Überdies muß, insbesondere im Hinblick auf nord- und mittellitalienische Verhältnisse berücksichtigt werden, daß hier der adelige Status keineswegs so unangefochten war wie im übrigen Europa. In den von der wohlhabenden merkantilen Patrizierschicht sozial und politisch dominierten italienischen Stadtstaaten wurde er seit dem Mittelalter als eine latente Gefahr für die soziale Ordnung und die politische Stabilität angesehen.⁹⁰ Dieses Mißtrauen gegenüber dem alten Feudaladel wirkte sich nachhaltig negativ auf dessen Status aus. Erst die Entwicklung der höfischen Kultur am Ende des 15. Jahrhunderts brachte eine partielle Restitution und Konsolidierung des adeligen Prestiges, doch auch da nur an bestimmten Orten, wie in Rom oder Urbino, aber weiterhin nicht an Orten mit republikanischer Tradition, wie Florenz, Genua oder Venedig. Das Ausmaß der Feudalisierung des norditalienischen Patriziats im 17. Jahrhundert zeigt hingegen, daß die Konsolidierung des Adels in anderen europäischen Staaten auch für Italien Modellwert hatte und zu einer bisher ungekannten *Aristokratisierung* der Gesellschaft führte.⁹¹

Während sich in Frankreich der Adel erst im Lauf des 16. Jahrhunderts von den strukturellen sozialen Veränderungen, die die frühe Neuzeit mit sich brachte, betroffen und bedroht fühlte, begann der deutsche Adel auf diese Entwicklungen (wie erwähnt) bereits im 15. Jahrhundert zu reagieren. Möglicherweise war dessen „rechtzeitige“ Reaktion der Grund dafür, daß es in Deutschland nicht zu einer akuten Legitimationskrise gekommen ist und die Existenzberechtigung des Adels jedenfalls in dieser Zeit noch keiner so fundamentalen Kritik ausgesetzt war wie in Frankreich. Eine ähnliche Tendenz war hier erst im Dreißigjährigen Krieg zu beobachten. Im Unterschied zu Frankreich betraf diese Krise aber eben nur die von den Kriegsfolgen besonders betroffenen Regionen und insofern lediglich die ökonomische Basis und die obrigkeitliche Funktion des betroffenen Adels, während der Status insgesamt darunter erstaunlicherweise kaum gelitten hat.⁹² Im 16. Jahrhundert war der deutsche Adel vorwiegend mit der Verteidigung seiner politischen Rechte gegen die sich allenthalben abzeichnende fürstliche Herrschaftsmonopolisierung beschäftigt;⁹³ ein Problem, mit dem sich der französische Adel erst im 17. Jahrhundert auseinanderzusetzen hatte. Bei diesen Überlegungen sind aber die unterschiedlichen politischen Entwicklungen noch weitgehend unberücksichtigt. Diese waren allerdings für die weitere Entwicklung des Adels von entscheidender Bedeutung.

français de l'Ancien Régime, 1560-1720. – Brüssel: 1973, S. 67

⁸⁹Vgl. Donati, Claudio: L'idea di nobiltà in Italia. Secoli XIV-XVIII. – Rom/Bari: 1995, S. 151 ff

⁹⁰Vgl. Lansing: The Florentine Magnates, S. 13-17, 163, 196-211. Zmora: S. 28

⁹¹Vgl. Hersche, Peter: Italien im Barockzeitalter 1600-1750. Eine Sozial- und Kulturgeschichte. – Wien/Köln/Weimar: 1999, S. 103-115

⁹²Vgl. Press, Volker: Soziale Folgen des Dreißigjährigen Krieges. – In: Ständische Gesellschaft und soziale Mobilität. Hg. von W. Schulze. – München: 1988, S. 239 ff, S. 246. siehe auch: Ders.: Die aufgeschobene Mediatisierung. Finanzkrise der Kleinstaaten und kaiserliche Stabilisierungspolitik. – In: 32. Versammlung deutscher Historiker in Hamburg. Beiheft zur Geschichte in Wissenschaft und Unterricht (1979), S. 139 ff

⁹³Vgl. Zmora: S. 66

Im Kontext der feudalen Verfassung des Mittelalters konnte dem Kriterium der familialen Abstammung aus formalen Gründen noch kaum soziale Relevanz zukommen. Nach dem Modell und innerhalb der feudalen Pyramide war der mittelalterliche Adel bzw. das Rittertum sowohl was seine rechtliche, als auch seine gesellschaftliche Stellung betraf, hinreichend durch das jeweilige Vasallitätsverhältnis definiert. Durch die Bindung zum Lehnsherrn war der Status der Individuen so umfassend charakterisiert, daß man für diese Zeit von der *Lehensmentalität* des Adels spricht. Die Belehnung und der damit verbundene Treueeid konstituierte eine außerordentlich tiefe Beziehung zwischen dem Herren und den Vasallen, die stark genug war, um auch die Identität der Beteiligten, jedenfalls der der Vasallen, zu prägen. Aus dieser Beziehung zogen sie alle sozial konstitutiven Merkmale, die für ihren Status relevant waren. Vasall eines großen Herrn zu sein beschrieb mit ausreichender Eindeutigkeit sowohl Rechte und Pflichten des Betreffenden in *beruflicher* Hinsicht, wie auch dessen Position in der sozialen Hierarchie. Diese Bindung war, wenigstens theoretisch, rein persönlich und mußte, ebenfalls theoretisch, in jeder Generation erneuert werden. Die Erbllichkeit der Lehen lockerte zwar bis zu einem gewissen Grad den persönlichen Charakter dieser Beziehung, änderte aber nichts an der weiterhin bestehenden Bindung durch den zu leistenden Treueeid (etwa anlässlich einer Erbhuldigung). Theoretisch konnte der Adel also nach der Konzeption des klassischen Feudalismus nicht ohne den Lehnsherrn bestehen, von dessen Autorität er nicht nur in sozialer Hinsicht seine Existenz ableitete. In gewisser Weise erscheint er ursprünglich lediglich als eine soziale Akzidenz der politischen Zentralherrschaft.

Aber schon im Mittelalter konnte man beobachten, daß mit dem Verschwinden einer politischen Zentralgewalt und der mit ihr verbundenen Lehensautorität der Adel natürlich nicht notwendigerweise ebenfalls verschwinden mußte; in der Tat war eher das Gegenteil der Fall. Der Adel erwies sich in solchen Fällen als flexibel was die Adaptierung seiner Identität an die Verhältnisse betraf. In der Regel kann man daher überall dort, wo die Autorität des Lehnsherrn (was meistens mit einer monarchischen Zentralgewalt identisch war) geschwächt wurde oder gar zusammenbrach, die Substituierung der Lehensmentalität durch eine Standesmentalität beobachten. Letztere ersetzte die Vorstellung von der Loyalität zu einem Lehnsherrn durch die zu einem Land bzw. dessen ständischer Vertretung. Das setzte voraus, daß sich die Ritterschaft als Gruppe wahrnahm und deren Mitglieder darüber hinaus in sozialer Hinsicht als gleichartig und gleichrangig betrachtete. Die Institutionalisierung des Adels in Form von Landständen konnte diesen Prozeß erleichtern oder fördern und u. U. dazu führen, daß sich der Adel letztlich selbst mit dem Land identifizierte und sich als eigentlichen Ursprung der politischen Autorität betrachtete. Wo keine oder kaum derartige Institutionen bestanden (z. B. in Frankreich) konnten Patronage- und Klientenverhältnisse auf regionaler Ebene diese Funktion übernehmen. In welchem Ausmaß solche Entwicklungen von der realen Präsenz einer politischen Zentralgewalt abhing, illustriert das Beispiel der Länder der böhmischen Krone (Böhmen, Mähren und Schlesien), das JOSEF VÁLKA untersucht hat: Während im Königreich Böhmen, in dessen geographischer Mitte sich die königliche Residenz befand, die persönliche Bindung zum König durch den Lehenseid noch lange ein entscheidender Faktor in der Selbstdefinition des Adels blieb, entwickelte der Adel der im Osten angrenzenden Markgrafschaft Mähren spätestens seit dem 16. Jahrhundert ein ständisches Landesbewußtsein, für das die Interessen des Landes, das er repräsentierte und mit den eigenen gleichsetzte, Priorität vor

der Loyalität zum Fürsten eingeräumt wurde.⁹⁴

Im selben Ausmaß, in dem sich der Adel den soziopolitischen Bedingungen anpaßte, änderte sich auch sein soziales Profil grundlegend. Synchron mit der veränderten Funktion und Erscheinungsform mußte sich auch das Bild vom Adel signifikant verändern. Wie jeder sozialwissenschaftliche Gegenstand ist natürlich auch die Beschreibung des Adels die Beschreibung eines Prozesses. Allerdings beweist die Geschichte des Adels, daß es Prozesse gibt, die nicht nur eine Veränderung, sondern eine veritable Metamorphose bewirken. Eine Veränderung kann u. U. ein Ausmaß annehmen, das Zweifel darüber aufkommen läßt, ob das Endprodukt mit dem Ausgangsprodukt noch identisch ist. Aus diesem Grund ist jeder Versuch, die Sozialgeschichte des Adels auf einen kleinsten gemeinsamen Nenner zu bringen oder wenigstens zu resumieren ein wissenschaftliches Himmelfahrtskommando. Aber es ist möglich. Denn aus der allenthalben anzutreffenden Warnung, man dürfe nicht generalisieren, kann mehr als nur die aus dem Wortlaut folgende Platitude entnommen, sondern ein essentieller empirischer Befund geschlossen werden. Die Feststellung, der Adel wäre schon auf nationaler Ebene eine so heterogene Figuration gewesen, daß allgemeine Aussagen zu übernationalen gemeinsamen Charakteristika erst Recht scheitern müßten, ist zweifellos korrekt. Natürlich war der vormoderne Adel eine äußerst vielfältige Erscheinung, sodaß, wie GUY CHAUSSINAND-NOGARET feststellte, sogar bereits im französischen Adel des 18. Jahrhunderts als einziger Konsens über dessen gemeinsame Eigenschaften der Umstand gesehen wurde, daß sie keine Bürgerlichen (*commo-ners*) waren.⁹⁵ Abgesehen davon, daß man rückblickend durchaus Eigenschaften des Adels positiv angeben kann, verdeutlicht dieser Sachverhalt ausreichend die Schwierigkeit, den Begriff „Adel“ eindeutig zu definieren und dadurch konsistent anzuwenden. Das bedeutet auch, daß das, was man im 21. Jahrhundert Adel zu nennen gewohnt ist, in der Vergangenheit oftmals nicht so bezeichnet wurde. Ebenso trifft der umgekehrte Fall zu, nämlich daß manche soziale Phänomene, die man im Lauf der Geschichte als Adel deklarierte, mit dem heutigen Verständnis dieses Begriffs in der Wissenschaft nicht vereinbar sind. In der mediävistischen Adelforschung erkannte man schon in den siebziger Jahren, daß das Hauptproblem bei der soziologischen Kategorisierung, insbesondere des frühmittelalterlichen Adels darin besteht, daß man zwar viele einzelne Adelige vorfindet, aber keinen Adel. Dieser Sachverhalt führte zu Zweifel an der Praktikabilität des Begriffs „Adel“ und vereinzelt sogar zu seiner generellen Ablehnung.

Man mag der Hypothese von der *Erfindung des Adels* zustimmen oder nicht; sicher ist aber, das sich die frühmittelalterliche Adelsauffassung von der spätmittelalterlichen deutlich unterschied. Gleiches trifft auf den frühneuzeitlichen Adel zu: er unterschied sich v. a. in seinem soziopolitischen Profil vom mittelalterlichen, indem er sich von einem Stand der Mächtigen (Privileg durch Macht) zu einem Stand der Privilegierten (Macht durch Privileg) entwickelte.⁹⁶ Speziell auf den sog. Beamtenadel in Deutschland/Österreich läßt sich der klassische Adelsbegriff nicht anwenden. Zu behaupten, der Kriegeradel des Mittelalters

⁹⁴Vgl. Válka, Josef: Der Übergang von der Lebensmentalität zur Standesmentalität am Beispiel der Markgrafschaft Mähren. – In: Stände und Landesherrschaft in Ostmitteleuropa in der frühen Neuzeit. Hg. von Hugo Weczerka. – Marburg: 1995, S. 111-120

⁹⁵Vgl. Chaussinand-Nogaret: S. 46

⁹⁶Vgl. Contamine, Philippe: De la puissance aux privilèges: doléance de la noblesse française envers la monarchie aux XIVe et XVe siècle, In: La noblesse au Moyen Age, XIe-XVe siècle. Essais à la mémoire de Robert Boutruche, hg. von Doms. Paris 1976, S. 235-257

wäre die gleiche Figuration gewesen, wie der Hofadel des 17. und 18. Jahrhunderts, ist offensichtlich absurd. Dennoch wendet man nicht nur auf diese beiden Gruppen, sondern auch auf alle anderen, die im Lauf der Geschichte von den Zeitgenossen *Adel* genannt wurden oder sich selbst so nannten, denselben Begriff an und unterstellt damit implizit soziologische Kongruenz. Anscheinend besteht das Problem darin, daß bis heute mit demselben Begriff immer wieder verschiedene soziale Phänomene bezeichnet wurden, die zwar untereinander manche Gemeinsamkeiten aufweisen, aber kaum historische Kontinuität. Der Adel des 18. Jahrhunderts war (mit wenigen Ausnahmen) buchstäblich nicht mehr der gleiche, wie der des 8. Jahrhunderts. Die einzige Kontinuität besteht darin, daß jüngere Erscheinungsformen des Adels immer wieder an gewisse Traditionen älterer Adelsformen anknüpften, weil dies im Prozeß der Etablierung eines erblichen Elitenstatus' vorteilhaft erschien. Somit scheint die Ursache der Verwirrung nicht nur in der Komplexität des zu erforschenden Phänomens zu liegen, sondern in mindestens ebenso großem Maß in einer unüberlegten Terminologie. Die Konsequenz aus der empirischen Feststellung der Ungeneralisierbarkeit des Phänomens Adel muß daher nicht die Kapitulation vor der Generalisierung an sich sein, sondern die Feststellung, daß die zahlreichen Figurationen und Gruppen, die man bisher mit dem Begriff „Adel“ bezeichnet hat, soziologisch nicht kongruent und schon gar nicht miteinander identisch waren. Vielmehr ist zu fragen, warum so verschiedenartige Gruppen sich zur Selbstklassifizierung immer wieder desselben Begriffs bedienten und warum diese Klassifizierung bisher so unkritisch übernommen worden ist.⁹⁷

Seit die Regierungen in größerem Umfang Personen nobilitierten und sich die neue administrative Funktionselite der äußeren Zeichen des Adels bediente, um seine Stellung zu kennzeichnen, war der Adel keine eindeutig abgrenzbare und noch viel weniger eine homogene soziale Gruppe mehr. Der Begriff „Adel“ alleine ist daher für die frühe Neuzeit ohne deskriptive Relevanz, weil mit ihm die soziale Realität nicht mehr erfaßt werden kann. Der Kreis der Personen, die theoretisch in die Definition fallen, war bezüglich ihrer realen Lebensumstände, ihres Berufsprofils und ihrer Standesidentität zu verschieden, als daß sie sinnvoll und adäquat mit einem einzigen Begriff benannt werden könnten. Für eine makroskopische Sozialstrukturanalyse ist der Begriff „Adel“ daher offensichtlich untauglich. Scheinprobleme entstehen häufig, wenn grundsätzlich davon ausgegangen wird, daß einem Wort in jedem Fall ein reales Denotat entspricht. Natürlich ist „Adel“ deshalb noch kein sinnloser Ausdruck. Ohne jeden Zweifel hatte er auch in der frühen Neuzeit noch eine Bedeutung, v. a. aber eine konkrete Funktion für die ideologische Legitimation von privilegiertem Status. Viele derartige Mißverständnisse und Probleme wären vermeidbar, wenn „Adel“ nicht weiterhin als analytischer Begriff gebraucht würde.

Aus praktischen Gründen wäre es allerdings unvernünftig, den Begriff „Adel“ aus der Adelsforschung gänzlich zu eliminieren. Auch in methodischer Hinsicht würde man damit das Kind mit dem Bad ausschütten, solange eine systemati-

⁹⁷ Hier begegnet man einem jener merkwürdigen Fälle, in denen man durch die Anwendung eines inadäquaten (um nicht zu sagen falschen) Begriffs schließlich zu einer brauchbaren Hypothese gelangt. Es verhält sich mit dem Adel möglicherweise wie mit *Wittgensteins Leiter*. „Meine Sätze erläutern dadurch, daß sie der, welcher mich versteht, am Ende als unsinnig erkennt, wenn er durch sie – auf ihnen – über sie hinausgestiegen ist. (Er muß sozusagen die Leiter wegwerfen, nachdem er auf ihr hinaufgestiegen ist.)“ Wittgenstein, Ludwig: *Tractatus logico-philosophicus* 6.54

sche Analyse des Begriffsinhalts nicht Möglichkeiten zur Differenzierung aufgezeigt hat. Ähnlich haben sich auch begriffliche Differenzierungen, durch die etwa verschiedene einzelne Adelssegmente, die sich durch ihr soziales Profil unterscheiden, mit verschiedenen Begriffen belegt werden, selten als praktikabel und nicht immer als durchsetzbar erwiesen (z.B. edelfreier bzw. ritterlicher Adel, alter bzw. Beamten- bzw. Briefadel usw.). Vielleicht kann aber eine Differenzierung der Bedeutungsebenen des Begriffs „Adel“ dazu beitragen, die Konfusion zu beheben, die durch die Anwendung eines Begriffs auf verschiedene Phänomene entsteht. Hypothetisch soll daher die Unterscheidung zwischen drei Bedeutungsebenen vorgeschlagen werden.

Zunächst war der Adel ein Rechtsinstitut. Wo er nicht abgeschafft wurde, ist er das auch noch gegenwärtig. Auf dieser Ebene ist er durch den Anwendungsfall bestimmter Gesetze definiert. Adelig in diesem Sinn ist, wer zur Führung spezifischer adeliger Standesmerkmale und zur Wahrnehmung spezifischer Privilegien berechtigt ist. Noch in der Gegenwart zählen dazu etwa das (informelle) Recht zur Verwendung bestimmter Titel und Namenspartikel oder in Großbritannien das *peerage* usw. In der Vergangenheit wurde er außerdem durch Kriterien, wie die *Stifts-*, *Turnier-*, *Hof-*, *Wappen-* und *Lebensfähigkeit* definiert. Als Basis einer kategorien Differenzierung für eine Sozialstrukturanalyse ist diese Definition aber unbrauchbar, denn sie unterstellt, daß jede Person, die den Partikel *von* zwischen Vor- und Nachnamen führt, zur selben sozialen Gruppe gehört. Jede sozialwissenschaftliche Analyse auf der Grundlage dieser Annahme muß scheitern.

Zweitens existiert der Adel als konkretes soziales Phänomen. Er war und ist eine soziale Gruppe im engeren Sinn des Worts: Ein Familienverband, dessen Mitglieder untereinander häufig persönlich bekannt sind und der einen homogenen Heiratskreis bildet. Meistens formt er auch ein Milieu, also eine Gemeinschaft gleicher Werte mit homogenen kulturellen Traditionen und Codes sowie gemeinsamen ästhetischen Präferenzen. In den meisten Fällen setzt sich diese Gruppe aus Familien des alten Adel zusammen. Es handelt sich bei ihnen um jene Familien, die auch den Adel als historisches Phänomen konstituieren, d.h. vom ritterlichen Feudaladel abstammen und in der Neuzeit den hoffähigen Adel und die höfische Elite selbst stellte. Sie sind es auch, auf die sich die historiographische Forschung bezieht, wenn vom Adel als politischem Faktor gesprochen wird. Personen, die erst in der Neuzeit nobilitiert wurden bzw. ihren Nachkommen gelang nur in Ausnahmefällen die Integration in diese Gruppe. Dieser Sachverhalt hat das paradoxe Phänomen zum Resultat, daß der Großteil des Adels im rechtlichen Sinn nicht zum Adel im sozialen Sinn gehört, was unvermeidlich zu Scheinproblemen führt, wenn diese Kategorien nicht differenziert werden.

Schließlich ist Adel aber auch ein soziales Phänomen im soziologischen Sinn. In diesem Kontext kann Adel als Elite bezeichnet werden, die, im Gegensatz zu modernen Eliten, ihren Status durch Erbschaft reproduziert. Dieser Adel ist ein zeitinvariantes Phänomen, das in fast allen menschlichen Gesellschaften beobachtet werden kann. Auch in modernen demokratisch verfaßten Gesellschaften, in denen der Adel im rechtlichen Sinn abgeschafft ist, finden sich in allen Schichten Individuen, bei denen ihre familiäre Herkunft ein statusrelevanter Faktor ist.

In jüngster Zeit hat sich die Existenz dieses Phänomens in eindrucksvoller Weise am Beispiel der US-amerikanischen Familie Bush gezeigt. Doch nicht nur der z.T. seit vielen Generationen bestehende informelle Adel der ameri-

kanischen Ostküste belegt die Möglichkeit der erblichen Statusreproduktion in modernen Gesellschaften. Auch die europäischen Nachkriegsgesellschaften bringen auf diese Weise permanent erbliche Eliten hervor. Der Status etwa eines Mitglieds der italienischen Industriellendynastie Agnelli oder der deutschen Familien Flick, Quandt usw. unterscheidet sich in politischer und sozialer Hinsicht praktisch kaum vom Status eines Fürstengeschlechts im 18. Jahrhundert. Statuserbschaft hängt dabei nicht unbedingt von materieller Erbschaft ab. Paradoerweise bieten die Strukturen von Parteien in parlamentarischen Demokratien ausreichend gute Bedingungen für die Entstehung von Parteiaristokratien. So folgte bereits in zwei Landesorganisationen der konservativen Österreichischen Volkspartei der Sohn, in einer dritten der Schwiegersohn, dem Vater in der Position des Vorsitzenden. Ähnliche Mechanismen waren auch in den Parteienomenklaturen einzelner sozialistischer Länder wirksam. Endlich ist auch das Phänomen der *Arbeiteraristokratie* bekannt, also einem lokalen Kreis von Familien, deren elitärer Status sich aus den Faktoren ergibt, daß ihre Mitglieder seit mehreren Generationen der Arbeiterklasse angehören, in jedem Fall aber in der örtlichen Arbeiterbewegung und ihrer Partei aktiv waren.

Für dieses Phänomen könnten noch zahlreiche Beispiele angeführt werden.⁹⁸ In vielen Bereichen des sozialen Lebens kann beobachtet werden, wie Personen, die eine prominente Position in der Gesellschaft oder ihrer Lebenswelt einnehmen, ihre Familien und besonders ihre Nachkommen an ihrem Prestige partizipieren lassen. Umgekehrt ist der Status der Eltern und Vorfahren bei manchen Personen objektiv ein wesentlicher Faktor ihres Status'. Prominenz ist fast immer mit Namen verknüpft, und diese sind erblich. Selbst in den demokratischsten und egalitärsten Gesellschaft kommt einer Person, die den Namen etwa eines Regierungschefs trägt, eine soziale Sonderstellung zu. Die Verwandtschaft mit einer bekannten Persönlichkeit wird von ihrer Umwelt registriert und dadurch zu einem Faktor der sozialen Bewertung. In solchen Fällen kann die leicht erkennbare Familienzugehörigkeit entweder zu einer Aufwertung oder auch zu einer Stigmatisierung der Namensträger führen. Dieser Vorgang ist in Gesellschaften so stark verankert, daß er in der Regel automatisch abläuft und daher kaum einer bewußten Förderung durch Publizität bedarf, sondern nur aufgehalten werden kann, wenn er bewußt unterdrückt wird. Dabei wird das Prestige eines Individuums, bewußt oder unbewußt, mit seinem Namen verknüpft. Dieser Mechanismus funktioniert nicht nur bei Menschen, sondern wird von Menschen auch auf Gegenstände angewandt. So wird bei bestimmten Konsumgütern der Luxusklasse wie z. B. Autos, Uhren oder Haute couture, bisweilen ebenfalls von Adel gesprochen.⁹⁹ Hat sich ein Mensch – oder ein Auto – einmal *einen Namen gemacht*, dann können alle weiteren Träger dieses Namens von seinem Ansehen profitieren.

Vicomte Alès de Corbet beschrieb dieses Phänomen schon 1766 im Zusammenhang mit dem Versuch, den Adel seiner Zeit zu charakterisieren und seinen Ursprung zu erklären:

⁹⁸Die Forschungen von Pierre Bourdieu für Frankreich und z. T. auch die Untersuchungen von Michael Hartmann für die BRD sind exemplarische Beiträge zu dieser Problematik. Vgl. Bourdieu, Pierre: *La noblesse d'état. Grandes écoles et esprit de corps*. – Paris: 1989. Hartmann, Michael: *Der Mythos von den Leistungseliten. Spitzenkarrieren und soziale Herkunft in Wirtschaft, Politik, Justiz und Wissenschaft*. – Frankfurt/New York: 2002

⁹⁹Zum Autoadel werden Marken, wie Rolls Royce, Daimler, Bentley usw. gezählt, zum Uhrenadel berühmte schweizer Marken, wie Patek Philip, Vacheron Constantin usw.

„Den Adel zu definieren, heißt, genau kenntlich zu machen, was die Nobilitierung bedeutet. Ihr Wesen liegt in der öffentlichen Meinung, in dem Respekt, der Beachtung und dem Vertrauen, das einige Menschen auf sich ziehen und das sie ihren Kindern auf so natürliche Weise weitergeben, daß, wenn die Nachkommen in der Lage sind, die gleichen Gefühle für sich hervorzurufen, diese Gefühle für die Nachwelt gewohnheitsmäßig und inhärent erscheinen. Schon entsteht unter ihnen ein gewisser Wettstreit, [...] den Vorrang zu rechtfertigen, den man ihnen zuerkennt, indem sie ihn verdienen; und bei den Mitbürgern entsteht die Neigung, sich in wichtigen Angelegenheiten auf sie zu verlassen und ihnen bevorzugt die Autoritätsposition anzuvertrauen. [...] Der so charakterisierte Adel würde deshalb nicht weniger existieren und wäre trotzdem erblich, [...], auch wenn kein Gesetz ihm nützliche und ehrenhafte Privilegien zuerkennt. Man hat selbst in republikanischen Verfassungen das Ansehen des Adels im Verhältnis zur Gleichheit, die das Gesetz zu bewahren bemüht war, steigen sehen und das Volk hob sie trotz der Gleichheit auf ein höheres Niveau, auf das es selbst eifersüchtig war.“¹⁰⁰

Die Nobilitierung wird demnach von der Gesellschaft vollzogen. Sie ist das Resultat eines sozialen Prozesses, in dem bestimmte Statuskomponenten eines Individuums, in der Regel sein Prestige, auf seine Nachkommen übergeht. Wenn diese Transfer von der Umwelt akzeptiert worden ist, ist die Nobilitierung de facto vollzogen. Überall dort, wo es Individuen mit hohem Status gelingt, ihr Prestige auf ihre Familien zu übertragen, da entsteht Adel. Die offizielle Nobilitierung, also der Erwerb von Statussymbolen, die an die Familie gebunden und durch sie übertragbar sind, ist eine von mehreren Möglichkeiten, diesem Prozeß zum Erfolg zu verhelfen.

¹⁰⁰Origines de la Noblesse Française depuis l'établissement de la Monarchie, contre le système de Lettres imprimées à Lyon an 1763, dédiée à la Noblesse de France, par le Vicomte XXX (Alès de Corbet). – Paris: 1766, S. 318. zitiert nach: Jouanna, S. 176 f

Kapitel 2

Adelstheorien und Legitimationsstrategien

Zunächst erscheint die Substitution der alten, auf dem Begriff der Tugend gründenden durch die neue, durch das Erbrecht definierte Adelsauffassung unter den beschriebenen gesellschaftlichen Bedingungen zwar verständlich und nachvollziehbar, deshalb aber nicht weniger willkürlich und im buchstäblichen Sinn des Wortes unvermittelt. Ohne Zweifel hatte die neue Auffassung gegenüber der alten wesentliche Vorteile, wenn es darum gehen sollte, einen Stand, eine Statusgruppe oder eine ganze Figuration nicht nur von anderen abzugrenzen, sondern auch in seinem materiellen status quo zu erhalten und zu festigen. Schließlich sind Erbrecht und Privilegien rechtlich fixierte und objektiv bestimmbare Kategorien, die verbindlich gültig sind, solange eine funktionierende Justiz über Einhaltung und Anwendung der gültigen Normen wacht. Eine verlässlichere, durch die unanfechtbaren Methoden einer zu immer größerer Bedeutung gelangenden Rechtswissenschaft abgesicherte Definition hätte sich kaum finden lassen. Nicht zuletzt daraus erklärt sich die nachdrückliche Unterstützung des modernen Staats durch den Adel. Von einer intakten Rechtspflege konnte erwartet werden, daß sie die Gültigkeit der einmal verbindlich festgelegten institutionalisierten Ungleichheit garantierte. Als genuin staatliche Institution verlangt eine funktionierende Justiz aber ein staatliches Fundament in Form einer stabilen Regierung. Für einen bereits ausreichend privilegierten Stand ist dabei die Regierungsform weniger von Belang als deren Stabilität und eine sozial konsevierende und affirmierende Tendenz.

Natürlich sind Normen die Grundlage jedes Rechtssystems, und deshalb besteht zwangsläufig ein zumindest theoretischer Zusammenhang zwischen Recht und Moral. Andererseits ist es eine bekannte Tatsache und geradezu ein Gemeinplatz, daß moralische Anschauungen selten völlig mit der rechtlichen Praxis übereinstimmen. Das Auftreten von Normkonflikten kann in keinem Rechtssystem und selbst von der gewissenhaftesten Justiz nicht ausgeschlossen werden. Wenn man annimmt, daß es Normen sind, die die Rechte von Familien insgesamt und deren Mitgliedern in einem Rechtssystem schützen, kann man genau genommen nicht davon sprechen, daß der Adel die moralische Definition durch Werte, wie die Tugend durch eine rein gesetzliche nicht-moralische ersetzt hätte. Daß aber dennoch dieser Eindruck entstand, liegt einerseits daran, daß eben

gesetzliche Normen nicht als mit moralischen Normen oder Werten identisch aufgefaßt werden, aber auch, weil der Adel nun nicht mehr dem subjektiven Werturteil seiner Umwelt ausgesetzt war. Die Tugend war (und ist noch immer) keine rechtliche Kategorie, sondern ausschließlich eine moralische. Dagegen können die Rechte der Familie als eine moralische Kategorie gesehen werden, die legistisch operationalisierbar ist. Die Familie kann also sowohl im Sinn eines Werts im moralischen, wie auch als Norm im legistischen Sinn interpretiert werden. Darin besteht der strategische und argumentative Vorteil, eine Figuration als über die Familienzugehörigkeit und auf dem Erbweg erwerbbarer Stand zu definieren.

Wesentlich problematischer ist allerdings, wenn die zu verteidigenden Rechte bestimmter Familien über das normale Maß hinausgehen. Selbst in einer Gesellschaft der institutionalisierten Ungleichheit bestand hierfür Legitimations- oder wenigstens Erklärungsbedarf. Warum gerade aus der Zugehörigkeit zu adeligen Familien mehr Rechte abgeleitet werden könnten als durch die Zugehörigkeit zu allen anderen war zwar für die Praxis der Justiz nicht unmittelbar relevant („Gesetzt ist Gesetz“), aber auch nicht gänzlich ohne Interesse. Schließlich waren auch vorher schon die gebräuchlichen Formen sozialer Ungleichheit auf irgendeine Weise, meistens theologisch, legitimiert worden. Im Fall des Adels bestand die theoretische Möglichkeit, ihn im legistischen Sinn als denjenigen Stand zu definieren, dem die spezifisch adeligen Privilegien erblich zustanden. In einer Gesellschaft, in der die Art und die Menge der Privilegien, über die man verfügte, den Status des Individuums vollständig bestimmte, mußte dieser Frage eine gewisse Bedeutung eingeräumt werden. Für juristische Zwecke mochte eine derartige Definition auch brauchbar sein; wollte man aber den Stand als soziale Entität ideologisch legitimieren, wurde durch sie das Problem lediglich verschoben. Denn schließlich waren es gerade diese Privilegien und die moralisch nicht gerechtfertigte vermeintliche Überprivilegierung des Adels, die verteidigt werden mußten. Das Recht auf adelige Privilegien wurde durch das Gesetz zwar juridisch, aber nicht moralisch gerechtfertigt.¹ Daher stellte sich die Frage nun auf eine andere Weise: Zu beantworten galt, warum adeligen Familien mehr Privilegien zukommen sollten als anderen und wodurch dieser Umstand gerechtfertigt werden könne. Die Auffassung, daß dem Adel Privilegien quasi inhärent waren, sich also aus ihrer Definition als Krieger ableiten ließen, wurde aus den bereits behandelten Gründen nicht mehr akzeptiert und auch vom Adel selbst nicht mehr vertreten. Daß aber Adelige dennoch Eigenschaften hätten, die sie zu ihrer privilegierten Stellung berechtigten, wurde nichtsdestoweniger weiterhin behauptet. Weil adelige Privilegien aber erblich waren, mußten auch diese Eigenschaften als ererbt bzw. vererbbar postuliert werden. Wenn Privilegien legal auf die Nachkommenschaft übertragen werden sollten, so mußte mit einer gewissen Sicherheit vorausgesetzt werden können, daß die Kinder in gleicher Weise, wie ihre Vorfahren dazu befähigt waren, diese auszuüben. Aus der Notwendigkeit, prinzipiell vererbbare qualitative Merkmale als Kennzeichen des Adels behaupten zu müssen, folgte, daß die Anzahl der in Frage kommenden

¹ Die deutsche Rechtswissenschaft im 16. und 17. Jahrhundert befaßte sich kaum mit der Privilegienlegitimierung. Vgl. Bleek, Klaus/Garber, Jörn: Nobilitas: Standes- und Privilegienlegitimation in deutschen Adelstheorien des 16. und 17. Jahrhunderts. – In: Hof, Staat und Gesellschaft in der Literatur des 17. Jahrhundert. Hg. von Elger Blümm, Jörn Bleek und Klaus Garber. Daphnis 11 (1982), S. 49-114, S. 103

Eigenschaften begrenzt war. Man war auf im weitesten Sinn biologisch verursachte und beschreibbare Eigenschaften beschränkt. Die Tugend beispielsweise kam dafür nicht mehr in Betracht, denn daß diese nicht erblich war, wurde nicht nur seit langem von Theoretikern – die den Adel durch Abstammung daher als *res instabilis* einstufen – behauptet, sondern durfte als bekannt vorausgesetzt werden.²

Daß das erhebliche Ausmaß der sozialen Ungleichheit in der frühmodernen Gesellschaft allgemein anerkannt war, muß nicht ausdrücklich erwähnt werden. Bemerkenswert ist hingegen, daß mit der Neuzeit auch neue Formen der Legitimation dieser Verhältnisse aufkamen und die alten theologisch formulierten Lehren von der Ungleichheit der Menschen ablösten. Die augustinische Lehre der sog. *funktionalen Dreiteilung* wich allmählich der zweifellos diesseitigeren Anschauung, daß außerordentliche Privilegierung grundsätzlich durch außerordentliche Eigenschaften begründet und gerechtfertigt werden müsse. Theologische oder andere gleichartige Vorstellungen von einer durch transzendente oder übernatürliche Kräfte vorgeschriebenen sozialen Ordnung spielten bemerkenswerterweise selbst im sog. konfessionellen Zeitalter in der gesellschaftstheoretischen Debatte eine untergeordnete Rolle. Dagegen begann man die Natur als Kronzeugen der Argumentation einzusetzen. Gleichwohl wurde in der Regel ebenfalls angenommen, daß die Natur als Gottes Schöpfung auch seinem Willen unterworfen war und sich dieser in den Naturgesetzen zeige. Daß unter den Menschen eine Ungleichheit bestehe, war demnach lediglich die zu ziehende Konsequenz aus konkreten Beobachtungen in der Natur und Erfahrungen mit Menschen, die allgemein zugänglich waren. Als ebenso intuitiv nachvollziehbar wurde angenommen, daß nicht nur zwischen den Eignungen Unterschiede bestünden, sondern auch innerhalb derselben Anlagen besondere Begabungen auftreten können, die zu höheren Aufgaben befähigen. Derartige Grundannahmen, typisch für die humanistische Denkweise, bildeten die Voraussetzung für die Adelstheorien, die seit dem Ende des 16. Jahrhunderts entstanden.

ARLETTE JOUANNA, die sich ausführlich mit der Formen der Adelslegitimierung beschäftigt hat, unterscheidet drei Grundtypen: die Legitimierung durch (1) den Willen des Souveräns, (2) durch biologische Überlegenheit und (3) durch die Geschichte.³

2.1 Legitimation durch familiäre Herkunft

Ohne unter diesen Typen eine Wertung vornehmen zu wollen, ist in diesem Zusammenhang dennoch hauptsächlich der zweite von Interesse. Jouanna umreißt ihn wie folgt:

„Ohne den Gedanken aufzugeben, daß die legale Sanktionierung durch den König notwendig sei, um aus dem Adel eine öffentliche Würde zu machen, zogen [einige Adelige] es vor, den Akzent auf die natürliche Herkunft des Adels zu legen. Nach dem zweiten Argumentationstyp ist der Adel auf die Rasse gegründet, d. h. auf die vererbte und biologische Überlegenheit der Geschlechter des Adelsstandes. Die wesentliche Quelle ist also die Natur; der Adel wird als eine naturgegebene

²Vgl. Schreiner, Klaus: Religiöse, historische und rechtliche Legitimation spätmittelalterlicher Adels Herrschaft. – In: Nobilitas. Funktion und Repräsentation des Adels in Alteuropa. Hg. von Otto Gerhard Oexle und Werner Paravicini. – Göttingen: 1997, S 376-430, S. 393 f

³Vgl. Jouanna, S. 165-177

Realität aufgefaßt, ist also universell und in jeder Gesellschaft unabhängig von Zeit und Ort selbständig vorhanden.⁴

Es ist die Statuslegitimation durch die Familie, die von allen Legitimationstheorien (bzw. den drei oben angeführten Typen nach Jouanna) die engste Verbindung zum im 17. Jahrhundert entstehenden naturwissenschaftlichen Weltbild hat. Wie alle intellektuellen Äußerung der Zeit, die sich auf naturwissenschaftliche Kenntnisse stützen, müssen auch diese, auf ihren Kontext bezogen, als Versuche gewertet werden, dem physischen Kosmos im allgemeinen und der wahrnehmbaren Umwelt und Lebenswelt im besonderen einen transzendenten Sinn zu geben. Inwieweit die Natur am Beginn der Neuzeit als Substitut für die Religion instrumentalisiert wurde, zeigt der von der Exegese beeinflusste Umgang mit Naturphänomenen als Explanans erklärungs- oder legitimationsbefürhtiger Sachverhalte. Charakteristisch ist daher die generelle Voraussetzung des *Sein-Sollen-Theorems*, also der Annahme, daß aus der Feststellung von Tatsachen Normen abgeleitet werden können: So wie es ist, so soll es auch sein. Der Kosmos wurde als ein harmonisch organisierter Organismus imaginiert, der nicht nur die Natur, sondern auch das Gute und Schöne umfaßte. Insofern die Moral die Gesetze des Umgangs der Menschen untereinander beschreibe, war also auch die Gesellschaft ein Teil dieses Kosmos und hatte ihren Gesetzen zu gehorchen. Gelänge es, so glaubte man, dieses physikalisch-ästhetisch-moralische Gefüge korrekt zu beschreiben, könnten aus den gewonnenen Erkenntnissen unschwer die Gesetze einer harmonisch funktionierenden Gesellschaft abgeleitet werden. Die Aufgabe einer guten Regierung mußte sein, die Gesellschaft den kosmischen Gesetzen entsprechend auszurichten und zu organisieren.

Entsprechend dieser Auffassung wurden die qualitativen Unterschiede zwischen Menschen mit allgemein bekannten Naturphänomenen korreliert. Als Referenzen stand eine große Zahl von „Lebensweisheiten und Erfahrungstatsachen“, aber auch das Evangelium zur Verfügung.⁵ Menschen gleichnishaft mit Naturerscheinungen zu vergleichen war seit langem ein gebräuchlicher Topos, die Parabel eine verbreitete literarische Gattung. Sprichwörter, wie „der Apfel fällt nicht weit vom Stamm“, „Fructus tenet naturam radicis“ oder selbst das Christuswort: „So bringt jeder gute Baum gute Früchte, der schlechte Baum aber bringt schlechte Früchte. Ein guter Baum kann keine schlechten Früchte bringen, und ein schlechter Baum kann keine guten Früchte bringen.“⁶ konnten wegen ihrer hohen Bekanntheit, ihrer Autorität und ihrer intuitiven Plausibilität leicht argumentativ verwertet werden.⁷ Weiters führte man ins Treffen, daß auch einige Tierrassen edler seien als andere, womit nichts anderes gemeint war, als daß sie

⁴Jouanna: S. 167. U. a. folgende Autoren vertraten laut Jouanna diese Auffassung: Noël du Fail 1579, Louis le Caron 1579, François d'Alonçon, Guillaume du Vair 1594, Charles d'Arcussia 1604

⁵Schreiner, S. 394f

⁶Math. 7, 17-18

⁷Die Problematik der Parabel besteht darin, daß Menschen zwar mit Naturphänomenen verglichen oder beschrieben werden können, daß diese Vergleichbarkeit aber nicht notwendig aus der Gleichartigkeit zwischen Menschen und Naturphänomenen folgt. Aus Ähnlichkeit kann nicht automatisch strukturelle Gleichartigkeit geschlossen werden. Die argumentative Strategie dieser Spruchweisheiten liegt aber in der impliziten Annahme, daß sich Menschen mit Äpfeln vergleichen ließen, weil für beide die gleichen Regeln gälten und daher grundsätzlich isomorph wären. In einem rationalen Argument ist ein solcher Schluß nicht zulässig. Das Prinzip der allgemeinen Ähnlichkeit aber ist ein Charakteristikum des sog. hermetischen Denkens, das für die Esoterik und manche Sekten typisch ist.

sich zu vermeintlich höheren Aufgaben eigneten. Bezeichnenderweise wurden als Beispiele von den Autoren hierzu vorzugsweise Pferde, Hunde und Edelsteine herangezogen, also Spezies, mit denen Adelige immer besonders engen Umgang pflegten, für die sie nicht selten sogar Bewunderung empfanden und bei denen es deshalb leicht fiel, sich mit ihnen in gewisser Weise zu identifizieren.⁸

Rennpferde haben unzweifelhaft eine vorteilhaftere Erscheinung als Ackergäule. Daß aber die Aufgaben von Rennpferden edler seien als die von Nutzpferden und ihnen daher eine bessere Behandlung zuzukommen habe ist bereits ein die ständische Gesellschaftsordnung reproduzierender Anthropomorphismus, der zeigt, daß hier weniger die Natur als Abbild der menschlichen Gesellschaft interpretiert, sondern eher die bestehenden sozialen Verhältnisse auf die Natur projiziert wurden.⁹ Dennoch war dieses Beispiel nicht schlecht gewählt. Unbestritten ist nämlich, daß zwischen verschiedenen Tierrassen tatsächlich qualitative Unterschiede auch bezüglich ihrer Eignungen bestehen. Niemand wird je leugnen, daß sich Bullterrier besser zu Kampf und Blutvergießen eignen als Pinscher. Andererseits verlangen wiederum letztere, um überleben zu können, eine wesentlich rücksichtsvollere und damit in gewisser Weise privilegiertere Behandlung als rohe Kampfhunde. Um sich noch weiter an die Sphäre des Menschen anzunähern würde mancher einzelnen Rassen eventuell einen „edlen Charakter“ bescheinigen. Es kann aber trotzdem kein Zweifel daran bestehen, daß derlei Prädikationen das Resultat von mehr oder weniger subjektiven und kulturell überformten Wertungen sind, die durch vorurteilslose Naturbeobachtung nicht zu gewinnen sind.

Nicht weniger anerkannt ist nämlich, daß auch Tierarten jeweils die gleichen Grundeigenschaften besitzen. Selbst die Suche nach einer Begründung für die Sonderstellung des Adels vermochte die frühneuzeitlichen Theoretiker nicht dazu zu veranlassen, die prinzipielle Gleichartigkeit der Menschen in Frage zu stellen. Anders als Tieren ist es Menschen jedoch möglich, aus den naturgegebenen Differenzen unter ihnen gewisse Schlüsse ziehen. „Natürliche Ungleichheit“, so wurde von den Theoretikern angenommen, „bringt gesellschaftliche Ungleichheit hervor“¹⁰ „Discordia concurs ist das Bauprinzip des Universums und organisiert damit zugleich das menschliche Zusammenleben, das in der ‚civitas‘ dessen Abbild darstellt. Gleichheit, hypothetisch als universelles Gegenprinzip gesetzt, zerstörte in der (versuchten) Realisierung den kunstvoll von seinem göttlichen Schöpfer gefügten kosmischen Weltbau.“¹¹ Die komplexere Organisation der menschlichen Gesellschaft berechtige nicht nur zu solchen Folgerung, sie mache sie u. U. sogar notwendig. Sollte eine Gesellschaft den kosmischen Gesetzen entsprechen und mit ihnen im Einklang sein, dann mußte sie notwendigerweise hierarchisch gegliedert sein. Die Arbeitsteilung in entwickelten Gesellschaften,

⁸Vgl. Jouanna, S. 169

⁹Vgl. Zmora, S. 24

¹⁰Bleek, Klaus/Garber, Jörn: S. 192. Die Autoren führen folgende Textstelle als Beispiel für dieses Argument an: „[...] ubi est ordo, ibi prius & posterius, majus & minus, superius & inferius. Ideoque hanc inaequalitatem inter cives, harmonica politiarum ratio exigit, ut alii subditi sint, alii alterioris, alii humilioris ordinis, ac cuilibet civi pro dignitate, & officii ratione, ac differentia honos, libertas, ac jus suum reliquatur: illi verò subditi, qui ratione officii eminentiores censetur, vel generis vel alterius alicujus qualitatis praerogativa prae coeteris gaudent, nobiles speciatim dicuntur“. Grynaeus, Samuel/Rzeczycki, Petrus: De nobilitate. – Basel: 1646

¹¹Bleek/Garber: S. 101. Vgl. Hagemann, Gerhard: De omnigena hominis nobilitate libri IV. – Köln: 1698, S. 479-485. Vechner, Georg: Discursus de nobilitate. – Frankfurt: 1612, S. 217 ff

die grundsätzlich die Verwendung der Individuen nach ihrer jeweiligen Eignung vorsieht, ist als eine solche Konsequenz anzusehen, weil sie die vermeintlich natürliche Ungleichheit zwischen den Menschen quasi abbildet. Dementsprechend konnten Adelige ihren Elitestatus als Konsequenz der natürlichen Ordnung begreifen, womit der argumentative Vorteil verbunden war, daß man auf die dem Natürlichen anhaftende naturgesetzliche Notwendigkeit verweisen konnte.:

„[...] these ideas [about inheritance and familial continuity] implied a powerful coherence between the realm of nature and that of the social order. Nobles could view their behaviour and political powers as reflection of the world's natural order; they could view individual qualities and choices as reflections of the family's qualities and needs. To see links between the biological and the social inspired intellectual and moral assurance.“¹²

Ebenso kann die höhere Bewertung gewisser Tätigkeiten innerhalb der Arbeitsteilung als soziale oder politische Notwendigkeit aufgefaßt werden. So bestand seit dem Mittelalter und in dem meisten Städten eine relativ differenzierte, der wirtschaftlichen Bedeutung entsprechende hierarchische Abstufung von Gewerben. Es gehört überdies zu den Eigenarten fast aller Gesellschaften, dem Kriegerberuf besonders hohes Prestige zuzuordnen. Entsprechend hoch müssen dann die für solche Tätigkeiten notwendigen Eigenschaften eingestuft werden. Die Geblütsideologie zielte aber darüber hinaus darauf ab, die Vererbbarkeit der Disposition für diese Eigenschaften und damit die Eignung für entsprechend bedeutende gesellschaftliche Funktionen zu postulieren bzw. nachzuweisen. Damit waren jene Eigenschaften gemeint, die den Adel schon in früherer Zeit zu seinem spezifischen Beruf befähigten. Diesen einen hohen Wert auf der Skala der sozialen Werthierarchie zuzusprechen, war nicht allzu schwierig. Man konnte dabei auf überlieferte Werthaltungen zurückgreifen, die in den Heldenepen ausführlich dargestellt waren und die auch in der Neuzeit ihre Wirkung noch nicht verloren hatten. Denn es handelte sich dabei um eben jene bereits früher angesprochenen Eigenschaften, die den Krieger zum Helden machen. Eine vererbte Disposition zum Heldentum aber macht aus einem Helden ein Heldengeschlecht und unter günstigen Bedingungen sogar eine Dynastie.

Die französisch- und bisweilen auch die englischsprachige Literatur verwendet den Begriff „race“, wenn jene vermeintlich erblichen Spezifika einer Familie hervorgehoben werden sollen. Der zunehmende Gebrauch dieses Begriffs seit der Neuzeit als Bezeichnung einer Adelsfamilie war kaum zufällig, sondern ein mehr oder weniger deutlicher Hinweis auf die höhere Bedeutung, die man gerade dem biologischen Zusammenhang in Familien einzuräumen bereit war. Entsprechend der von der deutschen Sprache abweichenden Bedeutung dieses Begriffs, die nicht ausschließlich auf biologische Faktoren beschränkt ist, sondern auch einen größeren Familienverband, wie etwa einen Stamm oder eine Sippe bezeichnen kann, muß die Verwendung dieses Begriffs allerdings nicht unbedingt einen echten Rassismus implizieren. Andererseits ist nicht von der Hand zu weisen, daß die Legitimationstheorie der familialen Abstammung offenbar rassistische Annahmen enthält und damit argumentiert. Adelige konnten sich in gewissem Sinn als durch Geburt Auserwählte betrachten, denen schon allein dadurch selbstverständlich Vorrang gebührte. Daß biologisch begründete und verursachte Eigenschaften zu höheren und wichtigeren gesellschaftlichen Funktionen berechtigten

Rassismus

¹²Dewald, Jonathan: *Aristocratic Experience and the Origins of Modern Culture: France, 1570-1715*. – Berkeley/Los Angeles/Oxford: 1993, S. 1 f

und dadurch eine privilegierte Stellung rechtfertigen ist jedenfalls ein zentrales Argument des Rassismus. Dagegen spricht allerdings, daß sich Rassismus immer auf eine Ethnie bezieht, der Adel aber weder von sich selbst noch von anderen jemals als solche aufgefaßt wurde. (Selbst als gegen Ende des 18. Jahrhunderts in Frankreich von Henri de Boulainvilliers Vermutungen in diese Richtung vorgebracht wurden, dienten diese nicht zur Begründung einer rassistischen Überlegenheit, sondern lediglich als Argument zur Erklärung des Adels als soziales Phänomen durch die Beschreibung seines angeblichen ethnischen Ursprungs.) Dennoch kann und muß sogar festgehalten werden, daß der hier besprochene Argumentationstyp rassistische Elemente enthält.

Als ein weiteres Indiz für die rassistische Auslegung dieser Legitimationstheorie kann die zunehmende Häufigkeit gewertet werden, mit der man sich in der frühen Neuzeit der Metapher des *Bluts* zur Kennzeichnung dessen bediente, wodurch alle Adeligen miteinander verbunden sind. Dieses Bild ist alt und war spätestens im Mittelalter in machen Teilen Europas bekannt.¹³ Zwar hat es seinen Ursprung nicht in Spanien, seine Verbreitung und Popularität dürfte aber hauptsächlich von dort ausgegangen sein. Als dominierendes und wesentliches Symbol des Adels setzte es sich vor den Hintergrund der Reconquista durch.¹⁴ In einem spanischen Edikt aus dem Jahr 1595 wurde der Adel bereits definiert als „those who descend from the old noble race of blood and house.“¹⁵ Neben der Funktion als Charakterisierung des Stands leitete der spanische Adel aus dieser Kennzeichnung aber darüber hinaus auch eine für diesen besonders charakteristische Verpflichtung zur Erhaltung der Reinheit des Bluts (*limpieza de sangre*) ab. Bedenkt man, daß diese Auffassung im Zusammenhang mit der Reconquista aufkam, also in einer Situation, in der sich der spanische Adel tatsächlich mit fremden Ethnien konfrontiert sah, so sind die in ihr enthaltenen biologischen Implikationen allerdings geeignet, den oben geäußerten Rassismusverdacht zu verstärken.

Blut

Andererseits war das Blut zwar seit jeher eine Metapher für die Rasse, aber weniger im materiellen oder physiologischen, sondern eher in einem geistigen und sogar spirituellen Sinn. Als Sitz der Seele war es die materielle Erscheinungsform immaterieller und ideeller Eigenschaften. Blut symbolisierte materiell die geistigen Qualitäten eines Menschen. Es ist außerdem ein starkes Symbol für Kontinuität. In der Eucharistie ist das Blut Christi der materielle Ausdruck sowohl für das ewige Leben, als auch der ununterbrochenen Überlieferung der Mysterien des Glaubens und der Kirche. Es ist schwer zu erschließen, auf welche Weise man sich die Verbindung materieller und immaterieller Qualitäten im Blut vorstellte. Dieser Mangel erschwert freilich die korrekte Interpretation dieser Anschauungen, denn wie im Fall des Zusammenhangs zwischen Adel und Tugend ist hier die Frage, was die Ursache von was ist (hier: ist gutes Blut Ursache für gute Eigenschaften oder umgekehrt?), entscheidend. Die Bestimmung, ob es sich bei dieser Anschauung um Rassismus handelt, hängt nämlich von der Gültigkeit jener Interpretationsvariante ab, nach der gutes Blut auch gute

¹³In der Göttlicher Komödie setzte Dante das Blut als Symbol der Überlegenheit der alten florentinischen Familien vor den Hominis novi ein: Vgl. Inferno, Canto X, 47. Paradiso, Canto XVI, 49

¹⁴Vgl. Zmora, S. 66

¹⁵Législation héraldique de la Belgique, 1595-1895: Jurisprudence du Conseil héraldique, 1844-1895. Hg. von Léon Arendt und Alfred de Ridder. - Brüssel: 1896, S.140. Zitiert nach Clark, S. 183

Eigenschaften impliziere. Für die Gültigkeit dieser Interpretation spricht, daß das Argument der Kontinuität nur unter dieser Voraussetzung sinnvoll ist, denn nur dann kann das Blut Symbol für die biologische Kontinuität innerhalb einer Familie sein. Gerade das war aber der Zweck der *Ideologie des Bluts* in seiner aristokratischen Ausformung.

Dewald hat ergänzend hervorgehoben, daß die Geblütsideologie nicht nur dem Adel als Stand ein neues gesellschaftliches Fundament gab, sondern darüber hinaus jedem einzelnen Adeligen in der alltäglichen sozialen Praxis eine Quelle zum Verständnis der sozialen Stellung und den sich daraus ergebenden persönlichen Erfahrungen war. Ebenso wie dem Adelsstand im allgemeinen vermittelte sie nämlich jedem adeligen Individuum die Verankerung in einer Tradition, die stark genug war, um aus ihr das Selbstbewußtsein zu schöpfen, das für den Glauben an den persönlichen Elitenstatus gebraucht wurde.:

„This vision of the self as subject to both personal and cultural change emerged during years when noble ideology purported to define identity with great certainty. The ethic of race fixed the self within a series of overlapping entities. Whatever her and his merits and achievements, the individual remained an expression of these larger entities, notably the lineage and order from which he or she emerged. The individual might change, but the race was eternal, a chain of continuity to the distant past. French nobles believed these ideas and heard them often.“¹⁶

Man kann, wie Zmora, die Metapher des Bluts nur als *cultural idiom* betrachten¹⁷, sollte aber bedenken, daß Blut für Menschen noch etwas mehr ist als bloß ein Symbol. Der Zusammenhang zwischen dem Blut und dem Leben im biologischen Sinn war insbesondere jenen, die sich vorzugsweise mit dem Vergießen desselben zu befassen hatten, gewiß nur allzu bewußt. Daher erscheint es unwahrscheinlich, daß sich als Symbol adeliger Vorzüge ausgerechnet eine körperliche und eindeutig biologisch konnotierte Substanz durchgesetzt hätte, wenn diese Konnotation nicht beabsichtigt gewesen wäre.¹⁸ Die Intention bestand offenbar darin, die Stabilität, die in der biologischen Kontinuität liegt, ideologisch und propagandistisch zu nutzen. Es sollte der Eindruck vermittelt werden, daß nur die biologischen Konstanten, symbolisiert durch das Blut und weitergetragen durch die familiäre Abstammung, wirklich verlässliche Garanten für den Fortbestand adeliger Qualitäten und damit der sozialen Ordnung seien. Dieses Projekt war weitgehend erfolgreich. Das Resultat war die Idealvorstellung eines Adels als Quasi-Rasse, in der die erstrebenswerten Eigenschaften der Vorfahren biologisch konserviert waren und sorgfältig gepflegt wurden:

„Nobility has represented, first, biological stability. European nobles have always defined themselves in terms of descent of admired ancestors. Usually they have tried to preserve the purity of that descent by marrying with others whose blood is pure. [...] Through his/her presumed racial purity, the noble seemed to embody connectedness to a distant historical past [...] noble descent could somehow preserve contact with ancient virtues [...]“¹⁹

„The ideology of race implied direct correspondence between social and natural

¹⁶Dewald: *Aristocratic Experience*, S. 206

¹⁷Vgl. Zmora, S. 24

¹⁸Diese Annahme muß mit dem Vorbehalt versehen werden, daß Begriffskonnotationen für den Sprachgebrauch der Vergangenheit schwer festzustellen und Aussagen darüber daher stets unsicher sind.

¹⁹Dewald: *European Nobility*, S. 10

order, by presenting the aristocracy as a collection of lineages, whose political rights and allegiances flowed from biological continuity."²⁰

Man beschränkte sich demnach nicht nur darauf, zu argumentieren, daß in adeligen Familien Traditionen bestünden, mittels derer gewisse Werte in größerem Ausmaß als in anderen Familien weitergegeben und die Entwicklung adeliger Tugenden und Fertigkeiten bei den Nachkommen besonders gefördert würden. Diese Möglichkeit hätte bestanden, zumal dieses Argument wirklich den Tatsachen entsprach und von jedermann jederzeit hätte bestätigt werden können.²¹ Außerdem hätte man dadurch den Verweis auf fragwürdige biologische Faktoren vermeiden können. Als Abgrenzungskriterium war es aber untauglich, denn Traditionen konnten leicht von anderen Gruppen übernommen werden, die dann berechtigterweise dieselben Ansprüche stellen konnten. So wurde einem rationalen Argument ein vages, teilweise inkonsistentes und v. a. gänzlich unbeweisbares Kriterium vorgezogen, das aber, wie jede unbeweisbare Behauptung, den Vorteil hat, daß es auch nicht widerlegt werden kann.

Man kann auch die anhaltende Bedeutung des Kampfs für den alten Adel unter diesem Gesichtspunkt sehen und erklären. Damit ist weniger das militärische Engagement in der Armee gemeint, auch wenn der Beruf des Offiziers teilweise bis in die Gegenwart ein bevorzugtes Betätigungsfeld des Adels blieb. Eher ist darunter die bemerkenswerte Affinität zu individualistischen Formen der Gewaltausübung zu verstehen, die sich beispielsweise in den Duellen, aber auch in der Jagd ausdrückte. Der Zweikampf erfordert nämlich genau jene Eigenschaften, durch die sich der (männliche) Adel definierte und auf die er gleichsam ein Monopol beanspruchte. Im *Kampf Mann gegen Mann* konnten sich Kühnheit, Tapferkeit und Gewandtheit, aber auch Edelmut und Fairness manifestieren, also jene Eigenschaften, die, von Achill bis Siegfried von Xanten, die Helden charakterisierten. Bis zu einem gewissen Grad war dieser Hang zur individuellen Gewalt gewiß das Resultat einer spezifischen Erziehung der männlichen Jugend, die frühzeitig lernen sollte, körperliche Auseinandersetzungen und gewaltsame Konfliktaustragung nicht zu scheuen. Aber, wie Dewald vermutet, „[a]t deeper levels, fighting gave nobles common experiences with ancestors and detached them from other social groups.“²² Der öffentlich ausgetragene Kampf kann in diesem Sinn als Ritual interpretiert werden, durch das der Adel die Kontinuität zwischen der Gegenwart und der heroischen Vergangenheit reproduzierte. In diesem Sinn führte er die Tradition der Turniere und Ritterspiele fort. Er diente als Bestätigung dafür, daß die als erblich beanspruchten Eigenschaften auch tatsächlich nach wie vor vorhanden waren, wodurch gleichzeitig der Beweis für die Erblichkeit erbracht war. Deshalb war es von entscheidender Bedeutung, daß Adeligen von Zeit zu Zeit die Gelegenheit gegeben wurde, den Fortbestand der ritterlichen Tugenden in den Familien öffentlich unter Beweis zu stellen. Wenn diese sich nicht von selbst ergaben, mußten sie herbeigeführt werden.

Der Ehrenkodex gab dazu vorerst ausreichend Anlaß und Vorwand. Denn je weniger der Krieg dazu Gelegenheit bot, umso mehr mußte auf das Duell

²⁰Dewald: *Aristocratic Experience*, S. 127

²¹Einige Autoren, wie Guillaume de La Perrière 1567, sowie im 18. Jahrhundert der Chevalier d'Arcq und der Abbé Croyer haben dieses Argument auch tatsächlich vorgebracht, konnten sich aber langfristig nicht durchsetzen. de La Perrière, S. 21 f. Vgl. Schalk, S. 58 f und 217. Bien, David D.: *La réaction aristocratique avant 1789: L'exemple de l'armée.* – In: *Annales: Economie, sociétés, civilisations.* 29 (1974), S. 23-48, 505-534, 521-525

²²Dewald: *Aristocratic Experience*, S. 67

zurückgegriffen werden. Daher stieg die Zahl der Duelle parallel mit der Modernisierung der Kriegsführung an. Der Zweikampf wurde gesucht, um die argumentativ schwachen ideologischen Fundamente des Adels permanent zu bestätigen und zu untermauern. Darin liegt auch die Erklärung für den Anachronismus des Festhaltens an der Erziehung zur Gewaltbereitschaft selbst noch in Zeiten, in denen eine derartige Einstellung weder mit den militärischen Reglements, noch mit den Bemühungen zur Aufrechterhaltung der öffentlichen Sicherheit vereinbar war. Der Militärdienst wurde daher mit der zunehmenden Anonymität der Kriegsführung für den Adel immer unattraktiver. Der moderne Krieg bot kaum noch Gelegenheit, individuelle Tapferkeit erkennen zu lassen. Taktisches und strategisches Denken, das nun gefordert war, waren keine klassischen ritterlichen Tugenden, sondern Fähigkeiten, die Adelige an den Höfen erlernten.²³

Die Stärke des Arguments der Überlegenheit durch familiäre Herkunft bestand nicht zuletzt darin, daß es aufs Vortrefflichste mit der in der frühen Neuzeit einsetzenden Neubewertung der Familie als sozialer Kategorie korrespondierte. Schon am Ende des Mittelalters hatte jene Entwicklung eingesetzt, die im 16. Jahrhundert als weitgehend abgeschlossen betrachtet werden kann und deren Ergebnis die moderne rein patrilineare Familienauffassung war. Dieser Prozeß wurde von einer Reihe unterschiedlich wichtiger aber jedenfalls bezeichnender Phänomene begleitet, die alle auf eine bestimmte Tendenz hinausliefen, nämlich die Bindung der familialen Identität an die väterliche Abstammung. Zu diesen Phänomenen gehörten etwa die Einführung des Primogeniturprinzips in der Erbfolge sowie die Annahme von über die Väter vererbaren Familiennamen und, im Fall des Adels, auch von Familienwappen. Das ältere Familienkonzept hatte weniger der Wahrung und Konzentration von Besitzständen gedient, sondern war überwiegend von Sicherheitserwägungen getragen. Dafür war es vorteilhaft, zur Familie oder zu einem Familienverband möglichst viele lebende Personen zu zählen, die sich als Solidargemeinschaft nötigenfalls an der Verteidigung beteiligen konnten. Mit Ausnahme der kaiserlichen bzw. königlichen Dynastien (also charismatisch legitimierten Funktionsträgern), wurde der Abstammung und den Vorfahren relativ wenig Bedeutung beigemessen. Seit dem Spätmittelalter wurde die Bedeutung des Begriffs „Familie“ auf seinen biologischen Aspekt reduziert und verlor damit seine ursprüngliche Unverbindlichkeit. Die Entscheidung, wer einer Familie angehören sollte, entzog sich nun praktischen oder persönlichen Erwägungen. Familienzugehörigkeit wurde objektiviert. Diese Entwicklung war die Grundlage für die Wiederbelebung der Geblütsideologie zur Legitimierung von Statusansprüchen.²⁴ Auf diese Weise entstand schließlich das adelige Geschlecht, in dem die Mitgliedschaft zu einer Familie eindeutig festgelegt war und sie jederzeit überprüfbar machte. Auch die mit der Geschlechtszugehörigkeit verbundenen Rechte oder Privilegien konnten somit auf eine judifizierbare Basis gestellt werden.

Was lag näher als auf der Suche nach Möglichkeiten zur verbindlichen Festlegung des Status' jedes Individuums im Sinn einer Institutionalisierung der Ständeordnung auf eine bereits etablierte und wohlbewährte Institution, wie die Familie zurückzugreifen? So wurde die Familie nach und nach zu einem

Familie

²³Noch zu Beginn des 20. Jahrhunderts konzentrierten sich adelige Offiziere (in der österreichisch-ungarischen Armee) auf die Kavallerie, u. a. weil neben dem Statussymbol des Pferdebesitzes in ihr noch der Zweikampf die vorherrschende Kampfarm war.

²⁴Bei Gaunt: *ideology of blood relationships*. Gaunt, S. 257-287, S. 271

immer wichtigeren Statusindikator, der es erlaubte, den individuellen Status eindeutiger als bisher zu bestimmen. Es kann hier nicht erörtert werden, worin die eigentlichen Ursachen für diese Entwicklung bestanden und wodurch sie beeinflusst wurde. Mit gewisser Sicherheit kann aber angenommen werden, daß die moderne Familienauffassung v. a. der Konzentration der ökonomischen Ressourcen auf einen engeren Kreis der Kernfamilie diene. Gerade dieser Aspekt kam dem Adel gelegen, denn adeliges Vermögen war seit dem Spätmittelalter zunehmend durch unregelmäßige Erbteilungen bedroht gewesen. Man kann aber vermuten, daß genuin adelige Interessen und das adelige Familienmodell bei der Durchsetzung der modernen Familienauffassung eine Rolle gespielt haben könnten. Denn diese wies eine besonders für den Adel typische Eigenschaft auf, die nun generelle Gültigkeit erlangte. Parallel zu dieser Entwicklung kann man nämlich in der gesamten Gesellschaft die für den Adel charakteristische Verknüpfung der Kategorie der Ehre mit der der Familie feststellen. Die Aufwertung der sozialen Relevanz der Familie durfte ihrerseits als Bestätigung der adeligen Familienauffassung gewertet werden; Was gleichsam dem Adel seit jeher eigen war, hatte sich auch in der übrigen Gesellschaft durchgesetzt. Ehrenhaft zu handeln war nunmehr nicht nur eine Entscheidung, die der individuellen Verantwortung oblag, sondern wurde von der Familie erwartet und erzwungen. Ein Fehlverhalten in dieser Hinsicht fiel unmittelbar auf die Familie zurück. War ehrbares Verhalten vorher in erster Linie auf die jeweils betreffende Person bezogen worden, so wurde es nun zu einem statusrelevanten Faktor. Ehrbares Verhalten bezog sich nicht mehr ausschließlich auf individuelles Handeln sondern umfaßte nun bezeichnenderweise auch familienbezogene und -relevante Handlungen, wie etwa die Vermeidung von Mesallianzen. Eine unstatthafte Gattenwahl galt seit der Neuzeit als schwere Beeinträchtigung der Familienehre. Weil die Ehre aber als öffentliche Anerkennung des Status' angesehen wurde, ihre Verletzung demgemäß eine Anfechtung dieses Status' bedeutete, kann man daraus folgern, daß Mesallianzen als essentielle Veränderung der Familiensubstanz begriffen wurden. Unstandesgemäße Ehen wurden als Verunreinigung des Bluts aufgefaßt und waren, weil sie vor den Augen der Öffentlichkeit geschlossen wurden, ein offenkundiger Nachweis für den Vorgang einer Positionsänderung in der Ständehierarchie. Die Verknüpfung der Ehre als sozialer Kategorie mit der Familie brachte ein kollektivistisches Familienethos hervor, als deren Konsequenz individuelle Bedürfnisse unbedingt den Familieninteressen unterzuordnen waren.²⁵ Diese Ideologie stellte eine Äquivalenz zwischen der Ehre der Familie und dem individuellen Status her: eine Beeinträchtigung der Familienehre verminderte den Status jedes einzelnen Familienmitglieds und vice versa. Verletzungen des Konnubiums wurden zu untrüglichen Symptomen für progressiven Standesverfall.

Dieser Vorgang, den man als rechtliche Kanonisierung der Familie als sozialer Kategorie (d. h. einer statusrelevanten Kategorie) bezeichnen kann, erlaubte es dem Adel, seine Überzeugung von der eigenen Überlegenheit mit den nunmehr geltenden Sozialnormen abzustimmen. Die Etablierung der Familie als fundamentale soziale Kategorie war die Grundlage für die Entwicklung jenes spezifischen Familienethos', das für den Adel kennzeichnend wurde. Das Geschlecht, dem man angehörte, konstituierte die Identität des Adligen im wörtlichsten Sinn, nämlich durch beinahe vollständige Identifikation. Was Adelige

²⁵ Vgl. Dewald: *Aristocratic Experience*, S. 7

im sozialen Sinn waren, waren sie durch die Familie. Alle wesentlichen Eigenschaften, die man dem Adel zuschrieb, wurden als durch die biologische Kontinuität vermittelt gedacht. „Die adlige Familie dient als Glied einer umfassenden, generationentiefen, stets gleichgerichteten Geschlechterkette: [...] Adel bedeutet *Bestimmung* zur Herrschaft.“²⁶ Auch wenn sich die Identität der Adeligen durchaus nicht in der Art ihrer Standeszugehörigkeit erschöpfte, sondern, wie Jonathan Dewald betont hat, im Alltag im Gegenteil ausgesprochen individualistische Züge trug, bildete ihr von der Herkunft abgeleiteter Status doch in jedem Fall die Basis ihrer sozialen Existenz.²⁷ „For a nobleman honour could not be a personal possession; by himself he was nothing. Only his ancestors gave him existence, consciousness and honour.“²⁸

Je mehr man seinen historischen Horizont über die Neuzeit hinaus erweitert und je weiter man in der Geschichte des Adels zurückgeht, um so deutlicher wird, daß die *Vererbungstheorie des Adels* keine Erfindung der Neuzeit war. In der Tat bestand sie bereits im frühen Mittelalter und war die herrschende Auffassung in dieser Periode. Zahlreich sind die Quellen und Belege, aus denen die Überzeugung von der natürlichen Andersartigkeit – d. h. Überlegenheit – in der frühmittelalterlichen erblichen Elite unmißverständlich hervorgeht. OTTO GERHARD OEXLE hat mit dem Trierer Chorbischof Thegan (9. Jahrhundert) ein besonders eindringliches Beispiel für diese Haltung vorgestellt: Der aus adeligem Haus stammende Thegan wies den aus bäuerlicher Familie stammenden Erzbischof Ebo von Reims mit den Worten zurecht: „Er (der Kaiser) machte dich frei, nicht aber adelig, denn das ist unmöglich.“²⁹ Folgt man Thegans Schilderung weiter, so erkennt man bald jene Ressentiments wieder, die wohl zu allen Zeiten etablierte Eliten den Parvenus entgegenbrachten.

„Er zeigt, [...] wie sie doch das Ziel ihrer Präention immer verfehlen, weil sie bleiben, was sie sind, weil sie ihre bescheidene Herkunft niemals hinter sich lassen können. Diese Leute ziehen ihre schändliche und niedrige Verwandtschaft [...] aus dem Joch der ihr angemessenen Unfreiheit [...]; sie unterrichten sie in den ‚*artes liberales*‘; sie placieren sie in geistlichen Ämtern, sie verheiraten sie mit adligen Frauen und zwingen die Söhne von Adligen, ihre Verwandten zu heiraten“. Aber ihre geistigen und moralischen Qualitäten, ihr sozialer und moralischer Habitus bleiben trotz des auf diesen Wegen forcierten sozialen Aufstiegs unverändert: Sie bleiben anmaßend, launisch, unkeusch, schamlos, unehrerbie-
tig.“³⁰

Was Thegan hier zum Ausdruck bringt, ist die Überzeugung von der schieren Unmöglichkeit, sich von einem vermeintlich vorherbestimmten Status zu emanzipieren. Er war gleichsam als Schicksal aufzufassen, das zu verleugnen nicht nur Hybris gewesen wäre, sondern schlechthin illusorisch. Was man ist, bleibt man auf jeden Fall, ob edel oder unedel; Menschen sind nicht Souverän über ihre Persönlichkeit, und der Status ist direkte Folge der charakterlichen Qualitäten bzw. Unzulänglichkeiten. Es ist die auch in der Neuzeit bekannte Haltung

²⁶ Bastl: Haus und Haushaltung, S. 283. Hervorhebung vom Autor.

²⁷ Vgl. Dewald: *Aristocratic Experience*, S. 43.

²⁸ Chaussinand-Nogaret, S. 47.

²⁹ „Fecit te liberum, non nobilem, quod impossibile est“ Thegani Vita Hludovici c. 44 (MGH, *Scriptores* 2) 599, c. 20, 595. zitiert nach: Oexle, Otto Gerhard: *Aspekte der Geschichte des Adels im Mittelalter und der Frühen Neuzeit*. – In: *Europäischer Adel 1750-1950*. Hg. von H.-U. Wehler. – Göttingen: 1990, S. 19-56, S. 22f. siehe auch: Goetz, Hans-Werner: „Nobilis“. Der Adel im Selbstverständnis der Karolingerzeit. – In: *VSWG* 70 (1983), S. 153-191.

³⁰ Oexle, S. 23.

des *man hat es, oder man hat es nicht*. Daß ein Individuum wirklich über diese Qualitäten verfügte, zeigte sich nicht nur in dessen aktuellem Charakter, sondern ganz besonders im Alter seiner Familie. Adelige begriffen sich als letztes Glied einer generationenlangen Kette angesehener, mächtiger und prominenter Persönlichkeiten, die ihre hervorragenden Eigenschaften auf die Nachkommen weitergegeben hatten und deren Ruhm und Größe in den Kindern weiterlebte. Je länger diese Kette war, um so offensichtlicher und eminenter war der Adel der Familie, denn die adeligen Eigenschaften der Vorfahren akkumulierten sich in den Nachkommen.³¹ Für frühmittelalterliche Chronisten war der Umstand, daß eine Familie alt, d. h. seit vielen Generationen bekannt und mächtig war, der wichtigste Indikator für deren Adel.³²

Es besteht in der mediävistischen Forschung Uneinigkeit über die Kenntnis der Vorfahren und deren Bedeutung für die familiäre Identität. Einerseits ist festgestellt worden, daß das Bewußtsein, über eine lange Reihe von edlen Vorfahren zu verfügen einer der wesentlichsten Faktoren für den objektiven Status Adelliger, als auch für deren Selbstverständnis war. In der Tat kann man v. a. im Frühmittelalter viele Belege für diese Auffassung finden. Aus den Forschungen zur recht verbreiteten Erinnerungspraxis im Mittelalter (*Memoria*) hat man, den Adel und dessen Familien betreffend, ein hoch entwickeltes historisches Bewußtsein geschlossen, das demzufolge auch als für dessen Identität konstitutiv angesehen wurde. KLAUS SCHREINER stellte etwa fest, daß die normative Kraft der Kenntnis des Ursprungs von Herrschaft im Mittelalter durchaus erkannt wurde und eine mehr oder weniger planmäßige Suche nach den historischen Wurzeln und Kontinuitäten der Macht des Adels bzw. einzelner Geschlechter betrieben wurde. Die Ergebnisse dieser „Recherchen“, die in der *Memoria*-Kultur ihren Ausdruck fanden, stärkten das adelige Standesbewußtsein:

„Was Adlige über das Alter und die verwandtschaftliche Verzweigung ihrer Familie wußten, stellte jenen Stoff bereit, aus dem sich ein Bewußtsein ihrer Einheit und Eigenart bilden ließ. Ihrer Individualität und Zusammengehörigkeit sind sich Edelleute vornehmlich dann bewußt geworden, wenn sie sich erinnerten. Mit dem sicheren Gefühl, an einer ununterbrochenen Folge adliger Generationen und Geschlechter teilzuhaben, verband sich der Anspruch, zur Ausübung von Herrschaft befähigt und berechtigt zu sein. Durch Erinnerung vergegenwärtigte Herkunft gab Legitimationsansprüchen einen Rückhalt in der Geschichte.“³³

Andererseits haben Einzelstudien wiederholt gezeigt, daß die konkreten Kenntnisse mittelalterlicher Adelliger über ihre Vorfahren relativ gering waren. Selten konnten sie exakte Auskünfte über alle ihre Vorfahren geben und ihre Stammtafeln waren, verglichen mit denen der Neuzeit, recht kurz.³⁴ KARL-HEINZ SPIESS hat festgestellt, daß der von ihm untersuchten spätmittelalterliche Hochadel – im Unterschied zu bürgerlichen Familien – keine Familiengenealogien, sondern lediglich Kinderverzeichnisse besaß. Ihr familiengeschichtliches Bewußtsein beschränkte sich auf ihre Eltern und einen „diffusen Ahnenstolz“ ohne konkreten Inhalt.³⁵ Außerdem wird angemerkt, daß die Autoren der seltenen mittelalterlichen Genealogien immer Kleriker waren, die im Auftrag der jeweiligen Familie

³¹ Vgl. Oexle, S. 22

³² Vgl. Oexle, S. 27

³³ Schreiner, S. 418. Vgl. auch S. 381 f

³⁴ Vgl. Gaunt, S. 262

³⁵ Spieß, Karl-Heinz: Familie und Verwandtschaft im deutschen Hochadel des Spätmittelalters. 13. bis Anfang des 16. Jahrhunderts. – Stuttgart: 1993, S. 531, 536, 539

arbeiteten, was nicht nur durch den offensichtlichen Umstand erklärt wird, daß Adelige im Mittelalter selten technisch zur Abfassung solcher Abhandlungen in der Lage gewesen wären, sondern v. a. weil sie nicht über die dazu nötigen Informationen verfügten. Diese Widersprüche sind mit der bekannten Theorie des allmählichen Übergangs von einer kognatischen zu einer agnatischen Familienauffassung (die von den mit diesem Problem befaßten Spezialisten natürlich immer berücksichtigt wird) nicht zu beheben. Denn die (agnatische) Geblütsideologie des Frühmittelalters widerspricht dieser Theorie ebenso wie die Entdeckung, daß sich der spätmittelalterlichen Ritterstand weniger als Abstammungs-, sondern als (kognatische) Heiratsgemeinschaft verstand.³⁶ Auch dem bereits erwähnten Argument, Ritter hätten auf Abstammung als Statuskriterium wenig Wert gelegt, weil sie einfach über keine allzu lange Familientradition verfügten, widerspricht der Umstand, daß auch hochadelige und somit aus der frühmittelalterlichen Oberschicht stammende Familien, im Spätmittelalter die Abstammungstradition und die Geblütsidee kaum noch pflegten. Wenn sich daher am Beginn der Neuzeit eine eindeutig agnatische Familienauffassung durchsetzte, so war diese als Phänomen zwar nicht gänzlich neu, aber dennoch eine substantielle Innovation im Bezug auf seine sozial homogenisierende Wirkung. Denkbar ist, daß die im Spätmittelalter obsolet gewordene frühmittelalterliche Geblütsideologie zwar verschüttet, aber nicht gänzlich verloren war, sodaß man in der Neuzeit auf diese alten Vorstellungen, wenn schon nicht anknüpfen, so doch in gewisser Weise darauf zurückgreifen konnte.

Als Folge der Aufwertung der familialen Herkunft in der frühen Neuzeit erlebten genealogische Forschungen eine neue Blüte. Nach Schalks Einschätzung begann sie etwa seit der Mitte des 17. Jahrhunderts in zunehmendem Umfang zu prosperieren.³⁷ Nicht zufällig kann man erste Versuche in dieser Richtung schon im frühen Mittelalter feststellen.³⁸ So kam beispielsweise im 15. Jahrhunderts der Brauch auf, auf adeligen Epitaphen als sichtbaren Beweis für die rein ritterliche Herkunft neben dem eigenen auch die Wappen der Vorfahren zu applizieren. Aus derselben Zeit stammt die bereits erwähnte Verpflichtung zum schriftlichen genealogischen Adelsnachweis für Kanonikate in Deutschland. Tatsächlich kam der Genealogie am Beginn der frühen Neuzeit aber eine erhebliche gesellschaftliche Bedeutung zu. Das zeigt allein der Umfang, in dem sie betrieben wurde. Kaum eine bedeutende alte Familie blieb ohne Stammbaum und sagenhafte Gründungslegende. Die Genealogie wurde zum einträglichen Gewerbe für findige Historiographen. Anders als vorher bestand das Ziel der Familienforschung nun darin, eine möglichst lange Ahnenreihe zu fabrizieren, oder nötigenfalls die Herkunft von bedeutenderen Familien als der eigenen (*Ansippung*) nachzuweisen.³⁹ Die Vergütung für derartige Dienstleistungen konnte beträchtlich sein. Nicht selten wurden solchen Forschungen auch von Adeligen selbst betrieben. Unter der Annahme, daß Genealogie eine durchaus wichtige Angelegenheit wä-

Genealogie

³⁶ Vgl. Morsel, S. 351

³⁷ Vgl. Gaunt, S. 285. Schalk: S. 154

³⁸ Die älteste bekannte Genealogie ist eine um 800 in Metz entstandene Abhandlung über die Vorfahren Karls d. Gr.

³⁹ Im Fall der Fürsten von Thurn und Taxis führte eine entsprechende Konstruktion der Ahnenreihe sogar zur Änderung des Namens, nachdem ein Genealoge die Abstammung von der wesentlich älteren und im Sinn der Anciennität vornehmeren Familie der Grafen von Thurn-Valassina (della Torre) abgeleitet hatte. Ein ähnlicher Fall ist der der Grafen von Abensberg und Traun. Vgl. Schmidt, Tilmann: Della Torre. – In: Die großen Familien Italiens. Hg. von Volker Reinhardt. – Stuttgart: 1992, S. 219-224, S. 223 f

re, die für das Ansehen der Familie ausgesprochen nützlich wäre, konnte eine anregende Freizeitbeschäftigung für reiche Privatiers zu einer für den Status relevanten Aktivität werden. Mitunter wurden derlei Untersuchungen geradezu obsessiv betrieben, insbesondere dann, wenn es darum ging, zwei Familien ehelich zu verbinden. Genealogische Studien waren unter Adeligen so verbreitet, daß das Anfertigen von Genealogien vereinzelt als typisches Wesensmerkmal des Adels angenommen wurde.⁴⁰ Wie ernst genealogische Angelegenheit genommen wurden, zeigt exemplarisch der Fall des Jean de Launay, der im 17. Jahrhundert in den französisch okkupierten Niederlanden wegen der Ausstellung gefälschter Stammtafeln zum Tod verurteilt wurde.⁴¹ Insbesondere in der Auseinandersetzung zwischen altem und neuem Adel (wie etwa zwischen *noblesse d'épée* und *robe* in Frankreich) spielten sie eine problematische Rolle. Tatsächlich wurde die Genealogie unter diesen Bedingungen zu einem veritablen Ideologem, das man in gleicher Weise demonstrativ anwenden wie ablehnen konnte. So konnte etwa die Ablehnung der Vorlage einer Familiengenealogie als Plädoyer für den Vorrang des persönlichen Verdiensts gegenüber der Herkunft gedeutet werden.⁴² Insgesamt ist die Konjunktur der Genealogie als Indikator für die zunehmende Bedeutung des Abstammungskriteriums für den Adel zu werten.

Zu den merkwürdigsten Ausdrucksformen, die die Aufwertung des Abstammungskriteriums annahm, gehört die Art, wie Behörden darauf reagierten. In der kaiserlichen Nobilitierungspraxis wurde es im 17. Jahrhundert üblich, gleichzeitig mit dem Antragsteller auch seine Eltern und Großeltern rückwirkend zu nobilitieren. Wahrscheinlich ging man damit ursprünglich wohl auf ein Anliegen der Antragsteller ein, die mit der Verschärfungen der Zutrittsbedingungen zu diversen adeligen Korporationen konfrontiert waren. Diese waren mit dem Anwachsen der Nobilitierungen zunehmend dazu übergegangen, von den Bewerbern den Adelsstand bis in die Großelterngeneration zu fordern, um diese Verbände dem alten Adel zu reservieren und Neunobilitierte zurückzudrängen. Was anfänglich als Entschärfung einer Formalität durch eine weitere Formalität gedacht war, wurde schnell zur Regel und erst in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts allmählich wieder aufgegeben. Man kann in dieser Maßnahme mit einiger Berechtigung eine kuriose Wucherung bürokratischen Denkens sehen, für das eine Standeserhöhung Verstorbener nicht undenkbar war, weil die Grenzen der Natur an sich kein Hindernis für den Ablauf eines administrativen Verfahrens darstellten.⁴³ Zweifellos ging diese Idee auf jene kaiserlichen Prärogative zurück, die den Eingriff des Souveräns in die ständische Ordnung (und damit in die Natur) gestatteten und zu denen nicht nur die Nobilitierung, sondern bezeichnenderweise auch die Legitimierung außerehelich Geborener zählte. Zugleich belegt sie allerdings auch die anhaltende Bedeutsamkeit, die Abstammungsfragen zugemessen

⁴⁰Vgl. Schalk: S. 87

⁴¹Vgl. Clark, S. 177 f. Fourez, Lucien: *Le droit héraldique dans les Pays-Bas catholiques*. – Louvain: 1932, S. 311 ff

⁴²Vgl. Robert de Saint-Vincent, langjähriges Mitglied des Pariser Parlaments, verweigerte in seinem Memoiren ausdrücklich genealogische Angaben zur Familie um dadurch den durch Verdienste und Leistung erworbenen Status seiner Familie zu unterstreichen. Vgl. Swann, Julian: *The French Nobility, 1715-1789*. – In: *The European Nobilities in the Seventeenth and Eighteenth Centuries. Volume one: Western Europe*. – London/New York: 1995, S. 142 ff, S. 148. Vgl. auch: Ellis, Harold A.: *Genealogy, history and aristocratic reaction in the early eighteenth century France: the case of Henri de Boulainvilliers*. – In: *Journal of Modern History* 58 (1986), S. 430 f.

⁴³Vgl. im Abschnitt *Familiäre und materielle Verhältnisse*.

wurde, wie nicht weniger die Ambitionen einer absolutistischen Regierung zur Beeinflussung gesellschaftlicher Vorgänge.

Allerdings ist die Bedeutung der Familie als historisches Phänomen und Legitimationsinstrument kein Beleg für eine generell nostalgische Haltung gegenüber der Familientradition oder ihrer retrospektiven Kultivierung. Die Wahrnehmung der Vergangenheit im allgemeinen und der der eigenen Familie im besonderen durch Adelige war zu ambivalent, als daß sich ein veritabler Ahnenkult hätte entwickeln können. Der Prozeß der Disziplinierung brachte Adelige nämlich nicht nur in einen objektiven, sondern auch real erlebbaren Widerspruch mit der Lebensweise und der Mentalität der Vergangenheit. Gerade weil die Geschichte der Familie sorgfältig überliefert wurde, war den Adeligen seit dem 17. Jahrhundert bewußt, wie sehr sie sich von ihren Vorfahren unterschieden und wie „unmöglich“ das Verhalten jener vor den modernen Verhaltensstandards wirken mußte. Zahlreiche Anekdoten über das Betragen der Menschen der vor-zivilisierten Zeit veranschaulichten das in den Augen der höfischen Gesellschaft zweifellos befremdliche und lächerliche Gebaren jener Tage. Sofern diese Erzählungen niedergeschrieben wurden, diente die so entstandene Literatur als Demonstration belehrender und abschreckender Beispiele unstatthaften Verhaltens und führte eine Gesellschaft vor, die man überwunden zu haben glaubte.⁴⁴ Verglichen mit den Edelleuten des 16. Jahrhunderts, ihrer Neigung zu ungezügelter und impulsiver Emotionalität und bisweilen hemmungsloser Brutalität, mußten sich deren Nachkommen geradezu als neuer Menschentyp begreifen, der mit dem alten nur mehr wenig gemeinsam hatte.⁴⁵ Ideal und Realität des höfischen Typs war die Bändigung und Steuerung der natürlichen Affekte und stand damit im Gegensatz zum Ideal des aggressiven, unerschrockenen und wagemutigen Kriegers der ritterlichen Tradition, wie sie in den Romanen dargestellt wurde. Die französische Literatur des 17. Jahrhunderts beschrieb die adelige Welt der vorhergegangenen Epochen als ein wildes Zeitalter, in dem die Menschen ihren animalischen Regungen unkontrolliert nachgaben und in ihrem Verhalten den turbulenten und vermeintlich chaotischen politischen Verhältnissen der Zeit entsprachen.⁴⁶ Berücksichtigt man die ideologisch-apologetischen Motive im Sinn einer unter der Ägide des Absolutismus stehenden und dem Ideal des *honnête homme* verpflichteten höfischen Elite, erscheinen die nicht selten als perverse Bestien dargestellten Helden dieser Literatur eher als Karikaturen, denn als akkurate Charakterisierungen. Davon abgesehen eignen sich zum Amusement und zur Darstellung abschreckenden Verhaltens Ausnahmeerscheinungen naturgemäß am besten, weshalb die gewählten Beispiele kaum repräsentativ gewesen sein dürften. Trotzdem veranschaulichen gerade solche Fälle, wie groß der Unterschied zwischen dem vergangenem und dem aktuellen adeligen Habitus empfunden wurde. Bedenkt man außerdem, daß ein relativ hohes Maß an Gewaltbereitschaft immer ein wichtiger Bestandteil der adeligen Identität gewesen ist, kann man ermessen, in welches Dilemma das neu angenommene Ideal

Ambivalenzen
der Zivilisa-
tion

⁴⁴Die Beliebtheit der bekannten und in Frankreich weit verbreiteten Anekdotensammlung des Gédéon Tallemant des Réaux erklärt sich z. T. aus diesem Umstand. Auch die Novellensammlungen der Renaissance (Boccaccio, Bandello u. a.), die auch unter diesem Aspekt gesehen werden können, fehlte in kaum einer adeligen Bibliothek. Tallemant des Réaux, Gédéon: *Salongeschichten. Historiettes*. – Zürich: 1996

⁴⁵Vgl. Dewald: *Aristocratic Experience*, S. 143

⁴⁶Vgl. Dewald: *Aristocratic Experience*, S. 139. Als Beispiel zieht Dewald Tallemants *Historiettes* heran.

des Höflings den Adel brachte. Dewald schreibt: „Courtly culture persistently contradicted this ideology [of race] and rendered uncertain the individual's place within the biological patterns it offered.“⁴⁷ Das Ideal des höfischen Adels hätte eine Distanzierung von gerade den kühnsten und dreistesten Vorfahren nahegelegt. Damit wäre aber auch eine Entfremdung von der Familientradition verbunden gewesen und somit von einem essentiellen Faktor der adeligen Identität. Rückgriffe auf heldenhafte Familienmythen wurden zwar seltener und deren Bedeutung ging insgesamt zurück, eine gänzliche Entwurzelung kann aber nicht beobachtet werden, woraus zu schließen wäre, daß entweder der Zivilisationsprozeß nicht bis in die familiäre Sphäre vorgedrungen ist, oder daß dem Faktor der Abstammung vielleicht doch kein so großes Gewicht mehr zugemessen wurde.⁴⁸ Jedenfalls scheint der Widerspruch zwischen dem mittelalterlichen und dem neuzeitlichen Adelsideal kein so akutes Problem gewesen zu sein, als daß man darauf mit einer Distanzierung von der Tradition hätte reagieren müssen, denn dergleichen fand nicht statt. Wie dieser Widerspruch, der die Legitimationsbasis eines durch familiäre Abstammung definierten Stands theoretisch in Frage stellte, zu überwinden und die familiäre Tradition an die veränderten Bedingungen anzupassen wäre, war nur eine der vielen Herausforderungen, denen sich der Adel in der Neuzeit zu stellen hatte.

Die Integration des Adels in die Höfe und sein Arrangement mit dessen alternativer Werte- und Prestigeordnung stärkte den adeligen Status so, daß Äußerungen, wie die von François de Malherbes als amüsante Aphorismen eines notorischen Nörglers abgetan werden durften. Tallemant berichtet:

„Er [Malherbes] fand sein ganzes Vergnügen darin, seine besonderen Freunde [...] mit seiner Verachtung für alle Dinge, die in der Welt am höchsten geschätzt wurden, zu unterhalten. Zu Racan, der aus dem Hause von Bueil stammt, sagte er oft, es sei eine Torheit, sich seines alten Adels zu rühmen, denn je älter er sei, desto zweifelhafter sei er, und daß es nur eines einzigen unzünftigen Weibes bedürfe, um das Blut von Karl dem Großen oder Ludwig dem Heiligen zu verderben; daß derjenige, der glaube, er sei ein Sproß dieser Helden, vielleicht von einem Kammerdiener oder einem Nichtsnutz herstamme.“⁴⁹

Dennoch zeugen derartige Bemerkungen von einer gewissen Skepsis, ob der Adel (insbesondere der von Malherbes angesprochene Hochadel) seinem Anspruch auf biologische Reinheit wirklich gerecht wurde. Wenn man Tallemants Bericht glaubt, so bezweifelte Malherbes nicht nur die faktische Reinheit der adeligen Rasse, sondern offensichtlich auch den Glauben, daß generationentiefte Rassenreinheit die Erhaltung der guten Eigenschaften der Rasse garantiere. Andererseits verweist Malherbes Kritik auch auf eine allgemeine Dynamik der Kritik, daß sich nämlich diese um so mehr gegen einen Gegenstand richtet, je mehr dieser betont und hervorgehoben wird. Der Dichter brachte hier auf den Punkt, wie prekär und angreifbar und möglicherweise auch unglaubwürdig die Theorie der biologischen Überlegenheit des Adels war, weil der Angriff auf ein sakrosanktes Dogma eben ganz besonders genußvoll zu sein pflegt. Adelige, die außer einer langen Ahnenreihe nichts besaßen, was sie von anderen unterschied oder vor anderen auszeichnete, setzten sich in der Tat der Gefahr der Lächerlichkeit aus und zwar nicht nur von seiten Derjeniger, von denen sie sich abzugrenzen wünschten, sondern v. a. von seiten ihrer Standesgenossen von der höfischen

⁴⁷Dewald: *Aristocratic Experience*, S. 127. Vgl. Asch.: *Ständische Stellung*, S. 3 ff, S. 29 f

⁴⁸Vgl. Gaunt: S. 285

⁴⁹Tallemant, S. 59 f. vgl. auch Dewald: *Aristocratic Experience*, S. 127

Gesellschaft, die mit *Krautjunkern* keinesfalls auf dieselbe Stufe gestellt werden wollten. Nichtsdestoweniger glaubten gerade die unter relativ bescheidenen Verhältnissen lebenden *Landadeligen* fest an ihre Überlegenheit durch Abstammung. Für sie war die „besondere Hervorkehrung ihres Ahnenstolzes“ oftmals die einzige verbleibende Möglichkeit, ihre kulturellen Defizite gegenüber dem wohlhabenden Hofadel zu kompensieren.⁵⁰

Der Hofadel hingegen konnte mit dem Abstammungsdogma pragmatischer umgehen. Daß er wirklich anders war als der Rest der Bevölkerung führte er permanent augenfällig vor; ebenso wie den Umstand, daß nur er, d. h. nur diese Familien, privilegierten Zugang zu jener Sphäre hatten, die ein luxuriöses Leben auf höchstem kulturellem Niveau ermöglichte. Durch die Übernahme der höfischen Lebensform unterschieden sich diese Adelige immer stärker von jenem Teil der Bevölkerung, der von dieser Sphäre ausgeschlossen war. Die Beherrschung der Regeln der Etikette erforderte ein so intensives Training, daß es Menschen prägen konnte und somit tatsächlich eine besondere Art von Mensch hervorbrachte – jedenfalls in den Augen Außenstehender. Für sie waren es die Adelige, die luxuriös lebten und die man mit der höfischen Lebensform identifizierte. Auch waren es Adelige, die in den meisten Fällen die Truppen kommandierten und die den Ruhm für errungene Siege ernteten. Daß diese Lebensform wirklich jeder anderen überlegen sei blieb so lange unwidersprochen, bis Rousseau ihr eine Alternative entgegenstellte. Doch auch dann war zweifelhaft, ob diejenigen, die im Sinn des Philosophen ein Leben in Harmonie mit der Natur führten, nicht eher das weniger natürliche, aber bequemere Leben im Wohlstand vorgezogen hätten.

Eingehendere Kenntnisse über den Umgang des Adels mit dem Problem der illegitimen Geburt könnten u. U. zu einem besseren Verständnis des adeligen Familienkonzepts beitragen, doch scheint eine Untersuchung, die sich auf diesen Aspekt konzentriert bislang nicht zur Verfügung zu stehen. Es ist zwar bekannt, daß illegitime Kinder von der Erbfolge gesetzlich ausgeschlossen waren, aber wir wissen nicht, ob hierin Unterschiede zwischen solchen, die mit Adeligen gezeugt wurden und anderen gemacht wurden. Beachtet man den Umfang, in dem illegitime Kinder, trotz deren gesellschaftlicher Ächtung durch das Gesetz und die Kirche, immer wieder Rechtsnachfolge beanspruchen konnten, erkennt man jedenfalls die anhaltende Bedeutung der Blutsverwandtschaft in familiären und familienpolitischen Belangen. Allgemein bekannt sind nur die Beispiele aus dem Bereich der regierenden Dynastien: während die illegitimen Kinder Ludwigs XIV. von Frankreich und Karls II. von England mit hohen Titeln und großzügigen Apanagen ausgestattet wurden, ist ähnliches aus der kaiserlichen Familie nicht bekannt. GERHARD DILCHER hat in diesem Zusammenhang die Bedeutung germanischer Rechtstraditionen und das darin bewahrte „Prinzip der Geblütslegitimation und eines dadurch vermittelten Erbcharismas“ hervorgehoben.⁵¹ In Gesellschaften, die in dieser Tradition standen, wäre man – so Dilchers

Illegitimität

⁵⁰ Demel, Walter: Der europäische Adel vor der Revolution: Sieben Thesen. – In: Der europäische Adel im Ancien Régime. Von der Krise der ständischen Monarchien bis zur Revolution (ca. 1600-1789). Hg. von Ronald G. Asch. – Köln/Weimar/Wien: 2001, S. 409 ff, S. 428 f. vgl auch: Baur, Roger: Sentiment et reconnaissance identitaires de la noblesse pauvre en France à l'époque moderne (XVIIe-XVIIIe siècles). – In: Identité nobiliaire. Dix siècles de métamorphoses (IXe-XIXe siècle). Hg. von der Université du Maine. Laboratoire d'Histoire Anthropologique du Mans. – Le Mans: 1997, S. 78-89, S. 79, 81, 84 ff

⁵¹ Dilcher, S. 65

Auffassung – eher geneigt gewesen, die dynastische Kontinuität in der Nachfolge illegitimer, aber in direkter Linie abstammender blutsverwandter Nachkommen gewahrt zu sehen als durch legitim geborene, aber nur entfernt verwandte Familienmitglieder. Im selben Zusammenhang steht auch das Problem der Legitimität der Rechtsnachfolge durch Töchter, denn schließlich waren auch sie *Fleisch und Blut* ihrer Väter. Wo der Faktor der Blutsverwandtschaft als entscheidend für die Erhaltung der Herrschaftsfähigkeit und deren Legitimität angesehen wurde, mußte das Gewicht der Töchter in Nachfolgeangelegenheiten daher entsprechend groß sein. Die Konstanz der vormittelalterlichen Vorstellung von der Verknüpfung von Legitimität und Blutsverwandtschaft war zumindest in der nördlichen Hälfte Europas somit noch in der frühen Neuzeit erkennbar.

Die beträchtlichen regionalen Unterschiede in der Beurteilung der Bedeutung der Blutsverwandtschaft dürften noch klarer hervortreten, wenn man sich die Verhältnisse in Italien vergegenwärtigt, wo die Legitimierung der Kinder großer Familien durch den Papst beinahe ein Routineverfahren war. Ein besonders eindrucksvolles Beispiel für die extensive Verwendung dieses legitistischen Instruments bietet eine der vornehmsten Familien des Landes. Das Haus Este di Modena (das als eine der wenigen Adelsfamilien in Italien die Herkunft von der fränkischen Oberschicht des Frühmittelalter glaubwürdig nachweisen konnte) war bereits nicht weniger als vier mal in der männlichen Linie ausgestorben, bevor es 1803 endgültig erlosch. Vier mal wurde die Erbfolge durch päpstliche Legitimierung außerehelich geborener oder adoptierter Kinder sichergestellt.⁵²

Auch der Kaiser besaß das Legitimierungsrecht, doch ist über den Umfang, in dem es wahrgenommen wurde nichts bekannt. Verwaltungstechnisch fielen kaiserliche Legitimierungen unter die Kategorie *Standeserhebungen und Gnadenakte*, also in dieselbe, unter die etwa auch Nobilitierungen und Wappenverleihungen fielen.⁵³ Daraus kann geschlossen werden, daß die kaiserliche Behörde darunter eine standesmäßige Beförderung verstand, mittels derer man eine außerständische oder wenigstens in der ständischen Ordnung nicht eindeutig klassifizierbare Existenz einem etablierten Rang zuwies. Ein kaiserliches Legitimierungsdekret bedeutete eine vollständige Herstellung der Ehre einer Person und berechnete generell zum Zutritt zu allen Würden und Positionen, von denen illegitim Geborene ausgeschlossen waren und damit auch zum elterlichen Erbe. Bei Adeligen konnte eine Legitimierung nicht nur illegitime Kinder im engeren Sinn, sondern auch solche betreffen, die Ehen entsprossen waren, die *zur linken Hand* geschlossen worden waren. Auch diese hatten nämlich ohne ausdrückliche kaiserliche Genehmigung keinen Anspruch auf das väterliche Erbe, weder auf das Vermögen, noch auf Titel und Privilegien. Der Zugang zu diesen Gütern konnte ein leicht verständlicher Wunsch der Kinder, aber auch der Eltern sein. Berücksichtigt man überdies den Stellenwert, den die Familie und besonders deren Fortbestand für Adelige hatte, so wird nachvollziehbar, warum er von dieser Möglichkeit Gebrauch machte. Dem Ziel der Erhaltung des Namens, das im Mittelpunkt der adeligen Familienplanung stand und dem so viel untergeordnet wurde, wurden gegebenenfalls auch Bedenken bezüglich der Reinheit des Bluts

⁵²Vgl. Dean, Trevor: Este. – In: Die großen Familien Italiens. Hg. von Volker Reinhardt – Stuttgart: 1992, S. 243-258

⁵³Die kaiserlichen Legitimierungsdekrete befinden sich daher heute im Adelsarchiv (Abt. Allgemeines Verwaltungsarchiv im Österreichischen Staatsarchiv). Das Reservatrecht der Legitimierung wurde an die Träger des kleinen Palatinats delegiert, gehörten also in den Kompetenzbereich der Comitatus palatini.

geopfert. Wenn durch ein Ausbleiben legitimen Nachwuchses die physische Existenz der Familie in Gefahr war, war man auch die Möglichkeit in Betracht zu ziehen bereit, nur teilweise Verwandte zum Zug kommen zu lassen.

Als Mittel, das Aussterben einer Familie zu verhindern, kam auch die Adoption in Frage. Im italienischen Hochadel, besonders in der römischen *Nobiltà nera*, war die Adoption bei der Sicherstellung der Erbfolge allgemein gebräuchlich. Diese Praxis erklärt sich einerseits aus dem relativ hohen Anteil an nicht erbberechtigten Klerikern, den diese Familien aufwiesen. Andererseits wurde in Italien dem Faktor der Geblütslegitimität geringere Bedeutung zugemessen als in Nordeuropa. In Regionen, in denen germanische Rechtstraditionen weiterlebten, wurde hingegen blutsverwandte Töchterstämme oder illegitime Nachkommen Familienfremden als Rechtsnachfolger vorgezogen.⁵⁴ So war in Norwegen und Schweden die Einrichtung der Adoption bis zu Beginn des 20. Jahrhunderts unbekannt und daher de facto verboten.⁵⁵ Hier dürfte die Problematik der Standeszugehörigkeit und der Legitimität nur in Ausnahmefällen eine Rolle gespielt haben. Aus praktischen Gründen, die sich aus dem gesellschaftlichen Umgang und dem in Bezug auf die Standeszugehörigkeit relativ homogenen Verwandten- und Bekanntenkreises ergaben, hat sich hierbei das Problem der Erhaltung der Reinheit des Bluts wohl nur selten ergeben. Sofern die Adoption und ihre Handhabung in adeligen Familien aber explizit erörtert wurde, wurde auch auf die Notwendigkeit der adeligen Standeszugehörigkeit des Kandidaten hingewiesen. So empfahl etwa Leon Battista Alberti ausdrücklich:

„Man muß darauf sehen, Sprößlinge aus edlem Blut und von edlem Empfinden zu adoptieren, von gefälligem Äußerem und in allem anderen solcher Art, daß das Geschlecht niemals Grund hat, ihre Aufnahme zu bedauern.“⁵⁶

Wie bei allen anderen Angelegenheiten, die die Substanz der Familie betrafen, achtete man zweifellos auch bei der Entscheidung für eine Adoption besonders darauf, daß die Familientradition in jedem Fall gewahrt blieb, was nicht der Fall war, wenn standesfremde Personen in die Familie eingedrungen wären.⁵⁷ Diese Traditionen aber umfaßten auch die Beibehaltung jener Kontinuität, die mit dem Begriff des Bluts benannt wurde.

Wenn auch die familialen Bindungen Adelliger außerordentlich stark waren, darf man sie sich nicht als gänzlich davon determiniert vorstellen. Dewald hat die komplexen Beziehungen innerhalb adeliger Familien in Frankreich im 17. Jahrhundert eingehend untersucht und hervorgehoben, daß insbesondere das Verhältnis zwischen den Generationen nicht bedingungslos solidarisch war. Solange nämlich junge Adelige unter der Autorität des Vaters standen, herrschte sowohl zwischen Eltern und Kindern, als auch unter den Geschwistern ein latentes Rivalitätsverhältnis, das einerseits aus der Konkurrenz um die Liebe der Eltern, andererseits aus dem Widerspruch zwischen persönlichen Ambitionen und den Erwartungen der Familie resultierte. Liebe und Anerkennung der Eltern waren zu keinem Zeitpunkt selbstverständlich und mußten stets von neuem erworben werden.⁵⁸ Ebenso wie der Kampf um die elterliche Zuwendung erforderte auch die Sicherung der Familienehre permanente persönliche Initiative. Gegenüber

Adoption

Generationen-ambivalenz

⁵⁴Vgl. Dilcher: S. 65 Fußnote 25

⁵⁵Vgl. Gaunt: S. 272

⁵⁶Alberti, Leon Battista: Vom Hauswesen (Della Famiglia). – München: 1986, S. 161

⁵⁷Vgl. Reif, S. 90

⁵⁸Vgl. Dewald: Aristocratic Experience, S. 70, 102 f

der Außenwelt traten die Familien zwar als Kollektiv auf, mit dem Gewicht ihres Rangs und ihrer Tradition, innerhalb der Familien aber war jedes Mitglied auf sich allein gestellt, galt nur der individuelle Beitrag zum Wohl des Kollektivs. Daraus ergab sich eine intrafamiliäre Hierarchie, innerhalb derer nicht weniger um die besten Positionen gerungen wurde als in der übrigen Gesellschaft. Dewald hat gezeigt, daß unter diesen Bedingungen eine ausgeprägt individualistische Einstellung gegenüber der Gesellschaft entstand, sodaß Adelige sich selbst nicht unbedingt als Vertreter und Exponenten eines Kollektivs, sondern primär als Teile eines hierarchisch gegliederten Verbands von untereinander konkurrierenden Individuen wahrnahmen, in der jedes soziale Avancement notwendig den Statusverlust eines anderen nach sich zog:

„French nobles readily viewed their society as a collection of intensely competing individuals rather than an organic whole, organized around a stable hierarchy or effective traditions. Seventeenth-century nobles [...] interpreted their lives in terms of individual ambition. Ideas about hierarchy and tradition stood in the backgrounds of these lives and might be employed during moments of ideological debate; nobles often professed to believe that both social and natural worlds have orderly structures and that these structures provided the basis of their privileges. In the foreground of their lives, however, was constant emphasis of change, conflict, and personal ambition.“⁵⁹

Selbstcharakterisierungen Adelliger aus dieser Zeit legten dementsprechend ihren Schwerpunkt eher auf die persönlichen Leistungen vor dem Hintergrund einer oft feindlich gesinnten Umwelt oder eines ungerechten Schicksals (*iniuria temporum*) als ihre Errungenschaften als Konsequenz ihrer Herkunft zu interpretieren. Die Familie und damit die soziale Herkunft diente dabei als eine Art Erklärung für den Ursprung der Motivation zum verdienstvollen Handeln: Die lange Tradition und die Vorfahren hätten dafür ein Beispiel gegeben, dem man verpflichtet wäre. Was sich auf den ersten Blick wie eine allzu konstruierte Rechtfertigung ausnimmt, dürfte der Realität in adeligen Familien tatsächlich entsprechen, denn mit der Erwartung, eine den Vorfahren mindestens gleichwertige Position zu erringen, wurde jener Druck ausgeübt, der die Rivalität zwischen den Familienmitgliedern nährte.⁶⁰ In gleicher Weise waren die individuellen Verdienste umgekehrt die Bestätigung für die Überlegenheit der adeligen Herkunft. Aus diesen Erfahrungen ergab sich die Tendenz, daß Adelige die Rolle der sozialen Herkunft für ihre Karrieren eher unterschätzten und sich – wie Dewald meint und nach dem Muster des *noblesse oblige* – durchaus als Leistungselite begreifen konnten: „[B]irth and becoming were not contradictory but complementary aspects of the self, both of them needed.“⁶¹

Daß die theoretischen Erörterungen zur Legitimation des Adels durchaus nicht nur bloße akademische Theorie blieben, sondern tatsächlich auf Interesse beim selbstverständlich vorwiegend adeligen Publikum stießen und rezipiert wurden beweist der Umstand, daß selbst am Rande Europas, in Schottland, die Debatte mit den selben Argumenten geführt wurde.⁶² Natürlich könnte man einwenden, daß gleichartige Gruppen, die vor mehr oder weniger demselben Problem stehen, früher oder später wahrscheinlich zu ähnlichen Resultaten gelangen, unabhängig davon, wo sie sich befinden und ob sie von einander wissen.

⁵⁹Dewald: *Aristocratic Experience*, S. 43, 75

⁶⁰Vgl. Clark, S. 183

⁶¹Dewald: *Aristocratic Experience*, S. 93

⁶²Vgl. Brown, *Scottish Nobility*, S. 368. Ders.: *Noble Society in Scotland. Wealth, Family and Culture from Reformation to Revolution*. – Edinburgh: 2000, S. 4 ff

Andererseits war dem schottischen Adel die soziale Vielgestaltigkeit des Adels gewiß nicht weniger bewußt als den französischen Standesgenossen, und er kannte daher zweifellos auch die Tendenz, diejenige Theorie zu unterstützen, die der eigenen Situation am meisten entgegenkommt. Wenn also die schottische Debatte schon nicht die Rezeption französischer Theoretiker beweist, dann sicher die Aktualität und die praktische Relevanz des Themas.

Wenn der Status einer Figuration, so könnte man annehmen, ein solches Ausmaß an Legitimation, Konstanz und Etablierung erreicht hat, daß seine Elitenstellung keinem ernsthaften Zweifel mehr unterliegt, dann scheint sich die Frage nach der Begründung nicht mehr zu stellen. Wenn also die Notwendigkeit einer Elite anerkannt ist und man darüber hinaus noch die Zweckmäßigkeit der Erblichkeit einzuräumen bereit ist, dann wird dieser Status nicht mehr durch objektive und fundamentale, die verursachenden Eigenschaften eines Status' betreffende Argumente legitimiert, sondern nur noch durch die Art und Form der Erblichkeit. Mit anderen Worten: Es steht nicht mehr die Qualität des Erbguts zur Debatte, sondern lediglich die Frage, kraft welchen Gesetzes es legitim übertragen wird. In der Tat gab es diesbezüglich unterschiedliche Lehrmeinungen, die jeweils ausführlich behandelt und argumentativ auseinandergesetzt wurden. Aus der Betrachtung des deutschen Diskurses über die Problematik der Adelslegitimation⁶³ gewinnt man den Eindruck, daß dieser Frage die größte Bedeutung zugemessen wurde, und aus den vorgebrachten Argumenten wird auch der Grund dafür ersichtlich. Aus der Form der Erblichkeit kann nämlich auf das Wesen und die Eigenschaften des zu erbenden Guts geschlossen werden. Wenn es der Adelsstand bzw. die damit verbundenen Rechte sind, die den Erbweg nehmen sollen, dann werden damit implizit Aussagen über die rechtliche und politische Qualität des Adels gemacht. Z. B. wurde der Adelsstand nicht wie das Eigentumsrecht an Dingen vererbt, daß erst nach dem Tod des Erblassers antreten werden kann. Vielmehr wurde bekanntlich ein Stand wie das Recht auf den Gebrauch eines Familiennamens auf die Nachkommen weitergegeben. Aber wie bei allen anderen Ständen, und besonders beim Adelsstand, wurde auch die ihm eigene spezifische Ehre vererbt. Dabei konnte es sich aber offensichtlich nicht um jene Art von Ehre handeln, die man sich durch Tugend und Verdienst erwirbt. Bei der Ehre des Adels handelte es sich vielmehr um jene, die einem Stand zukommt, weil er in der Gesellschaft Funktionen wahrnimmt, die per se als ehrenhaft gelten. Außerdem sei die *dignitas* des Adels – wie der Aristoteliker Simon Simonius 1572 vertrat – als „eine soziale Prämie für jene Handlungsweisen und Leistungen [zu verstehen], die in einer ‚societas‘, deren Grundkonsens und Selbstverständnis zufolge, zu den erstrebenswerten Zielsetzungen und ideellen Gütern gerechnet werden.“⁶⁴ Daß und warum die spezifisch adeligen Handlungsweisen tatsächlich in besonderer Weise ehrenvoll seien und dadurch der Umfang der Privilegierung gerechtfertigt sei, war für Simonius und andere Vertreter der rechtsphilosophischen Adelstheorie eine feststehende Tatsache.⁶⁵

Eine ähnliche Position vertraten auch der Jurist und Staatsmann Johannes Limnaeus (1592-1665) und sein Kreis mit der Feststellung, daß der Adel nicht als

⁶³ Dieser ist ausführlich dargestellt bei Bleek/Garber.

⁶⁴ Bleek/Garber, S. 65. Vgl. Simonius, Simon: De vera nobilitate liber unus. Hg von Thomas Sagittarius. – Jena: 1616 (ursprünglich Leipzig: 1572)

⁶⁵ Vgl. Schneider, Zacharias/Stenzsch, Karl Sigismund v.: Disputatio politica de genuina nobilitate. – Leipzig: 1636

Rechtsinstitut oder Amt anzusehen, sondern dem *ius gentium* zuzuordnen und damit Eigentum der Familie sei.⁶⁶ Ebenso sei der alte Adel, der, älter als das römische Recht, aus eigenem Recht bestehe, vom neuen, mittels Nobilitierung geschaffenen *Princeps-Adel* zu unterscheiden. Zur Begründung wurde häufig die Ansicht Jean Bodins herangezogen, nach der eine wenigstens adelsartige Elite ein Grundbestandteil zivilisierter Gesellschaften wäre.⁶⁷ Daneben verwies man auf einen vermeintlichen gesellschaftlichen Konsens bezüglich der Rechtmäßigkeit des erblichen Adels, was einerseits – im Sinn eines sozialen Pragmatismus – gerechtfertigt war, andererseits aber in der Absicht einer Standeslegitimierung auf halbem Weg stecken blieb; Zu den letzten Ursachen drang man nicht vor und vermied damit auch die möglicherweise zu riskante Frage, worin die angesprochenen Funktionen und Handlungsweisen konkret bestünden. Man muß sich an dieser Stelle mit dem Respekt vor der subjektiven Wahrnehmung der Zeitgenossen bescheiden, indem man zugesteht, daß es müßig ist, einen Sachverhalt, den man für evident hält, zu erklären.

Zwar wurde insbesondere von den philosophisch (aristotelisch) argumentierenden deutschen Adelstheoretikern die akzidentielle Natur der Adelswürde eingeräumt, diese aber, den sozialen Tatsachen entsprechend, als Resultat einer *Zeugungskontinuität* angenommen.⁶⁸ Das entsprach der Auffassung vom Adel als einem zur Tugend dispositionierten Stand. Adelige Würde komme einem Individuum demnach als sichtbares Ehrenzeichen für vollendete oder zu erwartende verdienstvolle Tätigkeit als Konsequenz seiner ständischen Funktion zu, aber das Anrecht darauf erwürbe man sich ausschließlich als Erbe eines in gleicher Weise ausgezeichneten Vaters. So wie die exponierte Ehrenstellung des Adels ohne weitere Begründung auf einen sozialen Konsens zurückgeführt wurde, so erklärte man sich die Anerkennung der Zeugungskontinuität als anthropologische Gesetzmäßigkeit, „gemäß der vorgeblichen Erfahrungstatsachen, das Edle gewöhnlich Edle zeugen“.⁶⁹ Diese Auffassung entsprach in jeder Hinsicht der Theorie der ständischen Gesellschaft, nach der sich Menschen zwar individuelle Verdienste erwerben könnten, diese aber vom Status abhängig waren, den sie in der ständischen Hierarchie einnehmen. Verdienste sollten dem jeweiligen Stand angemessen sein; sie waren zwar individuell, der Stand aber war überindividuell und grundsätzlich nicht beeinflussbar.⁷⁰ Um diese beiden divergierenden Ebenen, zwischen denen sich Individuen zu bewegen hatten, miteinander zu vereinbaren, wies man darauf hin, daß der quasi von der Natur zugewiesene Stand lediglich eine Disposition zum standesmäßigen Handeln mit sich bringe – für die Realisierung dieser Disposition sei man selbst verantwortlich. Das Postulat der Eigenverantwortlichkeit des Individuums für die Habitualisierung der Normen und Erwartungen des Stands stellte die Verbindung zwischen der persönlichen und der ständischen Ebene her. Die Einschränkung, eine edle Geburt sei eigentlich bloß eine Disposition, war – wie auch in der französischen Debatte – eine

⁶⁶Vgl. Limnaeus, Johannes: *Juris publici Imperii Romanogermanici libri IX*. – 3. Aufl. Straßburg: 1657. Hahn, Heinrich/Corbmacher, Engelbert: *Dissertatio puridico-politica de iure nobilitium singulari*. – Helmstedt: 1672. Suevus, Gottfried/Loeben, Wolff Albrecht v.: *Discursus juridico-politicus de Nobilitate ejusque pertinentia*. – Wittenberg: 1652

⁶⁷Vgl. Bleek/Garber, S. 93-94. Vgl. Bodin Buch 3 Kap. 8

⁶⁸Vgl. Bleek/Garber, S. 65

⁶⁹Vgl. Bleek/Garber, S. 66

⁷⁰Vgl. im Abschnitt *Verdienste*.

wichtige Immunisierungsmaßnahme, weil andernfalls klarerweise ein biologischer Determinismus behauptet worden wäre, der schwer zu beweisen gewesen wäre.

Mit der Vermeidung von Einwänden gegen die Behauptung, daß edel Geborene auch notwendig edle Menschen sein müßten, hatte man das Problem aber neuerlich nur verschoben bzw. sich ein neues eingehandelt, denn nun hätte man sich die Frage stellen müssen, ob edel Geborene, die ihre Disposition zum edlen Wesen nicht verwirklichten, noch Anspruch auf adeligen Status hätten (und die damit verbundenen Privilegien genießen dürften). Auf diese Frage blieb man die Antwort schuldig. Andererseits hatte wenigstens Simonius die Möglichkeit der Degeneration gesehen und angesprochen. Aufschlußreich sind seine Empfehlungen, wie sie zu vermeiden wäre: „durch angemessene Erziehung [...], richtige Gattenwahl [...] und klug gewählte Kopulationszeit“.⁷¹ In Bezug auf den zweiten und dritten Faktor gab er einer Anschauung Ausdruck, die in ähnlicher Form schon Alberti teilte und deren Relevanz in der frühen Neuzeit allgemein anerkannt gewesen sein dürfte. Aus ihr geht eindeutig hervor, in welchen Ausmaß man sich die einer Familie eigentümlichen Merkmale, wenn schon nicht biologisch determiniert, so doch auf alle Fälle biologisch beeinflusst und verursacht dachte.

Die Absicht der Feststellung und Betonung der Bedeutung der Zeugungskontinuität gegenüber der individuell-akzidentiellen Natur des edlen Charakters war die Abgrenzung eines Bereichs der sozialen Realität, der außerhalb individueller, sozialer oder politischer Beeinflußbarkeit stehen sollte. Daß dieser außerdem der Sphäre der Natur und damit dem Reich des Transzendentalen und des Kosmos angehörte, mußte seine Bedeutung noch unterstreichen. In erster Linie verfolgte man mit dieser Argumentation aber den Zweck, den Adel der politischen Zuständigkeit des jeweiligen Fürsten zu entziehen. Unmißverständlich brachte das Heinrich Michaelis 1695 in seiner Streitschrift *Correlatio gentilitia de nobilitate generosa* zum Ausdruck.⁷² Sich eindeutig auf der Seite der aristokratischen Adelslehre positionierend tritt bei ihm konsequent der akzidentielle Aspekt vor der Bedeutung der Zeugungskontinuität in den Hintergrund. Für Michaelis stellte die Überlegenheit der Geburt Adelige weit über alle anderen Mitglieder der Gesellschaft und zwar alleine auf Grund ihrer „uhrspruenglichen Aelte“.⁷³ Die ihm zuerkannte Anerkennung, etwa infolge erwiesener Tugenden, sei keine Voraussetzung für die Würde, die er genieße. Selbst die konstitutive Bedeutung des Lehensaktes als rechtliche Bestätigung adeliger Privilegien leugnete Michaelis. Damit proklamierte er die völlige soziale und politische Autonomie des Adels gegenüber jeder politischen Instanz oder Gewalt: „Das Sippenheil des guten Blutes (Charisma der Blutsüberlegenheit) begründet, verbunden mit ‚virtus‘, die ‚bonitas nobilitatis generosae‘. Der Geschlechtsadel besteht nach dieser Ableitung somit aus eigenem Recht (suo jure) und ist damit der Majestas des Princeps ein für allemal entzogen.“⁷⁴ Geblütsadel erwürbe sich kein Prestige, d. h. brauche es nicht zu erwerben, weil es für seinen Status nicht relevant wäre; er genieße zwar hohes Ansehen, könne aber auch ohne diese existieren. Biologische und moralische Qualitäten seien *media essentialia*, dem Adel inhärent und

⁷¹Bleek/Garber, S. 65, Fußnote 52. Vgl. Simonius, (l. c., 63 ff)

⁷²Vgl. Bleek/Garber, S. 67, 98. Michaelis, Heinrich: *Correlatio gentilitia de nobilitate generosa*. – Lübeck: 1695

⁷³Bleek/Garber, S. 67 f

⁷⁴Bleek/Garber, S. 68

bedürfen deshalb keinerlei Bestätigung. Damit befreite Michaelis den Adel von der Notwendigkeit der Approbation durch eine standesfremde Instanz, sei es der Souverän oder das Volk, das den Status der Herren anerkennt, indem es deren Tugenden bestätigt.⁷⁵

Wie radikal Michaelis' Position war wird besser verständlich, wenn man bedenkt, daß die juristischen Adelstheorien der Zeit in ihrer Mehrzahl ein ganz anderes Konzept zur Legitimität und zur gesellschaftlichen Funktion des Adels vertraten. Besonders Mathias Stephani, Josua Nolden und deren Nachfolger hatten eine Auffassung entwickelt, die darauf abzielte, die Legitimität des rezenten, mit fürstlicher Protektion durch den Kaiser nobilitierten Adels nachzuweisen.⁷⁶ Ihrer Theorie zufolge war jeder Adel zunächst ein *Princeps-Adel*, also in jedem Fall ein vom Fürsten ernannter Adel. Das Problem der Erblichkeit löste man durch die Erklärung, daß im Fall einer Nobilitierung nicht nur der aktuelle Kandidat, sondern *uno actu* automatisch alle seine legitimen Nachkommen (und eventuell die Ahnen) in den Adelsstand erhoben wurden. Daraus folgt, daß Adelige niemals durch Erbfolge bzw. durch Erbrecht zu ihrem Stand gelangten, sondern weil sich die fürstliche Nobilitierung unmittelbar auch auf sie bezog. Adel ist nach dieser Theorie überhaupt kein erbbares Gut. Familiäre Herkunft und Geblütsideologie haben in ihr keinerlei legitimatorische Relevanz.⁷⁷ Juristische Adelstheorien lieferten den Adel der Gewalt eines Souveräns vollständig aus, denn wenn man zugab, daß Geschlechter ihren Stand nur dem Gutdünken eines Fürsten zu verdanken hätten, dann mußte auch zugestanden werden, daß alle Privilegien, bis hin zum Verbleib im Adelsstand, nicht weniger von der fürstlichen Gnade abhängig wären. Den Verlust der Souveränität über den eigenen Stand – das *suo iure* – galt es, nicht zuletzt aus politischer Notwendigkeit, abzuwehren.

Obwohl Michaelis' Standpunkt eines gewissen Zynismus' nicht entbehrt, muß aus gegenwärtiger Perspektive konstatiert werden, daß er eher der gesellschaftlich Realität entsprach als die zweifellos luziden, aber doch recht artifiziellen Positionen der theoretisierenden Juristen. Ende des 17. Jahrhunderts bestand in der gesellschaftlichen Praxis für keinen Adeligen mehr die Notwendigkeit, seinen Vorrang zu begründen. Der Adel in seiner aktuellen Form war eine soziale Realität, mit der man sich – im Sinn der Selbstlegitimation des Faktischen – abgefunden hatte.⁷⁸ Eben diese soziale Realität, nämlich die Existenz eines Stands, der mit allen seinen Privilegien akzeptiert wurde, weil er einfach immer schon da war, scheint Michaelis, wenn auch argumentativ schwach, zum Ausdruck gebracht zu haben. Seine Sichtweise ist aus der Perspektive der Sozialgeschichtsforschung plausibler, weil sie mit dem Kenntnisstand von den strukturellen Merkmalen traditionaler Gesellschaften, in denen „Legitimität sich stützt und geglaubt wird auf Grund der Heiligkeit altüberkommener (von jeher bestehender) Ordnungen und Herrengewalten“, übereinstimmt.⁷⁹

⁷⁵Vgl. Bleek/Garber, S. 68

⁷⁶Vgl. Stephani, Mathias: *Tractatus de nobilitate civili*. – Frankfurt: 1617. Nolden, Josua: *De statu nobilium civili*. – Gießen: 1623. Hagemann, S. 149 ff. Hanaw, Johann Georg: *Synoptica resolutio quaestionum ducentarum [...] de nobilitate*. – Guben: 1672, S. 482 ff

⁷⁷Vgl. Bleek/Garber, S. 95 ff

⁷⁸Vgl. Berger, Peter L.: *Zur Dialektik von Religion und Gesellschaft. Elemente einer soziologischen Theorie*. – Frankfurt: 1972, S. 30

⁷⁹Weber, Max: *Wirtschaft und Gesellschaft. Grundriß der verstehenden Soziologie*. – 5. Aufl. Tübingen: 1985, S. 130. Als empirischer Beleg für die Existenz dieser Auffassung kann

2.2 Exkurs über das Charisma

Adel und Adelstheoretiker scheuten keine Mühe, um auf die besondere Art adeliger Eigenschaften hinzuweisen. Ihre Besonderheit sah man darin, daß diese Qualitäten prinzipiell ausschließlich dem Adel zu eigen waren und daß sie niemand, der nicht dem Stand angehörte, aufweisen könne. Es ist auffällig, daß im Diskurs über die Eigenschaften des Adels diese kaum jemals expliziert und konkretisiert wurden, als ob sie gleichsam selbstverständlich und allgemein bekannt gewesen wären. Statt dessen hob man stets deren kategoriale Eigenart hervor und unterstrich damit die Exklusivität dieser Eigenschaften, welche es auch immer sein mochten. Daher ist das, was in der Forschung als Geblütsideologie (oder mit gleichbedeutenden Begriffen) bezeichnet wird, bei näherer Betrachtung kein vollständiges Konzept zur Beschreibung der Eigenschaften des Adels, weil es sich lediglich auf das Medium beschränkt, durch das bestimmte Eigenschaften und Fähigkeiten tradiert werden. Jene Eigenschaften, die die Substanz der adeligen Qualität bilden sollen, also das, was tradiert wird, wird in der Regel nicht weiter bestimmt. In diesem Sinn entspricht die hier angewandte Vorgangsweise der adelstheoretischen Argumentation. Bevor nämlich auf jene Eigenschaften, die als adelige Spezifika ausgegeben wurden genau eingegangen wird, ist daher zunächst festzustellen, daß es sich hierbei um eine besondere Kategorie von Eigenschaften handelt. Es muß sich um solche Eigenschaften handeln, die nur biologisch erworben und weitergegeben werden können. Die Träger bleiben grundsätzlich auf eine Verwandtschaftsgruppe beschränkt. Allerdings muß auch innerhalb dieser Kategorie unterschieden werden: Denn bei adeligen Eigenschaften konnte es sich nicht um solche handeln, die von Anfang an konstant waren, wie etwa die Farbe der Augen. Adelige Qualität muß vielmehr als eine biologisch ererbte Disposition aufgefaßt worden sein. Eine solche muß nicht notwendigerweise manifest werden. Sollte sie sich nicht konkret manifestieren und ausbilden, ist sie dennoch latent vorhanden. Diese Auffassung erinnert in seiner Konzeption und Intention stark an die Idee des Charismas. Es besteht daher die Möglichkeit, daß die Theorie des Charismas zur Beschreibung und Erklärung dieses Phänomens dienen kann.

In der Tat findet sich eine diffuse Vermutung, im adeligen Blut könnten Eigenschaften konserviert sein, die mit Charisma zusammenhängen, bei mehreren Autoren. Vor allem bei den oben erwähnten adelsfreundlichen Theoretikern wurde diese Auffassung zum Ausdruck gebracht, wenngleich auch nicht explizit, was daran liegen kann, daß das Charisma keine Kategorie des politischen Diskurses war. Wenn von charismatischen Fähigkeiten die Rede war, dann ausschließlich im Zusammenhang mit gesalbten Monarchen, denen sie allein zugeschrieben wurden und denen sie vorbehalten waren.⁸⁰ Die Vermutung, der Adel könne

August Wilhelm Rehbergs bedeutende Abhandlung *Über den deutschen Adel* aus dem Jahr 1803 gelten. Der Autor wies die gerade um die Jahrhundertwende stark anwachsende Gruppe der Neunobilitierten darauf hin, daß sie das Defizit gegenüber denen, „die die verflorenen Jahrhunderte voraus haben“ nicht kompensieren könnten und daß „die Zeitgenossen einer neuen Erhebung in höhern Stand nicht vergessen, daß es eine neue Erhebung ist.“ Rehberg, August Wilhelm: *Über den deutschen Adel*. – Göttingen: 1803, S. 142. Vgl. auch: Hahn, Peter-Michael: *Ein Geburtsstand zwischen Beharrung und Bewegung: der niedere Adel in der frühen Neuzeit*. – In: *Sozialer Aufstieg. Funktionseliten im Spätmittelalter und in der frühen Neuzeit*. Hg. von Günther Schulz. – München: 2002, S. 193-218, S. 211

⁸⁰Man denke etwa an die charismatische Heilerkompetenz der Könige von Frankreich. Die Funktion des Charismas in der absolutistischen Herrschaftsideologie wird ausführlich behan-

sich als Träger charismatischer Eigenschaften verstanden haben kann daher weder aus Quellen, noch aus Forschungsbefunden eindeutig hergeleitet werden. Sie wird eher nahegelegt als ausgesprochen. Sie ist eine Hypothese im strengen Sinn des Wortes. In der mediävistischen Forschung scheint der Begriff des Charismas geläufiger zu sein, jedenfalls wird er v. a. im Zusammenhang mit frühmittelalterlichen Eliten und Herrschern öfter gebraucht. Für die Geschichte der frühen Neuzeit wurde die Relevanz des Charismas als soziologischer Kategorie bisher kaum mehr als angedeutet. BEATRIX BASTL gehört wohl zu denen, die sich hierin bislang am weitesten vorgewagt haben. In ihrer Charakterisierung des adeligen Familientyps hat das Charisma bereits einen festen Platz:

„Das adlige Haus versteht sich als Träger gesellschaftlich bedeutsamer und seltener Eigenschaften, die über Milieu vererbbar sind; es hat Anspruch auf Vorrang, auf Ehre, woraus resultiert, daß Adel Erbcharisma bedeutet, welches anderen glaubhaft gemacht werden muß. Aus diesem Grund besteht ein dauernder Kampf um Distinktion, Ruhm, Verpflichtungsdenken, Bereitschaft zum Vorleben und Vorsterben.“⁸¹

Daß Bastl adelige Eigenschaften – mithin auch das Charisma – als milieubedingten Faktor betrachtet ist nur so lange ein Widerspruch, als man nicht berücksichtigt, daß zum adeligen Milieu per definitionem nur Mitglieder adeliger Familien gehörten. Auch sie legt keine Referenzen vor, die ihren Schluß eindeutig zulassen würden. Jedenfalls ist ihr Befund geeignet, die entsprechende Hypothese nunmehr explizit aufzustellen:

Der Adel der frühen Neuzeit wies Elemente von Charisma auf.

Um diese Hypothese zu prüfen ist man gut beraten, MAX WEBERS *Theorie der charismatischen Herrschaft* heranzuziehen. Sie ist Bestandteil seiner umfangreichen Studie *Wirtschaft und Gesellschaft* aus dem Jahr 1921. Was man hier findet ist in der Tat überraschend, denn auf den ersten Blick und ohne das Ergebnis vorwegnehmen zu wollen vermag Webers Theorie die Hypothese in bedeutend größerem Umfang zu bestätigen als man zunächst erwarten möchte:

„[...] der Glaube an diese spezifische, auf natürlichem Wege nicht erreichbare, also charismatische Qualifikation ist überall die Grundlage der Entwicklung von Königs- und Adelsmacht gewesen.“⁸²

Dieser Befund ist an Eindeutigkeit nicht zu übertreffen und bietet damit genau das, was rezente historiographische Forschungen über das Phänomen des Adels vermissen lassen. Aber genau diese Klarheit des Klassikers einerseits und die Unbestimmtheit der modernen Adelsforschung andererseits läßt den Verdacht aufkommen, die Annahme von der charismatischen Begabung des Adels könnte so selbstverständlich sein, daß es deren Erwähnung nicht bedürfe. Diese Frage zu untersuchen könnte damit quasi wie der Versuch sein, das Rad ein zweites mal zu erfinden.

Typisch für Webers Arbeitsweise ist eine präzise Definition des gegenständlichen Begriffs:

delt in: Krüedener, Jürgen Freiherr von: *Die Rolle des Hofes im Absolutismus. Forschungen zur Sozial- und Wirtschaftsgeschichte*. Hg. von K. Borchart, E. Schremmer und W. Zorn, Band 19. – Stuttgart: 1973, S. 35 ff

⁸¹Bastl: *Haus und Haushaltung*, S. 283

⁸²Weber, S. 671

„Charisma‘ soll eine als außeralltäglich (ursprünglich, sowohl bei Propheten wie bei therapeutischen wie bei Rechts-Weisen wie bei Jagdführern wie bei Kriegshelden: als magisch bedingt) geltende Qualität einer Persönlichkeit heißen, um derentwillen sie als mit übernatürlichen oder übermenschlichen oder mindestens spezifisch außeralltäglichen, nicht jedem andern zugänglichen Kräften oder Eigenschaften [begabt] oder als gottgesandt oder als vorbildlich und deshalb als ‚Führer‘ gewertet wird. Wie die betreffende Qualität von irgendeinem ethischen, ästhetischen oder sonstigen Standpunkt aus ‚objektiv‘ richtig zu bewerten sein würde, ist natürlich dabei begrifflich völlig gleichgültig: darauf allein, wie sie tatsächlich von den charismatisch Beherrschten, den ‚Anhängern‘, bewertet wird, kommt es an.“⁸³

Aus Webers weiteren Ausführung geht hervor, daß sich in der sozialen Praxis das, was er das *reine* oder *genuine* Charisma nennt, nur mittels des Mediums einer charismatischen Persönlichkeit – eines *Führers* – konkretisieren kann. Das Auftreten einer charismatischen Figur ist in zweierlei Hinsicht stark situationsabhängig: nur unter bestimmten Bedingungen kann ein Individuum derartige Begabungen verwirklichen. Darin mag der Grund liegen, daß das Phänomen des Charismas selbst relativ problemlos, ein charismatischer Charakter hingegen sehr schwer zu definieren ist. Vergewärtigt man sich manche historisch bekannte Beispiele charismatischer Führer erkennt man sogleich, daß diese auf gänzlich unterschiedliche Charaktertypen zutreffen können, die kaum Gemeinsamkeiten aufweisen müssen, abgesehen vielleicht von einem überdurchschnittlichen Maß an Zielstrebigkeit. Man vergleiche etwa die von Weber angeführten Beispiele des Piratenkapitäns und des Franz von Assisi, mit einem anderen, das ihm noch nicht zur Verfügung stand: Adolf Hitler. In allen drei Fällen, die denkbar unterschiedlich sind, konnten Führer – die nicht weniger unterschiedlich waren – an die Macht gelangen, weil sie in Krisensituationen zur Stelle waren. In jedem Fall spielte die charismatische Begabung eine wichtige Rolle. Einen allgemeinen Typ der charismatischen Persönlichkeit mittels Generalisierung bekannter Fälle zu gewinnen würde aber mit großer Wahrscheinlichkeit scheitern. Es ist allerdings auch nicht notwendig.

Weber hob hervor, daß in Krisensituationen weder bürokratisch oder partimonial legitimierte Amtsträger, noch Experten wahrscheinliche Kandidaten für politisch heikle und verantwortungsvolle Aufgaben sind:

„die ‚natürlichen‘ Leiter in psychischer, ökonomischer, ethischer, religiöser, politischer *Not* waren [...] Träger spezifischer, als übernatürlich (im Sinne von: nicht jedermann zugänglich) *gedachter* Gaben des Körpers und Geistes.“⁸⁴

Eine solcherart ausgestattete Persönlichkeit hatte diverse Eigenschaften zu haben, die Weber ausführlich bespricht. In diesem Zusammenhang sind v. a. folgende relevant:

Das *reine* Charisma ist zunächst rein individuell. Seine Legitimität leitet sich ausschließlich von den persönlichen Fähigkeiten des charismatischen Führers ab:

„[...] das reine Charisma kennt noch keine andere ‚Legitimität‘ als die aus eigener, stets neu bewährter Kraft folgende. Der charismatische Held leitet seine Autorität nicht wie eine amtliche ‚Kompetenz‘ aus Ordnungen und Satzungen, und nicht wie die patrimoniale Gewalt aus hergebrachtem Brauch oder feudalem Treueschwur ab, sondern er gewinnt und behält sie nur durch *Bewährung* seiner Kräfte am Leben. Er muß Wunder tun, wenn er ein Prophet, Heldentaten, wenn er ein Kriegsführer sein will.“⁸⁵

⁸³Weber, S. 140

⁸⁴Weber, S. 654

⁸⁵Weber: S. 656

Darüber hinaus muß sie ihren Anspruch auf übernatürliche Sendung permanent unter Beweis stellen um das Vertrauen ihrer Gefährten und Jünger nicht zu verlieren:

„Der Träger des Charismas verlangt Gehorsam und Gefolgschaft kraft seiner Sendung. Ob er sie findet entscheidet der *Erfolg*. Erkennen diejenigen, an die er sich gesandt fühlt, seine Sendung nicht an, so bricht sein Anspruch zusammen.“⁸⁶

Die zweite wesentliche Eigenschaft des reinen Charismas nach Weber ist seine scharfe Opposition zu jeglichen Formen der Tradition. Charismatische Autorität fühlt sich zur Überwindung bestehender Verhältnisse berufen und greift daher ihre ideologischen Fundamente rücksichtslos an:

„Während die bürokratische Ordnung nur den Glauben an die Heiligkeit des immer Gewesenen die Normen der Tradition [...] sprengt das Charisma in seinen höchsten Erscheinungsformen Regel und Tradition überhaupt und stülpt alle Heiligkeitsbegriffe geradezu um. Statt die Pietät gegen das seit Alters Uebliche, deshalb Geheiligte, erzwingt es die innere Unterwerfung unter das noch nie Dagewesene, absolut Einzigartige, deshalb Göttliche.“⁸⁷

Beispiele für dieses Phänomen sind leicht zu finden. Nicht nur in David Leans Film *Lawrence of Arabia* ist der Held „der Mann, für den nichts geschrieben steht“. Auch Jesus von Nazareth schockierte sein Publikum mit Aussagen, wie diese: „Ihr habt gehört, daß zu den Alten gesagt worden ist [...]. Ich aber sage euch [...]“⁸⁸ Mit der Begründung „Der Menschensohn ist Herr über den Sabbat.“⁸⁹ brachte sich Christus bewußt in Opposition zu den hergebrachten Traditionen und Schriftinterpretationen. Damit wird zum Ausdruck gebracht, daß eine charismatische Persönlichkeit Anspruch auf absolute Einzigartigkeit stellt und daher Traditionen und Gesetze auf sie nicht in Anwendung gebracht werden können.

Um die Verbindung zu verdeutlichen, die zwischen Charisma und Adel bestehen, ist es hilfreich, an dieser Stelle noch zwei weitere Charakteristika der reinen charismatischen Persönlichkeit anzuführen:

1. „Immer [...] lehnt das Charisma den planvollen rationalen Geldgewinn, überhaupt alles rationale Wirtschaften als würdelos ab.“⁹⁰
2. zeigten charismatische Militärführer in weniger entwickelten Gesellschaften stets eine auffällige Neigung zur Jagd, die Weber aus der Ähnlichkeit zum Krieg erklärt.⁹¹ Beide Faktoren werden vom Autor (neben anderen) als Indikatoren für das Vorliegen charismatischer Elemente in der Herrschaft behandelt.

Alle bisher angesprochenen Aspekte des Charismas könnten auf den Adel nicht notwendigerweise angewandt werden, bestünde nicht noch ein letztes Spezifikum, das, wie sich zeigen wird, starke Auswirkungen auf die Entstehung und das Konzept des Adels gehabt haben könnte. Denn obwohl charismatische Herrschaft in entscheidendem Maß von den individuellen Qualitäten einer Führerpersönlichkeit und ihrem Erfolg anhängt, muß die Herrschaft mit dem Tod des Führers nicht zwangsläufig ebenfalls verschwinden. Nach Webers Auffassung

⁸⁶Weber, S. 655

⁸⁷Weber, S. 658

⁸⁸Math 5,21-22

⁸⁹Math 12,8

⁹⁰Weber, S. 655

⁹¹Vgl. Weber, S. 659

kann Charisma institutionalisiert werden, um es vor der Verflüchtigung (mit allen ihren Konsequenzen) zu bewahren. Dieses auf den ersten Blick paradoxe Phänomen nennt Weber *Versachlichung* des Charismas.

Der Prozeß der Versachlichung wird im wesentlichen durch drei Faktoren ausgelöst:

1. In einer Situation, in der charismatische Herrschaft gefährdet ist, geht sie eine Allianz mit der Tradition ein. Der Wille zur Selbsterhaltung ist dabei größer als das Zögern, ein Bündnis mit gesellschaftlichen Kräften zu schließen, die man zuvor bekämpft oder wenigstens abgelehnt hatte. Für Weber ist diese Strategie die naheliegendste und nicht selten die einzige Alternative zum Machtverlust.⁹²
2. entspricht die Versachlichung den Wünschen und Interessen der Anhänger des charismatischen Führers nach einer Erhaltung und Fortsetzung des Charismas.⁹³
3. Nicht zuletzt sind die Interessen zur Erhaltung der charismatischen Herrschaft zweifellos von sozialen und wirtschaftlichen Motiven geleitet. Die oberen Ränge der durch die charismatische Herrschaft geschaffenen Hierarchie von Anhängern verknüpfen schließlich ihre ökonomische Existenz mit den Machtstrukturen, die ihren Bestand auch ihrer Unterstützung verdanken. Doch diese Existenz ist ebenso unsicher wie die charismatische Herrschaft labil ist. Die Nutznießer trachten daher nach einer anhaltenden Absicherung ihrer Ansprüche, was ohne eine tragfähigere und weniger anfällige, weil vom glücklichen Zufall des Auftretens einer charismatischen Persönlichkeit abhängigen Legitimation nicht durchzuführen ist. Ihre privilegierte Position muß sich von der Macht der Führers emanzipieren, die Verknüpfung der eigenen Macht mit dem ungeschriebenen Gesetz des Charismas gelöst, „d. h.: aus einem Bestande von rein faktischen Machtverhältnissen in einen Kosmos erworbener Rechte verwandelt“ werden.⁹⁴ Um ihren Status zu festigen streben die durch Partizipation an der charismatischen Herrschaft Privilegierten nach einer Monopolisierung einflußreicher und einträglicher Ämter sowie die Einführung des Konnubiums.⁹⁵ Letzteres führt auf dem üblichen Weg des Ausbaus von Verwandtschaftsnetzwerken ein Monopol auf die privilegierten Positionen herbei:

„Auch bei der Erbllichkeit des Charisma handelt es sich ursprünglich darum, daß es an eine Hausgemeinschaft und Sippe geheftet ist, welche ein für allemal als begnadet gilt, derart, daß nur aus ihrem Kreise die Träger des Charisma hervorgehen können.“⁹⁶

Wenn die privilegierte Gruppe auf diese Weise zu einem Familienverband geworden ist, dann ist diese Form der Versachlichung für sie die effektivste Strategie zur Besetzung der besten Positionen. Nur der Vollständigkeit halber wird hier an das erinnert, was ohnehin auf der Hand liegt, daß nämlich sowohl die Monopolisierung der Macht, als auch das Konnubium immer charakteristische Merkmale des Adels waren.

⁹²Vgl. Weber, S. 662

⁹³Vgl. Weber, S. 671

⁹⁴Weber, S. 679

⁹⁵Vgl. Weber, S. 674

⁹⁶Weber, S. 671

Die Versachlichung des Charismas kann verschiedenartigste Formen annehmen, die der jeweiligen spezifischen Form sowie den sozialen Umständen angepaßt ist. Z. B. bietet in buddhistischen Kulturen der Reinkarnationsglaube ein Mittel zur Übertragung des Charismas religiöser Führer bzw. von Gottkönigen, wie etwa dem Dalai Lama. Auch der Katholizismus kennt ähnliche Formen der Versachlichung, wobei hier der Heilige Geist in gewisser Weise die Rolle des Transmitters des Charismas übernimmt. So ist die Weihe von Priestern und insbesondere von Bischöfen als Akt zu verstehen, durch den die besondere priesterliche Begabung (die Priester zum Spenden der Sakramente befähigt) buchstäblich aus den Händen der Älteren auf die Nachfolger übergeht. Die Wahl des Papsts durch das Kardinalskollegium findet seine theologische Rechtfertigung in der Annahme, daß beim Wahlvorgang der Heilige Geist wirke und die Kardinäle sein Werkzeug seien, sodaß eigentlich er es sei, der den Nachfolger Petri wählt. Das auf diese Weise durch göttliche Autorität legitimierte Kirchenoberhaupt überträgt seine Begabung auf die von ihm ausgewählten Bischöfe, die sie ihrerseits an alle anderen Gläubigen weitergeben. Hinter diesen Praktiken stehen im jeweiligen religiösen Kontext theoretisch untermauerte Versachlichungsstrategien. Das Motiv bleibt gleich: die Perpetuierung des Charismas und des damit verbundenen Führungsanspruchs.

Die häufigste Form der Versachlichung ist aber der Glaube, Charisma könne durch Blutsverwandtschaft übertragen werden.⁹⁷ Diese kann von religiös oder mystisch begründeten Formen nicht eindeutig abgegrenzt werden. Tatsächlich sind die besten Beispiele und reinsten Manifestationen der Versachlichung durch Blutsverwandtschaft solche, die einen religiösen Ursprung haben; man denke etwa an die Umwandlung religiösen Charismas in erbliche politische Herrschaft bei der Errichtung des Kalifats durch die Nachkommen des Propheten Muhammad und das ungebrochene Prestige der Scherife in der arabischen Welt. Durch die Berufung auf übernatürliche Kräfte, die – nicht nur in weniger entwickelten Kulturen – oft religiös formuliert sind, besteht naturgemäß immer ein zumindest latenter Zusammenhang zwischen charismatisch legitimerter Macht und Religion. Mischformen aus religiösem und Geblütscharisma sind daher eher als typisch anzusehen, als reine Ausprägungen der jeweiligen Versachlichungsstrategie.

Auch in Europa gab es im Frühmittelalter eine signifikante Korrelation zwischen Heiligkeit und Adel. Bis ins 12. Jahrhundert war die überwiegende Mehrheit der kanonisierten Heiligen adeliger Herkunft.⁹⁸ Dieser Zusammenhang ergab sich aus dem Umstand, daß der frühmittelalterliche Adel seinen Status nicht nur aus seinen rechtlichen, politischen und wirtschaftlichen Privilegien ableitete, sondern in mindestens ebenso großem Umfang aus

„[...] der Anerkennung eines spezif., religiös-sozialen Prestiges, das ihm einesteils aus den Verdiensten seiner Vorfahren als staatl. und kirchl. Amtsträger sowie als öffentl. Wohltäter erwuchs, zum anderen aus der Auffassung der Zeitgenossen, wonach solchen sozialen Verdiensten mit einer privilegierten Position im Jenseits entsprochen wurde.“⁹⁹

Reale Macht einerseits und religiöse Legitimation andererseits erlaubten somit die Entstehung einer sozialen Praxis, in der der Adelsstatus zu einem Merkmal

⁹⁷Vgl. Weber, S. 671

⁹⁸Vgl. Bosl, Karl: Der Adelsheilige. – In: *Speculum Historiale*, Festschrift für J. Spörl. – 1965, S. 167-187

⁹⁹Heizelmann, Martin: Charisma. II. Sozialgeschichtliche Forschung. – In: *Lexikon des Mittelalters*, Bd. 2, Spalte 1722

außerordentlicher Gnade und priesterähnlicher Weihe erklärt wurde. Durch den Brauch der Namensnennung der Stifter religiöser Einrichtungen wurden Adelige zudem in die Liturgie integriert, was die Vorstellung von ihrer besonderen Nähe zur Sphäre des Sakrosankten unterstrich. Auch sollte sich der Adel möglichst nur durch Verbindung von in mindestens gleicher Weise begnadeten Familien reproduzieren – so wie das Priesteramt nur durch Priester reproduziert werden kann. Weil aber ebenso zwischen Heiligkeit und Tugend ein definitorischer Zusammenhang besteht, konnte mittels Versachlichung des Charismas jenes für den christlichen Adel so typische Postulat des tugendhaften Wesens formuliert werden. Die Auffassung vom Adel als sozialer Konkretisierung von Tugend ist somit möglicherweise ein Residuum charismatischer Vorstellungen.

Diese Beispiele zeigen, daß es Gruppen, die an einer Fortsetzung ursprünglich charismatisch legitimer Herrschaft interessiert waren, durchaus gelingen konnte, ihren Status dauerhaft zu festigen. Die beste Aussicht auf Erfolg bestand, wenn es gelang, die Vorstellung vom Charisma als biologisch begründet zu interpretieren und es auf diese Weise mit der Geblütsideologie zu verknüpfen. In den meisten Teilen Europas waren die Bedingungen hierfür günstig. Besonders in von der germanischen Kultur beeinflussten Regionen konnte man auf entsprechende Traditionen zurückgreifen. Jedenfalls akzeptierte der germanische Adel bereitwillig die Ergänzung der hergebrachten Vorstellung vom Geblütscharisma durch das christliche Tugendideal.

Doch auch in von der römischen Tradition geprägten Regionen findet man Formen versachlichter Charismas. In den oberitalienischen Kommunen war das Kriegercharisma nur ein Faktor bei der Entstehung des Patriziats. Seitdem der Stand der Gewerbetreibenden die Politik der italienischen Stadtstaaten dominierte wurde die Zugehörigkeit zum Adel, wie vordem im antiken Rom, an die Partizipation an der Regierung geknüpft. Dieses Kriterium zu erfüllen verlangte konkret den Nachweis, daß Familienmitglieder kommunale Ämter ausgeübt hatten.¹⁰⁰ Das italienische Patriziat des Mittelalters war zwar durchaus wehrhaft und griff im Kriegsfall selbst zu den Waffen, aber seine adelige Identität leitete es nicht vom Kriegertum, sondern von der Position der Patrizier als Regierer ihrer Republik ab.¹⁰¹ Ein Widerspruch zur Hypothese des Adels als versachlichtem Charisma ergäbe sich nur, wenn man charismatische Begabung unnötigerweise auf Krieger beschränkte, denn nicht nur aus der Antike, sondern auch aus der Kirchengeschichte kennt man das Phänomen des Amtscharismas. Für Weber (der das Amtscharisma als „der Glaube an die spezifische Begnadung einer sozialen Institution als solcher“ definiert¹⁰²) ist das priesterliche Amtscharisma die radikalste Form der Versachlichung, weil es die charismatische Begabung gänzlich von der individuellen Tauglichkeit trennt.¹⁰³ Außerdem hob er vorausschauend hervor, daß die Tragweite des Kriegercharismas vor allem davon abhängt „inwieweit die Militärleistungen den Charakter einer sozialen Ehre, als Obliegenheit einer dazu qualifizierten Schicht an sich tragen.“¹⁰⁴ Weber hält die Möglichkeit offen, daß in Gesellschaften mit abweichender charismatischer Zuschreibung auch andere Gruppen als charismatisch begabt gelten können. So

¹⁰⁰In Florenz beispielsweise bestimmte die Anzahl der Ämter, die von Mitgliedern einer Familie ausgeübt wurden, das Prestige der Familie.

¹⁰¹Für den Hinweis danke ich Prof. Renata Ago (Universität Rom La Sapienza).

¹⁰²Weber, S. 675

¹⁰³Vgl. Weber, S. 676

¹⁰⁴Weber, S. 678

kam in italienischen Kommunen die Ehre der Militärleistung den Bürgern ebenso zu, wie die der Regierung. Sie vereinigten militärisches mit Amtsscharisma, wobei der Schwerpunkt zweifellos auf Letzterem lag. Selbst wenn man den Unterschied zwischen dem Charisma des von Weber angesprochenen priesterlichen Amtes und dem eines politischen Funktionärs, sowohl was seine Funktion, als auch seine soziale Wirkungsweise betrifft, gebührend berücksichtigt, lassen sich noch ausreichend Gemeinsamkeiten feststellen, die darauf schließen lassen, daß es sich bei beiden grundsätzlich um das selbe Phänomen handelt. Politische Entscheidungsfindung und kommunale Verwaltung, wie sie die republikanischen Verfassungen von ihren Funktionären verlangten, erforderten zweifellos positiv beurteilbare fachliche Kompetenz und die entsprechende Eignung. Doch ihr Status und ihr Ansehen waren selbstverständlich nicht die Konsequenzen ihrer individuellen Befähigung, sondern der Amtsgewalt selbst und der mit ihr verbundenen Macht. Insbesondere in Republiken, wo die Amtsträger in der Regel gewählt werden, haften der Amtsgewalt Elemente von Charisma an, die es dem Funktionär erst erlauben, seine Macht legitim auszuüben, indem er sich als Verkörperung des Staats präsentiert. Somit könnte auch die Entstehung des adeligen Patriziats in Italien in diesem Sinn durchaus als Prozeß der Versachlichung von Amtsscharisma beschrieben werden.

Wie bestimmte Gruppen Elemente von Charisma in ihrer Gesellschaft für die Verbesserung ihres Status einsetzen, zeigt die Richtung an, in die sich Charisma im Lauf seiner Versachlichung entwickelt:

„Nachdem einmal der Glaube an die Gebundenheit des Charisma an das Blutband gegeben ist, kehrt sich dessen ganze Bedeutung um. Wo ursprünglich nur die eigene Tat nobilitierte, wird nun der Mann nur noch durch Taten seiner Vorfahren ‚legitimiert‘. [...] Diese Entwicklung, die Umkehrung des genuinen Charisma in sein gerades Gegenteil, verläuft überall nach dem gleichen Schema.“¹⁰⁵

Webers Beispiele sind nicht weniger instruktiv:

„Zur römischen Nobilität gehört, nicht wer selbst, sondern wessen Vorfahren ein nobilitierendes Amt innehatten, und das Bestreben des so umschriebenen Adels geht dahin, die Ämter innerhalb dieses Kreises zu monopolisieren. [...] Während die genuin amerikanische (puritanische) Denkweise des selfmade-man, der selbst sein Vermögen ‚gemacht‘ hatte, als Träger des Charisma glorifizierte, der große ‚Erbe‘ als solcher aber nichts galt, kehrt sich diese Empfindung jetzt vor unseren Augen in ihr Gegenteil um und gilt nur noch die Abkunft – von den Pilgrim Fathers, von der Pocahontas, von den Knickerbockers – oder die Zugehörigkeit zu den einmal rezipierten Familien (relativ) ‚alten‘ Reichtums. Die Schließung der Adelsbücher, die Ahnenproben, die Zulassung des Neureichtums nur als ‚gentes minores‘ und alle derartigen Erscheinungen sind alle in gleichem Maße Produkte des Bestrebens, das soziale Prestige durch Schaffung eines Seltenheitsmonopols zu steigern.“¹⁰⁶

Das Wesentliche an dieser Entwicklung ist die Entstehung der Vorstellung, Charisma wäre nicht nur und nicht notwendigerweise eine individuelle Eigenschaft, sondern unter gewissen Bedingungen übertragbar. Der offensichtliche Widerspruch zum Konzept des genuinen Charismas besteht für Weber nicht, da er die Entwicklung der charismatischen Herrschaft an sich für ambivalent hält. Er beschreibt jedoch den Prozeß der Versachlichung hauptsächlich aus der Perspektive

¹⁰⁵ Weber, S. 674

¹⁰⁶ Weber, S. 674

der Profiteure. Berücksichtigt man aber den Standpunkt charismatischer Führer, so wird der Gegensatz zwischen genuinem und versachlichtem Charisma deutlich gemildert. Denn nicht nur die Gefolgschaft kann an Partizipation an der Herrschaft interessiert sein, sondern auch der Herrscher selbst. Herrschaft erfordert fast immer eine administrative Infrastruktur, für die geeignetes, d. h. v. a. loyales Personal gebraucht wird. Dieses Personal muß der Herrscher mit Herrschaftsgewalt ausstatten, was durch Delegation der eigenen Autorität erfolgt. Für charismatisch legitimierte Herrscher bedeutet das zwangsläufig die Übertragung von Charisma. Sie lassen ihre Gefährten im Austausch gegen Assistenzdienste am eigenen Charisma partizipieren. Somit ist die Versachlichung nicht als Aufweichung des Prinzips der charismatischen Herrschaft zu verstehen, sondern als ein in einer höheren Entwicklungsphase unumgängliches Derivat. Gefahr für die Herrschaft besteht nur dann, wenn die Gefährten eigenes Charisma entwickeln, daß dem des Führers überlegen ist, wie z. B. der Fall Malcolm X gezeigt hat.

Anhand des Beispiels der Entstehung des frühmittelalterlichen Adels läßt sich illustrieren, wie sich Charisma von seiner Quelle löst und auf die Gefährten übertragen wird. Die von mittelalterlichen Fürsten angestrebte Ubiquität ist u. a. eine praktische Konsequenz der charismatischen Herrschaftslegitimation. Charisma wirkt am besten durch physische Präsenz. Dabei sind diejenigen, die sich permanent oder oft in unmittelbarer Nähe des Monarchen aufhalten und von ihm persönlich mit Aufgaben betraut wurden – die *maiores* in seinem Gefolge – offensichtlich besonders begünstigt. Aus diesem Kreis hat sich daher im Fränkischen Reich der Kern des frühmittelalterlichen Adels herausgebildet. Die *Königsnähe* blieb auch weiterhin ein wichtiges Adelsmerkmal, das umso wichtiger wurde, je stärker die Monarchie war.¹⁰⁷ Besonders stark war ihre legitimierende Wirkung während des salischen Kaisertums. Im Absolutismus wurde sie wiederbelebt. Was heute von der frühen Phase des mittel- und westeuropäischen Adels bekannt ist bestätigt Webers retrospektive Prognose für die Entwicklung solcher Eliten: ursprünglich nur durch kaiserlichen Auftrag autorisierte Funktionäre (Grafen) konnten unter günstigen Bedingungen ihre Funktion zu einem erblichen Privileg umdefinieren und ihren Funktionsbereich allodialisieren. Die Legitimation war vom Herrscher auf das Blut übergegangen.

Warum gerade das Blut, d. h. agnatische (nicht unbedingt patrilineare) Verwandtschaft als geeigneter Vermittler von Charisma angesehen wird, erklärt Weber nicht. Allerdings liegt die Analyse des ideologischen Zusammenhangs zwischen Blutsverwandtschaft und Charisma nicht unbedingt im Aufgabenbereich der Soziologie (selbst wenn sie *verstehend* ist). Hier bleibt Weber daher rein deskriptiv. Er beschränkt sich auf die Feststellung des empirischen Zusammenhangs und die Beschreibung der sozialen Konsequenzen. Seine diesbezügliche Argumentation scheint nahezulegen, daß es sich hierbei lediglich um eine Strategie handelt, die dem Zweck dient, Herrschaft erblich zu machen. Die implizite Schlüsselprämisse seines Arguments ist die zweifellos zutreffende Annahme, daß rechtlich garantierte und begründbare Erblichkeit eines der zuverlässigsten Mittel zur dauerhaften Sicherstellung eines einmal erreichten Status' ist. Darüber hinaus gehört zum Erfahrungsschatz der meisten europäischen Gesellschaften, daß dauerhafte Besitznachfolgeregelungen zu stabilen politischen Verhältnissen wesentlich beitragen. Ebenso sicher ist das Erbrecht in den europäischen Gesell-

¹⁰⁷ Vgl. Zmora, S. 97

schaften nicht nur rein legistisch als Bestandteil der jeweiligen Rechtsordnung, sondern auch als mentale Kategorie stark verankert. Ererbte Rechte galten gerade in der traditionellen Gesellschaft als *gerecht* erworben.

Doch im Hinblick auf die Fülle der möglichen alternativen Versachlichungsstrategien, muß Webers instrumentalistische Argumentation unvollständig erscheinen. Sie vermittelt den Eindruck, das Charisma hätte sich in gewisser Weise dem Medium der Blutsverwandtschaft bedient, weil es zum gegebenen Zeitpunkt das Naheliegendste war und sich quasi angeboten habe. Damit wird die Möglichkeit angedeutet, es hätte auch ohne das soziokulturelle Fundament der Geblütsideologie erfolgreich versachlicht werden können und sich in jedem Fall ein Weg gefunden, die charismatische Herrschaft zu institutionalisieren. Hier wird dem Prozeß der Versachlichung ein größeres Ausmaß an Zufälligkeit eingeräumt als es die historische Analyse zulassen kann. Denn mit hoher Wahrscheinlichkeit wird ein mit dem Mittel der Geblütsideologie versachlichtes Charisma eine andere Form der Herrschaft hervorbringen, als eine unter anderen soziokulturellen Voraussetzungen stattfindende Versachlichung. Eine Gesellschaft, in der die Macht von erblichem Adel ausgeübt wird, unterscheidet sich eindeutig von solchen, in denen sie von einer Priesterkaste oder Beamten wahrgenommen wird. Es muß vermutet werden, daß die Bedingungen, unter denen Charisma versachlicht wird, das Ergebnis dieses Prozesses wesentlich beeinflussen; je nach dem, welchen Mediums sich die Versachlichung bedient, so müssen sich auch die Resultate unterscheiden. Man wird daher den Prozeß, der in Europa zur Adels-herrschaft geführt hat als das Resultat einer wechselseitigen Verschmelzung von Elementen des Charismas mit solchen der Geblütsideologie erklären müssen.

Für Weber ist das Medium der Versachlichung kein wesentlicher Faktor, weil er der Ansicht zu sein scheint, daß, im Gegensatz zum vorher gesagen, dieser Prozeß unabhängig von seiner Gestalt immer zu ähnlichen Resultaten führt. Ihm kam es vielmehr darauf an, jene qualitative Veränderung des Charismas aufzuzeigen, die es zum Legitimationsinstrument sich selbst reproduzierender Eliten macht. Gerade für die Reproduzierbarkeit solcher Eliten wird das versachlichte Charisma zu einer wichtigen Voraussetzung, denn nur unter der konsensualen Annahme, Charisma könne prinzipiell weitergegeben werden, sind die Nachfolger in der Lage, Teile der Elite zu werden und zu bleiben. Charisma und Reproduktion bedingen demnach einander: Die Elite reproduziert das Charisma und gleichzeitig reproduziert das Charisma die Elite.

Doch Weber geht in der Vermittelbarkeit des Charismas über die Exklusivität der Gruppe der Blutsverwandten hinaus:

„ist einmal die charismatische Befähigung zu einer sachlichen Qualität geworden, die durch irgendwelche, zunächst rein magische, Mittel übertragen werden kann, so ist damit der Weg zu ihrer Verwandlung aus einer Gnadengabe, deren Besitz erprobt und bewährt, nicht aber mitgeteilt oder angeeignet werden kann, in etwas dem Prinzip nach Erwerbbares beschritten. Damit wird die charismatische Befähigung möglicher Gegenstand der Erziehung.“¹⁰⁸

Daß Weber die Möglichkeit einer Erziehung zum Charisma einräumt, scheint ihn in Widerspruch zu seiner Auffassung von Versachlichung zu bringen. Denn die Heranbildung spezifischer Fähigkeiten beim Nachwuchs läßt auf eine gewissen Besorgnis um deren Erhalt schließen. Es wurde bereits wiederholt darauf hingewiesen, daß Blutsverwandtschaft lediglich eine Disposition bewirkt; um die

¹⁰⁸Weber, S. 677

erforderlichen Eigenschaften manifest werden zu lassen, brauchen die Kandidaten u. U. Unterstützung. Außerdem scheint der Versachlichungsprozeß wohl doch nicht zu einer totalen Saturierung der betreffenden Eliten zu führen. Denn nur wenn Status so gefestigt ist, daß dessen Verlust nicht zu befürchten ist, besteht keine Notwendigkeit, Kompetenzen zu erwerben. Bemüht man sich aber, bestimmte Kompetenzen, die mit charismatischer Begabung in Verbindung gebracht werden können, zu pflegen und zu tradieren, so deshalb, weil auch oder gerade versachlichtes Charisma weiterhin öffentlich nachgewiesen werden muß. Die anhaltende Bedeutung des Kampfs und der Jagd beim frühneuzeitlichen Adel kann als Hinweis auf diese Notwendigkeit angesehen werden. Somit kann die Theorie des versachlichten Charismas jene Erklärung liefern, die frühneuzeitliche Theoretiker nicht zu geben vermochten. Was sich in der Praxis des Adels u. a. in Duellen und Hetzjagden zeigte und an anderer Stelle als permanenter Nachweis der Existenz einer Disposition zum Heldentum interpretiert wurde, kann mit Webers Theorie als Konsequenz eines Versachlichungsprozesses des Charismas erklärt werden. Sie bestätigt mithin, was zunächst nur Hypothese war, nämlich daß sich der Adel als ein Geschlecht von Helden auffaßte und sich noch bis in die Neuzeit entsprechend verhielt. Wenn Webers Theorie stimmt, dann ist die charismatische Disposition zum Heldentum der verschüttete Kern adeliger Identität.

Erziehung zum Charisma erlaubt außerdem die Lösung eines Problems, das sich mit der Reproduktion durch Blutsverwandtschaft im Lauf der Zeit unausweichlich stellt: Eliten müssen bisweilen ergänzt werden. Besteht die Möglichkeit, einzelne Individuen, sofern sie sich als tauglich erwiesen haben, von Außen in den Kreis der Privilegierten aufzunehmen, so ist sein Bestehen langfristig gewährleistet. Doch die Aufnahme von Außenstehenden in eine Gemeinschaft von Erwählten ist immer eine heikle Angelegenheit, weil der Verlust des gemeinschaftlich bewahrten kostbaren Guts auf dem Spiel steht. Die Gruppe muß sicher sein, daß der Kandidat sich als würdig erweisen wird. Er muß in der Regel eine Reihe von Ansprüchen erfüllen und nachgewiesen haben, daß er sich mit der Gruppe umfassend identifiziert und sein Leben nach ihren Prinzipien ausrichtet. Die vollständige Assimilation wird durch die Initiation und durch die Aufnahme in den konnubialen Kreis bestätigt. Sehr deutlich kam dieser Vorgang in der mittelalterlichen *Schwertleite* zum Ausdruck.¹⁰⁹ Noch heute weist die feierliche Rezeption in alte Ritterorden, wie dem Johanniterorden oder dem Orden vom goldenen Vließ, Züge einer Initiation auf. Auch die strengen Aufnahmebedingungen und -riten der Freimaurer sind hierfür nur eines von zahlreichen möglichen Beispielen. Ebenso sei an die strikten Bedingungen für die Aufnahme in die adeligen Korporationen (Grafenkollegien, Ritterschaften) erinnert.

Die historische Forschung bestätigt Webers Argument, nach dem derartige Eliten zur Bildung exklusiver Erziehungsgemeinschaften tendieren.¹¹⁰ Danach sei militärische Erziehung in einer Gesellschaft, in der sich die Elite als Kriegerstand versteht und in der Kampf entsprechend hohes Ansehen genießt, eine notwendige Folge.¹¹¹ Die für Adelige typische Erziehungsgemeinschaft war

¹⁰⁹Vgl. Guttandin, Friedhelm: Das paradoxe Schicksal der Ehre. Zum Wandel der adeligen Ehre und zur Bedeutung von Duell und Ehre für den monarchischen Zentralstaat. Schriften zur Kulturosoziologie, Hg. von Justin Stagl. Bd 13. – Berlin: 1993, S. 68 f

¹¹⁰Vgl. u. a. Dewald: Aristocratic Experience, S. 94

¹¹¹Vgl. Weber, S. 678

zunächst, im Unterschied zu anderen Gruppen, der Familienverband. Die Erziehung verblieb damit in der engeren Sphäre jener, die sich als mit exklusiven Eigenschaften und Fähigkeiten ausgestattet betrachteten und folglich auch die einzigen waren, die sie vermitteln konnten. Erst als in der Neuzeit die Anforderungen an gebildete Adelige über das traditionelle Bildungsgut der Ritter hinausging wurden Erziehungsanstalten eingerichtet, die die Kinder aus der Familie lösten. Doch darin kamen die Ritterakademien (für Knaben) und Klosterinternate (für Mädchen) einer Forderung entgegen, die nach Weber für die charismatische Erziehung wesentlich war: der „Isolierung von der gewohnten Umgebung und dem Einfluß aller natürlichen Bande der Familie“.¹¹² Schon im Mittelalter bestand die Praxis, Knaben zur Erziehung wenn möglich an einen anderen Ort zu verbringen. Dadurch sollten sie vom Einfluß der Eltern isoliert werden, blieben aber in der Regel unter der Obhut von Verwandten und jedenfalls im Bereich des ritterlichen Milieus. Somit entsprach diese Erziehungspraxis sowohl der Notwendigkeit des engen Kontakts mit Standesgenossen, als auch dem Gebot der Isolation. In jedem Fall erfüllte die Ausbildung junger Adelliger die Anforderungen, die nach Webers Theorie charakteristisch für die Erziehung zum Charisma ist:

„Umgestaltung der gesamten Lebensführung, Askese, körperliche und seelische Exercitia in den verschiedensten Formen [...], fortwährende Erprobung der jeweils erreichten Stufe charismatischer Vervollkommenung durch psychische Erschütterungen und physische Torturen [...], endlich stufenweise feierliche Rezeption der Erprobten in den Kreis der bewährten Träger des Charisma.“¹¹³

Auch wenn Erschütterungen und Torturen in der Neuzeit nicht mehr als Erziehungsmittel eingesetzt wurden, so blieben *körperliche und seelische Exercitia* weiterhin wichtiger Bestandteil der adeligen Ausbildung. Übungen im Fechten und Reiten gehörten nicht nur zu den identitätsbildenden Fertigkeiten einer Figuration, die ihren Ursprung, sowohl konzeptionell, wie genetisch im mittelalterlichen Kriegerstand hatte, ihr Zweck bestand nicht zuletzt in der Aneignung maximaler Körperbeherrschung und der Fähigkeit zur Selbstdisziplinierung. Intensives Tanz- und Haltungstraining erweiterte dieses Ideal entsprechend den Forderungen der höfischen Gesellschaft durch das Einüben einer eleganten Erscheinung, die letztlich dem Zweck diente, die Wirkung und Ausstrahlung einer Person zu fördern und zu unterstreichen, oder, mit anderen Worten: mit Charisma auszustatten. Daß dieses Erziehungsideal nur für den Adel relevant war und nicht auch für andere Gruppen, die von derartiger Ausbildung ebenfalls profitiert hätten, liegt offensichtlich daran, daß sie mit der den Adel kennzeichnenden Auffassung vom Körper als dem Gefäß eines wertvollen Guts zusammenhing, das gepflegt werden mußte.

Allerdings erfüllte die adelige Erziehung noch einen weiteren Zweck, der für jede Art der Elitenerziehung typisch ist. Der Besitz spezifischer Fähigkeiten schafft Distanz zu anderen Gruppen, von denen man sich abzugrenzen wünscht. Beherrschung solcher Fähigkeiten und Kenntnis der entsprechenden Codes dienen als Erkennungszeichen und Statussymbole dieser Gruppen. Es handelt sich dabei um Elemente kultureller Praxis, die je nach sozialem Kontext variieren, aber immer die Aufgabe haben, eine Gruppe durch gleiche Sozialisation, ähnliche Erfahrungen und gleichen Erfahrungshorizont zu konstituieren. Die Grup-

¹¹²Weber, S. 677

¹¹³Weber, S. 677

penmitglieder haben die gleichen Hürden bewältigt und die gleichen Prüfungen bestanden und bilden so einen Kreis von Erprobten, zu dem nur derjenige Zutritt hat, der durch den gleichen Erfahrungshintergrund qualifiziert ist. Auf charismatisch Qualifizierte trifft das in besonderer Weise zu:

„Auch die Erziehung von Kriegern oder Priestern ist ursprünglich vor allem: Auslese der charismatisch Qualifizierten. Wer die Heldenproben der Kriegererziehung nicht besteht, bleibt ebenso ‚Weib‘ wie der magisch nicht Erweckbare ‚Laie‘ bleibt. Die Erhaltung und Steigerung der Qualifikationserfordernisse wird nach uns bekanntem Schema eifrig gefördert durch die Interessen des Gefolges, welches den Herrn zwingt, nur die durch die gleichen Proben Hindurchgegangenen an dem Prestige und den materiellen Vorteilen der Herrschaft teilnehmen zu lassen.“¹¹⁴

Die neuere Forschung hebt allenthalben hervor, daß die frühneuzeitliche Reform der Adelserziehung (Akademien) der Adaption an die Anforderungen des modernisierten Staatswesens gedient hätte. Ellery Schalk hat jedoch nachdrücklich auf einen zweiten Aspekt hingewiesen, den er für prioritär hält. Danach hätte ihr Hauptzweck in der Entwicklung eines neuen adeligen Standesbewußtseins bestanden. Durch die Vermittlung selbstbewußtseinsfördernder Bildungsgüter, ihrer Anpassung an die Anforderungen zeitgemäßer höfischer Interaktionsformen und schließlich der Entwicklung eines vorteilhafteren öffentlichen Erscheinungsbilds hätte sie zur Erhaltung der adeligen Identität wesentlich beigetragen.¹¹⁵ Schalks Hinweis bestätigt die Annahme, daß Adelserziehung auch in der frühen Neuzeit eben nicht nur der Ausbildung kompetenter Fachkräfte, sondern v. a. der Internalisierung einer Elitenidentität gedient habe (wie man es noch heute an Elitehochschulen beobachten kann). Selbst wenn dieses Bildungsprogramm natürlich nicht mehr unmittelbar der charismatischen Erweckung dient, so hat sie doch in ihrer Konsequenz die gleiche Funktion. Bildungseinrichtungen, die in diesem Sinn nicht nur ausschließlich Schülern bestimmter Familien zugänglich sind, sondern auch ein von anderen Schulen deutlich unterschiedenes Bildungsprogramm verfolgen, sind ein äußerst effektives Sozialisationsinstrument, das den Absolventen in jedem Fall das Gefühl vermitteln muß, auserwählt zu sein. Die Exklusivität der Kompetenzen und Einzigartigkeit der Erfahrungen, die die Adelserziehung vermittelte, erzeugte einen homogenen Erfahrungshintergrund, der Gruppenidentität stiftete. Darin bestand die gemeinsame Intention von charismatischer Erziehung und Adelserziehung.

Betrachtet man die Entwicklung des neuzeitlichen Adels unter dem Aspekt der Hypothese der Versachlichung charismatischer Elemente konsequent weiter, so wird man unweigerlich an die Formen der Distanzierung erinnert, die für den Adel jener Periode charakteristisch waren. Zahlreiche Untersuchungen über die adelige Kultur und besonders Dewalds Forschungen belegen die Entstehung eines alternativen Menschentyps, der durch eine zunehmend von der Norm abweichende kulturelle Praxis eine symbolische Grenze zwischen sich und der Außenwelt zog. Klassifiziert man den neuzeitlichen Adel als eine durch versachlichtes Charisma entstandene Elite, dann wird diese Entwicklung aus der Notwendigkeit zur Erhaltung eines exklusiven sozialen Raums erklärbar. Eine solcherart verfaßte Gruppe muß auf die Bewahrung einer symbolischen Sonderstellung bedacht sein, durch die sie sich eindeutig vom Rest der Gesellschaft

¹¹⁴Weber, S. 677

¹¹⁵Vgl. Schalk, S. 129-186

abhebt. Dieser symbolische Raum muß sich von der Umgebung so unterscheiden, daß er den Nimbus des Fremdartigen, Unbekannten, Unzugänglichen und Geheimnisvollen annehmen kann (*Mystifikation*). Es soll möglichst der Eindruck entstehen, daß die Angehörigen dieser Sphäre nach anderen, eigenen Gesetzen und Regeln leben, die Außenstehende nicht kennen und deshalb nicht ohne Risiko in sie eindringen können. Was die Außenwelt auf Distanz hält, ist zwar längst nicht mehr der Respekt vor dem genuinen Charisma, aber noch immer die Furcht vor der Unterlegenheit des eigenen Werts gegenüber Menschen mit als *nicht jedermann zugänglich gedachter Gaben des Körpers und Geistes*. Daß diese Gaben nicht mehr prinzipiell, sondern nur noch praktisch, mangels finanzieller Mittel und kulturellem Kapital, unzugänglich waren, minderte ihre Bedeutung und veränderte v. a. ihre soziale Funktion nicht. Im Sinn von Webers Theorie bediente sich der neuzeitliche Adel dem Mittel der Kultur, um dessen privilegierte Stellung zu kommunizieren.¹¹⁶

Seit dem 17. Jahrhundert übernahm die höfische Kultur diese Funktion. Sie stattete Adelige mit allem aus, was zur Etablierung einer hermetisch geschlossenen Sphäre nötig war. Etikette und Adelserziehung brachten einen Menschentyp hervor, der sich nicht nur in beinahe jeder Beziehung anders verhielt als der Großteil der Bevölkerung, sondern der darüber hinaus durch die spezifischen Erfahrungen seines Milieus eine überaus starke Gruppenidentität aufwies. Diese kulturelle Praxis vermittelte nicht nur der Außenwelt, sondern auch dem Adel selbst erfolgreich das Bild einer Gruppe, die grundlegend anders war. Eben darin besteht letztlich die Strategie der Versachlichung des Charismas: durch die *Umgestaltung der gesamten Lebensführung* wird der Eindruck der fundamentalen Andersartigkeit und Besonderheit so verstärkt, daß den Mitgliedern der Elite außerordentliche Begabung und Berufung zugeschrieben wird. Die Barrieren, die die höfische Kultur zwischen der höfischen Gesellschaft und der Umwelt schuf, belegen eindrucksvoll, daß der Adel die Auffassung eines in besonderer Weise begabten Stands nicht nur zu erhalten, sondern noch zu intensivieren verstand. Die Etikette machte die adelige Sphäre so unzugänglich, daß fast jeder, der nicht in ihr aufgewachsen war, zeitlebens als Parvenu erkennbar und stigmatisiert blieb. Daß der höfische Adel seine hermetische Sphäre nicht etwa gegen die Außenwelt abschirmte, sondern, im Gegenteil, intensiv repräsentierte, ist kein Widerspruch, denn auch eine sakrosankte Sphäre benötigt, sofern sie Macht beanspruchen will, den regelmäßigen Kontakt mit der Außenwelt (*publicity*), um präsent zu bleiben. Wer zu geheim und exklusiv ist, läuft Gefahr, aus dem Blickfeld der Öffentlichkeit zu verschwinden und vergessen zu werden, was nicht im Interesse einer Gruppe liegen kann, die sich zur Herrschaft berufen fühlt. Als seit der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts zunehmend unangepaßte oder einkommensschwache Adelige von der höfischen Etikette ausgeschlossen wurden, andererseits aber immer mehr Nicht-adelige ihre Regeln zu beherrschen lernten, markierte dieser Widerspruch in der höfischen Gesellschaft auch das vorläufige Ende der charismatischen Legitimationsstrategie. Die höfische Gesellschaft und ihre Kultur gingen unter, als sie den Adel nicht mehr legitimatorisch schützen konnten.

Weber brachte die Funktion der Repräsentation kultureller Praxis für die Zuschreibung von adeligem Status' ebenfalls mit Charisma in Zusammenhang. Das Prestige von Statussymbolen faßte er als Versachlichungsphänomen auf,

¹¹⁶ Vgl. im Abschnitt *Hof und Habitus*.

also als Resultat jenes Prozesses, der charismatische Herrschaft in eine oligarchische verwandelt, ohne dabei die irrationalen Aspekte zu verlieren. Bereits im genuinen Stadium muß sich charismatische Herrschaft intensiver Repräsentation bedienen, oft in der unverhohlenen Form von Propaganda. Die Funktion der Repräsentation bleibt der charismatischen Herrschaft in seiner versachlichten Form erhalten. In Gesellschaften mit entsprechenden Traditionen scheinen bestimmte Formen und ein hohes Ausmaß von Repräsentation die Zuschreibung von privilegiertem Status von selbst zu bewirken:

„Die Umbildung der charismatischen in eine rein plutokratische Herrenschaft ist [...] etwas Typisches, wo immer die praktische Bedeutung des militärischen oder magischen Charisma zurücktritt. Als dann nobilitiert zwar nicht notwendig der Besitz als solcher, wohl aber die Lebensführung, die nur er ermöglicht. Ritterliches Leben heißt im Mittelalter vor allem auch: eine offenes Haus für Gäste haben. Bei zahlreichen Völkern erwirbt man die Befugnis, sich Häuptling zu nennen, einfach durch Ausrichtung von Gastmählern und erhält sie sich auf dem gleichen Wege, eine Art des ‚noblesse oblige‘, die zu allen Zeiten leicht zur Verarmung dieser sich selbst steuernden Notabeln führt.“¹¹⁷

Hier stellt Weber explizit eine Verbindung zwischen charismatischer Herrschaft und der Herrschaft privilegierter Landbesitzer kriegerischen Ursprungs her, die sich im europäischen Kontext nur auf den Feudal- und späteren Hofadel beziehen kann. Er zeigt, daß das durch Repräsentation erworbene Prestige seinem Wesen nach charismatisch ist oder wenigstens charismatische Wurzeln hat. Im Fall des Adels wird dieses Phänomen allerdings weniger deutlich als bei fürstlicher Repräsentation, wo durch den Einsatz sakraler Symbole der Verweis auf herrscherliches Charisma natürlich ist. Jüngere Forschungen haben indes gezeigt, daß auch das Prestige des Hofadels gerade durch die Partizipation an der intensivierten monarchischen Repräsentation deutlich gewonnen hat. Der Prestigefaktor der *Herrschaftsnähe* wurde im Absolutismus stark aufgewertet.¹¹⁸ Was der Adel durch sein Recht zum Hofzutritt gewann, war also letztlich wohl auch eine Form von Charisma, von dem man erwartete, es möge vom Herrscher auf seine Vasallen übertragen werden. Wenn zutrifft, daß Repräsentation ein Instrument zur Erhaltung und Förderung von Charisma ist und zur Zuschreibung von Prestige führt, dann ist Prestige nichts anderes als eine Form der Anerkennung von Charisma durch die Gesellschaft. Denkbar wäre somit, daß das Phänomen des Sozialprestiges eine abgeschwächte Form von Charisma ist; doch diese Hypothese ist Gegenstand soziologischer Forschung.

Eine der Hauptaussagen von Max Webers soziologischer Theorie besteht in der Unterscheidung von einander grundsätzlich verschiedenen Herrschaftstypen. Die charismatische Herrschaft ist einer von diesen und daher von anderen, wie der feudalen und der patrimonialen Herrschaft klar zu unterscheiden. Diese verhältnismäßig selbstverständliche Feststellung ist hier deshalb von Bedeutung, weil er scheinbar zu einem Widerspruch mit der geläufigen Kategorisierung der traditionellen Gesellschaft der frühen Neuzeit führt. Nach Webers Analyse folgt aus der spezifischen Macht charismatisch legitimer Eliten der *Geschlechterstaat*, in dem jegliche politische Gliederung nach Familienverbänden und deren

¹¹⁷Weber, S. 679. Vgl. bes. Marcel Mauss' bahnbrechende Studie über den *Potlach*: Marcel Mauss: Die Gabe. Form und Funktion des Austauschs in archaischen Gesellschaften. - Frankfurt/M.: 1967

¹¹⁸Vgl. Krüedener, S. 57

Einfluß ausgerichtet ist. Funktionen werden nach dem Kriterium der Familienzugehörigkeit beansprucht und vergeben.

„Dieser Zustand des reinen ‚*Geschlechterstaats*‘ ist von jener Art von Lehensstaat, Patrimonialstaat oder Amtsstaat mit erblichen Aemtern, so flüssig in der historischen Realität die Uebergänge sind, dennoch als Typus streng zu scheiden. Denn nicht irgendeine persönliche Treuebeziehung kraft Beleihung mit Vermögenobjekten oder Aemtern ist der ‚Legitimitäts‘-Grund der Rechte der einzelnen Geschlechter auf ihre Funktionen, sondern das den einzelnen Häusern selbständig eigene besondere Charisma.“¹¹⁹

Dieser Sachverhalt bringt das Konzept der charismatischen Herrschaft in Konflikt mit der Auffassung, die politische Struktur der frühneuzeitliche Gesellschaft wäre im wesentlichen partimonial gegliedert gewesen. Kategorisiert man die traditionale Gesellschaft streng nach Kriterien der politischen Konstitution, so ist diese Befund zweifellos korrekt. Geschlechter hatten nur in Ausnahmefällen, wie den regierenden Dynastien oder bei Erbämtern, Anspruch auf bestimmte politische und soziale Funktionen. In der Regel folgte die soziale Hierarchie dem Ernennungsprinzip, das von einer übergeordneten Autorität durch Delegation der Macht praktiziert wurde. Betrachtet man andererseits die bereits besprochenen theoretischen Legitimationsversuche adeliger Privilegierung seit dem 16. Jahrhundert, so geht daraus ziemlich eindeutig hervor, daß für Adelige die Familienzugehörigkeit das primäre Statuskriterium war und es mithin in der Tat der *Geschlechterstaat* war, dem Adelige anzugehören glaubten. Jedenfalls was ihren eigenen Stand betraf waren sie der Überzeugung, daß ihr Status eine Folge ihrer Familienzugehörigkeit war, was auch weitgehend den Tatsachen entsprach. Diese Auffassung wurde von der adelsfreundlichen Legitimationstheorie ausführlich untermauert. Ihr Hauptargument bestand in der kategorischen Feststellung, der Adel existiere nicht, wie staatsrechtlich ausgerichtete Theorien betonten, als Folge einer feudalen Gesellschaftsverfassung und des Lehensrechts oder mit der freundlichen Genehmigung des Monarchen, der Adelige ernennt, sondern *suo jure*. Nur die adelige Familie selbst und das ihr zugeschriebene Prestige bringe echten Adel hervor. Der zentrale Aspekt adeliger Identität in der frühen Neuzeit bestand gerade darin, daß Edelleute sich als Gruppe verstanden, die nicht nur durch das Gesetz zur Ausübung von Macht berechtigt war (was auf Beamte zutreffen würde), sondern hauptsächlich auf Grund spezifischer ererbter Eigenschaften und Begabungen, die sie zur Machtausübung qualifizierten.

Dieser Umstand berechtigt zur Schlußfolgerung, daß der Kern der adeligen Identität aus ebenso irrationalen Elementen bestand wie der jener institutionalisierten charismatischen Eliten, wie sie Weber beschreibt. Berücksichtigt man weiter die charismatische Tradition, aus der der europäische Adel ursprünglich hervorgegangen ist und die zahlreichen anderen Aspekte, die er mit charismatischen Eliten teilte (das Jagdprivileg als einem eifersüchtig gehüteten Statussymbol, Kommerzfeindlichkeit, hohes Prestige von Gewalt und militärischer Tätigkeit, die Rolle von Blutsverwandtschaft und Familie, Lebensstil als Differenzierungsinstrument), so wird die Annahme, der Adel könnte eine solche gewesen sein noch plausibler. Ob hierbei wirklich Kongruenz vorliegt, kann nicht mit Sicherheit beantwortet werden, weil die dazu benötigten Daten über die Reichweite der Zuschreibung nicht mehr in ausreichendem Umfang erhoben werden können. Einigermassen gut belegbar ist hingegen, daß die Selbstauffassung des

¹¹⁹Weber, S. 672

Adels latent Elemente von Charisma enthielt. Weil diese Hypothese noch nicht ausreichend untersucht worden ist, weiß man über die Auswirkungen des Charismas in der sozialen Praxis zu wenig. Da es sich beim Charisma aber in erster Linie um ein Legitimationsargument handelt, wäre es von großer Bedeutung, Information über die praktische Relevanz dieses Ideologems außerhalb des Adels zu erhalten. Eine Legitimationsstrategie ist schließlich nur so lange wirksam und sinnvoll, so lange sie von einem gewichtigen Teil der Gesellschaft anerkannt wird. In welchem Ausmaß die Außenwelt die Auffassung von der charismatischen Begabung des Adels teilte, bleibt weiterhin fraglich.

Man begegnet hier einem der Grundprobleme sozialwissenschaftlicher Analyse: Auch wenn übernatürliche Begabung aus heutiger Sicht nicht objektiviert werden kann, so kann sie doch Bestandteil der subjektiven Deutung sozialer Realität und Handlungsmotivation gesellschaftlicher Acteure sein und muß dementsprechend als sozial relevanter Faktor eingestuft und behandelt werden. In diesem Sinn „ist [charismatische Herrschaft] ein wichtiger Faktor in der soziologischen Erklärung kulturellen und gesellschaftlichen *Wandels*“, weil sie „die Handlungsmotivation von Menschen radikal umzugestalten vermag“¹²⁰

2.3 Legitimation durch die Monarchie

So heterogen wie der Adel als soziale Gruppe selbst und die Auffassung von seiner politischen Rolle in der sich verändernden sozialen Realität der frühen Neuzeit, so wenig einheitlich war in Wirklichkeit dessen Einschätzung seiner Funktion und seines Ursprungs als Stand. Denn schon seit Beginn der Diskussion über Funktion, Zweck und Legitimität bestand neben der vorher beschriebenen Theorie der biologischen Überlegenheit auch die Lehrmeinung, der gemäß der Adel sich aus einem Ernennungsakt einer übergeordneten politischen Instanz herleitete. Einzelne Adelige und Adelstheoretiker konnten zwar den Selbstwert und den autogenen Charakter des Adels hervorheben und begründen, trotzdem konnte aber die Verbindung zwischen ihm und einem Lehensherrscher oder einem Monarchen schlechterdings nicht geleugnet werden. Wenn anerkannt werden sollte, daß jegliche politische Autorität von einer zentralen persönlichen Autorität ausgehen soll, dann war es naheliegend oder sogar notwendig, das Bestehen intermediärer Gewalten, wie der Adelsmacht, auf diese zentrale Macht zurückzuführen. Sofern man diesen politischen Konsens akzeptierte und sich damit von Anarchie und der für ritterliche Adelige oft anrühenden republikanischen Staatsform distanzierte (was nicht überall der Fall war), dann war die Monarchie nicht nur die Quelle politischer und wirtschaftlicher Macht, sondern auch der Ursprung der Legitimität dieser Macht.

In der politischen Realität selbst stellte sich für den Adel die Frage, ob die Monarchie als Staatsform akzeptiert werden sollte, freilich selten. Schließlich standen die meisten in einem rechtlichen und persönlichen Abhängigkeitsverhältnis zu einem fürstlichen Lehensherrscher. Nur in Staaten mit Wahlkönigtum (Polen, Böhmen) war dieses Verhältnis nicht eindeutig, sodaß man bisweilen von Königen von des Adels Gnaden sprechen konnte. Im Regelfall verstanden sich Adelige als Vasallen eines Monarchen, als dessen Gefolgsleute und Mitarbeiter.

¹²⁰Kaesler, Dirk/König, Matthias: Charisma. – In: Wörterbuch der Soziologie. Hg. von Günter Endruweit und Gisela Trommsdorff. – 2. Aufl. Stuttgart: 2002, S. 73

Wenn sie trotzdem zu ihm in Opposition traten, dann war das fast immer die Folge einer Krise oder jedenfalls eines Ausnahmezustands. Eine Reihe von Rechten und Privilegien, die noch in der Neuzeit das wirtschaftliche Fundament des Adelsstandes bildeten, hatten ihren Ursprung in der mittelalterlichen Feudalverfassung und hielten damit die Erinnerung an die ursprüngliche Funktion des Adels aufrecht. Die wichtigste unter diesen war zweifellos die Besitzform des Lehens. Deren Besonderheit bestand aber gerade darin, daß sie einst vom Fürsten persönlich übergeben und eingeweiht worden waren. Der rechtliche Status des Lehens als Treuhandsbesitz war noch aufrecht, auch als sie schon längst in erbliches Eigentum der Besitzer übergegangen waren. Das Selbstverständnis, die wichtigste Stütze der fürstlichen Herrschaft zu sein, war für das Rollenbild des Adels gewiß nicht weniger konstitutiv als die Idee von der spezifischen adeligen Freiheit.

Natürlich muß nicht ausdrücklich erwähnt werden, daß besonders die Monarchen selbst und deren Regierungsorgane an einer theoretischen Verknüpfung zwischen der Monarchie und dem Adel interessiert waren. Man kann diese Versuche als Teil der Bemühungen um die theoretische Absicherung der erweiterten und intensivierten Fürstenherrschaft am Beginn der Neuzeit sehen. Bekanntlich wurden in diesem Zusammenhang von etlichen Autoren Konzepte einer politischen Verfassung entwickelt, in der jeder sozialen Gruppierung und Institution – somit auch dem Adel – bestimmte, relativ genau abgegrenzte Funktionen und Kompetenzen zugewiesen wurde. Das geschah vordergründig im Interesse der Erhaltung der sozialen und politischen Stabilität, letztlich jedoch, um die usurpierten Kompetenzen der neuzeitlichen Fürsten zu legitimieren, wobei man sich bemühte, politische Stabilität als Konsequenz einer starken Zentralgewalt nachzuweisen. Eine streng hierarchisch nach Ständen gegliederte *societas civilis* mußte von einer Instanz regiert werden, die so weit von allen politischen Sachzwängen, d. h. legislativen Beschränkungen und traditionellen Bindungen unabhängig war, daß sie in der Lage war, divergierende Ständeinteressen unparteiisch zu regeln und dadurch ein gesellschaftliches Gleichgewicht aufrecht erhalten zu können. Von diesem theoretischen Konsens ausgehend entwickelten einzelne Gelehrte spezielle Adelstheorien mit der Absicht, Stellung und Funktion des Adels in einer monarchisch verfaßten *societas civilis* neu zu beschreiben und ihm damit ein den aktuellen politischen Verhältnissen angemessenes ideologisches Fundament zu geben.

In der Systematik, in der Arlette Jouanna die frühneuzeitlichen Adelstheorien kategorisiert hat, wird diese Theoriegruppe wie folgt charakterisiert:

„Ein erster Argumentationstyp gründet den Adel auf den Willen des Königs, der den Adeligen schafft. Der Adelsstand wird damit als eine politische Schöpfung verstanden, die durch ihren sozialen Nutzen notwendigerweise verursacht wird. Der Souverän definiert frei die Kriterien der Zugehörigkeit zum Adel; er läßt zu und entläßt, wen er will.

Diese Form der Legitimation zielt darauf ab, den Adel zu rechtfertigen und ihn zugleich vom Souverän abhängig zu machen. Sie ist früh von Juristen verwandt worden, die die königliche Autorität stärken wollten. [...] Der Adel ist die Antwort auf die Notwendigkeit, die guten Diener des Souveräns in ihrer Person und in der Person ihrer Nachkommen zu belohnen. Der Vorrang des Adels ist also eine gerechte und vernünftige Sache. Er erhält in der Gesellschaft die notwendige Unterscheidung der Ränge aufrecht und fördert den Wettstreit, der jeden dazu treibt, auf die Nobilitierung seines Geschlechts zu hoffen.“¹²¹

¹²¹ Jouanna: S. 166

Als älteste rechtswissenschaftliche Autorität für diese Lehrmeinung gilt Bartolus de Sassoferrato (ca. 1314-1357). Von einer *nobilitas theologica seu supernaturalis* und einer *nobilitas naturalis* (der Begabung zur Herrschaft) unterschied er die *nobilitas politica seu civilis*, die als soziales Kriterium die theoretische Unterscheidung zwischen Edelleuten und Plebeiern gestattet. Die Entstehung dieses politischen Adels verglich er mit der Aufnahme der Gläubigen in das Volk Gottes: Wie diese eine Gnade Gottes sei, so sei jene eine Gnade des Kaisers. Einzig der Souverän habe das Recht, diese Gnade zu erteilen, weil nur ihm die Entscheidung über den Stand der Untertanen oblag. In Bartolus' Konzept der *tres nobilitates* ist außerdem im Hinblick auf die spätere Entwicklung der Adelslegitimation bemerkenswert, daß er die Eignung zur Herrschaft nicht mit dem politischen Adel identifiziert und damit die Möglichkeit einräumt, Herrschaft sei eine vom Status unabhängige Kategorie und nicht prinzipiell an einen Stand gebunden. (In dieser Auffassung dürften sich die Erfahrungen des Autors mit den politischen Traditionen seines toskanischen Wirkungskreises spiegeln.)¹²²

André Tiraqueau (ca. 1480-1558), der um die Mitte des 16. Jahrhunderts Mitglied des Pariser Parlaments war, war nicht der erste, der mit einer Adelstheorie dieses Typs an die Öffentlichkeit trat¹²³, aber seine Fassung diente alenthalben als Vorbild für die meisten nachfolgenden Versuche und wurde bis ins 18. Jahrhundert häufig zitiert.¹²⁴ Sein Hauptargument bestand in der kategorischen Trennung des Adels von jeglichen natürlichen Eigenschaften, die eine Privilegierung begründen könnten. Er stellte fest, daß der Adel eine gesellschaftliche Institution war, die nicht durch Tugend oder andere erworbene oder ererbte Eigenschaften konstituiert werde, sondern allein durch königliche Ernennung. Es war die Sache des Fürsten zu entscheiden, wer würdig und geeignet war, im Staat jene hervorragenden Funktionen wahrzunehmen, die dem Adel zugedacht waren. Die *nobilitas politica* sei eine Gliederung der Gesellschaft, die, wie jede andere, spezifische Aufgaben erfülle, zu denen sie vom Souverän berufen wurde. Damit war der Unterschied zwischen Adel und Nichtadel als rein funktional ausgewiesen.

Tiraqueau

Alle Theorien, die legitime Herrschaft aus einer autokratischen Souveränität ableiten müssen vor dem Hintergrund des Werks von Jean Bodin gesehen werden. Auf die Autorität seiner Lehre ist zurückzuführen, daß die Existenz

¹²²Vgl. Bartolus a Saxoferrato: *Super postremis tribus libris codicis commentaria*. – Basel: 1588, S. 118. Schreiner, S. 418 f

¹²³Bereits 1530 hatte Reinhard Graf von Solms betont, daß der Adel nur durch den Kaiser existiere und daß sein Existenzzweck ausschließlich im Dienst für den Souverän bestehe. Diese explizit kaiserfreundliche Position ist in diesem Fall, da sie von einem Mitglied des alten nichtfürstlichen Hochadels vertreten wurde, v. a. als politisches Statement zu verstehen. Die kleinen Reichsstände, zu denen auch die Reichsgrafen gezählt wurden, hegten seit dem Aufbau fürstlicher Territorialstaaten die Befürchtung, zwischen den großen konkurrierenden Nachbarn aufgerieben zu werden. Daher waren sie stets natürliche Verbündete der tendenziell gegen die politische Fragmentierung des Reichs gerichteten Zentralgewalt, von der sie eine Garantie für den Bestand ihrer Territorien erhofften. Vgl. Reinhard Graf von Solms: *Von des Adels Ursprung und Herkommen*. – Frankfurt: 1564, fol. 10 r-v. Vgl. auch: Arndt, Johannes: *Zwischen kollegialer Solidarität und persönlichem Aufstiegsstreben. Die Reichsgrafen im 17. und 18. Jahrhundert*. – In: *Der europäische Adel im Ancien Régime. Von der Krise der ständischen Monarchien bis zur Revolution (ca. 1600-1789)*. Hg. von Ronald G. Asch. – Köln/Weimar/Wien: 2001, S. 105-128, S. 124. Schreiner, S. 422

¹²⁴André Tiraqueau ist auch unter seinen latinisierten Pseudonymen Andreas Tiraquaeus oder Tiraquellus bekannt. Sein Hauptwerk *Commentarii de nobilitate et iure primogenitorum* erschien zuerst 1549 in Paris und später in mehreren Auflagen. Vgl. auch: Jouanna: S. 166. Bleek/Garber: S. 73

des Adels als sozialer Institution als notwendig angenommen wurde. Für die gesamte sozialtheoretische Debatte des 16. und 17. Jahrhunderts war generell typisch, daß eine Gesellschaft ohne funktionale Gliederung, deren Teile als ganzes jeweils unmittelbare politische Bedeutung besitzen, noch nicht denkbar war. Daher handelte es sich bei diesen Vorstellungen noch um genuin traditionale und vormoderne Relikte staatlichen Denkens. Dazu gehörte die Überzeugung, Herrschaft müsse von einer dazu vorgesehenen sozialen Gruppe ausgeübt werden, die dieses Recht aber nicht kraft einer ihr übertragenen individuellen Amtsgewalt, sondern, im Gegenteil, kraft ihrer Zugehörigkeit zu dieser Gruppe ausübe. Daher verstand man darunter keineswegs die Beamtenschaft, sondern den Adelsstand. Daß sich die Beamten im Lauf der Neuzeit mancherorts zu standesähnlichen Figurationen verdichteten und häufig die Nobilitierung erfolgreich anstrebten, war, ebenso wie der Umstand, daß in Frankreich gewisse Ämter automatisch die Nobilitierung der Amtsinhaber bewirkten, unter diesen Bedingungen verständlich und letztlich eine Konsequenz dieser Vorstellungen. Erst im Verlauf des 18. Jahrhunderts faßte die Theorie vom Institutionenstaat auch im akademischen Diskurs Fuß.

KLAUS BLEEK und JÖRN GARBER haben sich in ihrer Studie über die deutschen Adelstheorien auch mit einer Theorievariante befaßt, die sie als *herrschaftstechnische Rechtfertigungsversuche*, „die sich auf zeitgenössische Staats- und Gesellschaftslehren berufen“ bezeichnet haben.¹²⁵ Sie beurteilen diese als gegenüber den juristischen, philosophischen und theologischen Legitimationstheorien als argumentativ schlicht und unsystematisch. Dennoch verdienen sie in diesem Zusammenhang Erwähnung, weil sie den Faktor der *institutionalisierten Ungleichheit* entsprechend seiner realen Bedeutung für die frühneuzeitliche Gesellschaft betonten und dabei einen Aspekt hervorhoben, der insbesondere für Nobilitierungen von großer Bedeutung war: der Adelsstand als *Belohnung* für tugendhaftes Handeln. Auch wenn dieser Theorietyp nicht den argumentativen Standards anderer Disziplinen (bzw. den Ansprüchen moderner philologisch verbildeter Historiker) entsprach, sagt das aus sozialhistorischer Perspektive noch nichts über deren Einfluß und Reichweite aus, ebenso wenig wie über die Fähigkeit, sozialen Meinungskonsens (der häufig intransitiv ist) authentisch wiederzugeben. Überdies schienen diese Theorien ein erstaunlich homogenes Argumentationsschema aufzuweisen, was wohl auf hohe Übereinstimmung mit den Erfahrungen der sozialen Realität schließen läßt.

*herrschaftstechnische
Rechtfertigungsversuche*

„[E]s besteht konstant aus drei Komponenten:

- (1) Adel als integrales Bauelement des ‚ordo‘ trägt zur Bewahrung der Ranghierarchie und damit des Gemeinwesens bei;
- (2) ‚virtus‘ als erwiesener Dienst an der Respublica bedarf der soziopolitischen Prämierung durch die Verleihung einer ‚dignitas‘ (=nobilitas);
- (3) die Tugendprämie (=nobilitas) wirkt als Tugendstimulus und sichert damit den Bestand des Gemeinwesens [...].“¹²⁶

Der Eindruck der sozialhistorischen Authentizität wird durch den bemerkenswerten und für diesen Kontext besonders interessanten Umstand bestätigt, daß sich alle drei Komponenten in kaiserlichen Nobilitierungsverfahren wiederfinden. Tatsächlich folgte die Argumentation der Behörde ziemlich genau diesem

¹²⁵Vgl. Bleek/Garber: S. 101

¹²⁶Bleek/Garber: S. 102. Die Autoren beziehen sich auf: Grynaeus/Rzeczycki und Arumaeus, Dominicus/Fritze, Petrus: De nobilitate. – In: Arumaeus, Dominicus: Discursus academici de jure publico. – Jena: 1616

Schema. Die Übereinstimmung dieser Theorievariante und den Auffassungen der kaiserlichen Behörden läßt an eine Rezeption dieser Theorie durch die Regierung denken. Belege dafür lassen sich aber, wegen der spärlichen und überdies archivalisch unzugänglichen behördlichen Richtlinien zur Vergabep Praxis von Standeserhebungen nicht anführen. Geht man aber davon aus, daß die behördlichen Entscheidungen dem gesellschaftlichen Konsens über die Bedeutung des Adels folgten, dann kann daraus auch die Übereinstimmung der Theorie mit dem Konsens der öffentlichen Meinung geschlossen werden. Die auffallende Ähnlichkeit der Aussagen der Theorie mit den Formulierungen in den Quellen reicht dafür vollkommen aus.¹²⁷

Angesichts der enormen sozialen Reichweite der kaiserlichen Nobilitierung und der Bereitwilligkeit, mit der sie in der Bevölkerung aufgenommen wurde, kann außerdem angenommen werden, daß die Auffassung der Behörde selbst meinungsbildend wirkte. In diesem Fall würde die Theorie der Praxis gefolgt sein, und man könnte von einem sog. *diskursiven Prozeß* sprechen. Als sozialpolitisches Instrument griff die Nobilitierung in die Sozialstruktur ein und veränderte damit die Substanz dessen, wovon man sich eine Meinung gebildet hatte. Sie könnte sich sowohl auf das soziale Profil des Adels, wie auf dessen Erscheinungsbild in der Öffentlichkeit ausgewirkt haben. Die „Definitionsmacht“ der kaiserlichen Nobilitierung könnte sich also in zweifacher Weise gezeigt haben: Die Begründungen für die Standeserhebungen könnten, indem sie jedesmal wirklich eine Nobilitierung bewirkte, in der Gesellschaft normativen Charakter angenommen haben. Mit anderen Worten: Wenn der Kaiser mit diesen Argumenten Menschen adeln kann, dann müssen sie zutreffen, d. h. adelig ist derjenige, den die Majestät für adelig hält. Verbindlich war letztlich die Definition des Kaisers und seiner Regierungsorgane. Indem die Regierung außerdem durch Nobilitierung in die Zusammensetzung des Adels eingriff und ihn damit insgesamt veränderte, konnte sie damit auch das Bild vom Adel verändern. Das mußte zwangsläufig geschehen, sobald ausreichend Personen nobilitiert wurden, die nicht den gewohnten Vorstellungen vom Adel entsprachen.

Tatsächlich dürfte aber die öffentliche Meinung den Ansichten der Regierung durchaus nicht so willfährig gefolgt sein. Denn es blieb nicht verborgen, daß die Nobilitierung die Entstehung mehrerer Adelsfraktionen zur Folge hatte, die sich in sozialer Hinsicht stark unterschieden. Man hatte also zwischen mehreren Formen von Adel zu unterscheiden.¹²⁸ Darüber hinaus war allgemein bekannt, daß der alte Adel den neuen selten als gleichwertig anerkannte. Andererseits war auch der Spielraum der Regierung bei der Definition des Adels beschränkt. Es war in ihrem Interesse, die konsensualen Vorstellungen davon nicht mutwillig zu verletzen, indem man Personen adelte, die diesen in keiner Weise entsprachen. Man hätte dadurch die Statusrelevanz und damit den Wert der Standeserhebung verringert und ihr Ansehen gefährdet. Es dürfte daher realistischer sein, wenn man davon ausgeht, daß die Regierung sich bei ihren Entscheidungen grundsätzlich am Konsens orientierte oder ihn jedenfalls nicht willkürlich ignorierte. Schließlich blieben die Möglichkeiten zur Interpretation oder gar Beugung in ausreichendem Umfang bestehen und die Majestät jederzeit souverän. Auf welche Weise und in welchem Ausmaß die Regierung einerseits die konsensualen

¹²⁷Vgl. in den Abschnitten *Das Argumentationsstrategem der kaiserlichen Belohnung und Nobilitierung als Motivation*.

¹²⁸Vgl. im Abschnitt *Der neue Adel*.

Auffassungen vom Adel rezipierte und berücksichtigte und in wie weit der öffentliche Konsens von der behördlichen Praxis beeinflusst war, wäre von großem Interesse, ist aber schwer zu ermitteln. Die Beschreibung dynamischer Systeme, in denen alle Komponenten sich permanent gegenseitig beeinflussen, mit den allzu statischen Mitteln der natürlichen Sprache ist immer besonders schwierig und nur unvollkommen zu realisieren. (Vielleicht kann die Untersuchung im vierten Kapitel einen Beitrag dazu leisten.)

Grundsätzlich ließ auch die hier zu besprechende Theorie – die in weiterer Folge als *absolutistische Adelstheorie* bezeichnet werden wird – den Adel weiterhin sein, was er war: ein Ehrenstand, dem Vorrang und Respekt zuzukommen hatte. In diesem Sinn schloß er an die Annahme der Überlegenheit des Adelsstands gegenüber anderen Ständen an. Was aber Art und Ursache dieser Überlegenheit betraf war man gänzlich anderer Ansicht als die Apologeten der Geblütsideologie. Diese Auffassungsunterschiede lassen sich auf eine unterschiedliche Sicht der Rolle der Natur in der Sphäre der Politik und der sozialen Beziehungen zurückführen. Es ist ein allgemeines Charakteristikum frühneuzeitlichen Denkens, daß beinahe kein Argument glaubhaft gemacht werden konnte, wenn es nicht die Natur als Kronzeugen aufrief. Doch während sich die Geblütsideologie hauptsächlich auf den belebten Teil der Natur berief, schienen sich deren Kontrahenten mehr auf den Diskurs der physikalisch-kosmologischen Richtung bezogen zu haben. Ihre Vorstellung von der gesellschaftlichen Ordnung hat mehr Ähnlichkeit mit den in dieser Zeit relativ neuen Erkenntnissen der Astrophysik. Sie folgten jenem Paradigma, das von der Physik des 17. Jahrhundert geprägt worden war und das den Kosmos als regelmäßig ablaufenden Mechanismus beschrieben hatten. In einem solchen System hat jeder Teil seine spezifische Funktion. Wird diese nicht mehr erfüllt, so ist das System labil und in seinem Bestand bedroht. Auch die Hierarchie hatte in diesem System ihren Platz. Spätestens seit die Sonne als Mittelpunkt des Planetensystems ausgemacht war, konnten die meisten anderen astralen Phänomene als von ihr abhängig erklärt werden. Die Physik löste die Biologie, der physikalische Kosmos das Tierreich als Vorbild sozialpolitischer Denkmuster ab. Während mittelalterliche Fürsten vorzugsweise Tiere als persönliche Symbole ihrer Macht wählten (Adler, Löwen etc.), so war nun die Sonne das adäquate Attribut für die ambitionierteste Monarchie des Kontinents.

Im Unterschied zur Geblütsideologie sah die absolutistische Adelstheorie keine Ursache, eine genetisch begründete Überlegenheit des Adels anzunehmen. Ihre Auffassung war rein funktionalistisch. Wenn eine Überlegenheit bestand, dann gründete sie sich ausschließlich auf die prominente gesellschaftliche Funktion des Adels. Dieser Standpunkt öffnete den Regierungen viele Möglichkeiten. Denn die Entscheidung, wer für wichtige Funktionen geeignet war bzw. wer solche weiterhin erfüllen konnte, behielt sich der Souverän vor. Daher mußte es auch allein ihm obliegen, entsprechenden Personen die Funktion des Adels zu übertragen. Alexandre de Belleguise, der 1666 an den *recherches de noblesse* beteiligt war, stellte 1669 unmißverständlich fest, „daß es ein Irrtum sei zu glauben, daß die Natur an den Rangunterschieden ursächlich beteiligt sei [...]. die Natur schafft weder den Adeligen noch den Nicht-adeligen [...]. Wenn wir einen Unterschied zwischen diesen bemerken, ist es vielmehr das Ergebnis der Autorität des Souveräns, eine Belohnung der Tugend.“¹²⁹ Der Autor distanzier-

¹²⁹ Belleguise, Alexandre de: *Traité de la noblesse et de son origine suivant les préjugés rendus*

te sich hiermit ausdrücklich von der Geblütsideologie und deklarierte sich damit als radikaler Vertreter der absolutistischen Adelstheorie. Implizit bezweifelte er, daß adelswürdige Eigenschaften, insbesondere die Tugend, angeboren waren. Die Geblütsideologie war damit zwar nicht widerlegt – sofern sie überhaupt widerlegbar (falsifizierbar) war –, aber jedenfalls nicht mehr unwidersprochen. In der Begriffswelt der neuzeitlichen Staatswissenschaft hatte sie einfach keinen Platz mehr.¹³⁰ Wenn Personen über bestimmte ererbte Qualitäten verfügten, so waren sie für den Adelsstand nur relevant, wenn sie sich in konkretem tugendhaftem Handeln manifestierten. Eine familiär bedingte oder behauptete Tugenddisposition reichte nicht aus.

Auf scheinbar paradoxe Weise versuchte der schon erwähnte Johannes Limnaeus (1592-1663) den neuen, durch Nobilitierung entstandenen und überwiegend aus Beamten und deren Nachkommen bestehenden Adel mit dem alten ständischen Adel zu vereinbaren. Zunächst erlangte er breitere Aufmerksamkeit mit der Feststellung, daß Tugend mit Adel nichts zu tun habe. Nicht nur vor dem Kontext der ausgedehnten Debatte über das Verhältnis zwischen Adel und Tugend mußte diese These und die kategorische Art, in der sie vorgetragen wurde, einigermaßen brisant wirken. Seine Absicht bestand jedoch darin, die Analyse des Adels als soziales Phänomen und politische Instanz von der eigentlich moralphilosophischen Diskussion um den Tugendadel abzukoppeln. Diese hatte sich in ihrer Argumentation recht weit von der sozialen Realität entfernt, beanspruchte für ihre Aussagen aber nichtsdestotrotz weiterhin sozialpolitische Relevanz. Limnaeus stellte dagegen fest, daß die ungenügende Unterscheidung zwischen dem, was Adel tatsächlich war oder in der Gesellschaft sein sollte und der Frage, was Menschen adle oder einen edlen Charakter ausmache, der Ursprung aller Mißverständnisse und Scheinprobleme in der adelstheoretischen Debatte wäre. Konsequenterweise forderte er die Beschränkung der Bedeutung des Begriffs „Adel“ auf dessen sozial und politisch relevanten Aspekte, womit er sich wenigstens in der juristischen Adelstheorie weitgehend durchsetzte.¹³¹

Limnaeus

Sein Versuch, die traditionale Adelsvorstellung mit modernen in Verbindung zu bringen bestand nun in der, auch aus heutiger Perspektive als realistisch zu qualifizierenden Unterscheidung zwischen altem Erb- und rezentem Briefadel. Während dem einen Status und Privilegien gemäß dem *ius gentium* zukämen, so sei der andere ein *Princeps-Adel*, der Stand und Vorrechte aus der kaiserlichen Ernennung ableite. Bezüglich ihres Status' und ihrer gesellschaftlichen Funktion und Bedeutung wären sie aber durchaus gleichwertig; lediglich hinsichtlich ihres Ursprungs und der rechtlichen Legitimation seien sie zu unterscheiden. Indem Limnaeus einerseits die Berechtigung des alten Adels anerkannte, ihm andererseits jedoch den neuen als gleichberechtigt gegenüberstellte, vermochte er sowohl die wichtigsten Anliegen der konkurrierenden Adelssegmente zu berücksichtigen, als auch einen Kompromiß zwischen traditionellen und modernen institutionen-

par les commissaires départis pour la vérification des titres de noblesse, avec la déclaration de sa Majesté, arrêts et règlement du Conseil sur la fait de la dite vérification. – Paris: 1669, S. 59-60. Zitiert nach: Jouanna: S. 167. Vgl. auch: Constant: Jean-Marie: L'enquête de noblesse 1667 et les seigneurs de Beauce. – In: Revue d'Histoire moderne et contemporaine. Okt./Dec. (1974), S. 549-550

¹³⁰Möglicherweise ging Belleguise sogar noch über die Absichten seines Dienstherrn – Ludwig XIV. von Frankreich – hinaus, der das Selbstbild gerade seiner mächtigsten Untertanen niemals so explizit und brüsk in Frage stellte.

¹³¹Vgl. Bleek/Garber: S. 74 f

staatlichen Vorstellungen herbeizuführen. Diese Sichtweise korrespondiert mit der von ihm vertretenen Lehrmeinung (für die er in der Rechtsgeschichte hauptsächlich bekannt ist) nach der die Verfassung des Hl. Römischen Reichs eine Mischform aus Monarchie und Aristokratie sei. Aus historiographischer Sicht ist bemerkenswert, daß in der Zeit des Erscheinens dieser Hypothese (1629-45) noch keine eindeutige Präferenz für eine der beiden politischen Pole bzw. gesellschaftlichen Strömungen, die auch eine politische Stellungnahme bedeutet hätte, erwartet wurde. Die breite Resonanz von Limnaeus' Lehre zeigt, daß es Mitte des 17. Jahrhunderts nicht unbedingt unklug war, sich zwischen zwei Stühle zu setzen.¹³²

Limnaeus' Kompromißvorschlag war nicht konsensfähig. Sein schärfster Gegner im Lager der absolutistischen Adelstheorie war Matthias Stephani (1576-1646). Gemeinsam mit Josua Nolden erklärte er den von Limnaeus durch das *ius gentium* legitimierten Adel als rundweg irrelevant für die *nobilitas politica*. Ein Adel, der nicht durch eine politische Funktion legitimiert sei, habe in der *societas civilis* keine Existenzberechtigung. Adel, der nicht vom Souverän in seine Funktion eingesetzt oder legitimiert worden war, würde außerdem theoretisch und rechtlich überhaupt nicht existieren. Vielmehr sei der Adel ausschließlich ein Rechtsinstitut bzw. ein rechtlicher Personalstatus, der erst durch entsprechende gesetzliche Bestimmungen Sinn und Substanz bekäme. Für die biologistische Argumentation der Geblütsideologie war in dieser Theorie kein Platz, ebenso wenig wie für die realen sozialen Verhältnisse. Die Radikalität von Noldens und Stephanis Auffassung erinnert eher an den Entwurf eines utopischen Juristenstaats, dessen Gesellschaft den Prinzipien des römischen Rechts und den politischen Ansprüchen absolutistischer Fürsten angepaßt war. In diesem Sinn erwiesen sie sich als Apologeten des modernen Fürstenstaats und hatten als solche in diesem Diskurs ihre Funktion.¹³³

Dennoch war der Adel auch für die absolutistische Theorie keinesfalls eine zufällige, aus unbeeinflussbaren Bedingungen historischer oder biologischer Art oder durch die Willkür des Monarchen entstandenes Produkt der Verhältnisse. Vielmehr war er ein notwendiger Bestandteil des Gesellschaftssystems, für das jedes seiner Teile unverzichtbar war. Leider sind Aussagen, worin die Funktion des Adels in diesem System konkret bestände ebenso selten wie in der Geblütsideologie Angaben über die wesentlichen adeligen Eigenschaften. Man kann sich aber anhand der Beschreibung von Johann Moritz Guden und Dietrich Wilhelm Ziegler aus dem Jahr 1677 (paraphrasiert von Bleek und Garber) ein recht genaues Bild davon machen, wie sich Zeitgenossen den Existenzzweck des Adels vorstellten:

„Der Adel umglänzt den Princeps und bewahrt ihn, als Pufferschicht wirkend, vor Feindseligkeiten und Aufständen der Plebs, hat andererseits gegenüber tyrannischen Gelüsten des Princeps die Funktion der Schutzwehr. Mit Adligen, den berufenen Mandataren des Gemeinwohls, den geborenen Verwaltern des Gemeinwesens, läßt sich im übrigen am ehesten das ‚summum bonum‘ der Respublica erlangen, das – wie das adlige Standesethos auch – ‚in perfecta & optima virtute consistit‘“¹³⁴

¹³² Vgl. Bleek/Garber: S. 95

¹³³ Vgl. Nolden, Josua: De statu nobilium civili. – Gießen: 1623. Stephani, Matthias: Tractatus de nobilitate civili. – Frankfurt: 1617, Bleek/Garber: S. 72, 92

¹³⁴ Bleek/Garber: S. 102f. Vgl. Guden, Johann Moritz/Ziegler, Dietrich Wilhelm: Disputatio de nobilitate. – Erfurt: 1677, Kap. VII. 5.

Guden und Ziegler charakterisierten den Adel als eine Art allgemeinen *Herrschaftsstand*, der zur Machtausübung qualifiziert war, dem Verantwortung für Schlüsselfunktionen in Staat und Gesellschaft übertragen werden konnten und unterstellten gleichzeitig einen quasi unbegrenzten Verantwortungsbereich, der unterschiedslos die gesamte Gesellschaft umfaßte. Die Autoren trugen hier einem Faktor Rechnung, der immer ein Kernbestandteil adeliger Identität war und auch von den Monarchen in der Regel nicht bestritten wurde, nämlich die generelle und prinzipielle Herrschaftsfähigkeit des Adels. Herrschaftskompetenz war während der gesamten frühen Neuzeit eine wesentliche Komponente der Rollendefinition des Adels, und durch sie war er auch noch im verbreiteten Zedlerschen Universallexikon charakterisiert:

Herrschaftsstand

„[...] dahero es auch gekommen, daß man dem Adel das Wohlseyn des gemeinen Wesens anvertrauet, und ihm die Direction darüber gegeben, auch zu keinen andern, als hohen und Ritterlichen Verrichtungen gebrauchet hat.“¹³⁵

Befähigung und Bereitschaft zur Herrschaftsausübung wurde vom Adel durchaus nicht nur auf die engere Lebenswelt, den Haushalt und das Gut bezogen, sondern enthielt den Anspruch auf Partizipation oder mindestens Einflußnahme an Regierungsentscheidungen. Chaussinand-Nogaret beschreibt das politische Rollenbild des französischen Adels so: „In their eyes government should merely be the expression, individualised and magnified in the person of the sovereign, of the noble order's collective capacity to rule [...]“¹³⁶

Der Adel begriff sich als Teil des Staats und seiner Regierung – in manchen Ländern identifizierte er sich mit der politischen Nation – und leitete davon seine Herrschaftsfunktion ab. Seit in den meisten großen Monarchien die absolutistische Regierungsform durchgesetzt worden war, erlebten Teile des politisch engagierten Adel im 17. Jahrhundert daher eine Periode der Frustration. Der Rückgang ihrer offiziellen Partizipationsmöglichkeiten einerseits und die Heranziehung standesfremder Berater in den Regierungen andererseits, empfanden sie nicht nur als realpolitische Entmachtung, sondern auch als soziale Deklassierung. Es bedurfte eines längeren Rekonversionsprozesses, bis der Adel Tätigkeitsbereiche fand, in denen er seine Herrschaftsfähigkeit zur Anwendung bringen konnte. Dieser Vorgang war eine Anpassung an die Redefinition der adeligen Herrschaftsfunktion durch die Regierungen, die die Macht des Adels im lokalen und informellen Bereich zuließ und sogar förderte, sie aber aus den offiziellen Entscheidungsprozessen verbannte. In der Gemeinde und bei Hof sollte der Adel seinen festen Platz haben und dort seinen Kompetenzen entsprechende Funktionen ausüben. Doch niemand sollte allein auf Grund seiner Herkunft und ererbter Privilegien das Recht haben, die Souveränität des Monarchen zu beschränken.

Über die von Guden und Ziegler angesprochene Kontrollfunktion konnte man naturgemäß unterschiedlicher Meinung sein. Daher legten sich die Autoren auch über die Art, wie und gemäß welcher Kompetenz diese Funktion ausgeübt werden sollte, nicht fest. Politische Kontrolle erfordert nicht unbedingt ein offizielles Einspruchs- oder Vetorecht eines institutionalisierten staatlichen Organs oder Gremiums. Das Beispiel Polens, wo der Adel durch dergleichen Befugnisse einen permanenten Zustand der Unregierbarkeit und der politischen Labilität verschuldete, sprach nicht für die Übernahme eines solchen Systems. Auch die

¹³⁵Zedlersches Universallexicon. Artikel *Adel*, Bd. 1, Kolumne 469

¹³⁶Chaussinand-Nogaret: S. 12

Variante einer parlamentarischen Monarchie nach englischem Modell fand auf dem Festland kaum Zustimmung. Eine Lösung des Problems konnte darin bestehen, auch die Kontrollfunktion des Adels auf inoffizieller Ebene zuzulassen. Denn nach einer alten Tradition korrespondierte dem Partizipationsanspruch des Adels die moralische Verpflichtung des Fürsten, dem Rat berufener und qualifizierter Ratgeber zu folgen.¹³⁷ Gelang es also Adeligen in solche Positionen zu gelangen, übten sie eine ihrem Anspruch gemäße Kontrollfunktion aus, selbst wenn der Rat, den sie gaben prinzipiell unverbindlich war. Für diesen Aspekt der Adelsforschung sind die prosopographischen Studien zu hohen Regierungs- und Beratungsgremien, die in den letzten Jahren durchgeführt wurden von großer Bedeutung. Für den Fall der kaiserlichen Regierung bestätigen sie, daß der Großteil der kaiserlichen Räte in der Tat adelig war, wenn auch nicht immer Angehörige des ständischen Adels.¹³⁸ Doch auch dieser Sachverhalt belegt, daß es den Fürsten vorbehalten blieb, durch den personellen Eingriff in den Adelskörper, zu entscheiden, wer für diese Funktion qualifiziert war.

Der Aspekt des Adels als *Lohn* für erwiesene Tugend (Punkt (2) des oben zitierten Schemas) kam in den Formeln der kaiserlichen Nobilitierungsdekrete explizit zum Ausdruck:

„So seynd wird doch mehrers und begierlicher gewogen, derjenigen nahmen, Stammen und Geschlecht in sondere höhere Ehren und würde zu erheben und zusezen, die von sonderbaren thaten, qualiteten, meriten, guten tugenden, auch sich in Unser und des heyl. Römischen Reichs underthänig und gehorsambsten Diensten sonderheitig vor andern standhaftig erzeigt und bewiesen haben auch noch erzeigen und beweisen.“¹³⁹

Hierin bestand gleichzeitig der größte Unterschied zwischen der absolutistischen Auffassung und der der Geblütsideologie. Zwar wurde die Tugend weiterhin als Begründung für den Adelsstand akzeptiert, aber sie war kein natürliches und erbliches Gut, sondern ausschließlich Produkt konkreter Handlung. Vor dem Hintergrund der entwickelten Geblütsideologie dürfte diese Auffassung nicht unproblematisch gewirkt haben, doch neu war sie keineswegs. Schon 1535 hatte Champier beschrieben, unter welchen Bedingungen eine Person adeligen Status beanspruchen konnte, nämlich wenn:

„[...] the son of a serf or *tailable* who performs a chivalrous deed on the field, so that he deserves to be exempted from *subsides* and to be raised in person to noble rank, becomes in his case a nobleman and his descendants, as well, forever.“¹⁴⁰

Klar geht daraus hervor, daß die militärische Leistung, die mit adeligen Tugenden identifiziert wurde, konkret erbracht worden sein mußte. Solange Tugend

¹³⁷Vgl. Brunner, Otto: Vom Gottesgnadentum zum monarchischen Prinzip. Der Weg der europäischen Monarchie seit dem hohen Mittelalter. – In: Das Königtum. Seine geistigen und rechtlichen Grundlagen. Mainauvorträge 1954. – 4., unveränderter Nachdruck, Lindau: 1973, S. 279-305, S. 283

¹³⁸Vgl. Ehrenpreis, Stefan: Österreichischer Adel, habsburgische Höfe und kaiserliche Zentralverwaltung (1580-1620). – In: Der europäische Adel im Ancien Régime. Von der Krise der ständischen Monarchien bis zur Revolution (ca. 1600-1789). Hg. von Ronald G. Asch. – Köln/Weimar/Wien: 2001, S. 235 ff, S. 260. Sienell, Stefan: Die geheime Konferenz unter Kaiser Leopold I. Personelle Strukturen und Methoden zur politischen Entscheidungsfindung am Wiener Hof. – Frankfurt/M.: 2001

¹³⁹AVA Adelsakt Johann Lorenz SCHARPFF 1704 fol. 2

¹⁴⁰Champier: Le fondement, S. 2. Zitiert nach Schalk: S. 29

nicht erwiesen sei, könne sie keine gesellschaftliche Relevanz beanspruchen. Potentiell tugendhafte Menschen mag es geben; aber sie könnten nicht die gleichen Rechte beanspruchen, wie konkret tugendhafte. (Der potentielle König von England hat nicht die Rechte des Königs von England.)

Außerdem zog man aus der Ansicht, der Adel sei eine politische und soziale Instanz, den Schluß, daß sich auch adelige Tugenden v. a. in politisch und sozial relevanten Handlungen äußern müßten. Daher faßte man die Tugend auch nicht allgemein moralisch, sondern – wohl auch um eine ethische Diskussion zu vermeiden – überaus praktisch auf. Man verstand darunter Tugenden, die einen unmittelbaren Nutzen für den Staat und des Gemeinwohl erbracht hatten. Ohne daß dieser Begriff in der frühen Neuzeit gebraucht worden wäre, läßt sich die Formulierung „tugendhaft handeln“ in diesem Kontext mit „verdienstvoll handeln“ übersetzen. Über Tugend zu verfügen hätte damit bedeutet, die Möglichkeit zu haben, Verdienste zu erbringen. Es handelte sich also nicht um die Eigenschaften guter und fleißiger Menschen, deren Wirken sich im Verborgenen vollzieht, so sehr diese auch sozial relevant waren, sondern eindeutig um *staatstragendes*, öffentliches Wirken.

Mit dieser relativ eng gefaßten Auffassung des Begriffs „Tugend“ wurde der für den Adelsstand in Frage kommende Personenkreis zwar nicht kleiner, aber genauer bestimmbar. Zu ihm gehörten jene, die eine öffentliche Funktion, insbesondere ein Amt, versahen. Als Würdenträger und prominente Personen des öffentlichen Lebens zählten natürlich auch Adelige aus alten Familien zu diesem Kreis. Allerdings waren sie nicht mehr die primären Adressaten des neuen Tugendkonzepts. Nur allzu offensichtlich fokussierte diese Definition auf einen ganz anderen Personenkreis, der für die Fürstenherrschaft von wesentlich unmittelbarer Bedeutung war: Beamte erbrachten täglich für das Gemeinwesen unverzichtbare Leistungen. Zwar waren diese Verrichtungen Teil des Dienstes, der ihnen aufgetragen worden war, den zu erfüllen sie verpflichtet waren und für den sie bezahlt wurden, aber das schmälerte ihren Wert nicht. V. a. wenn sich Beamte als besonders verlässlich erwiesen hatten wurde ihnen ihre Treue als außerordentliches Verdienst angerechnet.¹⁴¹ Noch wichtiger aber war der Umstand, daß nicht jeder für den Beamtenberuf geeignet war. Er erforderte relativ hohe Qualifikation, Verantwortungsbewußtsein und ein gewisses Maß an Integrität. Erfüllte eine Person diese Anforderungen, so konnte sie nach den Maßstäben der Zeitgenossen mit Recht als tugendhaft beurteilt werden.

Wenn immer in der theoretischen Literatur die Qualifikationen, die zur Erbringung derartiger Tugenden erforderlich waren spezifiziert wurden, dann wird klar, welche Personen letztlich im Sinn des Fürstenstaats die Voraussetzungen für den Adelsstand am besten erfüllten. Neben den klassischen moralischen Tugenden (*magnificentia*, *justicia* etc.) wurden v. a. Rechtskenntnisse für entscheidend gehalten.¹⁴² Damit wurden Tugenden an die Beherrschung gewisser Bildungsgüter geknüpft, die erwerbbar waren und die überdies hauptsächlich Beamte auszeichneten. Durch die Feststellung, rechtswissenschaftliche Ausbildung sei eine Voraussetzung für tugendhaftes Handeln im Dienst des Staats wurden Beamte generell zu potentiellen Kandidaten für den Adelsstand erklärt.

¹⁴¹ Treuer Dienst durfte auch schon im Mittelalter auf Lohn hoffen; blieb er unbelohnt, war das ein Grund zur Auflösung des Dienstverhältnisses.

¹⁴² Vgl. Arumaeus/Fritze, S. 420-426. Hagemann, S. 47. Nolden, S. 63. Vgl. Bleek/Garber: S.

Nicht weniger bemerkenswert ist, daß Bildung und fachliche Qualifikation mit den ritterlichen Tugenden der Vergangenheit auf die gleiche Stufe gestellt wurden und damit ein radikaler Bruch mit den traditionellen Standesvorstellungen vollzogen wurden. Noch wichtiger aber war, daß auf diese Weise die recht unverbindlichen und schwer konkret faßbaren moralischen Tugendvorstellungen durch eindeutig entscheidbare Kriterien ersetzt oder wenigstens ergänzt wurden. Im Unterschied zur Moral waren Bildung und Fachkompetenz eindeutig nachprüfbar und bewertbar und lieferten sowohl den Adelswerbbern, wie den zuständigen Behörden konkrete Argumente zur Beurteilung des Adelswürdigkeit.¹⁴³ Daß hier Juristen über die Qualifikation von Kollegen anhand von Kriterien entschieden, die wiederum von Juristen formuliert worden waren, erleichterte die Sache gewiß erheblich. (Man wird sich kaum allzu sehr der Spekulation schuldig machen, wenn man bei diesem Vorgang Absicht unterstellt. Denn man sollte nicht vergessen, daß hier von einer Berufsgruppe die Rede ist, die verständlicherweise daran interessiert war, ihren sozialen Aufstieg theoretisch zu untermauern.)

Schließlich nahmen die *herrschaftstechnischen Rechtvertigungsversuche* des 17. Jahrhunderts an, der Adelsstand könne die Motivation zum tugendhaften Handeln positiv beeinflussen (Punkt (3) des oben zitierten Schemas). Auch wenn dieser Zweck erst im 18. Jahrhundert in den Nobilitierungsdekreten explizit angeführt wurde, so liegt doch auf der Hand, daß der Adel als Anerkennung außerordentlichen Wohlverhaltens verliehen wurde. Der Zweck jeglicher Belohnung ist aber die Motivation. Im 18. Jahrhundert hoffte man dadurch nicht nur den Beförderten selbst, sondern auch andere durch die Aussicht auf Belohnung zu tugendhaftem Handeln animieren zu können. In Montesquieus Werk fand diese Anschauung eine starke theoretische Begründung. 1748 erklärte er das standespezifische Streben nach Ehre und ehrenhafter Belohnung zu einem der stärksten staatstragenden Prinzipien in Monarchien. Mit Belohnungen befriedige der Monarch nicht nur den Ehrgeiz der Untertanen, er brächte sie außerdem dazu, „daß jeder das allgemeine Wohl betreibt, indem er seine privaten Interessen zu betreiben glaubt.“¹⁴⁴ Für eine Gesellschaft, in der die Standesehre die fundamentalste Motivation jeglicher Handlung ist, ist überdies entscheidend, „daß dieses Konzept ständischer Ehre als Instanz der Vergabe und Kontrolle von Ehre den Monarchen akzeptiert. So gesehen ist die jeweilige ständische Ehre an den Monarchen gebunden und, da der Monarch auch für den Staat steht, in den Staat integriert.“¹⁴⁵ Ähnlich ist auch Justus Möser's Konzept der *Ökonomie der Ehre* orientiert. Darin haben Ehre und Belohnung die Funktion, den Ehrgeiz der Untertanen zu wecken und für das Gemeinwohl nutzbar zu machen.¹⁴⁶ Aus den Arbeiten der politischen Philosophie des 18. Jahrhunderts wird der Zusammenhang zwischen Belohnung und Ehre erkennbar, und damit deren unmittelbar relevante Funktion für die ständische Sozialstruktur. Belohnung war demnach nicht nur Anerkennung im – modernen – Sinn eines *Honorars*, sondern fester Bestandteil einer politischen Praxis, in der Ehrung über den Status bzw. die ständische Qualität entschied.

Der Adel des Verdiensts war darüber hinaus auch als genuin politisches In-

Nobilitierung
als Motivati-
on

¹⁴³ Vgl. Bleek/Garber: S. 72

¹⁴⁴ Montesquieu: *Vom Geist der Gesetze*. – Stuttgart: 1984, S. 125

¹⁴⁵ Guttandin, S. 331

¹⁴⁶ Vgl. Möser, Justus: *Den Patriotischen Phantasien verwandte Handschriften*. – In: Ders.: *Sämtliche Werke*, Bd. 10. – Oldenburg/Hamburg: 1968, S. 64. Vgl. Guttandin, S. 330

strument einsetzbar. Er war zur *Auszeichnung* und damit zur *Kennzeichnung* von Vorbildern gedacht. Wie bei allen Formen öffentlicher Ehrung konnten auch mit Nobilitierungen in der Öffentlichkeit jene Verhaltensformen propagiert und gefördert werden, die den Vorstellungen der Obrigkeit entsprachen. Sie signalisierten dem Publikum, wer bzw. welche Fraktion vom Monarchen favorisiert wurde, welche Form der Unterstützung und des Diensts er besonders schätzte und überhaupt was die Regierung unter *Wohlverhalten* verstand. Schließlich konnte die Zulassung zur Nobilitierung der abschließende Höhepunkt des sozialen Aufstiegs einer Person oder einer Gruppe sein, die sich nach erfolgter Standeserhöhung endgültig als Teil des Establishments fühlen durfte. Sofern der Monarch bei der Entscheidung über Nobilitierungsanträge wirklich autonom war, so konnte er auf diese Weise vermitteln, welche Art von Personen er geneigt war, zur Elite zuzulassen. Aus deren Eigenschaften und Verdiensten konnte man sich ein Bild von den Tugendvorstellungen der Regierung machen. Da Nobilitierungen außerdem keineswegs selten waren, durfte jeder, der bereit und in der Lage war, sich diesen Vorstellungen anzupassen, ebenfalls einer entsprechenden Prämie gewärtig sein.

Die nicht unbeträchtliche Anzahl von Erhebungen in den Freiherrn- und Grafenstand im 17. Jahrhundert beweist, daß der Kaiser diese Kriterien z. T. auch auf die alten ständischen Familien anwandte. Zwar sah man von der juristischen Fachkompetenz häufig ab, honorierte dafür aber politisches Wohlverhalten und Loyalität umso mehr. Für den österreichischen Adel kann die Grafenstandserhebung um die Mitte des 17. Jahrhunderts als Indikator für die konfessionelle Konversion und damit für den Übertritt in das kaiserliche Lager gewertet werden.¹⁴⁷ Mit der Festlegung der höfischen Rang- und Präzedenzordnungen stieg auch beim alten Adel der Bedarf an möglichst hohen Titeln.

In theoretischer Hinsicht kehrte die Auffassung des Adels als *Tugendstimulanz* die Argumentation der Geblütsideologie um. Tugendhaftes Handeln wurde nun nicht mehr als Konsequenz adeliger Herkunft gesehen, sondern als durch die Belohnung durch den Monarchen motiviert aufgefaßt. Allerdings kann die Wirkung der Tugendstimulanz auf mindestens zweierlei Weise ausgelegt werden. Es besteht ein Unterschied, ob man die Motivation auf den jeweiligen Adelswerber beschränkt und sie als Folge der Nobilitierung auffaßt, oder ob man die stimulierende Wirkung einer Standeserhebung auch für die Zeit vor der Ernennung annimmt. Eine Beschränkung auf die erste Möglichkeit würde die Geblütsideologie bestätigen, weil in diesem Fall die Tugend erst als durch die Nobilitierung ausgelöst verstanden werden müßte. Diese Auslegung ist aber nicht plausibel, weil es unmöglich ist, daß jene Tugenden, für die man belohnt worden war, erst nach der Belohnung manifest werden sollten (auch wenn Nobilitierungen auf *Kredit* gelegentlich vorkamen).¹⁴⁸ Hingegen geht sowohl aus den Nobilitierungsanträgen, wie den Dekreten des 17. sowie des 18. Jahrhunderts klar hervor, daß für die Ernennung eine Art Treueversprechen verlangt wurde.¹⁴⁹ Der Antragsteller stellte in der Regel im Fall einer positiven Entscheidung weiteren Einsatz und anhaltende Treue in Aussicht, und der Kaiser genehmigte den Antrag unter

¹⁴⁷Vgl. Melton, James Van Horn: *The Nobility in the Bohemian and Austrian Lands, 1620-1780*. – In: *The European Nobilities in the Seventeenth and Eighteenth Centuries*. Volume two. Northern, Central and Eastern Europe. Hg. von H. M. Scott. – London/New York: 1995, S. 110 ff., S. 112

¹⁴⁸Vgl. im Abschnitt *Nobilitierung als Motivation*.

¹⁴⁹Vgl. im Abschnitt *Treue*.

der Bedingung, daß der Nobilitierte sich weiterhin wohlverhalten werde. Die realistischste Interpretation dieses Verfahrens dürfte darin bestehen, stimulierende Wirkung für beide Zeiträume (vor und nach der Nobilitierung) anzunehmen. Der Monarch konnte damit für sich in Anspruch nehmen, Personen durch die Aussicht auf Standeserhebung ebenso motiviert zu haben, wie durch die mit vollendeter Nobilitierung hervorgerufene Dankbarkeit. Daraus folgt, daß er in jedem Fall Ursache der Tugend seiner Untertanen war. Diese *erhebende* Funktion entsprach in allem dem Rollenbild der Fürsten und belegte deren Überzeugung, durch weise Regierungsentscheidungen Einfluß auf die moralische Verfassung ihrer Staaten auszuüben.

Was Chaussinand-Nogaret über die Sichtweise der Nobilitierung in Frankreich im 18. Jahrhundert berichtet, illustriert, wie vielfältig die Ansichten über deren Auswirkung sein konnten:

„[...] we read, before 1760, that ennoblement ‚is the surest means of inspiring virtue‘. This clearly implies that if ability precedes ennoblement *virtue*, a noble value, is its immediate consequence. After 1760, on the other hand, ennoblement is simply the official confirmation of the personal merit of those ‚who combine virtue and the sentiments which make up the character and the source of nobility.“¹⁵⁰

Auch für diese Formulierung gilt, was vorher über Standeserhebungen als Stimulanz gesagt worden ist. Indem sie aber auf einen neuen Aspekt hinweist, zwingt sie zu weiterer Differenzierung. Wenn nämlich zutrifft, daß man darauf bestand, Tugend nur als unmittelbare Konsequenz des Adels anzunehmen, dann war wohl nicht die Nobilitierung selbst die Inspiration, sondern eher die Entscheidung sie anzustreben. Wer sich für diesen Weg entschied, mußte sich den Maßstäben adeliger bzw. fürstlicher Tugendvorstellungen unterwerfen, um ans Ziel zu gelangen. Daß aber nur Fähigkeiten und nicht Tugenden zu Standeserhebungen geführt hätten, wie Chaussinand-Nogaret meint, wird durch den Wortlaut der Nobilitierungsdekrete widerlegt.

Im Lauf der Zeit schienen beide Richtungen – absolutistische Adelstheorie und Geblütsideologie – Ansätze zur Konvergenz entwickelt zu haben, die sich aus gegenseitigen Reaktionen und Kompromissen ergaben. So berichtet Jouanna, daß schon im 16. Jahrhundert französische Vertreter des 1. *Legitimationstyps* (der absolutistischen Adelstheorie) eingestanden, daß Nobilitierte nicht den gleichen Rang hätten, wie *gentilhommes*. *Gentillesse* oder *race* könnten erst nach mindestens drei Generationen im Adelsstand erreicht werden.¹⁵¹ Auch in Deutschland war das Kriterium der sog. *vier Viertel* verbreitet, und wie erwähnt reagierte die kaiserliche Regierung auf diese Praxis mit der Verleihung von vier Ahnen, wodurch theoretisch der Weg zu *gentillesse* verkürzt wurde.¹⁵²

¹⁵⁰ Chaussinand-Nogaret: S. 38. Ohne Referenzangaben

¹⁵¹ Vgl. Jouanna: S. 174. Die Autorin führt als Beispiele an: Jean Bacquet, Cardin Le Bret, Florentin Thierriat, Charles Loyseau und François de l'Alouëte.

¹⁵² In Teilen Deutschlands, in denen die Korporationen der regionalen Reichsritterschaft die Kontrolle über die Kriterien der Adelswürdigkeit behalten hatten, schien man den Begriff „Ritterbürtigkeit“ wörtlich zu verstehen, d. h., als Ritter geboren worden zu sein. Sie konnte also nicht auf neu Nobilitierte, sondern erst auf deren Kinder angewandt werden, sofern der Vater zum Zeitpunkt ihrer Geburt bereits nobilitiert war. Vgl. Morsel, S. 343 Fußnote 71. Stenzel, Rüdiger: Die Cuntzmann von Ettlingen. Vermögensbildung und politische Macht in der Markgrafschaft Baden um 1400. – In: Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins 129 (1981), S. 52-81, S. 63-67

Dagegen beharrten die Vertreter der Geblütsideologie auf der naturgesetzlich-biologistischen Legitimation des Adels. Andererseits wagte man nicht, die Legitimität fürstlicher Standeserhebungen prinzipiell in Zweifel zu ziehen. Der Ausweg aus diesem Dilemma bestand in einer Reinterpretation des Vorgangs der Nobilitierung. Durch sie würden Adelige nicht geschaffen (*kreiert*), sondern eine von der Natur bereits vorgenommene Auszeichnung lediglich offiziell bestätigt. „[D]er König erkennt mit der Erhebung in [sic] Adelsstand nur die inhärente Eignung an und paßt die soziale Ordnung der natürlichen Ordnung an.“¹⁵³ Entgegen der radikalen Version der Geblütsideologie räumte man nun ein, „[...] daß im Herzen adelige Menschen in nicht-adeligen Geschlechtern geboren werden und ihre guten Anlagen in ausdauernden Bemühungen fruchtbar machen.“¹⁵⁴ Damit wurde die Annahme, Tugenden wäre eine unmittelbare Konsequenz vornehmer Herkunft zugunsten eines Kompromisses fallen gelassen, mit dem v. a. der alte Adel angesichts der realen Verhältnisse leben gelernt hatte. Auch in Deutschland und Österreich hatte es der alte Adel verstanden, nur diejenigen Neulinge in seinen Kreis aufzunehmen, die *seinen* Vorstellung entsprachen. An den geblütsideologischen Fundamenten der adeligen Identität und dem Glauben an die Überlegenheit durch adelige Herkunft dürfte der Kompromiß wenig geändert haben. Trotzdem waren es nicht mehr viele, die so grundsätzliche Kritik äußerten wie Jean de Saulx-Tavanes:

„Die Könige können keine Prinzen und keine Adelligen schaffen: je mehr Adelsbriefe sie erteilen, um so mehr veräußern sie diesen Namen, der durch sein Alter und durch die Zustimmung des Volkes, die Kontinuität seiner Aufgaben und die Wiederholung guter Handlungen seiner Vorfahren und jener, die diese Qualitäten besitzen, geformt wird“¹⁵⁵

Aber auch aus dieser Äußerung ist zu ersehen, wogegen sich die spätere Kritik an der Nobilitierung überwiegend richtete. Es war eher die aus ihrer Sicht inflationäre und ausufernde Vergabepraxis, als das Institut der Nobilitierung selbst, und in der Tat war die Befürchtung, durch allzu indifferente Handhabung und lockere Anwendung der Vergabekriterien könne der Wert des Adelsstands insgesamt leiden, nicht unberechtigt. Daß gerade der ungebrochene Bedarf an Titeln die anhaltende Attraktivität des Adels bewies, war für überzeugte Grandseigneurs der alten Schule ein schwaches Argument. Jedenfalls belegen Äußerungen dieser Art, daß keine der beiden Adelstheorien die andere zu verdrängen vermochte. Beide existierten bis ins 18. Jahrhundert parallel und in mehr oder weniger friedlicher Koexistenz.¹⁵⁶ Für die Nobilitierungspolitik der Regierungen war kaum von Belang, kraft welcher theoretischen Begründung ihre Anordnungen befolgt wurden.

2.3.1 Adel und Absolutismus

Obwohl das traditionelle Konzept des Absolutismus in den letzten Jahren angegriffen worden ist, bleibt dennoch unbestritten, daß mit ihm der erste konsequente Versuch in der neueren europäischen Geschichte verbunden ist, durch

¹⁵³ Jouanna: S. 174. Vgl. auch l'Alouëte, fol. 23 r-v

¹⁵⁴ Jouanna: S. 174

¹⁵⁵ Saulx-Tavanes, Jean de: Mémoires de Gaspard de Saulx. Hg. von Michaud und Poujoulat. – Paris: 1838, S. 107, col 2. Zitiert nach Jouanna: S. 175. Jean de Saulx-Tavanes war Mitglied einer Familie der *noblesse d'épée* im Herzogsrang.

¹⁵⁶ Vgl. Clark, S. 182

Regierung aktiv steuernd oder wenigstens regulierend in die Gesellschaft einzugreifen. Die Bemühungen der frühneuzeitlichen Regierungen, die politische Macht in einer Hand, der des Souveräns, zu konzentrieren, wird bisweilen noch als Versuch mißverstanden, ein autokratisches Régime mit totalitärem Charakter zu errichten. Tatsächlich hat aber die jüngere Absolutismusforschung ausreichend gezeigt, daß der ausgedehnte fürstliche Machtanspruch zwar mit einer Beschränkung der traditionellen intermediären Gewalten, wie den diversen korporativen Autonomien, verbunden war, jedoch gleichwohl niemals die Absicht bestand, das politische System der traditionellen Gesellschaft zu revolutionieren oder gar zu zerschlagen.¹⁵⁷ Die Politik absoluter Fürsten in Frankreich und im Römischen Reich gegenüber den traditionellen ständischen Partizipationsgremien war im Gegenteil nicht aggressiv, ja nicht einmal offensiv, sondern reagierte lediglich dort empfindlich und entschlossen, wo die fürstliche Souveränität beschnitten, unterlaufen oder in Frage gestellt zu werden drohte, wobei sie in der Regel auf Kompromiß ausgerichtet war. Bemerkenswerterweise stimmen in dieser Hinsicht die neueren Auffassungen über Ziel und Zweck absoluter Herrschaft mit den zeitgenössischen Beurteilungen grundsätzlich überein: Es handelte sich bei der Entscheidung der Fürsten zur Errichtung einer absoluten Monarchie in der Tat um eine Initiative zur Stabilisierung des politischen Systems. Angesichts der politischen Krise des ausgehenden 16. und beginnenden 17. Jahrhunderts, von der ein großer Teil Europas betroffen war, und die u. a. in den bekannten permanenten religiösen Spannungen ihren Ausdruck fand, erschien eine tiefgreifende Intensivierung der Herrschaft geeignet, den Frieden wiederherzustellen, der für die Prosperität eines Staates notwendig ist.¹⁵⁸

Diese *Herrschaftsintensivierung*, die nicht nur in absoluten, sondern auch libertären Monarchien und Republiken stattfand, bestand, hier wie dort, in erster Linie in einer Ausdehnung der staatlichen Kompetenz auf Bereiche des öffentlichen und privaten Lebens, die bisher vom Zugriff politischer Instanzen, seien sie lokal oder zentral, weitgehend unberührt gewesen waren. Sie zielten vornehmlich auf die Steigerung und langfristige Erhaltung der Produktivität der Bevölkerung und die möglichst effiziente Abschöpfung der daraus entstehenden Werte zur Versorgung und Erhaltung der staatlichen Institutionen. Das Reformwerk Colberts, aber auch die zahlreichen *Policeyordnungen* in den Ländern des Römischen Reichs belegen hinreichend die Absicht der Regierungen, die staatliche Autorität entscheidend aufzuwerten und ihr eine neue Qualität zu verleihen.¹⁵⁹

¹⁵⁷ Vgl. Duchhardt, Heinz: Das Zeitalter des Absolutismus. – München: 1989. Kunisch, Johannes: Absolutismus. Europäische Geschichte vom Westfälischen Frieden bis zur Krise des Ancien Régime. – Göttingen: 1986. van Dülmen, Richard: Entstehung des frühneuzeitlichen Europa 1550-1648. Fischer Weltgeschichte Bd. 24. – Frankfurt/M.: 1982. Vogler, Günter: Absolutistische Herrschaft und ständische Gesellschaft. Reich und Territorien von 1648 bis 1790. – Stuttgart: 1996

¹⁵⁸ Der Begriff „Herrschaftsintensivierung“ stammt von RICHARD VAN DÜLMEN. Vgl. van Dülmen, S. 332

¹⁵⁹ NICHOLAS HENSHALL hat in den letzten Jahren mit einiger Berechtigung darauf hingewiesen, daß die Realität des Absolutismus bei weitem nicht so absolutistisch war, wie seine Theorie vermuten ließe und daß er gegenüber intermediären Gewalten ebenso durchsetzungsfähig wie konsensorientiert war. Bezüglich der absolutistischen Regierungspraxis vertritt er, im Gegensatz zur aktuellen Auffassung und unter Berufung auf MARC RAEFF, die Ansicht, daß zwar das Verwaltungspersonal allenthalben vermehrt, die Ämter selbst aber beibehalten und die Verwaltungsstrukturen insgesamt grundsätzlich unverändert geblieben wären. Hierzu kann angemerkt werden, daß einerseits die Bedeutung des Konflikts zwischen den Fürsten und den

Sicher ist, daß der frühmoderne Staat durch seine Politik in einem bis dahin ungekannten Ausmaß in die Gesellschaft eingriff. Die Einführung regelmäßiger Steuern, verbunden mit verschiedenen Initiativen zu Erhöhung der Steuerleistung, die Errichtung stehender Heere (um nur an die bekanntesten Maßnahmen zu erinnern) hatten zweifellos direkte Konsequenzen für die Sozialstruktur und den Alltag, die kaum überschätzt werden können. Mit der Ausdehnung und Stärkung ihrer politischen Kompetenzen hatten sich die absoluten Fürsten die Macht und mit den zentralen Verwaltungsstrukturen die Mittel geschaffen, um ihre Auffassungen von einer gut funktionierenden Gesellschaft zu verwirklichen, denn, wie RUDOLF VIERHAUS betonte:

„[...] die absolute Monarchie war nicht nur ein Herrschaftssystem, sie prägte auch das soziale Gefüge, orientierte es auf den regierenden Fürsten, die Dynastie und den Hof, indem sie von oben her eine höfische Geltungsordnung mehr oder weniger durchsetzte.“¹⁶⁰

Sobald man erkannte, daß die sozialen Verhältnisse eines Landes durch Politik beeinflussbar waren, verlor aber die Möglichkeit zur Regulierung sozialer Verhältnisse ihre Unverbindlichkeit, denn wenn diese tatsächlich bestand, mußten die Regierungen es als ihre Pflicht ansehen, sie zum Vorteil der Monarchie und des Landes einzusetzen, zumal wenn sich dadurch die Herrschaft weiter intensivieren ließ. Wenn die Fürstenherrschaft so umgestaltet wurde, daß der Fürst bei der Regierung möglichst freie Hand bekam, stand einer gezielten Beeinflussung der Gesellschaftsentwicklung nichts mehr im Weg. Absolute Herrschaft sollte ihnen gestatten, nicht nur wie bisher passiv reagierend und korrigierend, sondern aktiv lenkend und steuernd in die sozialen Prozesse ihrer Staaten einzugreifen. In der Folge erhob der Staat „[...] Anspruch auf Reglementierung der ökonomischen wie sittlichen Verhältnisse, der Ehe und Familie, des Eigentums und

ständischen Gremien allerdings lange überschätzt und die Kompromisse, die beide Seiten zu schließen bereit waren, nicht ausreichend berücksichtigt wurden. Andererseits kann die marxistische Absolutismusforschung (insbesondere Perry Anderson) für sich in Anspruch nehmen, gerade auf diesen Aspekt schon spätestens seit den Siebzigerjahren nachdrücklich hingewiesen zu haben. Die absolutistische Verwaltung unterlag tatsächlich, trotz intensiver Erörterungen durch die kameralistische Wissenschaft, bis in die zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts kaum strukturellen Veränderungen. Ihr Zuständigkeitsbereich wurde aber, im Rahmen bestehender Strukturen, nichtsdestoweniger stark ausgedehnt. Sie entwickelten sich von höfischen Behörden zur Verwaltung des fürstlichen Haushalts zu einer modernen staatlichen Administration. Die Vervielfachung des Verwaltungspersonals spiegelt eben diesen Prozeß wider. Daß sich die Behördenstrukturen selbst dabei, oberflächlich betrachtet, kaum veränderten, kann ebenso gut durch die Möglichkeit erklärt werden, die bestehenden Strukturen den Verhältnissen und praktischen Anforderungen anzupassen. Beide Einwände scheinen aber nicht auszureichen, den Absolutismus als Theorie zu Erklärung frühneuzeitlicher Fürstenherrschaft aufzugeben. Henshall dürfte von der antiabsolutistischen Polemik englischer Whig-Historiker ebenso getäuscht worden sein, wie jene denen er vorwirft, den englischen Mythos vom Antagonismus zwischen parlamentarischer und absoluter Monarchie zu ernst genommen zu haben. Vgl. Henshall, Nicholas: *The Myth of Absolutism: Change and Continuity in Early Modern European Monarchy*. – London: 1992. Ders.: *Early Modern Absolutism 1500-1700: Political Reality or Propaganda*. – In: *Der Absolutismus – ein Mythos?: Strukturwandel monarchischer Herrschaft in West- und Mitteleuropa (ca. 1550-1700)*. (Münstersche historische Forschungen Bd. 9). Hg. von Ronald G. Asch. – Köln, Wien: 1996. S. 25 ff. Anderson, Perry: *Die Entstehung des absolutistischen Staates*. – Frankfurt/M.: 1979. Raëff, Marc: *Der wohlgeordnete Polizeistaat und die Entwicklung der Moderne im Europa des 17. und 18. Jahrhunderts. Versuch eines vergleichenden Ansatzes*. – In: *Absolutismus*. Hg. von E. Hinrichs. – Frankfurt/M.: 1986, S. 310 ff. Zuerst erschienen unter dem Titel *The Wellordered Policestate* in: *The American Historical Review* 80 (1975), S. 1221

¹⁶⁰Vierhaus, Rudolf: *Deutschland im Zeitalter des Absolutismus*. – Göttingen: 2. Aufl. 1984, S. 52

Bodens, des Handels und Gewerbes, des Kreditwesens wie der Prozeßführung, der Berufswelt wie des Arbeitswesens, des Kirchgangs und der Frömmigkeit, [...]"¹⁶¹

Es sei noch einmal darauf hingewiesen, daß der Absolutismus weder totalitär war, noch totalitäre Ansprüche stellte. Vom Totalitarismus unterschied ihn, daß für ihn die Bevölkerungskontrolle nicht Selbstzweck war, und nicht der Anspruch erhoben wurde, die Mentalität und das Denken der Menschen zu formen. Wenn die absolutistische Regierung in das Leben der Untertanen eingriff, dann lediglich um deren Leistungsfähigkeit zu erhalten und gegebenenfalls zu steigern. Eine Ausnahme bildeten Religions- bzw. Konfessionsangelegenheiten: Diese wurden tatsächlich mehr oder weniger streng überwacht, weil hier latent Gefahr für die Herrschaftslegitimation bestand.¹⁶² Darüber hinaus wurden die Sonderrechte für Angehörige der Minderheitskonfession als erster Schritt zur Autonomie und damit als Durchbrechung des staatlichen Machtmonopols aufgefaßt.¹⁶³ Eine ausreichende Menge von Studien zum Alltag und der materiellen Kultur der frühen Neuzeit haben indessen überzeugend zeigen können, daß der Eingriff in das tägliche Leben der Bevölkerung keineswegs so tiefgreifend war, daß dadurch fundamentale soziale Verhaltensweisen und die Mentalität eine substantielle Veränderung hätten erfahren können. Der Absolutismus hatte die Untertanen also niemals so *im Griff* wie das totalitäre Regime zu haben pflegen. Daher muß auch die Kritik am Absolutismusbegriff, die sich auf das angebliche Scheitern des Versuchs, eine totale Kontrolle auszuüben, bezieht, ins Leere gehen, weil ein derartiger Versuch weder unternommen worden ist, noch intendiert war.¹⁶⁴

Eine im wesentlichen auf die berühmten Studien von NORBERT ELIAS zurückgehende und häufig thematisierte soziale Folge des Absolutismus war die sog. *Domestizierung* des Adels. Auch diese unter dem Einfluß Elias' von der älteren Forschung vertretene Hypothese ist durch jüngere einschlägige Studien, wenn schon nicht völlig revidiert, so doch stark modifiziert worden. Auch hier ist man indessen zur Auffassung gelangt, daß das Verhältnis zwischen absoluten Fürsten und ständischen Adelskorporationen keinesfalls ausschließlich durch Konfrontation geprägt war. PERRY ANDERSON hat im Gegenteil bereits 1974 die Ansicht vertreten, der Absolutismus müsse insgesamt als Rettungsaktion für die adeligen Privilegien und den Adelsstand überhaupt angesehen werden. Sein eigentlicher Zweck sei nicht die Schwächung, sondern die Reetablierung des Adels als herrschende Elite in einer gestärkten ständischen Ordnung gewesen.¹⁶⁵

¹⁶¹van Dülmen, S. 360

¹⁶²Der berühmte Fall der Salzburger Exulanten 1731/32 ist hierfür ein Beispiel. Die Protestanten, deren Bevölkerungsanteil beträchtlich war, wurden im katholischen Erzstift so lange geduldet, bis sie dazu übergingen, die Rechtmäßigkeit der Herrschaftsausübung durch Geistliche zu leugnen. Der Anlaß für deren Ausweisung war also nicht ihre Konfession, sondern die Ablehnung der Souveränität des Landesherrn. Vgl. Ammerer, Gerhard: Von Franz Anton von Harrach bis Siegmund Christoph von Schrattenbach – Eine Zeit des Niedergangs. – In: Geschichte Salzburgs. Bd. II/1. Hg. von H. Dopsch und H. Spatzenegger. – Salzburg: 1988, S. 245 ff, S. 262 ff. Vgl. auch MacHardy, Karin J.: War, Religion and Court Patronage in Habsburg Austria. The Social and Cultural Dimensions of Political Interaction, 1521-1622. – New York: 2003, S. 117

¹⁶³Das Revokationsedikt von Fontainebleau Ludwigs XIV. von 1685 war bekanntlich teilweise durch diese Überlegung motiviert.

¹⁶⁴Vgl. Parker, David: Class and State in Ancien Régime France: The Road to Modernity. – London 1996, S. 159-165, 204. Zmora: S. 90

¹⁶⁵Vgl. Anderson, bes. S. 20, 52

Auch wenn Andersons These von der aktuellen Forschung nicht gänzlich übernommen worden ist, stimmt man gegenwärtig doch weitgehend darin überein, daß der Adel zwar durch die Beschränkung seiner Partizipationsrechte politisch geschwächt, aber nichtsdestoweniger in sozialer Hinsicht aufgewertet und gestärkt wurde. Die Integration von Teilen des Adels, insbesondere des Hochadels, in die höfische Gesellschaft wird nunmehr weniger als Domestizierung gesehen, sondern vielmehr als Resultat eines Arrangements des Adels mit der Monarchie, das ihm nicht nur zu einem bedeutenden Prestigegewinn, sondern z. T. auch zu einer nicht unbeträchtlichen Verbesserung seiner materiellen Lage verhalf. Nicht nur dem finanziellen, sondern gerade dem Argument des Prestigegewinns war der Adel durch seinen traditionellen Ehrenkodex sehr zugänglich.¹⁶⁶

Sobald aber Verdacht auf Beschädigung des fürstlichen Souveränitätsanspruchs bestand, zeigte sich der frühneuzeitliche Staat von seiner unnachgiebigen Seite. Aus dem Bewußtsein und der Überzeugung, für das reibungslose Funktionieren des Staats und der Gesellschaft als Ganzes verantwortlich zu sein, ergab sich für Fürsten eine Politik, die jede Art der offenen Unzufriedenheitsäußerung als Provokation behandelte. Die politischen Forderungen in den Protestationen bäuerlicher, bürgerlicher und adeliger Widerstands- oder Oppositionsbewegungen des 16. Jahrhunderts, auch wenn sie in der Regel durch soziale Bedingungen oder einmalige aktuelle Anlässe motiviert waren, machte es den Monarchen leicht, sie als Angriffe auf die fürstliche Souveränität zu interpretieren und ihnen mit einer entsprechend kompromißlosen Politik zu begegnen. Die neue Qualität in der Herrschaftsauffassung der frühneuzeitlichen Fürstenstaaten bestand im Anspruch, die ausschließliche und alleinige Verantwortung für das Gemeinwohl zu tragen. Der Schutz der öffentlichen Ordnung durch die Garantie der geltenden Rechtsordnung wurden zu einem Teil der fürstlichen Souveränität.¹⁶⁷ Wer sich offen gegen diese Normen stellte oder sie verletzte, vergriff sich an den Rechten des Fürsten und machte sich des Hochverrats schuldig.¹⁶⁸ Längst vorbei war die Zeit, in der Ritter gegen ihre Landesherrn oder den König Fehden austragen konnten, ohne damit ein Unrecht zu begehen. Seit dem 16. Jahrhundert wurden alle Formen des öffentlichen Protests nicht mehr als Bestandteil der politischen Kultur, sondern prinzipiell als Destabilisierung der öffentlichen Ordnung verstanden. Weil aber die Fürsten die Bewahrung der öffentlichen Ordnung für ihren Kompetenzbereich beanspruchten, war jeder diesbezügliche Versuch eine Herausforderung der fürstlichen Macht.

Diese Verhältnisse führten zwar zu einer Verschärfung des Antagonismus' zwischen privilegierten und unterprivilegierten Gruppen, aber nicht – wie die

¹⁶⁶Vgl. Kruedener, S. 51 ff

¹⁶⁷Im Römischen Reich war der Zusammenhang zwischen Souveränität und Rechtsordnung die Folge der Definition der Funktion eines *Landesherrn*. Diese unterschieden sich von anderen Territorialfürsten durch ihre Kompetenz zur Kontrolle über die Anwendung des geltenden Landrechts. Das bedeutete, daß Landesherrn nach eigenem Recht regierten indem sie eigenes Recht anwandten. Zu einem Land gehörte außerdem eine *Landschaft*, also ein ständisches Vertretungsorgan jener Untertanen (in der Regel bekanntlich Prälaten, Ritter und Städte), die sich als zum Geltungsbereich des jeweiligen Landrechts gehörig bekannten und die Landesherrschaft des Fürsten anerkannten (*Landleute*). Während im frühen Mittelalter nur die Stammesherrn Landesherrn waren, hatten zu Beginn der frühen Neuzeit alle großen Reichsfürsten die Landesherrschaft über ihre Territorien erlangt. Als die Inhaber reichsständischer Territorien mit dem Westfälischen Frieden die Souveränität erhielten, war darin die Landesherrschaft inkludiert. Vgl. Brunner, Otto: Land und Herrschaft. Grundfragen der territorialen Verfassungsgeschichte Österreichs im Mittelalter. – Wien: 5 1965, S. 357-440

¹⁶⁸Vgl. Parker, S. 165

ältere Forschung glaubte – zwischen Adel und Monarchie. Denn die häufigen Bauernaufstände im 16. Jahrhundert schädigten v. a. die adeligen und kirchlichen Grundbesitzer. Wenn die Politik der Herrschaftsintensivierung dergleichen nachhaltig zu unterdrücken geeignet war, dann waren die Grundbesitzer die natürlichen Verbündeten der Monarchie.¹⁶⁹ Die Fürsten selbst waren allenthalben geneigt, dieses Bündnis einzugehen: Gegen Ende des 16. Jahrhunderts äußerte sich das zunehmende gegenseitige Interesse an der verstärkten Integration des Adels in die staatliche bzw. höfische Administration. Doch gerade hierin lag der Keim für neue Konflikte. Denn die Monarchen wollten ihre adeligen Mitarbeiter nicht als Partner, sondern nur als Untertanen und Repräsentanten der fürstlichen Herrschaft, nicht der eigenen dulden. Eigenständige und daher *eigenmächtige* adelige Organisationen waren im Fürstenstaat suspekter denn je.¹⁷⁰

KARIN MACHARDY hat jüngst die Integration des niederösterreichischen Adels in die österreichische (erbländische) Politik analysiert und dabei die Auffassungsunterschiede zwischen Ständen und Landesherrn bezüglich der Durchführung einer Herrschaftsintensivierung herausgearbeitet. Ihre Untersuchungen kamen zum Ergebnis, daß zwischen diesen ungleichen Verbündeten ein fundamentaler Gegensatz der Meinungen darüber bestand, wer letztlich die Verantwortung für das Gemeinwohl und damit die Politik insgesamt zu tragen hätte. Zwar begrüßte der Adel die Herrschaftsintensivierung und versuchte darauf Einfluß zu nehmen und sie den eigenen Interessen gemäß zu gestalten, wollte aber gleichwohl die Teilnahme an dieser Politik nicht als ihm zugedachte Gnade, sondern als verfassungsmäßig begründete offizielle Partizipation verstanden wissen.¹⁷¹ Diese Auffassung stand in scharfem Gegensatz zur Konzeption der absoluten Monarchie. Für den Kaiser war die Souveränität und das *jus majestatis* unbedingt unteilbar. Damit lagen auch politische Entscheidungskompetenz und Verantwortung ausschließlich beim Monarchen. Die Stände hingegen hielten nachdrücklich daran fest, daß das *jus majestatis* durchaus nicht nur teilbar, sondern außerdem in Gestalt der Rechte der Stände tatsächlich geteilt sei.¹⁷² Damit brachte der Adel unmißverständlich zum Ausdruck, daß er nicht bereit war, sich aus seiner (selbst-)zugeschriebenen Rolle des *berufenen Mandatars des Gemeinwohls* verdrängen zu lassen.¹⁷³ Hierin vertrat er die alte Rechtstradition, der gemäß rechtmäßige Herrschaft nur vom Monarchen und dem Volk gemeinsam

¹⁶⁹Vgl. Asch: Ständische Stellung, S. 3 ff, S. 34. Melton, S. 133. Winkelbauer, Thomas: Sozialdisziplinierung und Konfessionalisierung durch Grundherren in den österreichischen und böhmischen Ländern im 16. und 17. Jahrhundert. – In: Zeitschrift für historische Forschung 19 (1992), S. 317-339, S. 318 f

¹⁷⁰Vgl. Anderson, bes. S. 20 f. Clark, S. 360. Dewald, European Nobility, S. 139. Ehrenpreis, S. 239 und 260. Evans, Robert J. W.: The Making of the Habsburg Monarchy 1550-1700: an Interpretation. – Oxford: 1979, S. 211. Hahn, S. 201. Ranum, Orest: Courtesy, Absolutism, and the Rise of the French State. 1630-1660. – In: Journal of Modern History 52 (1980). Zmora S. 43

¹⁷¹Vgl. Melton, S. 132

¹⁷²Bemerkenswert ist, daß die Lehre Jean Bodins – obwohl häufig als Apologie des Absolutismus verstanden – in diesem Fall den Standpunkt des Adels stützt. Denn einerseits stellte er die Suprematie des Souveräns gegenüber dem Gesetz fest, andererseits hatte er aber ausdrücklich zwischen *droit/ius* und *loi/lex* unterschieden. Gegenüber dem *droit/ius* konnte der Souverän keinen Vorrang beanspruchen. Er stehe gewissermaßen zwischen Recht und Gesetz. Vgl. Anderson, S. 62. Vgl. Brunner, Gottesgnadentum, S. 282. MacHardy, S. 120

¹⁷³Vgl. Bleek/Garber, S. 103

ausgeübt werden könne.¹⁷⁴ Dementsprechend umfassend war der politische Anspruch der niederösterreichischen Stände gegenüber der Regierung: Aus ihrem Rechtsanspruch, Kontrollorgan der fürstlichen Politik zu sein, leiteten sie, neben den alten Rechten auf Zustimmung in Teilen der Legislative, konkret das Recht ab, eigene Armeen aufzustellen, unabhängige Vereinigungen zu bilden, Bündnisse mit ausländischen Mächten einzugehen und die Herrschaft in Vakanzfällen ab.¹⁷⁵ Mit der neuzeitlichen Auffassung von fürstlicher Souveränität war dies offensichtlich gänzlich unvereinbar und mußte daher auf schärfste Ablehnung seitens der kaiserlichen Regierung stoßen.

Durch die kompromißlose Haltung des Landesherrn sahen sich die Stände schließlich veranlaßt, noch ein weiteres Recht aus dem Fundus der politischen Tradition zu produzieren: das Recht bzw. die Pflicht zum gewaltsamen Widerstand, das dann zur Anwendung gelangen sollte, wenn sich der Fürst über das überlieferte Recht hinwegsetzte und als Tyrann regierte.¹⁷⁶ Adelige waren zwar ihrem Fürsten eidlich zur Treue verpflichtet, doch gab es aus der Sicht des Adels eine Zumutbarkeitsgrenze, die erreicht war, sobald ein Fürst Gesetze und Verträge brach. Das Verständnis von Loyalität im Adel war generell alles andere als bedingungslos. Keinesfalls darf das Verhältnis zwischen Herren und Vasallen dem von Herr und Knecht gleichgesetzt werden. FRIEDHELM GUTTANDIN charakterisiert dieses Verhältnis so:

„Dabei entspricht der Unterschied zwischen Treue und Gehorsam dem Unterschied zwischen Freien und Sklaven. Während der Sklave seinem Herrn in jedem Fall zu Gehorsam verpflichtet ist, prüft dagegen der Freie am Maßstab des Rechts die Handlungen des Herrn und richtet danach seine eigene Stellung ein. Treue impliziert mithin einen gewissen Vorbehalt: Nicht in jedem Fall verpflichtet sie zu Gehorsam.“¹⁷⁷

Das bedeutet, daß Fürsten von Adelligen nichts fordern durften, was ihren Rollenverständnis widersprach und sie entehren konnte. Die Beziehung zwischen Fürsten und Vasallen waren mit einem Vertrag vergleichbar, in dem der Dienstnehmer durch Klauseln geschützt war, die durch die Ehre definiert waren. Indem das feudale Vasallenverhältnis die Ehre des Adels schützte, war sein Status, der ebenfalls durch die Grenzen der Ehre definiert war, gleichsam politisch garantiert. Diese Tradition schloß praktisch aus, daß Fürsten bei adeligen Gefolgsleuten mit blindem Gehorsam rechnen konnten.

Die traditionelle Vorstellung von der adeligen Freiheit war sicher zunächst eine Konsequenz des ritterlichen Ethos und der Idee des *miles christianus*, hatte aber nicht zuletzt politische Ursachen. Als im späten Mittelalter die Königs- und Fürstenherrschaften in Territorien umgewandelt wurden, waren die Monarchen auf die Unterstützung ihrer ritterlichen Vasallen angewiesen. Im Personenverbandsstaat waren die Grenzen der Macht durch die Gefolgschaft eines Fürsten festgelegt. Im 14. Jahrhundert setzte damit im Reich eine Konkurrenz benachbarter Territorialherren um die Sympathie ihrer mächtigsten Vasallen ein. Das stärkte die Position der Adelligen gegenüber ihren Lehensherren, denn es hing von ihrer Entscheidung ab, welchen Fürsten sie durch eine Loyalitätserklärung stärkten. Ihre Unterstützung gaben sie in der Regel dem, der ihre Treue am

¹⁷⁴Vgl. Brunner: Gottesgnadentum, S. 281. Parker, S. 161

¹⁷⁵Vgl. MacHardy, S. 120

¹⁷⁶Vgl. Dewald: European Nobility, S. 134. Brunner: Gottesgnadentum, S. 284. MacHardy, S. 120

¹⁷⁷Guttandin, S. 48

besten honorierte. Dadurch behielt das Verhältnis zwischen Fürsten und Vasallen eine Komponente der Freiwilligkeit und u. U. sogar der Willkürlichkeit, jedenfalls aber der Vorläufigkeit, die implizierte, daß der Vasall dem Fürsten seine Treue aufkündigen und seine Unterstützung entziehen konnte, wenn er sich ihrer – aus welchen Gründen auch immer – als nicht würdig erwies.¹⁷⁸ Adelige Freiheit bedeutete daher auch die Freiheit, sich seinen Herrn selbst wählen und für seine Treue Bedingungen stellen zu können. Diese grundsätzlich auf Freiwilligkeit und Ehre gegründete Loyalität blieb noch lange Bestandteil des Selbstverständnisses des Adels und war damit gleichsam die ideologische Basis seines Verhältnisses zur Monarchie und zum Staat insgesamt.¹⁷⁹ Obwohl das Festhalten an diesem traditionellen Vasallitätskonzept unter den Verhältnissen des frühmodernen Staats, spätestens aber im 18. Jahrhundert teilweise anachronistisch war und deshalb gelegentlich als Ausdruck nostalgischer Idealisierung vergangener Größe bewertet wird¹⁸⁰, war die Kenntnis dieser Tradition immer noch so aktuell, daß sie den Diskurs der Aufklärung beeinflussen konnte. Henri de Boulainvilliers führte die Idee der unveräußerlichen Rechte auf jene adelige Freiheit zurück, die in einem aufgeklärten Staat der ganzen Nation zukommen sollte.¹⁸¹

Rechte des Adels, ob beanspruchte oder reale, konnten nicht nur unmittelbar durch Politik verletzt werden. Eine durch Fürsten autokratisch, d. h. ohne Partizipation des Adels oder gar auf dessen Kosten durchgeführte Herrschaftsintensivierung konnte seinen sozialen Handlungsspielraum auch indirekt beschränken. Ein Beispiel dafür wäre das, was JÜRGEN V. KRUEDENER die *Monopolisierung der sozialen Chancen* genannt hat.¹⁸² Die Verfügung über die Gewährung des Hofzutritts gestattete es den Fürsten, unmittelbaren Einfluß auf die soziale und materielle Existenz Adelliger auszuüben. Wenn der Herr des Hofes das adelige Privileg der Hoffähigkeit beschränkte oder gar ignorierte, schnitt er den Adel (oder Teile des Adels) von einer seiner wichtigsten sozialen und wirtschaftlichen Ressourcen ab. So hat MacHardy gezeigt, daß der österreichische Adel bereits im 16. Jahrhundert auf die Einkünfte aus Hofstellen dringend angewiesen war. Als Ferdinand II. den protestantischen Adel von allen Hof- und Verwaltungsämtern ausschloß, verletzte er damit nicht nur einen Teil des adeligen Selbstverständnisses, sondern gefährdete auch seine materielle Existenz. Abgesehen davon konnte der Ausschluß des Adels aus gerade jenem Bereich, in dem sich die durch die Herrschaftsintensivierung stark wachsende ökonomische und politische Macht konzentrierte ebenfalls als illegal oder wenigstens als den traditionellen Rechten widersprechende Willkür aufgefaßt werden. Denn um 1600 verstand der Adel unter seiner Hoffähigkeit, wenn schon nicht die Kontrolle über die Besetzung politischer Ämter, so wenigstens das exklusive Recht auf deren Wahrnehmung.¹⁸³ Eine Beschränkung des zu erwartenden Machtzuwachses durch den Ausschluß

Hoffähigkeit

¹⁷⁸ Vgl. Brunner: Gottesgnadentum, S. 106-111

¹⁷⁹ Vgl. Clark, S. 339, 344. Guttandin, S. 336 f. Neuschel, Kristen B.: Word of Honor. Interpreting Noble Culture in Sixteenth-Century France. – Ithaca/London: 1989, S. 1-16, 23-25, 196-198, 205 f

¹⁸⁰ Vgl. Dewald: European Nobility, S. 11

¹⁸¹ Vgl. Chaussinand-Nogaret, S. 16

¹⁸² Vgl. Kruedener, S. 51 f

¹⁸³ Vgl. Bůžek, Václav/Mat'a, Petr: Wandlungen des Adels in Böhmen und Mähren in Zeitalter des „Absolutismus“. – In: Der europäische Adel im Ancien Régime. Von der Krise der ständischen Monarchien bis zur Revolution (ca. 1600-1789). Hg. von Ronald G. Asch. – Köln/Weimar/Wien: 2001, S. 287-321, S. 302. MacHardy, S. 120

von der Partizipation an der Macht konnte daher vom Adel als Vertrauensbruch empfunden werden und dazu führen, daß sich Teile des Adels zurückgesetzt und vernachlässigt fühlten, was längerfristig ebenfalls Quelle von Mißmut, Unzufriedenheit und Frustration und somit potentiell Anlaß für Konflikte bieten konnte.¹⁸⁴ Auch wenn dem Faktor der Zulassung und Verbannung vom Hof heute nicht mehr die gleiche Bedeutung beigemessen wird, wie es Norbert Elias tat, so blieb dennoch die Hoffähigkeit ein wichtiger Faktor des adeligen Rollenverständnisses und die Verbannung, so selten sie auch ausgesprochen wurde, ein Makel und ein politisches Alarmsignal für die Betroffenen. Indem Monarchen die prinzipielle Hoffähigkeit des Adels so umdefinierten, daß der Hofzutritt de facto nur mehr dem unbedingt loyalen Teil des Adels gestattet wurde, machte man ihn zu einem fürstlichen Gnadenerweis und verurteilte die Ausgeschlossenen zu einem Leben in der Marginalität. Gleichzeitig wurden die Verbannten in zweifacher Hinsicht stigmatisiert: sie standen potentiell unter Illoyalitätsverdacht und waren zusätzlich eines wichtigen traditionellen Statussymbols beraubt.¹⁸⁵

Der langfristig wesentlichste Aspekt dieser Entwicklung war aber die signifikante Vergrößerung des Umfangs der fürstlichen Souveränität, die damit verbunden war. Denn wenn sich diese – nachdem der Widerstand des Adels gebrochen war – auch auf statusrelevante Privilegien und Eigenschaften des Adels erstreckte, dann war ihr damit gelungen, auf die Sozialstruktur, d. h. die Verfassung der ständischen Gesellschaftsordnung insgesamt substantiellen Einfluß auszuüben. Sobald der Souverän die Kontrolle über die Bedingungen und die Möglichkeiten einer standesgemäßen Existenz der Elite bekam, vermochte er nicht nur deren Zusammensetzung zu steuern, sondern war damit der Beweis für seine allgemein gesellschaftsregulierende Kompetenz erbracht. Als es ihnen gelang, die Aufnahme von nobilitierten Parteigängern in den ständischen Adel durchzusetzen, war dieser Vorgang zu einem vorläufigen Abschluß gelangt.

Friedhelm Guttandin hat nachgewiesen, daß sich diese Politik auf gesellschaftlicher Ebene in einer Veränderung der Bedeutung des Begriffs „Ehre“ niederschlug. Im frühen Mittelalter wurde die adelige Ehre durch den konkreten aktuellen Machtumfang des Adeligen bestimmt, d. h. in welchem Umfang es ihm seine materiellen Mittel gestatteten, seinen Status zu repräsentieren.¹⁸⁶ Seit der Adel sich durch die christliche Ritterethik definierte, wurde der Bedeutungsumfang der Ehre durch gewisse moralische und kulturelle Aspekte ergänzt, wodurch sie zunehmend durch handlungsrelevante Normen überformt wurde. Die ritterliche Existenz und Lebensweise konstituierte die Ehre des Adels umfassend und legte fest, was Guttandin den *Geltungsbereich der adeligen Ehre* nennt.¹⁸⁷ Seit dem 17. Jahrhundert konnte man eine deutliche Reduktion dieses Geltungsbereichs feststellen, was auf die Orientierung der adeligen Ehre auf den Fürsten zurückgeführt wird. Der Souverän als *fons honorum* hatte die Macht, auch ritterliche Ehre zu kassieren, wenn sie sich vermeintlich gegen ihn bzw. das Gemeinwohl wandte.¹⁸⁸ Im frühmodernen Staat hatte sie keine autonome Bedeutung und Autorität mehr zu beanspruchen, sondern wurde als vom Souverän erteilt und aus ihm abgeleitet gedacht. Ihre Bedeutung wurde durch die

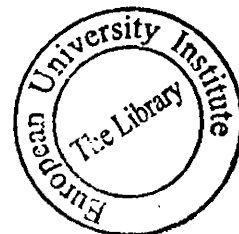
¹⁸⁴ Vgl. Dewald: *Aristocratic Experience*, S. 32 f.

¹⁸⁵ Vgl. Swann: *French Nobility*, S. 168.

¹⁸⁶ Vgl. Guttandin, S. 12-35.

¹⁸⁷ Vgl. Guttandin, S. 44-106, 200 f. Clark, 338. Neuschel, S. x.

¹⁸⁸ Vgl. Clark, S. 188, Guttandin, S. 196.



Funktion definiert, die dem Träger der Ehre als Mitglied eines Stands zukam. Guttandin beschreibt, auf welche Weise sich diese Entwicklung auf Handlungen und Verhaltensweisen der Betroffenen auswirkten, beispielsweise wie und was als Beleidigung zu empfinden sei.¹⁸⁹ Am Beispiel des Duells läßt sich zeigen, wie der frühmoderne Staat Elemente der traditionellen Ehre instrumentalisierte, um den Adel in seine Abhängigkeit zu bringen.¹⁹⁰ Untersuchungen dieser Art belegen ausreichend, daß der Einfluß absolutistischer Politik – revisionistischen Behauptungen zum Trotz – substantielle Auswirkungen sowohl auf die Bedeutung fundamentaler sozialer Funktionen und Prinzipien, wie auf den Bereich der alltäglichen Interaktion hatte.

Insgesamt sind die heute verfügbaren Informationen über die gesellschaftlichen Folgen absolutistischer Politik ausreichende Indizien, um die Annahme des Anspruchs auf Statusregulierung zu begründen. Eine entsprechende Hypothese würde formulieren, daß der frühmoderne Fürstenstaat durch Beeinflussung der Bedingungen der sozialen Mobilität einen Eingriff in die Sozialstruktur mit dem Ziel der Errichtung einer *hierarchischen Untertanengesellschaft* versuchte.¹⁹¹ Für den Adel würde das bedeutet haben, daß auch er sich mit der dienenden Rolle des Untertanen abzufinden gehabt hätte. Dabei war Dienst dem traditionellen adeligen Rollenverständnis durchaus nicht fremd. Doch war dieser ein moralisch motivierter und begründeter Imperativ, der, wie die durch Gewissensfreiheit veranlaßte gute Tat des Christenmenschen, ihrem Wesen nach freiwillig war, wie KARL FERDINAND WERNER betont:

„Der dem ‚Princeps‘ geschuldete Dienst war eben kein Sklavendienst, er war eine vom Adligen frei gewählte, eine darum um so wertvollere Hingabe nicht nur an die Person des ‚Princeps‘, sondern auch an die Sache, den Staat [...]“¹⁹²

Der Dienst am Fürsten, wie er jetzt verstanden wurde war hingegen eine unbedingte Verpflichtung, die keine Wahlmöglichkeit zuließ. Aus den Formulierungen kaiserlicher Nobilitierungsdekrete besonders des 17. Jahrhunderts geht klar hervor, daß es nicht nur die Treue, sondern der Gehorsam war, den der Monarch belohnte.¹⁹³ Indem Gehorsam aber mit dem Adelsstand belohnt wurde, wurde sie indirekt als adelige Tugend definiert, was dem traditionellen Adelsethos eindeutig widersprach.

Was den Adel letztlich dazu veranlaßte, sich dieser Entwicklung zu beugen, ist noch nicht umfassend geklärt und daher schwer zu sagen. Zunächst ist daran zu erinnern, daß in der vormodernen Gesellschaft dem Faktor der individuellen Freiheit nicht dieselbe Bedeutung beigemessen wurde wie in der Gegenwart. Außerdem müssen die möglichen Alternativen berücksichtigt werden, die sich aus der Tatsache ergaben, daß der Adel fast überall der Monarchie politisch unterlag. Der vermutlich wichtigste Faktor dürfte aber gewesen sein, daß auch in frühmodernen Staaten die herrschende Funktion des Adels nie zur

¹⁸⁹Vgl. Guttandin, S. 199-202. siehe auch: Weber, S. 653

¹⁹⁰Laut Guttandin wurde durch das fürstliche Gewaltmonopol eine double-bind Situation konstruiert, in der der Beleidigte in jedem Fall einen Fehler begehen mußte: Nahm er die Herausforderung an, so verletzte er das Gesetz, nahm er sie nicht an, dann verletzte er die Ehre. Weil sich die meisten aber für die Ehre entschieden, waren die Betroffenen immer auf die Nachsicht des Fürsten angewiesen, um gerichtlicher Verfolgung zu entgehen. Das brachte sie schließlich in ein persönliches Schuldverhältnis zum Fürsten. Vgl. ebd. S. 16, 196-199

¹⁹¹Vgl. Dewald: European Nobility, S. 140

¹⁹²Werner, S. 455. Vgl. auch Krüedener, S. 70

¹⁹³Vgl. in den Abschnitten *Verdienste* und *Treue*.

Debatte stand, sondern, im Gegenteil, die Herrschaftsintensivierung auch zu einer Intensivierung der Privilegierung des Adels gegenüber seinen Untertanen führte.¹⁹⁴ Die absoluten Monarchien hatten für den Adel die Funktion eines sozialen Herrschaftsstands vorgesehen, der umso stärker abgesichert war, je mehr sich die ständische Gesellschaftsstruktur festigte.¹⁹⁵ Wie sehr gerade absoluten Monarchen daran gelegen war, die Standesgrenzen zu erhalten, zeigen nicht nur zahlreiche offizielle Privilegienbestätigungen, sondern auch konkrete Fälle von persönlicher Intervention von höchster Stelle: So unterstützte Ludwig XIV. wiederholt verarmte Adelige aus eigener Tasche, um sie vor unstandesgemäßen Eheschließungen zu bewahren.¹⁹⁶ Schließlich sind die Fakten ein mehr als deutlicher Hinweis auf die Richtung, die die Politik der Statusregulierung verfolgte: Um 1700 waren in fast allen europäischen Staaten alle politischen Schlüsselpositionen von Adelligen besetzt; hundert oder gar zweihundert Jahre vorher hatte sich noch eine gänzlich andere Situation geboten.¹⁹⁷

Welche Mittel standen Souveränen zur Verfügung, um Statusregulierung zu betreiben? Beim gegenwärtigen Forschungsstand darf diese Frage noch keine Absicht implizieren. Fürsten konnten politische Instrumente anwenden, die statusregulierende Wirkung hatten, ohne diese Wirkung beabsichtigt zu haben. So hat sich etwa gezeigt, daß die politische und konfessionelle Homogenisierung von Hof und Administration eindeutig Auswirkungen auf das soziale Profil des Adels hatte, ohne daß sich eine Strategie eindeutig nachweisen ließe, die gerade dieses Ziel verfolgt hätte. Derartige Maßnahmen galten primär der Formierung eines politisch verlässlichen Stabs von Mitarbeitern und Funktionären, der für die Exekutive erforderlich war.¹⁹⁸ Eventuell hätte man vorhersehen können, daß dergleichen Maßnahmen auf das soziale Reservoir, aus dem die Funktionäre stammten, rückwirken können; aber das läßt sich – wenn überhaupt – wohl nur indirekt beweisen. Ebenso mußte sich die rigorose Durchführung des staatlichen Gewaltmonopols auf das Rollenverständnis des Adels auswirken, denn damit hingen das Verbot der Fehde und des bewaffneten Widerstands, wie die Kanalisierung der legitimen Gewalt in Form des Duells zusammen.

Während in den bisher besprochenen Fällen Eingriffe in die Sozialstruktur indirekte Folgen politisch intendierter Maßnahmen waren, gestattet das Privileg der Standeserhebung unmittelbare Eingriffe in den Prozeß der sozialen Mobilität. Alle europäischen Monarchen übten dieses Recht aus und zwar durchwegs um Loyalität und Verdienste um die Monarchie zu honorieren. Nun darf angenommen werden, daß den Monarchen zweifellos noch andere Möglichkeiten zur Verfügung gestanden hätten, die diesen Zweck ebenso gut erfüllt hätten. Wenn trotzdem an der Einrichtung der Standeserhebung, d. h. der Nobilitierung festgehalten wurde, so darf mit gleicher Wahrscheinlichkeit angenommen werden, daß das nicht grundlos geschah. Sicher nahm man auf den Bedarf der Kandida-

Statusregulierung

Nobilitierung
als Instru-
ment der
Statusregu-
lierung

¹⁹⁴Vgl. Bush, S. 80, 84. Clark, S. 188

¹⁹⁵So legte Ludwig XIV. als Richtlinie für Ämterbesetzungen ausdrücklich fest, daß Ämter an Kandidaten entsprechend ihrer sozialen Qualifikation zu vergeben seien. Vgl. Mettam: Definitions, S. 95

¹⁹⁶Vgl. Harding: Anatomy, S. 166. Mettam: Definitions, S. 96

¹⁹⁷Vgl. Ehrenpreis, S. 243-247. Swann, Julian: The French Nobility, 1715-1789. — In: The European Nobilities in the Seventeenth and Eighteenth Centuries. Volume one: Western Europe. Hg. von H. M. Scott. — London/New York: 1995, S. 142 ff, S. 166. Winkelbauer, Thomas: Ständefreiheit und Fürstenmacht. Länder und Untertanen des Hauses Habsburg im konfessionellen Zeitalter. Teil 1. Österreichische Geschichte 1522-1699. — Wien: 2003, S. 183

¹⁹⁸Vgl. MacHardy, S. 177

ten Rücksicht, die mit dem Adelsstand die höchste Ehre verbanden, die in einer Ständegesellschaft zu erlangen war, und es sprach nichts dagegen, denen Ehre zu geben, die Ehre wollten. Michel de Montaigne gab eine Erklärung für dieses Verhalten: Materielle Honorierung wurde von Adeligen als angemessene Belohnung für Angehörige dienender Stände angesehen; sie selbst bevorzugten – wohl nicht zuletzt um den Standesunterschied zu unterstreichen – *glänzende*, d. h. symbolische Anerkennung.¹⁹⁹ Adelliger Dienst war grundsätzlich *ehrenamtlich* und sollte daher im engeren Sinn des Worts *honoriert*, nicht bezahlt werden.²⁰⁰ Wenn man daher den Adel als Belohnung für Verdienste verlieh, so deshalb, weil man der Meinung war, daß der Adelsstand gerade dafür ein adäquates Mittel war. Mit anderen Worten: Die Monarchie wollte den Adel als Konsequenz verdienstvoller Tätigkeit für den Staat aufgefaßt wissen. Als adelig seien mithin solche Personen zu verstehen, die ihr Handeln wenigstens teilweise in den Dienst des Staats stellten. Verband man damit nicht nur eine individuelle Qualität, sondern außerdem noch einen Stand im Sinn einer gesellschaftlichen Figuration, so war dieser als Institution zu verstehen, die sich primär durch hervorragende Einsatzbereitschaft für das Gemeinwohl definieren sollte. Der Adel wäre somit jener Stand, dessen eigentlicher Existenzzweck darin bestand, das Reservoir für hochrangige Staatsdiener bereitzustellen.

In seiner umfangreiche Studie über die Entwicklung der europäischen Gesellschaften unter dem Einfluß des frühmodernen Staats kam SAMUEL CLARK zum Ergebnis, daß die verfügbaren Evidenzen auf eine bewußte „regulation of aristocratic status“ schließen lassen.²⁰¹ Aus einem Vergleich zwischen Frankreich und der kaiserlichen Politik in den österreichischen Niederlanden konnte er zwar Unterschiede in der Art der Durchführung und der ursprünglichen Absicht feststellen: während in Frankreich fiskalische Erwägungen die Kontrolle über den Adelsstand leiteten, war man in der Habsburgermonarchie eher darauf bedacht, den Adel als *staatstragenden* Stand in seiner aktuellen Form zu bewahren und vor Mißbrauch zu schützen;²⁰² der Zweck und das Resultat dieser Politik war aber in jedem Fall der gleiche: die Transformation des Adels von einem informellen feudalen Ehrenstand in eine gesellschaftliche Institution mit möglichst genau definierten und gesetzlich garantierten Rechten. Der Adel sollte damit den gleichen Prozeß der Reglementierung und Institutionalisierung der sozialen Existenz durchlaufen, wie der Großteil der Bevölkerung.²⁰³ Mit dem Nobilitierungsrecht besaßen die Souveräne ein wirksames Steuerungsinstrument, das seit dem 16. Jahrhundert verstärkt wahrgenommen wurde.²⁰⁴ Durch seine Anwendung konnte allmählich das Prinzip durchgesetzt werden, daß der Adel sich nicht selbst ergänzen konnte und damit keine autonome Kontrolle über seine Zusam-

¹⁹⁹ Vgl. Montaigne, Michel de: *Essays*, II. Buch, Kap. 7. Guttandin, S. 342

²⁰⁰ Andererseits mußte materielle Belohnung nicht unbedingt unehrenhaft sein. Thomas Hobbes schränkte ein, daß Geschenke nur dann entehrten, wenn sie dem Rang des Empfängers nicht angemessen sind: „Ansehnlich jemanden beschenken heißt ihn ehren, weil wir dadurch seine von uns anerkannte Macht gleichsam kaufen. Geringe Geschenke entehren, denn sie gleichen einem Almosen und zeigen an, daß nach dem Urteile des Gebers der Empfänger sogar unerheblicher Dinge bedürftig ist.“ Hobbes, Thomas: *Leviathan*. – Stuttgart: 1970, S. 82

²⁰¹ Vgl. Clark, S. 174-203. Asch, 33

²⁰² Vgl. Clark, S. 178. Mettam, Roger: *The French Nobility, 1610-1715*. – In: *The European Nobilities in the Seventeenth and Eighteenth Centuries*. Volume one: Western Europe. Hg. von H. M. Scott. – London/New York: 1995, S. 114 ff, S. 115

²⁰³ Vgl. Dewald: *European Nobility*, S. 21, 58

²⁰⁴ Vgl. im Kapitel *Die quantitative Entwicklung der kaiserlichen Nobilitierung*.

mensetzung hatte, sondern durch persönliche Ernennung direkt der Autorität des Souveräns unterstand. Dazu mußten überall jene Bestimmungen außer Kraft gesetzt werden, die eine indirekte *stille* Nobilitierung mittels Erwerb adeligen Landes ermöglichte, wie durch das *Ordonnance de Blois* von 1579 in Frankreich.²⁰⁵ In Österreich hatte sich der Landesherr überdies das Recht auf Bestätigung der Mitgliedschaft in den adeligen Kurien der Landschaften gesichert, sodaß er auch die Kontrolle über die personelle Zusammensetzung jener Instanz erlangte, die das politische Organ des Adels und das Symbol seiner ständischen Autonomie hätte sein sollen.²⁰⁶ Auf diese Weise hatten die Fürsten die Möglichkeit, weitgehend unbeeinflusst und nach Gutdünken jene Gruppen zu fördern, auf die sie beim Aufbau zentraler Administrationsstrukturen vorzugsweise setzten: die meist ständisch ungebundenen Angehörigen freier Berufe. Dabei ergänzten sich die Interessen dieser Gruppen objektiv mit denen der Fürsten, da gerade die Freiberufler ein besonderes Bedürfnis nach ständischer Institutionalisierung ihres Status' hatten (was auch aus deren Nobilitierungsanträgen hervorgeht).

Als eine der Konsequenzen der Institutionalisierung des Adels stellte Clark außerdem eine konzeptionelle Veränderung der Bedeutung des Adelsstands fest:

[...] the growing role of the state led to a shift in the conception of noble status. What took place was not altogether new. Rulers and state officials had always tried to shape the aristocracy to suit their needs. The expansion in state regulation of aristocratic status, however, strengthened conceptions of noble status consistent with state interests. Service to the state became the principal justification. The ennoblement of magistrates was not the result of a public consensus that this was the most important function performed in the society; the public was never asked its opinion on the subject. The exalted status of the high-court justices and other high state officials was instead the result of the power of institutions of the state to accord honour to those who served it.²⁰⁷

Durch die konzeptionelle Verknüpfung der Kategorien Adel und Verdienst wurde gleichsam eine definitorische Verbindung zwischen den Interessen des Adels und denen des Staats konstruiert. Mit anderen Worten: Der Adel diene Staat und Fürst, weil seine Interessen die des Staats sein müssen. Daher sind die adeligen Privilegien die Kennzeichen, die jenen Untertanen, die sich dem edlen Werk des Staatsdienst weihen als angemessene Belohnung zustehen. Statussymbole des Adels sollten, als wahrnehmbare Zeichen der exponierten Position ihrer Inhaber, die diesen Status durch ihr enges Verhältnis zum Staat erlangt hatten, dienen.²⁰⁸ Früher oder später mußte der Adelsstand auf diese Weise seine Bedeutung als Name einer realen sozialen Figuration verlieren und statt dessen selbst zu einem Symbol werden, dessen Bedeutung der Souverän definierte. Daß die Verfügung über dieses Symbol erblich war und somit der Staatsdienst als Domäne eines Familienverbands ausgewiesen wurde, entsprach der Konzeption der ständischen Gesellschaft als hierarchischer Untertanengesellschaft wie der Idee des dynastischen Fürstenstaats.²⁰⁹ Das Resultat dieser Entwicklung war die umfassende Eingliederung des Adels in den Kompetenzbereich fürstlicher Souveränität.

Seit Elias wird auch der frühneuzeitliche Hof als Instrument zur Regulierung des adeligen Status' verstanden. Allerdings, wie schon wiederholt, nicht

²⁰⁵ Vgl. Clark, 171, 180 f

²⁰⁶ Vgl. MacHardy, S. 137 f

²⁰⁷ Clark, S. 181 f

²⁰⁸ Vgl. Dilcher, S. 82

²⁰⁹ Vgl. Bush, S. 7. Schalk, S. 124

nur an dieser Stelle, sondern auch von zahlreichen Spezialisten betont wurde, wird Elias' Hypothese gegenwärtig nicht mehr in ihrem vollen Umfang geteilt. Heute wertet man den Hof als soziales Phänomen weniger als Domestizierungsinstrument, sondern, angeregt durch die Forschungen Sharon Ketterings, eher als Instrument zur Erzeugung von Loyalität.²¹⁰ Ohne Zweifel prägten höfisches Zeremoniell und Etikette die Mentalität eines Teils des Adels, aber der quantitative Befund – nur ein kleiner Teil des Adels hielt sich regelmäßig am Hof auf – relativiert die Bedeutung und die Relevanz dieses Sachverhalts. Aus sozialhistorischer Perspektive bestand seine Relevanz hauptsächlich darin, politische und v. a. wirtschaftliche Interessen auf den Staat zu fokussieren. Durch die Funktion der Höfe als Distributionszentralen staatlicher Investitionen, Förderungen und Ämter waren die Höfe für alle Gruppen, die potentielle Empfänger und Nutznießer fürstlicher Gnade und Protektion sein konnten von vitaler Relevanz.²¹¹ Das galt zwar nicht nur für den Adel aber für ihn in besonderer Weise, weil er durch seine prinzipielle Hoffähigkeit auch in der Provinz und auf dem Land dem Hof virtuell näher stand als die übrige Bevölkerung. Seit die feudalen Renten zur Aufrechterhaltung standesgemäßer Lebensführung nicht mehr ausreichten und alternative Einkommensquellen erschlossen werden mußten, waren die über die Höfe vermittelten Pfründe für die adelige Existenz lebenswichtig. Mit selektiver Verteilung ihrer Wohltaten konnten Fürsten hierdurch gezielte Abhängigkeitsverhältnisse und Loyalität begründen und damit ihrer Autorität über den Adelsstand insgesamt Nachdruck verleihen.

2.3.2 Reaktion und Adaption

Mit der Etablierung des fürstlichen Absolutismus war der Adel, wie die ganze Bevölkerung, nicht nur mit veränderten Machtverhältnissen, sondern v. a. mit neuen und bisher ungewohnten Formen von Herrschaft konfrontiert. Nie zuvor hatte sich so viel Macht in einer Hand konzentriert. Damit aus der Konzentration der Macht eine Intensivierung der Herrschaft folgen konnte, wurden Entscheidungsprozesse und Exekutive rationalisiert und formalisiert. Daraus entstand erstmals seit der Antike eine zentrale Administration im modernen Sinn. Allerdings sollte es einer langen Entwicklung bedürfen, bis aus der recht rudimentären fürstlichen Administration eine veritable Bürokratie entstehen konnte. Heute weiß man, daß dazu nicht nur die Verwaltung permanent reformiert werden mußte, um sie den Verhältnissen anzupassen. Gerade in der Frühzeit des Bürokratisierungsprozesses (im 16. und 17. Jahrhundert) wurden im Gegenteil in erheblichem Umfang die Verhältnisse den Anforderungen und Möglichkeiten der Administration angepaßt. Intermediäre Institutionen und autonome Kompetenzen wurden eingeschränkt oder aufgehoben, um die Effizienz der Exekutive nicht zu behindern. Der Systematisierung und Formalisierung der Regierung diente v. a. die Einführung einer allgemein verbindlichen Rechtsordnung, die nur von administrativ qualifizierten Spezialisten beherrscht und angewandt werden konnte und auf diese Weise den Untertanen die Kompetenz zur autonomen

²¹⁰ Vgl. Kettering, Sharon: *Patrons, Brokers and Clients in Seventeenth-Century France*. – Oxford: 1986

²¹¹ Vgl. Duindam, Jeroen: *The Bourbon and Austrian Habsburg Courts. Numbers, Ordinances, Ceremony – and Nobles*. – In: *Der europäische Adel im Ancien Régime. Von der Krise der ständischen Monarchien bis zur Revolution (ca. 1600-1789)*. Hg. von Ronald G. Asch. – Köln/Weimar/Wien: 2001, S. 181-206, S. 203f

Rechtspflege entzog. Anpassung der Verhältnisse an die Kategorien des römischen Rechts und der Verwaltung bedeutete die Institutionalisierung sozialer Phänomene im engen und eigentlichen Sinn des Wortes: Eine gesellschaftliche Einrichtung, die mit diesen Kategorien nicht faßbar war, konnte bzw. durfte im amtlichen Verfahren nicht existieren. Was aber vor dem Recht und daher vor der politischen Autorität existieren konnte, mußte eine rechtlich definierte Institution sein. Wenn der Adel als Elite weiterbestehen oder diesen Status sogar noch ausbauen wollte, dann mußten gewissen Veränderungen an seinem sozialen Profil vorgenommen, d. h. an die Kategorien der bürokratischen Fürstenherrschaft angepaßt werden.

Joseph Morsel nimmt an, daß das Konzept der adeligen Familie ursprünglich auf einen derartigen Formalisierungsversuch zurückgeht. Die Vorstellung vom *Geschlecht*, wie sie für den neuzeitlichen Adel typisch ist, habe – so Morsel – keinen Vorläufer und keine Tradition in der spätmittelalterlichen Ritterschaft gehabt. Sie tauchte erst auf, als Fürsten ihre Beziehungen zu ihren Vasallen zu formalisieren versuchten.²¹² Falls sich diese Hypothese auch außerhalb Frankens (Morsels Untersuchungsraum) bestätigen sollte, dann wäre damit die Entstehung des adeligen Familienkonzepts als Teilresultat einer administrativen Institutionalisierung belegt und ein weiterer Beweis für die gesellschaftsverändernde Wirkung der Verrechtlichung sozialer Phänomene erbracht. Selbst wenn der Zusammenhang zwischen Bürokratisierung und Sozialstruktur nicht so unmittelbar sein sollte, wie Morsel annimmt, dann sind die schon erwähnten Untersuchungen Ellery Schalks ausreichend Begründung für den Vorgang einer Adaption des adeligen Familienkonzepts an die von der Bürokratie geschaffenen Verhältnisse. Für Schalk besteht das wichtigste Motiv für die Veränderung der adeligen Familienauffassung von der Berufsdefinition zur Geblütsideologie in der besseren Vereinbarkeit mit den Ansprüchen des entstehenden Absolutismus in Frankreich: Aus einer berufsständischen Definition hätte sich eine politische Funktion ableiten lassen, was die Regierung nicht toleriert hätte. Die geburtsständische Definition brachte nicht nur den bereits besprochenen Vorteil einer besseren ideologischen Immunisierung, sondern war auch politisch unverfänglich und knüpfte überdies an eine institutionalisierte rechtliche Kategorie an, die von der neuen staatlichen Administration anerkannt wurde.²¹³ Der Adelsstand entwickelte sich so zu einer als Familienverband deklarierten Figuration, dessen Status durch Privilegien definiert war. Das war eine bedeutende substantielle Veränderung gegenüber dem hergebrachten Konzept, denn im Mittelalter war der Adel, dank seiner politischen Autogenität, nicht auf offizielle und formale Privilegierung durch die Fürsten angewiesen gewesen. Seine Privilegien bestanden überwiegend gewohnheitsrechtlich.²¹⁴

Die neuen administrativen Herrschaftstechniken setzten auch neue Standards bezüglich der fachlichen Qualifikation. Basis für die Formalisierung und Rationalisierung der Regierung war die intensive Verschriftlichung sämtlicher administrativer Vorgänge. Rechtswissenschaftliche und kameralistische Kenntnisse waren die Voraussetzung für die Beherrschung administrativer Prozesse. Wenn Adelige weiterhin Herrschaft ausüben wollten, so mußten sie solche Kenntnisse erwerben. Das Problem dabei bestand in seiner traditionellen Skepsis gegenüber

Bildung

²¹²Vgl. Morsel, S. 337 f

²¹³Vgl. Schalk, S. 109, 124, 144

²¹⁴Vgl. Clark, S. 175. Dilcher, S. 58 f, 76

Schulwissen und der Überzeugung, daß derartige Betätigungen einer adeligen Existenz nicht nur unangemessen seien, sondern u. U. geradezu schädlich sein konnten.²¹⁵ Diese Vorbehalte mußten überwunden werden, wenn der Adel nicht riskieren wollte, von bürgerlichen Spezialisten verdrängt zu werden, die nur darauf warteten, die Rolle der politischen Elite zu übernehmen.²¹⁶

Seit dem 16. Jahrhundert eigneten sich Adelige in immer größerem Umfang Kenntnisse an, die ursprünglich nicht zu ihrem Qualifikationsprofil gehört hatten. Man besuchte Universitäten und erwarb nolens volens die dazu erforderlichen Grundkenntnisse. Je höher die Administrationsstruktur entwickelt und je größer daher der Bedarf an Verwaltungspersonal war, desto bereiter war der Adel, diesen Berufsweg zu erwägen.²¹⁷ Frankreich war hinsichtlich dieser Entwicklung ein Sonderfall: Seit dem 16. Jahrhundert bildete sich rund um die Parlamente in den Provinzhauptstädten ein Amtsadel (*noblesse de robe*), der seinen Status ausschließlich seiner Amtskompetenz verdankte und sich daher eindeutig mit der dazu erforderlichen Fachqualifikation identifizierte. Für die *noblesse de robe* war die akademische Ausbildung ebenso Teil ihres Rollenkonzepts und ihrer Identität wie der Kampf und das Waffenhandwerk für die *noblesse d'épée*.²¹⁸ Weil aber die *noblesse de robe* den gleichen Anspruch auf uneingeschränkten adeligen Status erhob, stand auch sie am Beginn der Neuzeit vor dem Problem, wie die Erblichkeit ihrer Amtstauglichkeit zu legitimieren sei. Angesichts des deutlichen Unterschieds zwischen den funktionalen Rollenkonzepten von *robe* und *épée* ist bemerkenswert, daß die Argumentation in beiden Fällen gleich aufgebaut war und letztlich in der Geblütsideologie mündete. Auch wenn die radikale Geblütsideologie im Amtsadel tendentiell weniger Zustimmung fand, verbreitete sich doch die Auffassung, auch geistige und moralische Eignung werde biologisch tradiert; eine entsprechende Ausbildung brächte die Tugenden und Talente des potentiellen Beamten nur zur Entfaltung.²¹⁹ Der Grundgedanke dieses Arguments bildete in anderer Form die theoretische Basis für die Änderung seiner Einstellung zur Bildung und die Zivilisierung des Adels insgesamt.

Betrachtet man die spezifischen Bildungsformen näher, die der Adel seit dem 17. Jahrhundert entwickelte, so erkennt man sogleich, daß er sich nicht darauf beschränkte, Defizite zu kompensieren. Tatsächlich entwickelte er einen eigenen spezifischen Bildungskanon, in dem die neuen administrativen Fachkenntnisse die traditionellen Bildungsgüter nicht ersetzten sondern ergänzten. Schon als in Frankreich zu Beginn des 17. Jahrhunderts, durchwegs auf Initiative der Regierung, die ersten Adelsakademien gegründet wurden, erstellte man Lehrpläne, in denen Fächer enthalten waren, die an regulären Schulen und Universitäten nicht unterrichtet wurden. Daraus geht hervor, daß die Regierung von gebildeten Adelligen nicht das gleiche erwartete, wie von gebildeten Bürgern. Man beabsichtigte

²¹⁵ Vgl. Anglo, Sidney: The Courtier: the Renaissance and changing Ideals. – In: The Courts of Europe: Politics, Patronage and Royalty, 1400-1800. Hg. von A. G. Dickens. – London: 1977, S. 38 f. Clark, S. 140. MONIQUE DE SAINT MARTIN hat nachgewiesen, daß diese Skepsis gegenüber regulärer Schulbildung bei den Nachkommen der französischen *noblesse d'épée* bis in die Gegenwart besteht. Vgl. Saint Martin, Monique de: Der Adel. Soziologie eines Standes. – Konstanz: 2003, S. 177-181, 199, 254

²¹⁶ Vgl. Dewald: European Nobility, S. 153. Ehrenpreis, S. 245 f

²¹⁷ Wegen der Größe des Wiener Hofes und der relativ umfangreichen kaiserlichen Administration, erwarben österreichische Adelige deutlich früher eine Universitätsbildung als der Adel in anderen Teilen des Reichs. Vgl. Ehrenpreis, S. 245

²¹⁸ Vgl. Mettam: French Nobility, S. 136. Swann: French Nobility, S. 148

²¹⁹ Vgl. Jouanna, S. 170 f. MacHardy, S. 182

keineswegs, aus Adelligen bürgerliche Spezialisten zu machen, indem man ihnen ein bürgerliches Bildungsprogramm vermittelte, sondern war im Gegenteil darauf bedacht, auch hierin den Standesunterschied zu erhalten. Richelieu (von dem angenommen werden darf, daß für ihn die Interessen des Staats prioritär waren), legte seine Vorstellungen, was unter einem gebildeten Edelmann zu verstehen sei, in Form eines Fächerkatalogs dar, der folgende Gegenstände enthielt: Reiten, Fechten, Mathematik und Fortifikation, Logik/Physik/Metaphysik, Französisch, Ethik, Kartenlesen und Geographie, Geschichte sowie die Verfassungen der europäischen Staaten.²²⁰ Insbesondere das Reiten, Fechten und die Fortifikation, später meistens noch durch Tanz und Etikette ergänzt und unter der Bezeichnung *adelige Exerzitien* zusammengefaßt, blieben bis zum Ende des 18. Jahrhunderts an allen europäischen Adelsakademien fester Bestandteil des Unterrichts. Zentraler und typischster Bestandteil der Ausbildung männlicher Adelliger war die *Kavallierstour*. Allerdings blieb diese den wohlhabenden Kavalieren vorbehalten, da sie mit einem sich in der Regel über mehrere Jahre erstreckenden Auslandsaufenthalt und mit erheblichen Ausgaben verbunden war. Für sie galten im wesentlichen die gleichen inhaltlichen Richtlinien, wie für die Akademien, nur wurden die Inhalte weniger konzentriert und auf einen längeren Zeitraum verteilt vermittelt. In der Habsburgermonarchie wurden Akademien ausdrücklich zu dem Zweck gegründet, um auch dem minderbegüterten niederen Adel einen angemessenen Ausbildung zukommen zu lassen und dadurch vor der sozialen Deklassierung zu bewahren.²²¹

Aus dem adeligen Bildungsprogramm geht hervor, daß das Ziel dieser Ausbildung nicht akademisches Expertentum war, sondern die Entwicklung eines alternativen Persönlichkeitsprofils, daß man seit dem 17. Jahrhundert den *honnête homme* nannte. Damit blieb der Unterschied in der Qualifikation von Adelligen und Nicht-adelligen nicht nur erhalten, sondern verstärkte sich im Lauf der Zeit. Jene adeligen Exerzitien, die neben der formalen Bildung ein Schwerpunkt adeliger Erziehung bildeten und Bürgerlichen nicht zugänglich waren dienten ebenso sehr der Persönlichkeitsentwicklung wie der Aneignung spezieller Fertigkeiten. Das pädagogische Ziel dieser Bildung bestand primär in der Stärkung des Selbstbewußtseins und des Standesbewußtseins und somit die Formung einer Persönlichkeit mit stark ausgeprägten allgemeinen Führungsqualitäten. Junge Adelige sollten individuelle Stärken und Qualitäten entfalten können und daraus jene Natürlichkeit und Ungezwungenheit der Selbstdarstellung entwickeln, die Castiglione vom Hofmann gefordert hatte.²²² All das vermittelte jene gruppenspezifischen Erfahrungen, durch die sich die adelige Standesidentität konstituierte. Vor allem stärkte es das Bewußtsein des Unterschieds, da Adelige dadurch Fähigkeiten und Erfahrungen erwarben, die anderen fehlten. Weil dieser Unterschied aber weniger in fachlicher Kompetenz, sondern in einer anderen Persönlichkeitsentwicklung bestand, mußte der Eindruck entstehen, Adelige hätten grundsätzlich andere Eigenschaften als andere Menschen und wären deshalb

²²⁰Vgl. Schalk, S. 193 f

²²¹Vgl. Melton, S. 141

²²²Vgl. Dewald: *Aristocratic Experience*, S. 94 f, 102. Bezüglich Rezeption und Wirkung des adeligen Bildungsideals im Bürgertum siehe ferner: Brakensiek, Stefan: Juristen in frühneuzeitlichen Territorialstaaten. Familiäre Strategien sozialen Aufstiegs und Statuserhalts. – In: Sozialer Aufstieg. Funktionseliten im Spätmittelalter und in der frühen Neuzeit. Hg. von Günther Schulz. – München: 2002, S. 269-289, S. 285 f

für Aufgaben geeignet, die niemand anderer bewältigen könne.²²³

Der Unterschied zwischen der adeligen Bildung und einer rein akademischen Fachqualifikation zeigte sich noch an zwei weiteren bedeutungsvollen Aspekten: Abgesehen vom akademischen und militärischen Teil der Ausbildung erhielten auch die meisten adeligen Frauen eine standesgemäße Bildung.²²⁴ Unwissenheit oder gar Analphabetismus wurde auch bei ihnen nicht mehr akzeptiert. In der Regel beherrschten sie alle Fähigkeiten und Regeln der Etikette, die nötig waren, um die Familie zu repräsentieren oder gegebenenfalls einen großen Haushalt zu verwalten. Als Äquivalent zu den Ritterakademien für Knaben entstand der Brauch, Mädchen in einem adeligen Damenstift erziehen zu lassen, deren Zugangsbestimmungen ebenso strikt an adelige Herkunft gebunden waren und deren Erziehungsprogramm nicht weniger standesspezifisch war als jenes der Akademien.

Zudem ist charakteristisch, daß Adelige zwar Universitäten besuchten, aber selten ein reguläres Studium absolvierten.²²⁵ Der Grund für die Ablehnung akademischer Graduierung lag darin, daß mit der Verleihung eines Universitätsdiploms neben der offiziellen Anerkennung fachlicher Qualifikation auch eine Standeserhöhung verbunden war. Im Fall von Adeligen war dieser zweite Aspekt aber nicht sinnvoll und sogar paradox, weil die Zuerkennung des Stands eines Universitätsabsolventen für sie keine Beförderung darstellte. Eine Promotion zu akzeptieren hätte für einen Adligen bedeutet, die Notwendigkeit einer derartigen Standeserhöhung für seine Person anzuerkennen. Das kam einem Verzicht auf den Adelsrang gleich, denn (nicht nur) für den Adel rangierte der Doktor in der Ständehierarchie unter dem Edelmann. Der Adel erkannte die Nützlichkeit akademischer Bildung an, bedurfte aber der damit verbundenen Standeserhöhung nicht. Keinesfalls durfte der Eindruck entstehen, Adelige würden Bildung zur Statusverbesserung benötigen. Nobilitierte Akademiker verzichteten daher in der Regel unmittelbar nach ihrer Erhebung in den Adelsstand auf die Führung ihrer Grade.²²⁶

So wie die Fachausbildung die spezifisch adelige Bildung nicht ersetzte, so wenig bestand die Absicht, die akademisch qualifizierten Experten aus ihrer administrativen Domäne zu verdrängen. Tätigkeiten im Wirkungsbereich solcher Spezialisten wurden gar nicht angestrebt, weil die Aufgaben von Referenten und Sachbearbeitern, die Entscheidungen lediglich vorbereiteten, mit dem adeligen Rollenbild nicht vereinbar waren. Adelige waren vielmehr dazu berufen Entscheidungen zu treffen. Ihre Fachkenntnisse sollten ausreichen, um den Argumenten der Spezialisten folgen und sie beurteilen zu können. Grundlage dieser

²²³Vgl. Dewald: *Aristocratic Experience*, S. 83. MacHardy, S. 155, 172 f, 182. Guttandin, S. 182. Heiß, Gernot: *Standeserziehung und Schulunterricht. Zur Bildung der niederösterreichischen Adeligen in der frühen Neuzeit.* – In: *Adel im Wandel. Politik, Kultur, Konfession 1500-1700. Niederösterreichische Landesausstellung Rosenberg 12. Mai-28. Oktober 1990. Katalog des Niederösterreichischen Landesmuseums, Neue Folge Nr. 251.* – Wien: 1990, S. 391-407, S. 392. Motley, Mark: *Becoming a French Aristocrat. The Education of the Court Nobility.* – Princeton: 1990, S. 158, 164 f, 170 f

²²⁴Vgl. Dewald: *European Nobility*, S. 161 f. Todd, Janet: *The Sign of Angelica: Women, Writing and Fiction, 1600-1800.* – New York: 1989, S. 36 f

²²⁵Vgl. MacHardy, S. 171. Reif, S. 125

²²⁶Vgl. MacHardy, S. 171, 182. Wunder, Bernd: *Die Sozialstruktur in den Geheimratskollegien in den süddeutschen protestantischen Fürstentümern (1660-1720). Zum Verhältnis von sozialer Mobilität und Briefadel im Absolutismus.* – In: *VSWG 58 (1971)*, S. 145 ff, S. 201. Vgl. ferner im Abschnitt *Arbeit*.

Praxis war die Auffassung, nach der Bildung und Fachkenntnis alleine nicht zur Herrschaft qualifizierten. Der Status als Angehörige des Herrschaftsstands berechnete und befähigte Adelige *per se* zu führenden Stellungen in der Verwaltung mit entsprechender Entscheidungskompetenz. Wonach man die Kompetenz von Verantwortungsträgern beurteilte bzw. worin deren Qualifikation bestand, beschreibt authentisch Veit Ludwig von Seckendorffs weit verbreitete kameralistische Schrift *Teutscher Fürsten Stat*, die 1656 erstmals erschien und noch in 18. Jahrhundert Neuauflagen erfuhr:

„Ihrem Stand und Herkommen nach werden entweder geborene Edelleute oder solche Personen, die ihrer Geschicklichkeit und Wissenschaft halben auff den Hohen schulen mit dem Ehren-Titul oder Gradu, wie mans nennet, eines Doctorn oder Licentiaten gewürdiget werden, oder doch denenselben gleich zu schätzen, zu Rätthen bestellet.“²²⁷

Aus Seckendorffs Formulierung scheint hervorzugehen, daß der Adel bereits eine hinreichende Qualifikation für die Ausübung einer hohen Beamtenstellung war; Nicht Adelige hatten ein Defizit zu kompensieren, sondern Bürgerliche. Letztere hatten ihren Mangel an sozialer Qualifikation zur Herrschaft durch fachliche Qualifikation auszugleichen.²²⁸ Diese Interpretation stimmt mit der Praxis der Ämterbesetzung im 17. und 18. Jahrhundert überein. Die adelige Ämterlaufbahn begann, nach einer Einführungsphase, in der Regel sofort mit einer Ratsstelle, während bürgerliche Beamte erst in solche Positionen gelangten, wenn sie sich nachweislich fachlich bewährt hatten. Für Adelige ging es nicht darum, sich durch Bildung für einen *Beruf* oder *Job* tauglich zu machen. Für sie kam kein Dienst in subalternen Stellung und kein allmählicher beruflicher Aufstieg durch Beförderung, sondern nur eine respektable *Karriere* in Frage, in der sie von Anfang an in leitender Funktion auftreten konnten und somit nicht in die Situation kamen, einem ständisch minderqualifizierten Beamten untergeordnet zu sein.²²⁹

Die Initiativen zur Bildung des Adels seit dem 16. Jahrhundert hatten insgesamt wesentlich weitreichendere Auswirkungen als lediglich die einer fachliche Kompetenzsteigerung. Aus der Kombination von literarischer, wissenschaftlicher und praktischer Bildung entstand ein Bildungsideal, dem bald ein Persönlichkeitsideal folgte. Durch intensive Bildung wurde der Adel allmählich zu dem, was er in der frühen Neuzeit sein sollte: sein Stand, der sich nicht nur durch Privilegien und Macht definierte, sondern v. a. durch ein spezifisches kulturelles Erscheinungsbild charakterisiert war. Schalk unterscheidet daher explizit zwischen zwei Aspekten der Adelsbildung:

„[...] two basic reasons were usually given for the importance of educating the nobility [...]. One was to train nobles for jobs, especially administrative ones, so that they could compete on an equal footing with others. The second was to help redefine them: to add letters and general learning, 'grace' and 'assurance' and the like, or simply culture, so that they would have a more plausible and appealing 'image' and definition.“²³⁰

Bildung war die Bedingung, um den Adel für den neuzeitlichen Staat brauchbar zu machen und ihn als Herrschaftsstand zu integrieren. In einer sich modernisierenden und rationalisierenden Wirtschaft war sie zudem die Voraussetzung für

²²⁷Seckendorff, Veit Ludwig von: *Teutscher Fürsten-Stat*. – 3. Aufl. Frankfurt/M.: 1665, S. 103 f

²²⁸Vgl. Wunder, S. 151

²²⁹Vgl. Duindam, Jeroen: *Vienna and Versailles. The Courts of Europe's Dynastic Rivals, 1550-1780*. – Cambridge: 2003, S. 224

²³⁰Schalk, S. 181

die Bewältigung der Aufgaben der Leitung und Verwaltung von Gutsbetrieben, die die ökonomische Basis fast aller Adeliger bildeten. Aber v.a. wurden durch sie erst die kulturellen Voraussetzungen geschaffen, um den Adel zu dem zu machen, was er für Castiglione hätte sein müssen. Bildung formte die Mentalität und die kulturelle Identität des Stands, näherte ihn dem Ideal des *honnête homme* an und vermittelte ihm jenes Bewußtsein, aus dem sich die Überzeugung seiner universellen Überlegenheit ableitete und begründet wurde.

Schalks fast zwanzig Jahre alte Hypothese wurde jüngst von Karin MacHardy für den Fall des österreichischen Adels umfassend bestätigt. Sie stellte fest, daß die Entwicklung eines spezifisch adeligen Bildungsprogramms dazu diente, die traditionellen Standesunterschiede durch die Praktizierung eines vom herkömmlichen Bildungswegs deutlich abweichenden Erziehungsmodells zu festigen und abzusichern. Bildung sollte die intendierte soziale Ungleichheit reproduzieren. Dazu wurde eine höfisch-aristokratische Sozialisation, vermittelt durch adelige Erziehungsanstalten, Kavallierstour und Hofdienst, gezielt als Erziehungsmittel eingesetzt, die der regulären schulischen und universitären Ausbildung durch den unterschiedlichen Anwendungsbereich einen anderen Akzent verlieh.²³¹

Wohl zu Recht hat Hillay Zmora darauf hingewiesen, daß man die Wirkung des Hofes überschätzte, würde man die Zivilisierung des Adels allein auf seine Vorbildwirkung zurückführen. Er wendet sich damit auch gegen Elias' These, nach der die Zivilisierung des Adels eine Folge der höfischen Domestizierung war. Vielmehr war der Trend, der Bildung größeren Raum einzuräumen, beim Adel generell viel stärker verbreitet als daß er durch die Wirkung der höfischen Kultur allein erklärt werden könnte.²³² Plausibler ist die Annahme, daß ohne das allgemein höhere Bildungsniveau der Höflinge die höfische Kultur in der bekannten Form kaum möglich gewesen wäre und nicht jenen dominierenden Einfluß ausgeübt hätte, der ihn zum unbestrittenen Zentrum des Gesellschaftslebens machte. Ohne Zweifel waren die Inhalte adeliger Bildung von höfischen Verhaltensnormen prägend beeinflusst, aber ihr Vorbild war weniger der reale Hof, sondern in erster Linie das theoretische Ideal, das durch die Literatur vermittelt wurde. Adelige Bildung und Hof standen jedenfalls nicht in einem einseitigen Abhängigkeitsverhältnis zueinander, sondern in einem Wechselwirkungsverhältnis, aus dem die höfische Kultur ihre Dynamik bezog.²³³

Keine Regierung kann auf Dauer ohne die Kooperation und gegen die Interessen der Mächtigen zu regieren. Dieser simple Sachverhalt bestand auch noch nach der politischen Entmachtung des Adels, denn die politisch institutionalisierte Macht war nur ein Teil seiner Macht. Daher kann schon deshalb nicht von einer wirklichen Entmachtung des Adels gesprochen werden, weil der frühmoderne Staat genügend Gelegenheiten bot, die anderen informellen und strukturellen Aspekte seiner Macht zur Anwendung gelangen zu lassen. Seit der intensiven Erforschung des frühneuzeitlichen Patronagesystems weiß man, daß es gerade die frühneuzeitlichen Höfe waren – von denen Elias noch annahm, sie wären der Schauplatz seiner Domestizierung gewesen – an denen der Adel von neuem seine Macht entfaltete. Diese Adaption an die veränderten Verhältnisse mußte dem Adel nicht so schwer fallen, wie es nach der Neutralisierung der ständischen Korporationen den Anschein hatte. Denn mit dem Absolutismus änderten sich

Patronage

²³¹ Vgl. MacHardy, S. 166, 182

²³² Vgl. Zmora, S. 78

²³³ Vgl. Clark, S. 356

auch die Möglichkeiten und Bedingungen der Machtausübung grundlegend, oder – um es mit den etwas gewagteren Worten Zmoras zu sagen: „For the nature of power had changed too.“²³⁴ Es zeigte sich, daß sich Macht nicht weniger effizient aus der Position eines hochrangigen Funktionärs der fürstlichen Verwaltung oder des Hofes ausüben ließ.²³⁵ Aber oft war dazu nicht einmal ein wichtiges Amt erforderlich. Auch durch informelle Manipulation von Regierungsentscheidungen, Administrationsprozessen und v. a. der Distributionsmechanismen des Staats konnte Einfluß mindestens so effektiv ausgeübt werden wie durch die alten ständischen Partizipationsrechte. Angesichts der Struktur des frühmodernen Staats waren die Bedingungen dafür äußerst günstig. In einer Gesellschaft, die keine objektiven, personeninvarianten und unbedingt verbindlichen politischen Zuständigkeiten kannte und erst auf dem Weg zu einer modernen institutionenstaatlichen Struktur war, blieben informelle Beziehungen weiterhin der primäre Regelungsmechanismus jeglicher politischer Interaktion. Selbst innerhalb der politischen Sphäre waren informelle Beziehungen bisweilen wichtiger als institutionalisierte, was sowohl für die politisch relevanten Untertanen, als auch für die Fürsten selbst galt. Solange die staatlichen Strukturen und die Gesellschaft insgesamt noch wenig rational ausdifferenzierte Ordnungsprinzipien ausgebildet hatte, mußte beim Kommunizieren und Durchsetzen von Interessen auf informelle Mechanismen der Herrschaft bzw. der öffentlichen Interaktion zurückgegriffen werden. Noch einmal mit den Worten Zmoras:

„Under these conditions, the bonds created by ubiquitous patron-client relations were essential to the maintenance of order. With the state not yet able to enforce obedience on a regular basis, and with no nationalism to inculcate voluntary compliance in subjects, rulers had to act like patrons as well as sovereigns in order to secure the good will of those who mattered.“²³⁶

Macht und Herrschaft sowohl auf politischer, wie auch auf allgemein sozialer oder privater Ebene auszuüben, bedeutete, über ein Netz persönlicher Beziehungen und Abhängigkeitsverhältnisse zu verfügen, das die Durchsetzung von Interessen und den Zugriff auf Abhängige gestattete, wenn sich die institutionellen Mittel als nicht ausreichend effektiv oder unverlässlich erweisen sollten. Das strukturelle Fundament dieser Praxis mußte nicht erst neu geschaffen werden, sondern bestand bereits in Form der traditionellen Institution der *familia*. Seit dem Mittelalter verfügten mächtige Dynasten über einen z. T. recht umfangreichen Kreis loyaler Parteigänger, die durch mehr oder weniger feste persönliche Bindungen an das Oberhaupt einer *familia* gebunden waren. Entsprechend der Bedeutung dieses Begriffs sahen sich diese Gefolgsleute als Teil eines größeren Haushalts, dessen Mitglieder eine solidarprotektionistische Gemeinschaft bildeten, somit primär dem Schutz und der gegenseitigen Unterstützung diene. Persönliche Loyalitätsverhältnisse, wie sie noch im 18. Jahrhundert etwa in Form von Zünften, Bruderschaften und ähnlichen Korporationen, aber auch im Verhältnis zwischen Haushaltvorständen und Personal bestanden, waren in der vormodernen Gesellschaft die Grundlage der gesamten Sozialstruktur, aber

²³⁴ Zmora, S. 82

²³⁵ Vgl. Bush, S. 77. Butler, Rohan: Choiseul. Father and Son, 1719-1754. – Oxford: 1980, S. 1010 f. Swann, Julian: Robe, Sword and Aristocratic Reaction Revisited. The French Nobility and Political Crisis (1748-1789). – In: Der europäische Adel im Ancien Régime. Von der Krise der ständischen Monarchien bis zur Revolution (ca. 1600-1789). Hg. von Ronald G. Asch. – Köln/Weimar/Wien: 2001, S. 151-178, S. 160. Ders., French Nobility, S. 169

²³⁶ Zmora, S. 80. Vgl. auch S. 89

auch der Staatlichkeit. Autorität erforderte die persönliche, wenn möglich physische Präsenz des Machthabers. Durch den Personenverband stand jedes seiner Mitglieder direkt oder indirekt in einem persönlichen Verhältnis zur Autorität. Das Patronagesystem baute auf der Tradition der paternalistisch organisierten Personenverbände auf und setzte sie unter veränderten Bedingungen und mit anderem Akzent fort.²³⁷

In der frühen Neuzeit glichen diese Beziehungsnetzwerke die Defizite der noch unausgereiften und unzulänglichen zentralen politischen und administrativen Institutionen aus. Was die formale Zentralisierung der Verwaltung und der politischen Entscheidungsmechanismen nicht leisten konnte, wurde durch persönliche Intervention erreicht. Der Monarch war dadurch nicht nur das Zentrum der legitimen formalen Herrschaft, sondern auch der Mittelpunkt eines hierarchisch strukturierten Geflechts informeller persönlicher Abhängigkeitsbeziehungen, das in bestimmten Fällen Loyalität erzeugen oder ihr Nachdruck verleihen konnte. Macht gründete sich im frühmodernen Staat in solchem Ausmaß auf diese Strukturen, daß in der Praxis nicht immer zwischen formal legitimierter Herrschaft und informeller Macht unterschieden werden kann. Nicht selten hing die Durchsetzung und Durchführung offizieller Regierungsentscheidungen vom Funktionieren dieser Mechanismen ab. Diese Form der Machtausübung mittels einer hierarchischen Struktur persönlicher Abhängigkeiten wird in der Forschung als *Patronage* bezeichnet.²³⁸

Die Rolle des Adels in dieser Struktur war die Vermittlung und Distribution fürstlicher Gunst. Er stellte die Verbindung zwischen der Bevölkerung und dem Monarchen bzw. dem staatlichen Apparat her. Man trachtete danach, ein möglichst ausgedehntes Beziehungsnetz zu knüpfen, das einerseits in der Konkurrenz zu anderen Adeligen strategisch als Hausmacht eingesetzt wurde und andererseits gegenüber dem Herrscher die Macht der eigenen Person bzw. Fraktion erkennen lassen sollte. Je umfangreicher ein Patronagenetz war, umso größer war die Wahrscheinlichkeit, daß der Monarch den jeweiligen Adeligen als Exponenten dieses Netzes in seine Entscheidungen einbezog und diesem dadurch die Möglichkeit eröffnete, politisch zu partizipieren und dadurch den größtmöglichen Nutzen für sich und seine Klientel zu erzielen. Wenn dies gelang, dann konnte er als *mächtiger Mann* gelten und darauf hoffen, auf diese Weise die Zahl seiner Anhänger und Abhängigen weiter zu vermehren. Um die Bedeutung der Person und des Geschlechts als Patron öffentlich zu unterstreichen war kein Aufwand und keine Investition zu groß. Repräsentation und demonstrativer Konsum belegten den Erfolg des Adeligen als Patron. Je größer das Gewicht eines Patrons war, umso nützlicher war er auch für den Fürsten. Denn der Patron konnte dazu eingesetzt werden, kontroverse Verordnungen und Politik unter seiner Klientel durchzusetzen, was zu deren reibungsloser Umsetzung wesentlich beitragen konnte. Gleichzeitig konnte die Protektion eines mächtigen Patrons bei der Beschaffung günstiger administrativer Entscheidungen oder allgemeiner Vergünstigungen äußerst nützlich oder sogar notwendig sein. Die Funktion der

²³⁷Vgl. Bauer, Leonhard/Matis, Herbert: Geburt der Neuzeit. Vom Feudalsystem zur Marktwirtschaft. - München: 1988, S. 55-76. Maza, bes. S. 16, 168-172, 303-317. Neuschel, S. 1-16, 23-25.

²³⁸Vgl. Dewald: European Nobility, S. 140. Kettering, S. 224 f. MacHardy, S. 213. Scott, H. M./Storrs, Christopher: The Consolidation of Noble Power in Europe, c. 1600-1800. - In: The European Nobilities in the Seventeenth and Eighteenth Centuries. Volume one: Western Europe. Hg. von H. M. Scott. - London/New York: 1995, S. 49 f. Zmora, S. 80-89

Adeligen bei Hof war also die von *Lobbyisten*, die die Wünsche ihrer Klientel an die zuständigen Entscheidungsträger und den *fons honorum* weiterleiteten und für deren Erfüllung sorgten. Favorisierte ein Fürst einen Patron, so versicherte er sich damit auch der Loyalität von dessen Klientel und vermehrte damit nicht nur die Macht des Favoriten, sondern indirekt auch seine eigene.²³⁹

Als Exponenten eines Patronagenetzes kamen praktisch nur die reichsten Adeligen in Frage. Das bedeutet nicht, daß der niedere Adel aus diesem System ausgeschlossen gewesen wäre; die meisten waren in das Patronagesystem in prominenter Position eingebunden. Insbesondere in der Provinz erhielt der Adel dadurch einen neuen sinnvollen Aufgabenbereich: Wenn ihm schon die Mittel fehlten um selbst zu protegieren, so konnte er doch Protektion an sein Umfeld vermitteln. Weil der Provinzadel in der Regel die Funktionen der lokalen und regionalen Obrigkeit ausübte, kam ihm außerdem bei der Durchführung von Regierungsinitiativen eine Schlüsselrolle zu. Mitglieder des Hofadels konnten ihre Position erheblich aufwerten, wenn sie Patronagebeziehungen zum Provinzadel (meistens dem ihrer eigenen Herkunftsregion) unterhielten, denn Loyalität zur Monarchie wurde in der Regel über lokale Eliten vermittelt.²⁴⁰

Der Hof war die Bühne der Patronage, der Umschlagplatz von Interessen und die Börse der fürstlichen Gunst. Da Patronage aber der Distribution von Macht diene, kann keine Rede davon sein, daß der Hof ein Instrument der Machtmonopolisierung gewesen wäre. Da *Verteilung* von Macht *Teilung* inkludiert, muß in politischer Hinsicht eindeutig als Instrument der politischen Partizipation des Adels aufgefaßt werden – allerdings mit der bedeutsamen Einschränkung, daß diese Form der Teilung von Macht die fürstliche Souveränität unangetastet ließ. Überdies war dieses Distributionsverhältnis reziprok: der Monarch gab Macht ab wie eine Investition, denn er durfte dadurch seinerseits letztlich auf einem Machtzuwachs hoffen.

In Bezug auf den Adel hatte das Konzept der Machtteilung durch Patronage noch einen weiteren Effekt, in dem eine andere Bedeutung des Begriffs „Teilung“ zum tragen kommt: Die Wahl von Favoriten und die bevorzugte Stellung des Hofadels wirkte sich auf den Adel als Stand stark segregierend aus. Die traditionelle Standessolidarität und die Vorstellung von einer Gesellschaft von *Peers* zerbrach zwar nicht vollständig, wurde aber zunehmend labil. Wenn Patronage sich allzu sehr in Günstlingswirtschaft verwandelte, konnten einzelne Adelige oder Fraktionen leicht gegeneinander ausgespielt werden. Desgleichen konnte der niedere Adel oder der Beamtenadel gegen den Hof aufgebracht werden, indem man durch einseitige Bevorzugung die Statuskonkurrenz förderte.²⁴¹ In diesem Sinn verstanden hatte Machtteilung auch die Bedeutung von *divide et impera*! Das ursprünglich horizontal entlang von Verwandtschafts- und Bekanntschafts-

²³⁹Die englischsprachige Forschung umschreibt diese Funktion mit dem Begriff „broker“.

²⁴⁰Vgl. Asch, S. 35. Bůžek/Mat'a, S. 305. Duindam: Vienna and Versailles, S. 261-279. MacHardy, S. 154 f. Mettman: French Nobility, S. 139.

²⁴¹So kann Wolf Helmhart von Hohbergs *Georgica curiosa* auch als Kritik des an traditionellen Standesidealen orientierten Landadels an der vermeintlichen Dekadenz des Hofadels gelesen werden. Vgl. Clark, S. 186. Keller, Katrin: Der Hof als Zentrum adliger Existenz? Der Dresdner Hof und der sächsische Adel im 17. und 18. Jahrhundert. – In: Der europäische Adel im Ancien Régime. Von der Krise der ständischen Monarchien bis zur Revolution (ca. 1600-1789). Hg. von Ronald G. Asch. – Köln/Weimar/Wien: 2001, S. 207-233, S. 226 f. Melton, S. 121. Motley, S. 11. Zmora, S. 78 f.

beziehungen strukturierte adelige Interaktionssystem wurde durch die höfische Ordnung hierarchisiert.²⁴²

Manche Experten (z. B. Ronald G. Asch, H. M. Scott) wurden durch diesen Sachverhalt dazu verleitet, den Hofadel als Partner der Fürsten zu bezeichnen.²⁴³ Diese Charakterisierung ist unangebracht und irreführend, denn „Partnerschaft“ bedeutet eine Beziehung auf der Basis von Gleichberechtigung und Gleichwertigkeit. Im Verhältnis zwischen Adel und Souverän waren diese Voraussetzungen nicht erfüllt. Weder änderte das Patronagesystem grundsätzlich den Status des Adligen als Untertan, noch bestand in der Beziehung zwischen Fürsten und Adel Chancengleichheit, was sich aus dem Umstand ergab, daß der Fürst seine Favoriten mehr oder weniger frei wählen und austauschen konnte, während für die führenden Höflinge nur ein Patron in Frage kam, von dessen Gunst ihre eigene Position abhing.²⁴⁴ Beide Seiten waren in gewissem Sinn aufeinander angewiesen, aber keinesfalls war ihre Beziehung symmetrisch, denn die Abhängigkeit war eindeutig zu Gunsten des Fürsten verteilt.

Trotzdem erzeugte die ungleiche Machtverteilung im Patronagesystem beim Adel kein prinzipielles Unbehagen. Schließlich gehörte die Ausübung informellen Einflusses seit jeher zum Repertoire adeliger Macht. Viel wichtiger war aber, daß die Funktion des Lobbyisten durchaus auch mit seinem traditionellen Rollenverständnis als *Mandatare des Gemeinwohls* vereinbar war. Einerseits befriedigte die Integration in den Hofstaat bis zu einem gewissen Grad sein Bedürfnis nach politischer Partizipation, andererseits entsprach es seiner Auffassung vom Adel als dem vornehmsten Repräsentanten des Volks.²⁴⁵ Die Funktion des Adels sollte in der Vermittlung zwischen Souverän und Volk bestehen. Als Spitze der hierarchischen Untertanengesellschaft repräsentierte er es gleichzeitig gegenüber dem Fürsten, brachte die Wünsche der Untertanen zu Gehör und sorgte zugleich für die Durchsetzung des herrscherlichen Willens. Die Praxis der Patronage konnte als praktische Umsetzung dieses Ideals interpretiert werden, denn sie vermittelte den Akteuren den Eindruck, sowohl dem Herrscher zu dienen und zu unterstützen, als auch zur Verteilung von Wohltaten an das Volk beizutragen. Daß zudem besonders in der Aufbauphase absolutistischer Herrschaft die Basis für die Funktionsfähigkeit der Patronagebeziehungen noch nicht ausschließlich durch rationale Interessenskalkulation, sondern in gleicher Weise durch moralische Verpflichtungen, wie Verwandtschaft, Standes- und Korporationssolidarität und Ehre garantiert waren, mußten den Eindruck einer im Grunde pflichtbewußten und selbstlosen Handlungsweise noch verstärken.²⁴⁶

Langfristig untergrub das Patronagesystem jedoch traditionelle Bindungen und trug insofern zur Rationalisierung persönlicher Beziehungen bei. Je mehr mit der Integration des Adels in die Höfe die Bedeutung von Patronage wuchs, umso wichtiger wurde der Faktor Beziehung und Protektion im allgemeinen und Beziehung zum Hof im besonderen für die ganze Gesellschaft. Mit guten Kontakten konnte man in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhundert bereits fast alle Standesschranken überwinden und außerordentliche Karrieren machen. Die

²⁴² Vgl. Dewald: *Aristocratic Experience*, S. 145. Zmora, S. 97, 197

²⁴³ Vgl. Asch, S. 36. Scott/Storrs, S. 49.

²⁴⁴ Vgl. Zmora, S. 81

²⁴⁵ Vgl. MacHardy, S. 176

²⁴⁶ Vgl. MacHardy, S. 121

Gesellschaft der Beziehungen untergrub allmählich die Regeln der Ständegesellschaft und förderte damit ihre Auflösung.²⁴⁷

Der Problemkomplex der Reaktion des Adels auf und seine Adaption an den Absolutismus ist ein typischer Anwendungsbereich der Bourdieuschen Kapitaltheorie.²⁴⁸ Mit der Veränderung der Machtverhältnisse und der gesellschaftlichen Funktion des Adels setzte ein Prozeß ein, der den Adel durch Adaption und soziopolitische Reorientierung an der Macht halten bzw. reinvestieren sollte. Dieser Vorgang läßt sich als *Rekonversionsprozeß* beschreiben. Dementsprechend kann man den frühneuzeitlichen Adel als Status mit charakteristisch verteiltem Kapital analysieren: am Beginn der frühen Neuzeit verfügte er über mäßiges kulturelles, relativ hohes soziales und ökonomisches (allerdings mit fallender Tendenz), aber v. a. über ein Übermaß an symbolischem Kapital. Was wäre leichter als den Adaptionprozeß des Adels an die neue Zeit mit Hilfe des Patronagesystems als Austausch- und Umschichtungsvorgang von Kapital zu beschreiben? In der Tat kann man die Sozialgeschichte des Adels im 17. und 18. Jahrhundert reichlich grob als einen Prozeß sehen, in dem langfristig eine Menge symbolisches Kapital investiert wurde, um soziales, ökonomisches und kulturelles Kapital zu vermehren. Das Problem dabei besteht einmal mehr in der Zuordnung sozialer Phänomene und Sachverhalte vor- und frühmoderner Gesellschaften zu Kategorien, die für die Analyse der Dynamik moderner Gesellschaften gedacht sind. MacHardy hat versucht, die Methode der Kapitalarten konsequent für die Analyse der Rolle der kaiserlichen Patronage für den österreichischen Adel und dessen soziale Konsolidierung anzuwenden. Dabei hat sie Zuordnungen vorgenommen, von denen zwei an dieser Stelle exemplarisch für die Methode der Kapitaltheorie angeführt werden sollen:

„Noble title is the purest form of social capital, because it legally guaranteed the endurance of a particular system of social relations. Noble status not only authorized dominance over the peasantry but usually also assured access to the court, so facilitated influence and social connexions which could be use to acquire und enhance economic capital.“²⁴⁹

„Symbolic capital was an important form in which the various types of capital were legitimized, which explains why social capital was often not recognized as productive capital, but instead thought of as legitimate competence, indicated by prestige. Thus, a noble high rank, richly endowed with patronage networks, was known to more people than he knew and was sought after precisely because of his prestige, which was, of course, the implicit acknowledgement of his ability to make his work of sociability highly productive.“²⁵⁰

Zunächst ist zu bemerken, daß das, was MacHardy hier über das soziale Kapital des Adels sagt, auf alle Stände zutraf. Auch Schustergesellen hatten rechtlich legitimierte Anspruch auf Zugang zu besonderen sozialen Beziehungssystemen, die überdies dem Adel mitunter praktisch verschlossen waren. Weiters konnten isoliert in entlegenen Provinzen lebende Adelige, selbst wenn sie über ein gut

²⁴⁷Vgl. Chaussinand-Nogaret, S. 129. Dewald: *Aristocratic Experience*, S. 157 f.

²⁴⁸In der Geschichtswissenschaft wird häufig übersehen, daß die Kapitaltheorie speziell für die Erklärung von Rekonversionsprozessen entwickelt worden ist, also den Vorgang von Positionsveränderungen in einem sozialen Raum, der durch relativ hohe soziale Mobilität gekennzeichnet ist. Leider ist häufig festzustellen, daß sie von Historikerinnen und Historikern allzu oft undifferenziert als Königsweg zur allgemeinen Sozialstrukturanalyse mißverstanden wird und folglich zu methodologischen Irrtümern führt.

²⁴⁹MacHardy, S. 123

²⁵⁰Ebd. S. 126

ausgebautes lokales Beziehungsnetz verfügten, allein aus ihrem Status zweifellos kein nennenswertes, bei Hof verwertbares soziales Kapital beziehen, weil adelige Geburt eben nur *theoretisch* zum Hofzutritt berechtigte. Adel prinzipiell mit sozialem Kapital zu identifizieren ist daher entweder eine Übertreibung oder schlicht eine Fehlinterpretation. Denn Herrschaft und Hoffähigkeit waren nur sekundäre Folgen sozialer Beziehungen, aber primär von Privilegien, die Adeligen auf Grund ihres Geburtsstands und der daraus abgeleiteten rechtlichen Position zukamen. Was sich aber aus der ständischen Lage eines Individuums ergibt, ist seinem symbolischen Kapital zuzuordnen. Korrekt ist, daß der Adel durch Einfluß und Beziehungen – d. h. im Rahmen des Patronagesystems – ökonomisches Kapital vermehrte. Aber Einfluß, Beziehungen und soziales Kapital waren selbst Derivate seines symbolischen Kapitals.

Ferner setzt die Annahme, symbolisches Kapital ließe sich konvertieren, voraus, daß Ansehen in einer frühmodernen Gesellschaft als Prestige interpretiert wird. Das ist jedoch nicht zulässig oder zumindest überaus problematisch. Denn das Fundament des Ansehens und des Status' in der frühen Neuzeit war bekanntlich die Ehre. Nun ist aber aus soziologischer Perspektive Prestige durchaus kein Äquivalent der Ehre. Der Unterschied besteht darin, daß Ehre konstant ist, während Prestige eine Variable ist. Anders als Prestige läßt sich Ehre nicht allmählich vermehren, ebensowenig kann sie schwinden. Sie kann lediglich gefestigt werden oder verloren gehen. Wenn sie aber verloren ist, so ist sie gänzlich verloren, und ein ehrloser Adeliger war nicht viel weniger eine Ausgestoßener als ein ehrloser Schustergeselle.²⁵¹ Der einzige mögliche Weg zu Vermehrung von Ehre war der außerordentliche Fall einer Standeserhöhung, insofern, als mit dem höheren Stand ein entsprechend höheres Maß an Ehre erworben wurde. Daraus folgt, daß die Ehre als Kern symbolischen Kapitals sich nicht zur Konvertierung in andere Kapitalsorten eignete. Prestige andererseits eignet sich als analytischer Begriff für die vor- und frühmoderne Gesellschaft nur unter starkem Vorbehalt.²⁵² Was einen Adeligen bei Hof zu einem gesuchten Patron machte war nicht sein Prestige, sondern sein Status als Summe seiner Statuskriterien bzw. seines Kapitals.

An diesen Beispielen tritt die ganze Problematik der Anwendung inadäquater Methoden zu Tage. Die Kapitaltheorie ist für Gesellschaften konzipiert, in denen die einzelnen Kapitalsorten annähernd gleiche Bedeutung haben, untereinander uneingeschränkt konvertibel sind und in denen ein ausgeglichenes Verhältnis der Kapitalsorten angestrebt wird. In einer Gesellschaft wie der frühneuzeitlichen, in der eine Kapitalsorte – das symbolische Kapital – alle anderen dominierte, ist sie nur eingeschränkt aussagekräftig und anwendbar. Man erkennt das u. a. an der Art, wie Kapital investiert und welcher Zweck damit verfolgt wurde. Obwohl der Adel jederzeit symbolisches Kapital im Überfluß besaß war seine Rekonversionsstrategie weniger auf Austausch und Kompensation vermeintlicher Defizite, sondern hauptsächlich auf weitere Vermehrung des symbolischen Kapitals gerichtet. Der Großteil des neu erworbenen ökonomischen und kulturellen Kapitals wurde zu Repräsentationszwecken eingesetzt,

²⁵¹ Vgl. Nowosadtko, Jutta: Betrachtungen über den Erwerb von Unehre. Vom Widerspruch „moderner“ und „traditionaler“ Ehren- und Unehrenkonzepte in der frühneuzeitlichen Ständegesellschaft. – In: Ehre. Archaische Momente in der Moderne. Hg. von Ludgera Vogt und Arnold Zingerle. – Frankfurt/M.: 1994, S. 230-248

²⁵² Vgl. Guttandin, S. 33, 75

also für jenen demonstrativen Konsum, der allein der Festigung der Ehre galt. Jene bedenkenlose Großzügigkeit, die das Bürgertum später als Verschwendung diffamierte, war nicht erst in der frühen Neuzeit, sondern in allen vormodernen europäischen Gesellschaften eine der wichtigsten Praktiken zur Demonstration und Festigung der Ehre. Den Einsatz symbolischen Kapitals – und damit auch der Ehre – im Rahmen von Standesrepräsentation als Mittel zum Zweck des Erwerbs von ökonomischem Kapital zu erklären ist nur nötig, wenn eine Theorie das Faktum des Selbstzwecks der Ehre in einer Gesellschaft nicht kategorial und analytisch erfassen kann. Theorien, die soziale Phänomene vorwiegend auf der Grundlage moderner Rationalitätskonzepte und Werte erklären, können vormoderne handlungs- und statusrelevante Faktoren, wie die Ehre, naturgemäß weitgehend vernachlässigen. Weil aber solche Theorien derartige Faktoren unberücksichtigt lassen müssen, ist man bei ihrer Anwendung gezwungen, auch dort rationale Motive zu unterstellen, wo die Erklärung in spezifisch vormodernen Faktoren liegt. Daß Repräsentation und Verschwendung der Festigung der Ehre dienten, weil diese an sich über Ansehen, Macht und Status entschied, ist mit diesen Konzepten nicht kompatibel. Sie lassen die Ehre als eigenständigen und vollwertigen Erklärungsfaktor nicht zu. Solche Praktiken müssen folglich so erklärt werden, als ob auch sie dem Erwerb von Gütern (in diesem Kontext von ökonomischem und sozialem Kapital) gedient hätten, die in modernen Gesellschaften statusrelevant sind.

Auch die nicht unerheblichen finanziellen Investitionen in eine Nobilitierung sind ein Beispiel für diese Praxis. Selbst die Initiativen zur Verbesserung der Bildung im Adel führten letztlich – wie schon gezeigt wurde – durch die Definition eines eigenen standesspezifischen Bildungsstandards zur Festigung der Standesgrenzen und damit über die Vermehrung des kulturellen Kapitals zur Entstehung einer neuen Form symbolischen Kapitals. In welchem Ausmaß der Erwerb symbolischen Kapitals wiederum strategisches Mittel zum Erwerb anderer Kapitalsorten oder vielmehr Selbstzweck war, scheint auch nach der inzwischen relativ verbreiteten Anwendung der Bourdieuschen Theorie in der Frühneuzeitforschung nicht ausreichend geklärt zu sein. Hingegen darf als gesichert angenommen werden, daß sich bei jeglicher Interaktion, insbesondere beim Streben nach sozialem Aufstieg, alles um die Ehre drehte, weil durch sie letztlich der Status von Individuum und Gruppe festgelegt war.

2.3.3 Die Macht des Adels

Als sozialer und politischer Elite ist die Macht jene Eigenschaft, die mit dem Adel intuitiv assoziiert und ihm vor allem anderen zugeordnet wird. Gerade der Umstand, daß es ihm gelingen konnte – obwohl selbst wiederholt tiefgreifenden Veränderungen unterworfen – die Macht gleichwohl über ein Jahrtausend hinweg in seinen Händen zu konzentrieren und zu erhalten, macht ihn zu einem der wichtigsten und instruktivsten Gegenstände sozialwissenschaftlicher Forschung. Doch ist diese Feststellung nicht so trivial wie sie auf den ersten Blick erscheint. Denn es ist gerade die außerordentliche Kontinuität als Herrschaftsstand und die Beständigkeit seiner Elitenposition, die die interessantesten Fragen und dringendsten Probleme aufwirft. Es gehört diesbezüglich zu den wichtigsten Erkenntnissen der Forschung, daß diese Kontinuität v. a. deshalb erreicht werden konnten, weil der Adel seine Macht nicht nur aus einer Quelle bezog. Das erlaubte Schwerpunktverlagerungen je nach soziopolitischen

Verhältnissen und machte ihn anpassungsfähig. Samuel Clark hat in seiner bereits erwähnten Studie (die man auch als eine Geschichte der Macht des Adels verstehen kann) fünf Faktoren adeliger Macht unterschieden und ausführlich analysiert:

1. *Lordship*: die Macht, die der Adel durch seine obrigkeitliche Funktion in einer feudalen Herrschaft- und Eigentumsstruktur bezieht.
2. *Status power*: Macht, die sich aus einem Set gesetzlich definierter und garantierter Rechte und Privilegien ableitet. Sie war mehr oder weniger das Resultat der staatlichen Institutionalisierung des Adels als Herrschaftsstand in der frühen Neuzeit.
3. *Economic power*: Macht, die sich aus dem privilegierten Zugang zu wirtschaftlichen Ressourcen und ökonomischer Unabhängigkeit ableitet.
4. *Political power*: Durch privilegierten Zugang zu politischen und administrativen Ämtern, entweder ständisch autogen oder als Repräsentanten des Staats ausgeübte Macht.
5. *Cultural power* bezeichnet die Möglichkeit, die kulturelle Praxis der Bevölkerung durch Etablierung eines verbindlichen Standards zu beeinflussen. Solches funktioniert auf der Basis der Annahme, daß sozial einflußreiche Personen auch kulturell die größte Vorbildwirkung ausüben. Die wichtigsten Instrumente der kulturellen Macht waren die höfische und die Salonkultur sowie der Einfluß auf die Religionsausübung.

In diesem Abschnitt wird primär auf jene Formen der Macht eingegangen, die unter dem Einfluß des Absolutismus institutionalisiert und gesetzlich legitimiert ausgeübt wurden: Macht durch das Amt und danach Macht durch Privilegien. Diese beiden Machtinstrumente waren durch die Verrechtlichung und Bürokratisierung der Herrschaft unmittelbar betroffen bzw. wurden durch sie erst ermöglicht.

Im Fall der Amtsgewalt ist der Zusammenhang mit der Bürokratisierung evident. Bedeutender war vielleicht, daß die Herrschaftsintensivierung zu einer Festigung und einem Ausbau überwiegend bereits bestehender, aber bislang lediglich gewohnheitsrechtlich, d. h. traditional legitimerter Rechte führte. Durch die Kodifizierung und rechtssetzende Bestätigung dieser Rechte wurde feudale Macht juristisch legitimiert und damit zugleich staatlich garantiert.

Was der Adel am Beginn der Neuzeit im Konflikt mit dem Fürstenstaat nicht erreicht hatte, nämlich Festigung seiner dominanten Stellung in der Gesellschaft und seiner Macht, gelang ihm spätestens im 17. Jahrhundert durch Änderung der politischen Strategie, Aufgabe ständischer Mitregierungsansprüche und Integration in den staatlichen Apparat. Nicht allein die materielle Existenz vieler Adelsfamilien konnte dadurch dauerhaft gesichert werden. Adelige kamen dadurch auch wieder in die Position, Herrschaft über Untertanen auszuüben. Dieser Aspekt ihrer gesellschaftlichen Rolle war im Lauf des 15. Jahrhunderts immer fragwürdiger geworden. Die obrigkeitliche Autorität des Adels hatte in Frankreich während der Religionskriege und in vielen Teilen Deutschlands während des Dreißigjährigen Kriegs so stark gelitten, daß seine Legitimation als Herrschaftselite auf dem Spiel stand.²⁵³ Durch die Übertragung staatlicher

²⁵³ Vgl. Press, S. 246-248

Autorität wurde er z. T. in seine alte Rolle reinvestiert.²⁵⁴ Woraus die Macht abgeleitet war, ob aus fürstlicher oder autogener aristokratisch-ständischer Autorität, schien dabei nebensächlich zu sein. Wichtig war allein die Möglichkeit zur praktischen Ausübung von Herrschaft, wodurch sowohl der Anspruch auf gesellschaftliche Dominanz untermauert, als auch die prinzipielle Herrschaftsfähigkeit unter Beweis gestellt wurde. Auf lange Sicht veränderte sich dadurch dennoch die Grundlage für diese Möglichkeit. Ganz im Sinn der absolutistischen Intention begriff man die Macht des Adels im 18. Jahrhundert nicht mehr als ein ihm genuin zukommendes Attribut, sondern zunehmend als die Möglichkeit zum privilegierten Zugang zu den Zentren der Macht.²⁵⁵ Der Ursprung der Macht blieb ungeteilt in den Händen der Monarchen, aber der Adel war als die Gruppen anzusehen, an die sie vorzugsweise delegiert wurde. Noch 1661 hielt Ludwig XIV. es für erforderlich, mit der Entscheidung keine *Grands seigneurs* in seinem Kabinett zuzulassen, unmißverständlich klar zu machen, daß ein legitimer Anspruch auf diese Macht nicht bestand und nicht zu erheben war.

WILLIAM DOYLE nimmt wohl zu Recht an, daß dergleichen Maßnahmen zum willkürlichen Ausschluß gewisser mächtiger Adelsgruppen in Frankreich die Betroffenen kaum tangierten und hauptsächlich strategischen und nicht sozialpolitischen Überlegungen folgten.²⁵⁶ In welchem Ausmaß der Adel insgesamt davon betroffen war, ist allerdings schwieriger zu beurteilen. Weniger saturierte Adelsgruppen konnten damit u. U. empfindlich getroffen werden, wie am Beispiel der Habsburgermonarchie gezeigt wurde. Es kam darauf an, jede Möglichkeit zu nutzen, die das Ansehen und die materielle Basis einer Familie verbessern konnte. Je besser dies gelang, umso unempfindlicher war man im Fall herrscherlicher Ungnade und anderen Krisenfällen. Langfristig gesehen ist daher Doyle rechtzugeben, denn die umfassende soziale und wirtschaftliche Konsolidierung des Adels lief de facto auf ein Monopol auf die wichtigsten staatlichen Positionen hinaus. War in der Frühphase der Integration des Adels in den Fürstenstaat der Adel noch auf die Verleihung von Ämtern zur Verbesserung und Stabilisierung seiner Situation angewiesen, so waren spätestens im 18. Jahrhundert Reichtum und Einfluß nicht mehr unbedingt Konsequenz eines Amtes, sondern eher die Voraussetzung für eine Bestallung.²⁵⁷ Auf diese Weise wurde schließlich eine Situation geschaffen, in der der Adel als Stand mit Macht im Sinn von Amtsgewalt identifiziert wurde. Der Anspruch darauf blieb zwar informell und quasi gewohnheitsrechtlich, aber das machte ihn nicht weniger wirksam. Die *grands-seigneurs* fast ganz Europas hatten sich von neuem eine Basis geschaffen, die ihren Anspruch auf Herrschaft gerechtfertigt erscheinen ließ. Nur bestand dieser nun primär in sozialer, wirtschaftlicher und kultureller Dominanz und nicht mehr in der Präention biologischer Überlegenheit.

Anhand der Geschichte der Privilegierung des Adels läßt sich am besten zeigen, daß sich der Adel durchaus nicht gegen den Widerstand der absoluten Monarchie behaupten und konsolidieren mußte. Was sich aus seiner Perspektive

²⁵⁴ Vgl. Duindam: Bourbon and Austrian Habsburg Courts, S. 203. Winkelbauer, Thomas: Krise der Aristokratie? Zum Strukturwandel des Adels in den böhmischen und niederösterreichischen Ländern im 16. und 17. Jahrhundert. – In: MÖG 100 (1992) S. 328–353, S. 337, 347 f, 352. Zmora, S. 85 f

²⁵⁵ Vgl. Clark, S. 182, Chaussinand-Nogaret, S. 126

²⁵⁶ Vgl. Doyle, William: Was there an Aristocratic Reaction in Pre-Revolutionary France? – In: PP 57 (1972), S. 97 ff, S. 100

²⁵⁷ Vgl. Swann: French Nobility, S. 169. Zmora, S. 107

auf den ersten Blick wie ein Angriff oder wenigstens eine Beschränkung seiner traditionellen Rolle ausnahm, nämlich die Festschreibung von Individuum und Gruppe durch detaillierte Spezifikation von Rechten, Pflichten und Freiheiten, erwies sich langfristig im Gegenteil als eines der wichtigsten Elemente für dessen Konsolidierung und Aufstieg. Es dauerte nicht allzu lange, bis der Adel allenthalben erkannte, daß die fürstliche Herrschaftsintensivierung seine traditionelle Macht stärkte und in manchen Fällen sogar die Bedingung für deren Erhaltung war. Je loyaler man sich gegenüber den Monarchen zeigte, desto mehr durfte man auf Honorierung hoffen. Wenn fürstliche Belohnung in der Bestätigung und Erteilung von Privilegien bestand, wurde damit die Position des Adels gegenüber seinen Untertanen und der übrigen Bevölkerung im allgemeinen gefestigt und gestärkt. So konnte die geballte Macht des frühmodernen Staats, der die Privilegien schützte, für individuelle und Standesinteressen nutzbar gemacht werden. Durch die Kodifizierung der Privilegien und die Ausdehnung der staatlichen Jurisdiktionskompetenz konnte der Adel einen großen Teil seiner Verantwortung für die Aufrechterhaltung der Ordnung, was auf dem Land auch die Respektierung der feudalen Strukturen inkludierte, auf den Staat abwälzen. Dieser Mechanismus zeigte sich beispielhaft im Fall von Aufständen. Revolten, die aus Protest gegen ungerechtfertigte und unangemessen harte Herrschaftsausübung einzelner feudaler Grundbesitzer gerichtet waren, wurden stets und in der Regel anstandslos mit Einsatz staatlicher Militärintervention unterdrückt und die Wiederherstellung der Ordnung staatlichen Organen überlassen. In solchen Fällen zeigte sich, daß die Monarchien durch die Privilegienkodifizierungen den Adel nicht nur formal als Herrschaftsstand festschrieben, sondern auch konkret und praktisch für die Aufrechterhaltung dieser Herrschaftsverhältnisse einstanden.²⁵⁸

Die Aufgabe intermediärer Autonomie des Adels nach der Beilegung der politischen Konflikte der Anfangsphase ermöglichte zwischen Monarchie und loyalen Vasallen eine neue Form der Kooperation und der gegenseitigen Unterstützung, die letztlich für beide Seiten Vorteile brachte. ROBERT J. W. EVANS spricht von einer „alliance“, die die Monarchie zur Erhaltung und Stabilisierung der inneren Sicherheit, der Adel aber darüber hinaus um der Sicherung seiner Privilegien willen einging.²⁵⁹ Die Geschichte Böhmens und Mährens nach der Schlacht am Weißen Berg (1620) zeigt wie kein anderes Beispiel, wie viel adelige Grundherren der absoluten Monarchie verdankten. Nach der Niederschlagung und Enteignung der Rebellen konnten die loyal gebliebenen katholischen Magnaten ein System etablieren, das die Forschung bezeichnenderweise *grundherrschaftlicher Absolutismus* nennt. Die neuen Herrn erwarben nicht nur kolossale Latifundien, sondern ließen sie vom Kaiser auch mit sämtlichen Privilegien, Immunitäten und Freiheiten ausstatten, die zur umfassenden Kontrolle der Untertanen nötig waren.²⁶⁰ Nicht nur in den Ländern der böhmischen Krone, sondern beinahe überall in Europa wurden die Autonomierechte der Landgemeinden zu Gunsten der Grundherren zunehmend eingeschränkt. Um möglichst viel Grund und Boden in den Händen adeliger Besitzer zu erhalten wurde ferner in fast ganz

²⁵⁸ Vgl. Braun, Rudolf: *Staying on Top: Socio-Cultural Reproduction of European Power Elites*. – In: *Power Elites and State Building*. Hg. von Wolfgang Reinhard. – Oxford/New York: 1996, S. 235-259. Bush, S. 80, Zmora, S. 29

²⁵⁹ Evans, S. 167 f. Obwohl Evans sich auf die Habsburgermonarchie bezog, trifft seine Hypothese auch auf andere Teile Europas zu.

²⁶⁰ Vgl. Melton, S. 130, Winkelbauer: S. 337, 347 f., 352. Zmora, S. 85 f.

Europa das Rechtsinstitut des *Fideikommiß* eingeführt, das die Unteilbarkeit des Besitzes garantierte und die Zugriffsmöglichkeiten bürgerlicher Gläubiger im Fall von Verschuldung oder Verpfändung stark beschränkten.²⁶¹ Diese Beispiele belegen, daß die absoluten Monarchien die Grenzen adeliger Macht zu akzeptieren bereit waren, solange sie sich damit die Loyalität des Adels sichern konnten. Das stille Bündnis, das er mit ihm zum Zweck der Affirmation der ständisch-feudalen Ordnung geschlossen hatte, um den Adel für seine Ziele zu gewinnen, sollte nicht gefährdet werden. Zwar hatte die fürstliche Herrschaftsintensivierung strukturelle und soziale Folgen für die adeligen Domainen in Bezug auf die Technik der Herrschaft, aber in politischer Hinsicht machte sie vor ihren Grenzen halt. Ihre obrigkeitliche Autonomie wurde nur ausnahmsweise angetastet.²⁶² Die meisten Versuche, die Freiheiten des Adels seitens der Regierungen einzuschränken – wie etwa die Aussetzung der Steuerfreiheit in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts – hatten stets mehr oder weniger heftige Konflikte zu Folge und waren jedenfalls eine schwere Belastungsprobe für den Bestand des Bündnisses. Die Heftigkeit der Reaktionen adeliger Grundbesitzer, die sich den Verzicht auf manche ihrer Privilegien durchaus hätten leisten können, wird erst unter diesen Voraussetzungen verständlich. Ihnen ging es um das Prinzip des Privilegs, das sie als eine Säule der Gesellschaftsordnung und ihres Verhältnisses zum Staat betrachteten.

Relevanz und soziale Tragweite adeliger Privilegierung kann erst nachvollzogen werden, wenn man sich eine konkrete Vorstellung von Art und Umfang dieser Privilegien machen kann. Daher ist in diesem Kontext unbedingt angebracht, diese Vorstellungen mittels einer groben Systematik zu konkretisieren. Zwar liegen zahlreiche Privilegienkataloge lokaler Adelsgruppen vor, aber nur MICHAEL L. BUSH hat den Versuch gewagt, diese auf einen gemeinsamen Nenner zu bringen und die wesentlichsten Komponenten, die für den Adelsstand insgesamt als charakteristisch galten, herauszuarbeiten und zusammenzufassen. Diese Systematik wird hier gerafft wiedergegeben.

Zunächst wird zwischen herrschaftlichen (*seigneurial*) und adeligen (*noble*) Privilegien unterschieden. Letztere waren *korporativ*, kamen also dem Stand als solchem zu, während herrschaftliche Privilegien *nichtkorporativ* waren, weil sie nur im Fall adeligen Landbesitzes wirksam wurden. Herrschaftliche Privilegien verliehen dem Adel obrigkeitliche Gewalt über Untertanen. Sie ermöglichten die Ausübung von Gerichtsbarkeit auf seinen Gütern und die Einhebung von Abgaben und Steuern. Sie bestanden im Wesentlichen aus:

- Recht auf Grundabgaben und Arbeitsleistung sowie die Einhebung indirekter Steuern
- grundherrschaftliche Justiz
- Einhebung staatlicher Abgaben
- Recht auf Besetzung öffentlicher Ämter (Kirchenpatronage)

²⁶¹ Vgl. Bush, S. 198. Die entsprechenden Bezeichnungen für das Fideikommiß in Frankreich, Italien, England und Spanien lauten: *majorat*, *maggiorasco*, *entail* und *mayorazgo*. Vgl. *The European Nobilities in the Seventeenth and Eighteenth Centuries*. Volume one: Western Europe. Hg. von H. M. Scott. – London/New York: 1995, S. vii

²⁶² Vgl. Bush, S. 43, 46.

Privilegien

- Monopol auf Betreibung von Backöfen, Brauereien, Weinkelter, Mühlen, hohe Jagd und Fischfang und auf diverse weitere Produkte der Herrschaft (wertvolle Steine, Holz, Schwämme und Nüsse)
- Vorkaufsrecht
- Vorsitz bei öffentlichen Versammlungen
- Kontrolle über die Freizügigkeit der Untertanen (Abzugsbewilligung, Heiratskonsens, Berufswechsel und Besitzerwerb)

Adelige Privilegien waren überwiegend Standesprivilegien. Sie gewährten persönliche und politische Freiheiten, d.h. in dem meisten Fällen Befreiung von staatlichen Auflagen und Vorschriften. Bleek und Garber haben aus deutschen Rechtskommentaren einen repräsentativen Katalog dieser Privilegien zusammengestellt, der hier zusammengefaßt wiedergegeben wird.²⁶³

1. *Praesumptiones*

- Tugend-, Integritäts- und Rechtschaffenheitspräsumption (relevant u. a. bei Zeugenaussagen und eidesstattliche Erklärungen)
- bevorzugte Berücksichtigung bei der Vergabe von Ämtern und Pfründen
- bevorzugte bzw. exklusive Bekleidung von Hofämtern
- Eignungspräsumption für öffentliche Ämter
- privilegierte Amtsausübung (*primum votum* in beratenden Versammlung)
- größeres Gewicht adeliger Stimmen bei Abstimmungen

2. *Reverentia und Honores*

- Anspruch auf besondere zeremonielle Ehrerbietung (Präzedenz bei öffentlichen Veranstaltungen)
- Zugang zu bestimmten Ämtern und Institutionen: Hofämter, Landschaften, adelige Stifte und Kapitel, Ritterorden u. a.
- Anspruch auf bestimmte Statussymbole: Kleiderluxus, Titel, Wappen, Waffen
- Unzumutbarkeit der Fortbewegung zu Fuß (z. B. Bereitstellung angemessener Transportmittel auf Gerichtskosten im Fall einer Zeugenladung)
- Vergünstigungen vor Gericht: schriftliche Gerichtsvorladung, Fristverlängerung, Recht während der Verhandlung zu sitzen, prokuratorische Vertretung bei Strafprozessen
- höhere Bewertung der adeligen Ehre (*Ehrensensibilität*)

3. *Exemptiones und Immunitates*

- Zoll-, Abgaben- bzw. Steuerfreiheit

²⁶³ Vgl. Bleek/Garber, S. 106-109

- Befreiung von bürgerlichen Ämtern und Einquartierungen
- Befreiung von der Vormundschaft für Nicht-adelige

4. *Temperamentum seu mitigatio peonarum*

- höherer Gerichtsstand
- grundsätzliche Strafmilderung (Ausnahme: Mord, Sodomie, Diebstahl, Majestätsverbrechen)
- Arrest in milderen Formen, nur in schweren Fällen und zu ehrenhaften Bedingungen
- keine Schuldhaft, Begleichung der Schulden nach Vermögensverhältnissen
- keine Folter (Ausnahme: Majestätsverbrechen)
- keine Körper- und Galeerenstrafen
- standesgemäße Vollstreckung der Todesstrafe (Enthauptung statt Erhängung etc.)

In ihrer Summe und konsequent angewandt konnten diese Privilegien ihre Inhaber vor der Menge der übrigen Bevölkerung klar kennzeichnen und herausheben. Nicht nur die Anzahl, sondern insbesondere die Art der Privilegien ist dabei von Bedeutung. Ein großer Teil von ihnen zwangen das Umfeld zur symbolischen Anerkennung der präsumptiven Überlegenheit und der Macht, die durch die direkt machtsvermittelnden feudalen Privilegien begründet war. Das Status des Adels ist daher mit dem modernen Machthaber, der seine ganze Autorität aus seinen aktuellen Ressourcen ableitet, grundsätzlich verschieden. Adelige hatten nicht nur konkrete Macht, sondern unabhängig davon außerdem das Recht, als Machthaber behandelt zu werden. Die Funktion vieler dieser Privilegien bestand einzig darin, Überlegenheit zu symbolisieren. Es ist das Vorrecht zu sitzen, wo andere stehen müssen, zu fahren, wo andere gehen müssen, überall Vortritt zu haben und alle anderen Privilegien, die eine Sonderstellung im Alltag begründeten, die dem Publikum permanent vorführte, daß man es mit Personen zu tun hatte, auf die andere Regeln und Gesetze anzuwenden waren, als für den Rest der Bevölkerung. Privilegien repräsentierten somit einen Status außerordentlicher Ehre und daher außerordentlicher Überlegenheit und Andersartigkeit.

An dieser Stelle erhebt sich die Frage nach dem Verhältnis zwischen Privilegien und Macht oder mit anderen Worten: inwiefern Privilegien selbst Macht konstituierten. Im Fall herrschaftlicher Privilegien ist die Antwort eindeutig. Obrigkeitliche Gewalt verpflichteten Untertanen zum Gehorsam, veranlaßten sie, den herrschaftlichen Anordnungen Folge zu leisten und sind daher ein typischer Anwendungsfall von Macht als soziologischer Kategorie. Ferner konnten sie die Quelle von Reichtum, also ökonomischer Macht sein.

Bedeutend komplexer ist die Rolle von Privilegien einzuschätzen, die eigentlich bloße Statussymbole waren, wobei die Grenze zwischen herrschaftlichen und symbolischen Privilegien in Bezug auf die soziale Praxis nicht eindeutig gezogen werden kann. Denn auch das Recht zur Ausübung feudaler Obrigkeit war ein spezifisches Statussymbol, das der Adel als integralen Bestandteil seiner Lebensform und seiner sozialen Identität betrachtete.²⁶⁴ In diesem Kontext sind aber

²⁶⁴ Vgl. Dilcher, S. 69. Schalk, S. 147. Werner, S. 255 f

v. a. jene Privilegien von Interesse, die man unter den Begriff „Ehrenrechte“ subsumieren kann. Obschon materiell weniger konkret, waren sie für den Status nicht minder relevant, denn sie dominierten die gesellschaftliche Interaktion des Adels mit der Umwelt. Zugleich waren in erster Linie sie es, die das Image des Adels am stärksten prägten. Durch sie wurde symbolisch die Verschiedenheit des Adels zum Ausdruck gebracht, sie trennten letztlich wahrnehmbar Adel von Nichtadel. Besonders für adelige Frauen und für jüngere Söhne, die durch das Fideikommiß vom Erbe ausgeschlossen waren, waren sie die einzigen Zeichen ihrer Standeszugehörigkeit.²⁶⁵ Das Problem bei der Beurteilung solcher Privilegien besteht nun darin, ob sie Macht nur symbolisierten, oder selbst Quelle und Ursache von Macht waren. Die traditionelle Bezeichnung von Privilegien als *marques de noblesse* deutet eher darauf hin, daß sie als Symbole angesehen wurden, also lediglich als äußere Zeichen, die innere Eigenschaften repräsentieren sollten. Aus der Perspektive des Adels mag das zugetroffen haben. Aus der Perspektive des Beobachters allerdings, der sowohl die ideologische Intention dieser Beurteilung, als auch die soziale Funktion der Privilegien erkennt, muß sie anders bewertet werden.

Zmora hat festgestellt: „privileges [...] were as much the consequence as the cause of nobility, its stigmata, as it were.“²⁶⁶ Das hat zweierlei zu bedeuten: Zunächst standen Adelsstand als soziale Figuration und adelige Privilegien in einem äquivalenten Verhältnis zueinander. Nur wer adelig war verfügte über adelige Privilegien und vice versa. Adel konnte also durch die Verfügung über diese Privilegien definiert werden. Allerdings erschöpfte sich ihre Bedeutung damit keinesfalls. Ihre praktische Wirksamkeit in der alltäglichen Interaktionspraxis ist damit nicht erfaßt. Privilegien waren symbolische Ehrenbezeugungen für Personen und Gruppen, von denen angenommen wurde, sie verfügten über außerordentliche Ehre. Durch die Kodifizierung der Ehrenrechte wurden diese indessen verbindlich einem Familienverband und dessen einzelnen Mitgliedern zugeschrieben und zugesichert. Ehrenrechte wurden damit vom Besitz von Ehre im moralischen Sinn gelöst und statt dessen an spezielle Familienzugehörigkeit geknüpft. Würde und Respektabilität waren somit nicht mehr die Folge moralischer, sondern sozialer Qualifikation. Die Formen der Respektsbezeugung und ihre symbolische Bedeutung änderten sich jedoch kaum. Ehre gebührte weiterhin überlegener Qualifikation, außerordentlichen moralischen Eigenschaften und Tugenden und bedeutete die Anerkennung daraus abgeleiteter Autorität. Wenn daher Adelige geehrt wurden, würdigte man symbolisch ihre Tugend, während man damit eigentlich ihre familiäre Herkunft anerkannte. Dies ergäbe einen Widerspruch, wäre nicht die theoretische Grundlage für diese Praxis die ideologische Prämisse gewesen, derzufolge Tugenden im Adel erblich seien.

Solange man von der Gültigkeit des Anspruchs der erblichen moralischen Überlegenheit des Adels ausgeht, ist die Praxis der Würdigung der Herkunft durch die Symbole der Ehre konsistent. Allerdings sprechen aus heutiger Sicht mehrere Gründe gegen die Übernahme dieses aristokratischen Ideologems für eine Erklärung. Zunächst wissen wir nicht, ob und in wie weit es unter den Zeitgenossen – vom Adel abgesehen – akzeptiert war. Dagegen gibt es evidente Gründe für die Vermutung, daß ausreichend konkrete Fälle von Untugend und Privilegienmißbrauch im Adel auch ausreichend Ursache für Zweifel an der schon

²⁶⁵ Vgl. Bush, S. 75

²⁶⁶ Zmora, S. 29

an sich argumentativ schwachen aristokratischen Überlegenheitstheorie boten. Betrachtet man die Situation also unter der Voraussetzung, daß sich die meisten Zeitgenossen der Tatsache bewußt gewesen sein könnten, daß der Anspruch des Adels auf Ehre inklusive der daraus abgeleiteten Rechte nicht erblich sein kann und daher zweifelhaft oder wenigstens nicht selbstverständlich ist, muß auch die Wirkungsweise der Privilegien anders erklärt werden.

Standeszugehörigkeit zum Adel verlieh das Recht auf die Symbole der Ehre. Es stattete unterschiedslos jeden Adligen mit den Symbolen der Ehre aus und zwar unabhängig von moralischer Berechtigung. Als erbliche Privilegien konnten diese Symbole in Kontexten und für Zwecke verwendet werden, für die sie ursprünglich nicht vorgesehen waren. Auf diese Weise konnten die Privilegien eine bemerkenswerte Eigendynamik entwickeln. Wenn das Privileg zum Genuß von Ehrenrechten ein äußeres Zeichen für den Besitz von Ehre im Sinn von Tugend ist, dann wird es von den Rezipienten – unter der Voraussetzung der Rechtmäßigkeit – in diesem Sinn interpretiert: Träger von Ehrensymbolen sind ehrenhaft. Adelige hatten verbrieftes Recht auf solche Symbole, verwendeten diese aber nicht nur als bloße Statussymbole, sondern leiteten außerdem daraus das Recht ab, für ehrenhaft gehalten zu werden. Obwohl im Fall adeliger Privilegierung Ehrenrechte lediglich als Statussymbole gedacht waren, konnten sie in der täglichen Praxis als Symbole überlegener Tugend eingesetzt werden. Wenn Adelige geehrt wurden konnte praktisch nicht unterschieden werden, ob man die Familienzugehörigkeit oder moralische Überlegenheit und Qualifikation ehrte, denn die jeweiligen symbolischen Handlungen waren identisch. Der Adel profitierte also von einer juristisch konstruierten Doppeldeutigkeit der Symbolik, die Ehrenrechte sowohl dem Adel als Stand, als auch tugendhaften und besonders qualifizierten Personen im allgemeinen zusprach. Bei Personen, die in einer Gesellschaft sozialisiert werden, in der Individuen bzw. Gruppen mit spezifischen äußeren Merkmalen bei jeder Gelegenheit geehrt werden müssen, ist die Wahrscheinlichkeit hoch, daß dieses Verhalten gemeinsam mit dessen theoretischem Fundament früher oder später habitualisiert und internalisiert wird. Das bedeutet, daß Personen, denen permanent symbolisch Respekt entgegengebracht werden muß, schließlich tatsächlich respektiert werden. Indem aus Ehrenrechten ein einklagbares Privileg wurde, erzwangen sie den Respekt, der dem Adel andernfalls eventuell verweigert worden wäre.

Die besondere Dynamik der Privilegierung bestand also darin, daß man mit dem Recht auf die äußeren Formen der Ehre zugleich auch in den Genuß ihrer Autorität gelangte. Indem sich der Adel, vermittelt des Rechts auf öffentliche Ehrenbezeugung, fortgesetzt den Anschein der Überlegenheit gab, erreichte er, daß ihm implizit auch die entsprechenden Eigenschaften real zugeschrieben wurden. Ehrenrechte gaben ihm die Möglichkeit, Qualitäten zu repräsentieren, von denen nicht sicher war, ob sie tatsächlich vorhanden waren, d. h., ob die Zeichen einen realen Referenten hatten. Repräsentation aber hat auch die Funktion von Propaganda. Bildlich formuliert könnte man von einer *Maskierung* (böswillig von *Etikettenschwindel*) sprechen: Der Adel verkleidete sich mit der Maske der Ehre, um ihre Vorteile beanspruchen zu können. Die oben angeführten *Præsumptiones*, *Reverentia* und *Honores* und die damit im Verbindung stehenden adeligen Repräsentationsformen boten hervorragende Voraussetzungen, um die Rolle der außerordentlich Qualifizierten auf der Bühne der Gesellschaft überzeugend zu geben. Dagegen waren der Respekt, den sich der Adel auf diese Weise verschaffte und die Autorität, die daraus folgte, durchaus real. Respekt aber

verleiht soziales Gewicht und Autorität, und diese ist eine Form von Macht. Im Unterschied zur reinen Macht, die auch gegen den Willen der Unterworfenen durchgesetzt werden kann, bedeutet Autorität „ein Minimum an Gehorchenwollen, also Interesse (äußerem oder innerem) am Gehorchen.“²⁶⁷ Symbolische Privilegien konnten somit eine Form von Macht vermitteln, die mehr als bloß Herrschaft war. Neben der „Chance, [...] den eigenen Willen auch gegen Widerstreben durchzusetzen“²⁶⁸, bewirkten sie darüber hinaus eine gewisse Willfähigkeit in der sozialen Umwelt und die generelle Bereitschaft, Anordnungen Folge zu leisten, sofern und wenn immer sie von einem Adeligen ausgesprochen wurden. Sie schufen eine fast unbegrenzte Befehlskompetenz in der alltäglichen Praxis und eine nicht minder ausgeprägte Bereitwilligkeit zur Unterordnung bei Untergebenen. So konnten Statussymbole schließlich in konkrete Macht umgewandelt werden.²⁶⁹ Schein wurde zu Sein.²⁷⁰

Webers Konzept der traditionellen Legitimation von Herrschaft stützt diese Hypothese. Sie unterstreicht besonders den Faktor, daß Privilegien und Macht gerade deshalb respektiert werden, weil sie bereits über einen sehr langen Zeitraum hinweg in den Händen des Adels waren und dadurch, zusätzlich zur formalen, rechtlich verbindlichen Gültigkeit, auch noch gleichsam gewohnheitsrechtlich legitimiert waren. Der Kern dieser Argumentation liegt in der Annahme, daß Rechte allein durch ihre langjährige Anwendung hinreichend legitimiert sein können. Sie entspricht damit in anderer Form der oben geäußerten Vermutung bezüglich Internalisierung und Habitualisierung alltäglicher Praktiken, die langfristig zur Respektierung bestehender Machtverhältnisse führen. Das bestätigt auch PAUL BOIS, wenn er darauf hinweist, daß selbst eine gesetzlich geschützte feudale Struktur nur funktionieren konnte, wenn die minderprivilegierten Untertanen sie subjektiv akzeptierten.²⁷¹ Anscheinend war dabei die Persönlichkeit des Grundherrn viel wichtiger als dessen reale Macht. Adelige Macht über Untertanen baute also in nicht unerheblichem Ausmaß auf der Zustimmung der Untergebenen auf. Diese wiederum leitete sich – nach Bois' Forschung – nicht

²⁶⁷Weber, S. 122. Vgl. auch die Definition in Büschges, Günter: Artikel „Autorität“, – In: Wörterbuch der Soziologie. Hg. von Günter Endruweit und Gisela Trommsdorf. – 2. Aufl. Stuttgart: 2002, S. 41

²⁶⁸Weber, S. 28 (Webers klassische Definition von „Macht“)

²⁶⁹ERVING GOFFMAN versteht unter Statussymbolen nicht nur eine Information über den vermeintlichen Status ihrer Träger, sondern sie konstituieren zugleich einen Anspruch auf besondere Behandlung. Sie enthalten demnach sowohl deskriptive, als auch präskriptive Elemente: „The social information conveyed by a symbol can establish a special claim to prestige, honor, or desirable class positions [...] – such a sign is called a 'status symbol'.“ Goffman, Erving: Stigma: Notes on the Management of Spoiled Identity. – New York: 1964, S. 43. Wenn Statussymbole in diesem Sinn verstanden werden, dann waren die adeligen Ehrenrechte ein typischer Anwendungsfall für diese Definition.

²⁷⁰Ein besonders instruktives Beispiel für die Eigendynamik, die adelige Privilegien entwickeln konnten, ist die werkwürdige Geschichte des *jus primae noctis*. Die seit dem Frühmittelalter üblichen Abgaben auf die Mitgift und die Aufwendungen für Hochzeitsfeste der Untertanen verbanden sich im Lauf der Zeit mit verschiedenen, z. T. antiken literarischen Topoi zu einer populären Legende, die seit dem 15. Jahrhundert seitens der Herrschaft zur Legitimierung von Hochzeitsabgaben eingesetzt wurde. Der Anachronismus und die Willkür dieses Privilegs suggerierte, im Sinn traditionaler Legitimation, eine lange Gewohnheit und Wurzeln in längst vergangenen tyrannischen Zeiten. Auch hierbei wurde eine Fiktion in reale Macht transformiert. Vgl. Wettlaufer, Jörg: Das Herrenrecht der ersten Nacht: Hochzeit, Herrschaft und Heiratszins im Mittelalter und in der frühen Neuzeit. – Frankfurt/M.: 1999, S. 332-334

²⁷¹Vgl. Bois, Paul: Paysant de l'ouest. Des structures économiques et sociales aux options politiques depuis l'époque révolutionnaire dans la Sarthe. – Paris: 1971, S. 57, 84

nur aus der Gewalt ab, die über sie ausgeübt wurde, sondern hauptsächlich aus einer legitimierenden Kraft der Geschichte und der Tradition. Sie mußte also in jedem Fall ein hohes Maß an Autorität inkludieren. Defizitäre Autorität führte nicht selten zu offener Ablehnung der Obrigkeit, was sich durch bewußt nachlässige Pflichterfüllung bis hin zur Revolte äußern konnte.²⁷²

Im Verhältnis zwischen Adel und der übrigen Bevölkerung trat allerdings in der frühen Neuzeit ein zusätzlicher Aspekt in Erscheinung, der erhebliche Auswirkungen auf die Praxis und die Legitimation adeliger Macht hatte. Die Stärkung des adeligen Überlegenheitsbewußtseins durch das verbesserte Bildungsniveau zeigte Rückwirkungen auf die Wahrnehmung des *ungebildeten Volks*. Ihm wurde die Fähigkeit zur rationalen Herrschaftsausübung (die der Adel selbst erst vor noch nicht allzu langer Zeit erlernt hatte) rundweg abgesprochen. Gestützt auf einschlägige Verdikte antiker Autoren, aber im 18. Jahrhundert auch gewisser aufgeklärter Autoren (z. B. Christian Thomasius und Christian v. Wolff) und sicher nicht zuletzt die individuelle Erfahrung der mentalen Kluft zwischen Bildung und Unbildung bestritt man die Fähigkeit zum strukturellen Vernunftgebrauch und die Lernfähigkeit beim *gemeinen Mann*. Die Rolle des Adels als Herrschaftsstand hatte also nicht nur eine ideologische, rechtliche und praktische, sondern auch eine mentale Komponente. Daß andere Bevölkerungsgruppen seine Funktion übernehmen könnten lag für den Adel außerhalb seines Vorstellungsvermögens.²⁷³ Es handelt sich bei dieser Haltung um ein typisches Merkmal der Mentalität von Gruppen, in denen ein Elitebewußtsein stark verwurzelt ist und in der Generationenfolge weitergegeben wird. Die Mitglieder solcher Eliten betrachten sich in der Regel nicht nur als durch die realen Verhältnisse, sondern v. a. durch kollektive Eignung zur Herrschaft berechtigt. Erst diese inneren Qualitäten, zu denen, aus der Sicht des frühneuzeitlichen Adels auch die Vernunftbegabung gehört, über die nur er verfügte, befähigten und berechtigten zur Ausübung von Herrschaft.

Clark hat zweifellos zutreffend betont, daß neben Amtsgewalt und Privilegien auch die Festschreibung des Adels als Stand selbst Quelle von Macht war. Damit ist primär die Institutionalisierung des Adelsstatus gemeint. Für die oben erörterte Äquivalenz von Adel und Privileg war sie eine notwendige Voraussetzung. Denn für eine Identifizierung des Adels mit Privilegien war unerlässlich, daß letztere nur auf den Adel beschränkt blieben. Institutionalisierung inkludierte eine Statusdefinition, die festlegte, daß die Privilegien ein Monopol des Adels sein sollten. Um aber Privilegien wirksam zu monopolisieren war es unumgänglich, ein Monopol auf den Status selbst zu errichten. Das bedeutete, daß

²⁷² Vgl. Dewald: *European Nobility*, S. 68. Dewalds Kritik an Otto Brunners Theorie der paternalistischen Herrschaft wird gegenstandslos, wenn man die paternalistischen Bindungen als eine Form traditional legitimer Autorität versteht. Berechtigt ist sie insofern, als Brunner das Interesse am Gehorchen mit einem Wunsch nach Unterordnung zu verwechseln scheint. Freiwillige Subordination kann viele Motive haben, muß aber nicht immer aus freiem Willen erfolgen, weil der Wille bekanntlich manipulierbar ist. Autorität meint gerade die Fähigkeit zur Beeinflussung des Denkens und daher des Willens. Hingegen hat Dewald zweifellos Recht, wenn er die Annahme eines quasi familiären Verhältnisses zwischen Obrigkeit und Untertanen als Feudalismusnostalgie zurückweist.

²⁷³ Vgl. Gestrich, Andreas: *Höfisches Zeremoniell und sinnliches Volk. Zur Rechtfertigung des Hofzeremoniells im 17. und frühen 18. Jahrhundert.* – In: *Zeremoniell als höfische Ästhetik in Spätmittelalter und Früher Neuzeit.* Hg. von Jörg Jochen Berns und Thomas Rahn (Frühe Neuzeit, Bd. 25). – Tübingen: 1996, S. 57-73. Vec, Miloš: *Zeremonialwissenschaft im Fürstenstaat. Studien zur juristischen und politischen Theorie absolutistischer Herrschaftsrepräsentation.* – Frankfurt/M.: 1998, S. 150-154

die betreffenden Gruppen sowohl eine unkontrollierte Mobilität in den Stand, als auch die Usurpation adeliger Privilegien durch andere Gruppen verhindern mußten. Sämtliche Statussymbole mußte dem Adel exklusiv vorbehalten bleiben. Bürgerliche, die über adelige Privilegien und Statussymbole verfügt hätten, hätten dieses Monopol untergraben und damit die soziale Grundlage des Adelsstands selbst in Frage gestellt.²⁷⁴ Unter *status power* ist also die Beschränkung eines Status auf eine möglichst genau begrenzte und definierbare Gruppe zu verstehen. Erst dadurch erhielt der Stand ein ausreichend eindeutiges soziales Profil, das die Voraussetzung für die Zuweisung spezifischer Machtformen als adeliger Macht war. Damit war *status power* auch ein wichtiger Aspekt der Repräsentation. Diese solle nämlich nicht nur undifferenziert reale Macht unterstreichen, sondern, durch das Monopol auf bestimmte Repräsentationsformen, v. a. die ausschließliche Verfügung der Macht durch eine konkrete und genau abgegrenzte Gruppe dokumentieren. Mit anderen Worten: adelige Repräsentation sollte nicht nur die Macht des Adels symbolisieren, sondern zum Ausdruck bringen, daß *nur* er die Macht habe und haben dürfe. Adeliger Status sollte schon an sich ein Symbol für Macht sein. So konnte u. U. ein über der Eingangstür appliziertes adeliges Wappen ausreichen, um die Position des Inhabers zu signalisieren.²⁷⁵

Im Verlauf der Konsolidierung des Adelsstands ergab sich bezüglich der Privilegierung die gleiche Entwicklung, wie sie oben für die Amtausübung besprochen worden ist. Je mehr sich seine reale Macht festigte, umso weniger war der Adel auf deren rechtliche Fixierung angewiesen. Um den Status aufrechtzuerhalten bedurften die materiellen Ressourcen kaum noch formaler Absicherung. Besonders in Regionen mit zunehmender Kommerzialisierung der Landwirtschaft und beginnender Protoindustrialisierung im 18. Jahrhundert nahm die Bedeutung von durch den Adel ausgeübter feudaler Obrigkeit tendentiell ab. Mit den Worten Zmoras: „From lords of the land they were turned to landlords.“²⁷⁶ Sein Handlungsspielraum zur Beeinflussung politischer und allgemein öffentlicher Angelegenheiten bedurfte keines privilegierten Zugangs zur Macht mehr. Der Schwerpunkt der Macht verlagerte sich auf jene Ressourcen, die ohne Privileg soziale Dominanz gewährleisten. Einfluß durch Reichtum und Beziehungen ersetzte zunehmend den formal und symbolisch formulierten Überlegenheitsanspruch als Basis sozialer Dominanz. Schutz des Eigentums wurde auch für den Adel wichtiger als der Schutz von Vorrechten und die ideologische Begründung prinzipieller Überlegenheit.²⁷⁷

Dabei darf nicht übersehen werden, daß diese Entwicklung nicht ohne Irritationen für die adelige Mentalität ablief. Besonders die Erfahrung der ständig zunehmenden Bedeutung des Gelds in sozialen Beziehungen rührte an den Wurzeln adeliger Identität. Der Adel wurde gezwungen, immer mehr in kommerziellen Kategorien zu denken, und mancher befürchtete eine zu starke Annäherung an bürgerliche Verhaltensweisen und eine Entfremdung von den traditionellen Idea-

²⁷⁴ Zu verhindern galt es eine Situation der Gestalt: Wer adelig ist, hat Privilegien, aber nicht jeder, der Privilegien hat ist adelig. Dieses Verhältnis wäre nicht äquivalent.

²⁷⁵ Vgl. Clark, S. 312-361, MacHardy, S. 147 f

²⁷⁶ Zmora, S. 104. Eine Ausnahme bildeten jene Regionen, in denen Gutsherrschaft dominierte, wie in manchen Teilen Mittel- und Osteuropas. Dort wurde die Modernisierung der Produktion und die Steigerung der Produktivität durch Verschärfung der Untertanenleistung erreicht.

²⁷⁷ Vgl. Bush, S. 77. Melton, S. 122

len. Andererseits entstand im 18. Jahrhundert in ökonomisch gesicherten und finanziell unabhängigen Adelskreisen eine neue Auffassung vom Adelsstand, die diese geänderten Verhältnisse und v. a. ihre eigene saturierte Position reflektierte. Adel sollte danach primär Ausdruck hohen öffentlichen Ansehens sein, das gleichermaßen durch Geburt, wie durch Reichtum und Talent erlangt werde. Die Argumente der Geblütsideologie traten zu Gunsten des Erfolgs und des Verdiensts in den Hintergrund. Zugleich war man bereit, der öffentlichen Meinung eine Rolle bei der Zuschreibung von Prestige zuzuerkennen. Beide Faktoren waren absolut innovativ bezüglich des Rollenverständnisses des Adels. Es verwundert nicht, daß es jene Fraktion des Adels, die diese Auffassung vorzugsweise übernahm (und die in Frankreich *liberaler Adel* genannt wurde) war, die am 4. August 1789 mit dem freiwilligen Privilegienverzicht die Abschaffung des Feudalismus in die Wege leitete. Ebensowenig wundert es andererseits, daß es der unter prekären Verhältnissen lebende Landadel war (und z. T. noch ist), der am zähesten an den alten Strukturen festhielt.²⁷⁸

2.3.4 Hof und Habitus

Die Erforschung der frühneuzeitlichen Höfe hat sich in der vergangenen Dekade zu einem selbständigen Forschungszweig entwickelt. Es wäre daher vermessen, in einem Unterkapitel dieses Phänomen erschöpfend darstellen zu wollen. Zudem ist die Zahl der verfügbaren Beiträge und Forschungsergebnisse ins Unüberschaubare angewachsen, weshalb ein derartiger Anspruch gegenwärtig ohnehin nicht mehr einlösbar wäre. Außerdem ist zu beobachten, daß sich diese Disziplin – v. a. im deutschsprachigen Raum – in Methode und Themenstellung zunehmend an den Paradigmata der postmodernen Kulturwissenschaften orientiert, was ihre Resultate für soziologische Analysen nur noch beschränkt brauchbar macht.

Wenn es aber darum geht, die Bedeutung des Begriffs „Adel“ zu erfassen und zu beschreiben, ist eine Untersuchung jenes soziokulturellen Phänomens, das den Adel wie kaum ein anderes prägte, unumgänglich. Es ist eine unbestrittene Tatsache, daß der Begriffsumfang des „Adels“ einen Habitus inkludierte, der an den Idealen des Höflings ausgerichtet war und den sich deshalb Adelige in gewissem Mindestumfang anzueignen hatte, wenn sie den Standesnormen entsprechen bzw. ihre Integration nicht gefährden wollten. Auf nobilitierte Aufsteiger und Adelsaspiranten traf das ganz besonders zu. Das ist Grund genug, um auf jene Aspekte der höfischen Gesellschaft einzugehen, die den Adel langfristig und so nachhaltig beeinflussten, daß sie zu einem integralen Bestandteil seiner sozialen Identität werden konnten.

Der gegenwärtige Forschungsfokus läßt leicht übersehen, daß höfische Gesellschaft und Kultur – ebensowenig wie die Höfe selbst – keine Erfindung der Neuzeit waren. Was sie aber zum Zentrum des kulturellen Lebens und zum zivilisatorischen Maßstab für große Teile der Gesellschaft, aber v. a. der Elite machte, hatte seine Ursache in den politischen Veränderungen der beginnenden Neuzeit. Voraussetzung für den Bedeutungszuwachs höfischer Verhaltensnormen war die gesellschaftliche Aufwertung des Hofes selbst als Zentrale und Basislager

²⁷⁸ Vgl. Chaussinand-Nogaret, S. 45. Dewald: *Aristocratic Experience*, S. 163f. Jouanna, S. 176f. Die Adelsauffassung des *liberalen Adels* wurde am explizitesten von Alès de Corbet formuliert.

der politisch gestärkten Monarchie. Mit der Macht der Monarchie wuchs auch die Attraktivität der Sphäre, von der sie ausging.

Doch nicht allein der Umfang der fürstlichen Macht hatte sich vergrößert, auch die Art ihrer Ausübung hatte substantielle Veränderungen erfahren. Eine der Konsequenzen dieser qualitativen Veränderung war der Anspruch des Staats – d.h. des jeweiligen Fürsten – auf die Souveränität über die Regeln der Zusammensetzung der Ständeordnung. Bezüglich der Frage des Erfolgs in der Durchsetzung dieses Anspruchs ist sich die Forschung noch nicht einig; die Auswirkungen der Institutionalisierungsmaßnahmen im Rahmen des Projekts der Herrschaftsintensivierung ist nach wie vor Gegenstand von Untersuchungen. Doch in ihrem unmittelbaren Wirkungsbereich – der Residenz – waren die Monarchen zweifellos weitgehend souverän. Das bedeutet nicht, daß sie sich willkürlich über gültige traditionelle Normen und politische Sachzwänge hinwegsetzen durften; mitunter konnten Macht und Status von Höflingen so groß sein, daß ein mutwillig herbeigeführter Konflikt selbst für die Position des Monarchen ungünstig enden konnte und deren Status deshalb respektiert werden mußte. Grundsätzlich aber lag die Gestaltung der höfischen Hierarchie und ihrer Normen und Interaktionsformen in der Kontrolle des Monarchen.

Höfe waren in den meisten Fällen mehr als nur Aufenthaltsorte von Fürsten und Hofstaat. Sie waren das Abbild des Staats, über den der Fürst gebot, der Ort, an dem sich seine Macht materialisierte und sinnlich wahrnehmbar wurde. Der Hof war immer auch Manifest und Programm der monarchischen Herrschaftsauffassung. Hier konzentrierte sich auf einem gerade noch überschaubaren Raum die Vorstellung der Monarchie von der Ordnung der Gesellschaft und dem Platz des Fürsten im Kosmos. Jedes Mitglied des Hofes hatte eine entsprechend seiner Funktion festgelegte Position, die ihm vom Fürsten zugeordnet wurde. Unter diesen Bedingungen konnte jene Statusregulierung stattfinden, die man als Teil des fürstlichen Regierungsauftrags betrachtete und von der bereits oben die Rede war. Elaborierte Präzedenz- und Protokollordnungen regelten die Interaktion, legten die Grenzen des jeweiligen sozialen Felds fest und definierten die Handlungsspielräume sämtlicher Acteure, vom Obersthofmeister bis zum Stallknecht. Wert und Ansehen des Diensts, der am Fürsten geleistet wurde, bestimmte die Position in der Hierarchie, wobei der Fürst darüber zu befinden hatte, welcher Dienst bei Hof von Wert war.²⁷⁹

Der Hof tendierte dazu, sich als Spiegelung des Staats zu begreifen und dessen soziale Hierarchie in einem Mikrokosmos zu reproduzieren. Entsprechend dieser Auffassung mußte sich die fürstliche Souveränität in der umfassenden Kontrolle über die Struktur des Hofes beweisen. Kruedeners, auf Elias gestützte Behauptung, die soziale Funktion des Hofes habe in der *Suspendierung des Abstammungsangs* bestanden, ist daher unzutreffend, weil sie der absoluten Monarchie eine fundamental gesellschaftsverändernde Intention unterstellt.²⁸⁰ In Bezug auf die Gültigkeit der ständischen Gesellschaftsordnung hatte der Hof hingegen eine eindeutig affirmative Wirkung. Der Faktor der familialen Herkunft blieb an allen Höfen ein dominanter, wenn auch nicht mehr der einzige

²⁷⁹Vgl. Duindam: Vienna and Versailles, S. 181-219, 223 f. Scott, Hamish M.: Serfdom and Service Nobility. – In: The European Nobilities in the Seventeenth and Eighteenth Centuries. Volume two. Northern, Central and Eastern Europe. Hg. von H. M. Scott. – London/New York: 1995, S. 1 ff, S. 9 ff

²⁸⁰Vgl. Kruedener, S. 57

Indikator für den Status der Höflinge. Daß manche Fürsten ungewöhnlich steile Karrieren zuließen und bisweilen auch persönlich förderten ist gewiß weniger ein Hinweis auf eine egalitäre sozialpolitische Einstellung, sondern sollte vielmehr ihre Souveränität, in deren Kompetenz auch endemische Eingriffe in die Sozialstruktur fiel, unter Beweis stellen. Dabei ging es offensichtlich nicht darum, die Ständeordnung zu nivellieren oder gar einzelne Stände zu suspendieren, sondern zum Ausdruck zu bringen, daß sie sich die Entscheidung über den Status ihrer Untertanen vorbehielten.²⁸¹

Die augenfälligste Wirkung der höfischen Hierarchie auf den Adel war daher zunächst die Übernahme der höfischen Ränge. Zu Beginn der Neuzeit verfügte der Großteil des Adels über keinerlei Titel. Als verbale Zeichen des Status dienten in der Regel diverse Anredeformen. Nur die relativ kleine Minderheit des Hochadels trug die bekannten Titel *Freiherr/Baron, Graf, Marquis etc.* Weil diese aber den Rang in den Präzedenzordnungen kennzeichneten, blieb im Wirkungsbereich großer Höfe keine Familie des alten Adels auf Dauer ohne Titel. Die Notwendigkeit, einen angemessenen Rang bei Hof einzunehmen zwang den Adel, die gesamte höfische Rangordnung auf sich selbst anzuwenden.²⁸²

Durch die zunehmend stärkere Orientierung des Adels an den Höfen und seine partielle Abhängigkeit von den staatlichen Distributionsmechanismen wurde er zum geeigneten Objekt für die statusregulierenden Ambitionen der Fürsten, die sich auf diese Weise, wie Asch meint: „immer mehr zum Schiedsrichter über den sozialen Rang und die Ehre des Adels“ machen konnten.²⁸³ Mit der Integration in den Hof erfolgte auch seine Integration in den monarchischen Fürstenstaat. Er akzeptierte damit die Souveränität des Herrschers über die eigene ständische Qualität und als übergeordnete Instanz, der die Kontrolle über Status und Ehre jedes einzelnen oblag.²⁸⁴ Der Anpassungsdruck, den die höfischen Verhaltensnormen ausübten und denen sich der Hofadel unterzuordnen hatte waren nur noch ein weiteres Mittel, um die Autorität der Monarchie über den Adel symbolisch zu unterstreichen.

In der ständisch strukturierten Gesellschaft war der Rang der Maßstab für die Macht. Die höfische Gesellschaft ging in der Bewertung des Status' als Symbol noch darüber hinaus. Macht und Einfluß bei Hof waren fast immer die Folge des Rangs in der Präzedenzhierarchie. Dadurch mußte der Eindruck entstehen, daß der Rang nicht Konsequenz der Macht, sondern mit ihr identisch war. In der höfischen Sphäre wurde der Rang zu einem selbständigen Machtfaktor. Machtkämpfe unter Höflingen äußerten sich daher häufig in Form von Rangstreitig-

²⁸¹Die These von der Ständenivellierung durch soziale Äquidistanz der absoluten Monarchie wird in der deutschsprachigen Forschung v. a. von JOHANNES KUNISCH (unter Berufung auf Alexis de Tocqueville und Georg Jellinek) vertreten. Vgl. Kunisch: Absolutismus, S. 41. Ders.: Die deutschen Führungsschichten in Zeitalter des Absolutismus. – In: Deutsche Führungsschichten in der Neuzeit. Eine Zwischenbilanz. Hg. von H. H. Hofmann und G. Franz. – Boppard am Rhein: 1980, S. 111-141, S. 113 f.

²⁸²Daß diese Rangordnung nicht aus dem Adel selbst hervorging, sondern tatsächlich oktroyiert war belegt der Umstand, daß die Titel im informellen Umgang eine untergeordnete Rolle spielten. Sie geben die interne Stratifikation nicht korrekt wider. Hierfür waren und sind das Alter der Familie (*Anciennität*), die Dauer der Ansässigkeit, Verwandtschaftsbeziehungen und insbesondere die Milieuzugehörigkeit bedeutend wichtiger. Vgl. Saint Martin, S. 66 Fußnote 3. Scott, H. M.: The Continuity of Aristocratic Power. – In: The European Nobilities in the Seventeenth and Eighteenth Centuries. Volume two. Northern, Central and Eastern Europe. Hg. von H. M. Scott. – London/New York: 1995, S. 274 ff, S. 290. Wunder, S. 216

²⁸³Asch, S. 26

²⁸⁴Vgl. Guttandin, S. 331

keiten und entzündeten sich im allgemeinen an symbolischen Handlungen und Fragen der Etikette. Die qualitative Innovation der frühneuzeitlichen Höfe gegenüber ihren Vorgängern bestand gerade darin, daß sich Macht nur ausüben ließ, wenn ihr ein bestimmter Rang entsprach (Prominente Ausnahmen von der Regel waren die berüchtigten *grauen Eminenzen*.) Das Prinzip der Statusinstitutionalisierung wurde in der höfischen Gesellschaft radikal umgesetzt.²⁸⁵

Als Maßstab für Macht, wie als realer Machtfaktor wurde die individuelle Macht vergleichbar. Anhand der Rangordnung konnte der Einfluß jedes Höflings objektiviert und damit gleichsam gemessen werden. Das war die Voraussetzung für den Konkurrenzkampf um den Status, der die Konkurrenz um die Macht abgelöst hatte. Allerdings stand hinter Rang und Titel auch durchaus reale Macht: er war zunächst Ausdruck des Vertrauens des Fürsten und der Intensität der Verhältnisse zu ihm. Die Nähe zum Thron wiederum verbesserte die Bedingungen für Patronage, weil der höfische Rang tendenziell Indikator für die Qualitäten eines Höflings als Lobbyist gewertet werden konnten.²⁸⁶

Eine der wichtigsten Ursachen für die Dauerhaftigkeit und den Erfolg des Hofes als sozialer Institution bestand darin, daß Monarchie und Adel bei Hof in einer Art Symbiose koexistierten. Einerseits konnte der Adel sein Ansehen durch die Partizipation an der Inszenierung der Monarchie heben, andererseits wurden Höfe durch die Anwesenheit prominenter Persönlichkeiten und Namen deutlich aufgewertet. Die Erhaltung der Repräsentationsfähigkeit des Adels lag daher im Interesse der Monarchie. Der Adel hingegen konnte durch die feste Stellung als Funktionär und Repräsentant der fürstlichen Macht zwei Komponenten seines Rollenverständnisses – den Fürstendienst und die Autonomie und das Selbstbewußtsein eines Herrschaftsstands – aufs beste kombinieren. Mit der aktiven Partizipation am höfischen Zeremoniell übernahm er auch die entsprechenden kulturellen Praktiken und trug auf diese Weise zur Entstehung einer elitären Subkultur bei, deren Normen und ästhetische Präferenzen sich von denen der übrigen Gesellschaft stark unterschieden. Gerade darin lag die Bedeutung der höfischen Kultur für den Adel. Durch seine räumliche Annäherung an den Monarchen hatte er sich relativ von den übrigen inferioren Untertanen, die von dieser Sphäre ausgeschlossen waren, entfernt. In der traditionellen Sozialstruktur hatte er bisher eine Position zwischen Volk und Fürst eingenommen. Diese Stellung verschob der Hofadel aus der Mitte in die Richtung des Fürsten und vergrößerte damit die relative Distanz zu den übrigen Untertanen. Der extreme Kontrast zwischen der höfischen und der Alltagskultur war der sichtbare Ausdruck der verstärkten sozialen Ungleichheit. Was der Adel an ständischer Macht und dem Verfall seiner mittelalterlichen Standesauffassung eingebüßt hatte, konnte durch kulturelle Praxis und die Vorzüge der Hoffähigkeit kompensiert und damit seine Position als Elite wieder hergestellt bzw. gefestigt werden.²⁸⁷

In Anbetracht der Interessen, die nicht nur die Monarchie, sondern auch der Adel mit dem Hof verfolgte und des symbiotischen Verhältnisses, das beide Seiten verband, muß die Auffassung, nach der der frühneuzeitliche Hof ausschließlich auf eine strategische Initiative der Fürsten zurückginge, als unwahrscheinlich erscheinen. Zwar ging der Impuls zur Entstehung der höfischen Etikette ursprünglich von den Höfen selbst aus, aber ihre Entwicklung wurde

²⁸⁵ Vgl. Guttandin, S. 182

²⁸⁶ Vgl. Duindam: Bourbon and Austrian Habsburg Courts, S. 203. MacHardy, S. 164

²⁸⁷ Vgl. Krüedener, S. 40, 55, 61. Dewald: European Nobility, S. 126

von allen Beteiligten gleichermaßen beeinflusst. Höfisches Zeremoniell konnte nur unter der Bedingung funktionieren, daß die Interessen aller Teilnehmer ihrem Rang entsprechend ausreichend berücksichtigt wurden und v. a. ihre Ehre nicht verletzt wurde. Sämtliche Teile des Hofes waren notwendige Bestandteile, und nicht nur sein Zentrum war unverzichtbar. So wenig wie den Staat durfte der Monarch seinen Hof tyrannisieren. Auch hier war er nicht omnipotent und seine Kontrollmöglichkeiten nicht grenzenlos (auch wenn die mediale Propaganda diesen Eindruck entstehen lassen wollte). Höfe mußten attraktiv bleiben, um ihre Funktion erfüllen zu können. Kein Gottesdienst ohne Priester und Gemeinde.²⁸⁸

Im Umkreis der Höfe und unter dem Einfluß ihrer Kultur begann sich um 1600 jener Habitus zu entwickeln, mit dem der Adel seit der frühen Neuzeit identifiziert wird. Dieser Prozeß ist am plausibelsten erklärbar, wenn er als Teil des von Schalk beschriebenen Vorgangs der Erneuerung der sozialen Identität des Adelsstands durch eine Redefinition und Institutionalisierung spezifischer Standesmerkmale gesehen wird. Die militärische Funktion und die politischen Privilegien, die den Adel bis ins 16. Jahrhundert definiert und seinen Elitenstatus begründet hatten, waren im 17. Jahrhundert obsolet bzw. aufgehoben worden. Theoretisches Fundament des Anspruchs auf gesellschaftlichen Vorrang wurde die Geblütsideologie. Ihr zentrales Argument bestand in der Behauptung einer biologisch vererbaren Disposition zur generellen Überlegenheit und damit einer prinzipiellen Andersartigkeit des adeligen Menschen, die zur Bekleidung der höchsten gesellschaftlichen Ränge befähigte und berechtigte.²⁸⁹ Allerdings war es in der Praxis mit der Behauptung dieser Andersartigkeit nicht getan; sie mußte auf angemessene und wirkungsvolle Weise vorgeführt und nachgewiesen werden um sozial wirksam werden zu können. Für die Festigung der ökonomischen Dominanz sorgte die Kodifizierung der Privilegien. Zum Zweck des standesgemäßen Genusses und damit der Repräsentation dieser Dominanz wurde eine kulturelle Praxis entwickelt, die die beanspruchte Andersartigkeit abermals unterstrich. Das tägliche Leben und alle Interaktionssituationen sollten so umfassend von den Normen der Höflichkeit, Eleganz, Etikette und nicht zuletzt der strikten Beachtung der Rangunterschiede reguliert werden, daß sich der adelige Lebensstil eindeutig von dem der Mehrheitsbevölkerung unterscheiden ließ.²⁹⁰ Anders als die mittelalterlichen Standesunterschiede waren diese kulturellen Barrieren zwar nicht durch politische und soziale Normen abgesichert und daher für soziale Aufsteiger grundsätzlich überwindbar, erforderten jedoch in der Praxis so große finanzielle Investitionen und v. a. so intensives Training, daß sie milieu-

²⁸⁸ Vgl. Clark, S. 360. Duindam: Vienna and Versailles, S. 296

²⁸⁹ siehe Abschnitt *Legitimation durch familiäre Herkunft*

²⁹⁰ Im 17. Jahrhundert war die Kluft zwischen Adels- und Volkskultur bereits so breit, daß einzelne Adelige daraus jene anthropologischen Unterschiede ableiten zu können glaubten, die den Kern der Geblütsideologie bildeten. Man glaubte beobachtet zu haben, daß selbst menschliche Basisfunktionen, wie die Sexualität, von Adeligen grundsätzlich anders ausgeübt wurden als von anderen Menschen: In Charles Sorels Roman *La vraie histoire comique de Francion* von 1623 behauptet der Titelheld, nur bei Adeligen wäre Sexualität Ausdruck von Zuneigung, Sympathie, Leidenschaft oder Liebe, während Bauern dabei lediglich ihre animalischen Instinkte und Triebe befriedigten. Dewald betont dabei besonders den Umstand, daß Francion vorschlägt, für die entsprechenden Handlungen jeweils andere Begriffe einzuführen, was auf den kulturellen Ursprung dieser Absicht in der literarischen Bildung hinweist. Es sei überdies der fundamentale Unterschied zwischen Natur – repräsentiert durch das Volk – und Kultur – repräsentiert durch den Adel –, der damit zum Ausdruck gebracht werden sollte. Vgl. Dewald: *Aristocratic Experience*, S. 191 f. Sorel, Charles: *Histoire comique de Francion*. Hg. v. Yves Guiraud. – Paris: 1979, S. 341

fremde Außenseiter de facto wirksam auf Distanz halten konnten. Die Normen der adeligen Lebensform waren in der Tat so spezifisch und differenziert und die Erfahrungen, die sie vermittelten so sehr auf die Eigentümlichkeiten der adeligen Lebenswelt konzentriert, daß sie nur perfekt beherrschen konnte, wer sie möglichst frühzeitig vollständig habitualisiert hatte. Wem das nicht gelang, was überwiegend auf *Spätberufene*, aber auch in Einzelfällen widerspenstige Adelige betraf, blieb mit dem Stigma des Parvenu bzw. Tölpels behaftet. Kulturelle Defizite einerseits und übertriebene Ambition andererseits machte die *bourgeois gentilhommes* zu Objekten des Spotts für insider und zu warnenden Beispielen für outsider.²⁹¹

Die soziale Funktion dieser Praxis bestand in der Errichtung eines Abgrenzungskriteriums, das mindestens so dauerhaft und beständig sein sollte wie vor dem die berufsständische Definition. Überdies war sie als sichtbarer Nachweis für die Würde und Überlegenheit adeligen Stands und zugleich als Rechtfertigung für den herrschaftsständischen Anspruch gedacht, wie u. a. aus der Erörterung des Zeremonialwissenschaftlers Johann Christian Lünig (1662-1740) hervorgeht:

„Doch nunmehr auf den Endzweck, oder den Nutzen des Ceremoniel zukommen [...]. Grosse Herren sind zwar sterbliche Menschen, wie andere Menschen; Weil sie aber Gott selbst über andere in dieser Zeitlichkeit erhoben, und zu seinen Statthaltern auf Erden gemacht, also daß sie von der Heil. Schrift in solchem Verstande gar Götter genennet werden, so haben sie freylich Ursache, sich durch allerhand euserliche Marquen vor andern Menschen zu distinguiren, um sich dadurch bey ihren Unterthanen in desto grösseren Respect und Ansehn zu setzen. Denn die meisten Menschen, vornehmlich aber der Pöbel, sind von solcher Beschaffenheit, daß bey ihnen die sinnliche Empfind und Einbildung mehr, als Witz und Verstand vermögen, und sie daher durch solche Dinge, welche die Sinne kützeln und in die Augen fallen, mehr als durch die bündig und deutlichsten Motiven commoviret werden.“²⁹²

In der Auffassung der Zeremonialwissenschaft des 18. Jahrhunderts rechtfertigten sich Überlegenheitsanspruch und Etikette gegenseitig.²⁹³ Einerseits haben die Mächtigen das Recht auf angemessene Repräsentation ihres Status', andererseits wird durch die Etikette beim Publikum der Respekt hervorgerufen, die die Überlegenheit verdient. Abgesehen von der durchaus nicht untypischen Zirkularität derartiger herrschaftstechnischer Argumentationen bleibt der Umstand bemerkenswert, daß die Zeitgenossen um Funktion und propagandistische Wirkung kultureller Ausdrucksformen von Herrschaft wußten und als notwendig anerkannten. Kultur wurde sowohl von den Fürsten wie vom Adel als wichtiger Bestandteil der Macht aufgefaßt, die v. a. in der Ausübung eines Monopols über jenen Teil der Elitenkultur bestand, über den sie sich selbst partiell definierte.

Die sichtbar demonstrierte Verbindung zwischen der spezifisch adeligen kulturellen Praxis und der Sphäre von Luxus und Macht war diesbezüglich von großer Bedeutung, denn sie gewährleistete erst den Rang dieser Kultur. Ohne den soziopolitischen Kontext, in dem die Adelskultur praktiziert wurde, wäre sie nur eine von mehreren Lebenswelten und desgleichen der adelige Habitus nur einer von mehreren Lebensformen gewesen und hätte weder elitären Status

²⁹¹ Vgl. Clark, S. 185. Huppert, S. 84-102. Richard, Guy: *Noblesse d'affaires au XVIIIe siècle*. - Paris: 1974, S. 65 f. Schalk, S. 198-200

²⁹² Lünig, Johann Christian: *Theatrum Ceremoniale Historico-Policum oder Historisch und Politischer Schauplatz aller Ceremonien [...]* 2 Bde. - Leipzig: 1719, Bd 1, S. 5

²⁹³ Vgl. Vec, 150-154

unterstützen, noch Vorbildwirkung ausüben können. Trotz der logischen Inkorrektheit des zeremonialwissenschaftlichen Arguments gibt sie die wohl an sich ambivalenten Tatsachen korrekt wider. Von der Ausübung einer in zivilisatorischer Hinsicht als überlegen anerkannten Kultur konnte sich der Adel die Anerkennung seiner sozialen Überlegenheit erwarten. Andererseits machte sie erst der Umstand, daß sie von einer Elite praktiziert wurde zu einer überlegenen Elitenkultur.

Der Widerspruch, daß sich zwei voneinander kausal abhängige Komponenten gegenseitig beeinflussen, müßte bestehenbleiben, würden nicht noch zwei weitere Aspekte für den argumentativen Primat der Adelskultur sprechen: Die Kultur des Adels war auch die Kultur der Höfe und damit einer Institution, deren Ansehen der Rechtfertigung nicht bedurfte. Was von ihnen ausging war *chic* und durfte per se Überlegenheit beanspruchen. Noch mehr dürften aber materielle Faktoren die Adelskultur beim Publikum erstrebenswert gemacht haben. Erst Wohlstand und materiell gesicherte Lebensverhältnisse ermöglichten die Muße und den Luxus, die die Aneignung jener verfeinerten Umgangsformen ermöglichten, die die adelige Kultur charakterisierten.²⁹⁴

Selbstverständlich unterstützte das neue kulturelle Profil des Adels nicht nur die Konsolidierung seines Ansehens gegenüber der Außenwelt, sondern stärkte auch sein eigenes soziales Selbstbewußtsein und bestätigte ihn in der Überzeugung von seiner Überlegenheit. Voraussetzung und zugleich charakteristisches Beispiel adeliger Standesauffassung war hierbei die verbreitete Überzeugung, daß er sich diese Überlegenheit nicht etwa durch die kulturelle Entwicklung erst angeeignet habe, sondern daß nur er infolge seiner angeborenen Disposition zu einer derartigen Entwicklung in der Lage war.²⁹⁵ Die materiellen Bedingungen hierfür wurden typischerweise nicht berücksichtigt. Besonders in der sozial prekären Lage bis zur Mitte des 17. Jahrhunderts war die Festigung der eigenen sozialen Identität durch Kultur ein bedeutender Faktor. Die Vorbilder und theoretischen Grundlagen, die diesen Prozeß im 16. Jahrhundert vorbereitet hatten, hatten dem Adel dementsprechend auch keine Strategien zu Machtrestitution vorgeschlagen, sondern ein traditionelles Ideal mit der Realität konfrontiert. Sie forderten von ihm höhere moralische und zivilisatorische Standards und die Verwirklichung des Anspruchs, die *Blüte des Staats* zu sein, nicht nur in materieller und politischer, sondern auch in kultureller Hinsicht. Regelmäßig wurde in diesem Kontext die Rolle von Erziehung und Bildung hervorgehoben, denn mo-

²⁹⁴ Vgl. Clark, 312-361, bes. 356. MacHardy, S. 169. Vec, S. 196 f. Vec verweist bes. auf: [Rohr, Julius Bernhard von]: Einleitung zur Ceremoniel-Wissenschaft der Privat Personen/Welche die Allgemeinen Regeln/die bey der Mode, den Titulaturen/dem Range/den Complimens, den Geberden, und bey Höfen überhaupt als auch bey den geistl. Handlungen, in der Conversation, bey der Correspondenz, bey Visiten, Assembleen, Spielen, Umgang mit Dames, Gastereyen, Divertissements, Ausmeublung der Zimmer, Kleidung, Equipage u.s.w. insonderheit dem Wohlstand nach einem jungen deutschen Cavalier in Obacht zu nehmen/vorträgt, einige Fehler entdeckt und verbessert und sie hin und wieder mit einigen moralischen und historischen Anmerkungen begleitet, abgefasst von Julio Bernhard von Rohr - Berlin: 1728 (ND Weinheim 1990, Hg. und kommentiert v. Gotthardt Führsorge)

²⁹⁵ Vgl. Brunner: Landleben, S. 76-80. MacHardy, S. 169. Karl Eusebius von Liechtenstein erklärte in einer Instruktion für seinen Sohn und Nachfolger als regierender Fürsten, daß nur Adelligen künstlerischen Verständnis zu eigen sei. Mäzenatentum betrachtete er als Beweis für die überlegene Würde des Adels. Vgl. Fürst Karl Eusebius von Liechtenstein als Bauherr und Sammler (1611-1684). Hg. von Victor Fleischer (Veröffentlichungen der Gesellschaft für Neuere Geschichte Österreichs, 1). - Wien/Leipzig: 1910, S. 193

ralische und kulturelle Überlegenheit wurde bereits im 16. Jahrhundert teilweise als Konsequenz einer adeligen Sozialisation angesehen.²⁹⁶

Zudem fällt auf, daß in der von der humanistischen Tradition geprägten Debatte des 16. Jahrhunderts Höflichkeit und zivilisierte Lebensart noch direkt mit höherem moralischem Niveau in Verbindung gebracht wurden. Diese Beziehung weist auf die historischen Wurzeln der Adelskultur in der ritterlichen Ethik des Hochmittelalters hin. Nach dem ritterlichen Ideal war die Mäßigung ein Gebot, das aus den ethischen Prinzipien des *miles christianus* folgte. Selbst Disziplinierung und Affektkontrolle sowie die Verurteilung jeglicher Zügellosigkeit waren bereits im Mittelalter wesentliche Bestandteile des adeligen Wertesystems. Die Richtung, in die sich die adelige Kultur entwickeln sollte, war dadurch bereits festgelegt, noch bevor die frühneuzeitlichen Höfe diese Normen rezipierten und adaptierten.²⁹⁷

Schon aus rein historischen Gründen kann daher nicht davon gesprochen werden, daß die Disziplinierung des Adels ein Resultat seiner Integration in die höfische Kultur war. Disziplin und Verhaltenskontrolle, wie sie die neuzeitliche Zivilisation verlangte, waren für ihn durchaus keine prinzipiell neuartige Erfahrung. Wahrscheinlicher ist die Annahme, daß der Adel seit dem Beginn der Neuzeit eben diesen Aspekt seiner kulturellen Tradition reaktivierte und intensivierte, als dies die Bedingungen erforderten. Die gleichzeitige Verbesserung des Bildungsniveaus, die ebenfalls eine Reaktion auf die Anforderungen der Zeit war, trug das ihre zur Förderung und Festigung dieser Entwicklung bei. Selbst der Widerspruch zwischen der Forderung nach Affektkontrolle und der Erhaltung der Neigung zur impulsiven Aggressivität, wie sie das ritterliche Rollenverständnis verlangte, wurde bereits im Mittelalter im Kontext des Versuchs, eine christliche Ethik für einen Kriegerstand zu entwerfen, ausführlich erörtert. Als an den neuzeitlichen Höfen, angesichts des stark erhöhten Konfliktpotentials als Folge der immens verdichteten Population die Entwicklung von effektiven Strategien zur Konfliktvermeidung tatsächlich überlebenswichtig wurden, wurde dieser alte Widerspruch erneut virulent. Das Ideal der Affektkontrolle und die Ritualisierung der Interaktion waren wichtige Beiträge zur Entschärfung von Spannungen, wie sie unter den Bedingungen frühneuzeitlicher Ballungsräume auftreten konnten.²⁹⁸ Gewiß waren Herrschaftsinstrumente, wie das staatliche Gewaltmonopol und die Statusregulierung effektive Mittel, um die Disziplinierung des Adels und seine Integration in die ständische Ordnung durchzusetzen. Doch wäre es irreführend anzunehmen, diese Sachzwänge frühmoderner Staatlichkeit alleine hätten den Adel domestiziert; das war er schon vorher. Sie waren lediglich ein weiteres – wenn auch zugegebenermaßen sehr starkes – Motiv einen kulturellen Entwicklungsprozeß fortzusetzen, dessen Richtung spätestens seit Castiglione feststand und der eher zu einer *Selbstdisziplinierung*, als zur Domestizierung führte.²⁹⁹

Goethes Romanhelden Werther und Wilhelm Meister erlebten am Ende des 18. Jahrhunderts den Adel in seinem lebensweltlichen Feld als einen Menschen-

²⁹⁶ Vgl. Dewald: *Aristocratic Experience*, S. 131. Schalk, S. 58 f, 120-140. Schalk verweist auf: La Broue, Salomon de: *Le cavalier françois*. – 3. Aufl. Paris: 1610, S. 17 f, de La Perrière, S. 21 f

²⁹⁷ Vgl. Clark, 337-340. Oexle, S. 24. Scaglione, Aldo: *Knight at Court: Courtliness, Chivalry, and Courtesy from Ottonian Germany to the Italian Renaissance*. – Berkeley: 1991, S. 8

²⁹⁸ Vgl. Asch, S. 30 f. Dewald: *Aristocratic Experience*, S. 127-130. Parker, S. 144-147

²⁹⁹ Vgl. Asch, S. 29

typ, der seine Wirkung auf die Umgebung aus einer besonderen Form des Umgangs mit ihr erzielte. V. a. Wilhelm erkannte, daß Adelige nicht durch Leistung und Streben zu dem wurden, war sie waren, sondern alleine durch die Art, wie sie sich ihrer Umwelt gegenüber präsentierten. Die beiden erwähnten Protagonisten erlebten diesbezüglich jeweils unterschiedliche Aspekte des adeligen Verhaltensrepertoires (die nicht zufällig Goethes politischen Entwicklungsstadien entsprechen): Werther war Zeuge eines Verhaltens, das ständisch Minderqualifizierte deklassierte und auf ihre untergeordneten Plätze verwies. Dagegen beobachtete Wilhelm Meister, wie Adelige soziale Überlegenheit durch überlegene soziale Kompetenz begründeten. Was diesen Adel primär zu charakterisieren schien war seine unübertreffbare Fähigkeit, eine angenehme Erscheinung abzugeben, *in Gesellschaft zu gefallen*. Ohne soziologische oder kulturhistorische Analyse traf Wilhelm/Goethe mit dieser Beobachtung genauso ins schwarze. Eben diese Fähigkeit war das gewünschte Resultat einer Maxime, die in der Neuzeit den Kern den adeligen Kultur bildete: Handeln sollte dem Prinzip folgen, sich damit bei seiner Umgebung so beliebt wie möglich zu machen oder wenigstens zu vermeiden, ihr unangenehm zu sein. Wilhelms Einschätzung widerspricht Werthers Erfahrungen eindeutig und doch sind beide korrekt und empirisch belegbar. Es waren zwei Seiten derselben Medaille; In welchem Verhältnis sie zueinander standen, muß noch erforscht werden.³⁰⁰

Das erneuerte kulturelle Profil, das sich der Adel seit dem 17. Jahrhundert gegeben hatte, führte zu einer von allen anderen Ständen deutlich abweichenden Form der Definition und sozialen Integration und insofern zu einer Sonderstellung innerhalb der ständischen Gesellschaftsordnung. Während sich in der Regel die Standeszugehörigkeit aus der Art der Tätigkeit und ihrer Produkte ergab, kam diese Zuordnung für einen Stand, der per definitionem nicht produzierte und keine Dienstleistungen erbrachte nicht in Frage. Für den Adel genügte es, in gewisser Weise einfach zu sein, was er war, d. h. eine Rolle zu spielen, deren Text sich aus der standesspezifischen symbolischen und kulturellen Praxis ableitete. Mit anderen Worten: Adelig war, wer sich wie eine Adelige benahm. Es ist nicht leicht, mit sozialwissenschaftlichen Methoden klar zu umreißen oder gar zu objektivieren, was unter *Auftreten*, *Haltung* und *air* verstanden wird, weil sie ihre Wirkung äußerst suggestiv entfalten. Umso problematischer ist es, die Geselligkeit – wie Guttandin – zum innersten Prinzip der ständische Qualität des Adels zu erklären. Dennoch können diese Faktoren in Form spezifischer Interaktionsweisen als statusrelevante Eigenschaften beim Adel nachgewiesen und müssen dementsprechend als konstitutive Statusmerkmale bewertet werden.³⁰¹

Honnête homme war Name und Slogan jenes *Habitus*, in dem sich die Prinzipien der adeligen Kultur bündelten. Er kann nur schwer bzw. unzureichend durch konkrete Inhalte, wie z. B. im Fall des modernen Bürgertums durch spezifische Fachqualifikation oder einen Bildungskanon definiert werden. Substanz und Form des honnetten Handelns unterlagen primär ästhetischen Kriterien: „Der honnête homme bewertet die menschlichen Handlungen nicht danach, ob sie gut, sondern ob sie schön, nicht ob sie gerecht, sondern ob sie vornehm, nicht

³⁰⁰ Vgl. Dewald: *European Nobility*, S. 56. Guttandin, S. 305 f. Valet, Hans Rudolf: *Liebe und Grundeigentum in Wilhelm Meisters Lehrjahren. Zur Physiognomie des Adels bei Goethe.* – In: *Legitimationskrisen des deutschen Adels 1200-1900. Literaturwissenschaft und Sozialwissenschaft* Bd. 11. Hg. von P. U. Hohendahl und P. M. Lützeler. – Stuttgart: 1979, S. 137 ff. Werner, S. 458

³⁰¹ Vgl. Guttandin, S. 306

ob sie vernünftig, sondern ob sie ungewöhnlich sind.“³⁰² Im Idealfall handelte er nur, wenn die Tätigkeit elegant ausgeführt werden konnte, v. a. dann, wenn sie außerdem der Produktion von Schönheit diene. Seine Handlungen waren weniger dadurch charakterisiert, *was* er tat (u. U. konnte man ihn eher an dem erkennen, *was* er *nicht* tat), sondern *wie* er es tat. Der *honnête homme* strebte kein Expertentum an, obwohl seine Kenntnisse in manchen Bereichen durchaus profund sein konnten. Er achtete in allem auf seinen Amateurstatus, denn zu großes Engagement für einen bestimmten Gegenstand hätte den Eindruck vermitteln können, er wäre auf die professionelle Beschäftigung mit einer Disziplin angewiesen. Das traf auch auf den Bereich der Kunst zu: Adelige sollten in der Lage sein Kunst zu bewerten und zu konsumieren; Nur selten waren sie selbst Künstler und auch nur dann, wenn es der Produktionsprozeß erlaubte: Man war eher Schriftsteller als Bildhauer, eher Architekt als Maler.³⁰³

Ästhetische Kennerschaft und Geschmack wurden durch die Kunst der geistreichen Konversation sozial verwertet. Das erforderte wiederum eine hohe Sprachkompetenz, wobei weniger Wert auf eine konsistente und nachvollziehbare Argumentation, sondern auf Geistesgegenwart, Schlagfertigkeit und stilistische Wendigkeit gelegt wurde. Natürlich darf nicht ausgeschlossen werden, daß Sprecher sich für ihre Themen tatsächlich interessierten, doch im Kontext der höfischen und eleganten Kommunikation war ein Gespräch in der Regel mehr als ein bloßer Gedankenaustausch über Inhalte. Durch Themenführerschaft und geschickte Gesprächslenkung konnte Dominanz demonstriert werden und damit das jeweilige Maß der Beherrschung jener kulturellen Codes, durch die sich die adelige Gesellschaft integrierte und die den Rang des Sprechers festlegte bestimmt werden. Ähnliche Bedeutung hatten Gestik und Mimik als Instrumente nonverbaler Kommunikation: Bewegungen sollten fließend und harmonisch sein und dadurch selbstsicheres Auftreten, Körperbeherrschung (Affektkontrolle), einen entwickelten Sinn für schöne Proportionen und nicht zuletzt sex appeal zum Ausdruck bringen. Diese Fähigkeiten wurden durch intensive Leibeserziehung erworben und durch hochritualisierte soziale Praktiken wie v. a. die äußerst anspruchsvollen Tänze trainiert und vorgeführt. Zweck dieser unter z. T. höchstem Aufwand und strengster Disziplin erlernten Konventionen war der Nachweis ausgeprägtem ästhetischen Empfindens und hochentwickelter Sensitivität, wie sie das Schönheitsideal des *honnête homme* verlangten und wie es dem eigenen Image als Menschen mit angeborener Grazie entsprach.³⁰⁴

Die stark ritualisierten und von Konventionen dominierten Interaktionsformen des Adels haben häufig dazu verleitet, die höfische Kultur als unflexibel und restriktiv zu beschreiben. Das ist gerade deshalb bemerkenswert, weil die ihr zugrunde liegenden Ideale genau das Gegenteil intendierten. Zwang und Starrheit betrachtete man als die größten Feinde des *esprit*. Konversation war nicht elegant, wenn sie nicht leicht, direkt und frei war. Ebensowenig waren Strenge und

³⁰² Guttandin, S. 334

³⁰³ Vgl. Asch, S. 20 f. Burckhardt, Carl Jacob: Der Honnête Homme. Das Elitenproblem im 17. Jahrhundert. – In: Ders.: Gestalten und Mächte. Reden und Aufsätze. – München: 1941, S. 71-96. Burke, Peter: Die Renaissance in Italien. Sozialgeschichte einer Kultur zwischen Tradition und Erfindung. – München: 1988, S. 85-94. Dewald: European Nobility, S. 161. Höfer, Anette/Reichardt, Rolf: Honnêteté, Honnêtes gens. – In: Handbuch politisch-sozialer Grundbegriffe in Frankreich 1680-1820. Bd. 7, Hg. von Rolf Reichardt. – München: 1986, S. 7-73

³⁰⁴ Vgl. Clark, S. 343-345, Motley, S. 123-167

gravitatisches Pathos der Zweck der Körperbeherrschung, sondern Gewandtheit und Geschmeidigkeit. Castiglione hatte die *sprezzatura* zum Verhaltensideal des Höflings erklärt, worunter maximale Spontaneität in allen Reaktionen zu verstehen ist:

„[...] so sehr man es vermag, die Künstelei als eine raue und gefährliche Klippe zu vermeiden und bei allem, [...], eine gewisse Art der Lässigkeit anzuwenden, die die Kunst verbirgt und bezeugt, daß das, was man tut oder sagt, anscheinend mühelos und ganz ohne Nachdenken zustande gekommen ist. Davon rührt, glaube ich, großenteils die Anmut her.“³⁰⁵

Handlungen, die dem Ideal der *sprezzatura* folgten, wirkten durch die intendierte Zwanglosigkeit und Nonchalance nicht nur anmutig, sondern führten stets vor Augen, daß alles, was auf diese Weise ausgeführt wurde, freiwillig geschah. Selbst alltägliche Verhaltensweisen demonstrierten so die hegemoniale soziale Stellung der Acteure als Personen, die keine Autorität außer Gott und den Souverän anerkannten und zu respektieren brauchten und die nichts und niemand zu deren Handlungen zwingen konnte. Adelige waren frei, weshalb die generelle Weigerung sich Zwängen zu unterwerfen in möglichst allen Interaktionssituationen unterstrichen werden sollte. In sozialer Hinsicht symbolisierte die *sprezzatura* Freiheit und Autonomie des Adels sowohl gegenüber der ihm subordinierten Umwelt, als auch gegenüber Gleichgestellten.

Am Beispiel der *sprezzatura* wird deutlich, daß der höfische Habitus viel mehr war als eine Sammlung von Verhaltenskonventionen und Etikettevorschriften. Vielmehr war er das Ideal eines Charaktertyps, einer Persönlichkeit, die alle Eigenschaften besitzt, die bei der Umwelt intuitiv ein positives Erscheinungsbild hervorrufen. Ein derartiges Ideal war natürlich viel schwieriger zu realisieren als durch das oberflächliche Erlernen von Regeln. Es kann allein durch das Studium von Benimmfibeln nicht erworben werden. Die Formung einer Persönlichkeit erfordert indes die frühzeitige und vollständige Internalisierung und Habitualisierung von Werten und Einstellungen, aus denen sich entsprechende Handlungen in konkreten Situationen von selbst ergeben. Mit dem Ideal der *honnêteté* konforme Verhaltensweisen wurden dadurch praktisch zur zweiten Natur des Adelligen. Sie entsprangen in größerem Maß einer spezifischen, durch Erfahrung, Sozialisation und Erziehung geformten Wahrnehmung der sozialen Welt als dem durch die Grenzen der Etikette definierten Handlungsspielraum. Waren die Normen von *honnêteté* und *sprezzatura* perfekt habitualisiert, so waren jene berüchtigten Formen brüsker Zurücksetzung, wie sie typischerweise von Snobs zur sozialen Distanzierung praktiziert wurden, als Mittel zur Untermauerung des Status' überflüssig. Aristokratische Lebensart sollte sich im Gegenteil durch Understatement, Zurückhaltung und strikte Vermeidung provokanter Arroganz erweisen, denn nur so konnte sie in der höfischen Interaktion zum Erfolg führen.³⁰⁶

³⁰⁵ Castiglione, I.26

³⁰⁶ Aus der Kombination von *honnêteté* und *sprezzatura* lassen sich viele Verhaltensweisen, wie sie dem Adel als typisch zugeschrieben werden, erklären. Beispielsweise werden Personen, die die Maxime der *sprezzatura* verinnerlicht haben, auf Fälle von krisenhaften Zwängen nicht mit Klagen und Beschwerden, sondern mit demonstrativer Indifferenz reagieren. Es ist dieses Verhalten, das von der Umgebung als Haltung und Contenance und vom Adel selbst als Konsequenz des *noblesse oblige* erlebt wird. Andererseits werden auch charakteristische Widersprüche in der adeligen Mentalität daraus verständlich: Die *Honnêteté* verlangt von den Acteuren stets umgänglich und entgegenkommend zu sein. Wenn diese *Leutseeligkeit* aber mit

Noch wichtiger war, daß nur bei vollständiger Habitualisierung der Maximen und Werte der aristokratischen Verhaltensnormen die Acteure selbst dann noch als Adelige glaubwürdig bleiben, wenn sie die Regeln der Etikette verletzen. In gewisser Weise ist gezielte und subtile Regelübertretung der Nachweis dafür, daß ein Acteur die Regeln beherrscht, sich aber nicht von ihnen beherrschen läßt. Auch das war Ausdruck und Konsequenz einer Mentalität, in der das Bewußtsein für ständische Autonomie und Souveränität weiterhin ein fester Bestandteil war. Regeln souverän zu beherrschen bedeutet, sich die Freiheit vorzubehalten, sich selbst gegebenenfalls über sie zu stellen. Aus diesem Grund verabscheute die höfische Kultur jede Form der Pedanterie. Im Bereich der Bildung korrespondierte diese Einstellung mit einem ausgeprägten Mißtrauen gegenüber vermeintlich trockenem und engstirnigem Akademikertum und der Ablehnung fachsimpelnder Schulfuchserie. Akademische Bildung vorzuführen, ohne den Eindruck zu vermitteln, daß sie erlernt sei, ist schlechterdings unmöglich. *Ésprit libre* konnte hingegen nur gedeihen, wenn der Geist an einer intensiven und daher notwendigerweise einseitigen Beschäftigung gehindert und vor allzu tiefeschürfenden Problemen bewahrt wurde.³⁰⁷

Wie tief die Normen des höfischen Habitus' im Verhalten des Adels verankert waren zeigt der erstaunliche Umstand, daß Saint Martin seine wichtigsten Maximen beim französischen Adel des späten 20. Jahrhunderts noch praktisch unverändert vorgefunden hat:

„Das Erlernen der Gepflogenheiten und des *Savoir-faire* beginnt sehr früh anhand von Beispielen und erweckt die Illusion, angeboren zu sein. Das Wichtigste dabei ist, daß der junge Aristokrat unter allen Umständen mit ‚Naturell‘ agiert, was bedeutet, daß er sowohl bei konformem Verhalten als auch bei Regelverstößen natürlich auftreten können muß. Die ‚Bescheidenheit‘ wird vielleicht nur deshalb so von der Aristokratie angenommen, weil sie das Gegenteil von Selbstsicherheit und Autorität darstellt, die ohne das Glaubensbekenntnis der Schlichtheit nicht erträglich wären. Bezüglich Zurückhaltung und Diskretion gehören die Art zu sprechen und zu antworten, vor allem aber die Kunst des Schweigens und das Vermeiden unüberlegter, impertinenter Fragen, zu den grundlegenden Lernzielen.“³⁰⁸

Die Soziologin hat hier ein Set von Verhaltensnormen beschrieben, das praktisch in allen Punkten mit den Forderungen und Erwartungen an den perfekten Höfling der frühen Neuzeit übereinstimmt. Ebenso wird die Notwendigkeit der vollständigen Habitualisierung dieser Normen mittels Sozialisation und Erziehung vom Adel der Gegenwart offenbar unverändert anerkannt und praktiziert. Besonders bemerkenswert ist sein Umgang mit dem Bewußtsein der Überlegenheit, das durch *Understatement* scheinbar kompensiert wird, um nicht arrogant zu wirken. Auch diese Verhaltensstrategie leitet sich aus den Maximen der *honnêteté* ab, die von den Höflingen verlangt, keinesfalls einen anmaßenden Eindruck zu hervorzurufen. Doch das eigentlich erstaunliche an dieser Beobachtung ist der Nachweis der außerordentlichen Persistenz und Kontinuität des aristokratischen Habitus'. Wenn es einem gruppenspezifischen Habitus gelingen kann, sich über fast vier Jahrhunderte beinahe unverändert zu erhalten, dann wird man ihm ei-

sprezzatura kombiniert wird, kann beim Gesprächspartner leicht der Eindruck der Herablassung entstehen, wie es Adeligen mitunter zum Vorwurf gemacht wird.

³⁰⁷Vgl. Dewald: *Aristocratic Experience*, S. 94, 196. Ders: *European Nobility*, S. 125. Roth, Oskar: *Höfische Gesinnung und Honnêteté im Frankreich des 17. Jahrhunderts*. – In: *Daphnis* 11 (1982), S. 191 ff. Schalk, S. 131 f. Vec, S. 202. Werner, S. 461

³⁰⁸Saint Martin, S. 178

ne hohe Effektivität nicht absprechen können. Worin die Ursache seines Erfolgs bestand ist gewiß nicht leicht zu ermitteln. Zweifellos muß er sich als besonders anpassungsfähig erwiesen und zugleich über ein hohes Identifikationspotential verfügt haben. Er muß darüber hinaus seine Funktion als identitätsstiftender Faktor besonders gut erfüllt haben, denn es scheint so, wenn man den Untersuchungen Saint Martins glaubt, als hätte der Adel befürchtet, einen wesentlichen Teil seiner Identität aufzugeben, wenn er veranlaßt gewesen wären, sich von diesem Habitus zu distanzieren. Tatsächlich dürften derartige Verhaltenscodices sehr krisenresistent und von ökonomischen Konjunkturschwankungen kaum beeinflussbar sein. Sie vermögen die Gruppenidentität auch dann zu erhalten, wenn ihre wirtschaftliche Basis prekär oder bereits zerstört ist.³⁰⁹

Neben den genannten Interaktionsformen, wie Konversation und nonverbale Kommunikation, manifestierte sich der adelige Habitus besonders im Konsum. Hierbei ist von entscheidender Bedeutung, daß das, was in der Forschung als *demonstrativer Konsum* (*conspicuous consumption*) bezeichnet wird, nicht auf seinen zweifellos umfangreichen quantitativen Aspekt zu beschränken, sondern auch seine ideologische Komponente zu berücksichtigen. Das enorme Ausmaß, den der Luxus an den Höfen und in ihrem Umkreis annahm ist evident und ausreichend beschrieben. Ebenso bekannt ist, daß er dem Zweck der Statusrepräsentation diene und daher nicht das Resultat eitlen oder dekadenten Selbstdarstellungsbedürfnisses war, sondern einem rationalen Kalkül politischer Opportunität folgte. Was nun den ideologischen Aspekt adeligen Konsumverhaltens betrifft, so muß hervorgehoben werden, daß der Wert, der ihm zugrunde lag und durch den es motiviert wurde, schon seit dem Frühmittelalter ein zentraler Bestandteil adeliger Ehre war. Die demonstrative Vergeudung materieller Güter zum Zweck der Statuserhaltung und -repräsentation wird besonders in archaischen Gesellschaften intensiv praktiziert.³¹⁰ Noch im frühmittelalterlichen Europa war der Umfang und der Wert von Geschenken nicht nur ein eindeutiger Indikator für den Status des Gebers, sondern auch für dessen Erhaltung entscheidend. Die Ehre war das Maß des akkumulierten Reichtums, weil er der sichtbare materielle Ausdruck kriegerischer Tugenden war. Daher war es buchstäblich Ehrensache, beim wiederkehrenden rituellen Geschenkeaustausch nicht überboten zu werden.³¹¹

Im Zusammenhang mit der Entstehung einer christlichen Ritterethik wurde der kriegerisch-archaische Ehrbegriff sublimiert und dematerialisiert und dabei der Egoismus der archaischen Ehre durch eine altruistische Moral ersetzt. Was blieb, war die symbolische Verausgabung in Form der Bereitschaft, Leib, Leben, Hab und Gut den ritterlichen Idealen und dem Status, die die Ehre konstituierten, zu opfern.³¹² Wenn man davon ausgeht, daß dieser Aspekt der ritterlichen Moral in der adeligen Mentalität so stark verankert war, daß er auch noch in der frühen Neuzeit wirksam sein konnte, dann muß auch die Bedeutung von Luxus und Konsum als Statussymbol eine entsprechende Erklärung erfahren. Konsum konnte in diesem Sinn nur ein Statussymbol des Adels sein, wenn er dem Grundsatz der altruistischen Verausgabung folgte. In der Tat kann anhand zahlreicher

³⁰⁹Vgl. Schönburg, S. 54-59

³¹⁰Vgl. Marcel Mauss' Untersuchung über den Potlach.

³¹¹Vgl. Bourdieu, Pierre: Entwurf einer Theorie der Praxis auf der ethnologischen Grundlage der kabyllischen Gesellschaft. - Frankfurt/M.: 1976, S. 337-350, 369-371. Guttandin, S. 27-31

³¹²Vgl. Guttandin, S. 76-92, bes. S. 78

Fälle von exorbitanter Verschuldung und spektakulärem Ruin ganzer Adelsdynastien ein unter gewissen Umständen außerordentlich leichtfertiger Umgang mit materiellen Vermögenswerten beobachtet werden. Insbesondere Situationen, in denen Adelige öffentlich Großzügigkeit demonstrieren konnten (durch Bauprojekte oder beim Glücksspiel), waren gefährliche Fallen für ihre materielle Existenz. Solche Anlässe boten die Möglichkeit, jenen standesspezifischen Aspekt der adeligen Mentalität zu präsentieren, der ihn tatsächlich ganz besonders von anderen Gruppen, insbesondere vom Bürgertum, unterschied: Die prinzipielle Bereitschaft zur bedenkenlosen Verausgabung als Beweis für Mut, Großzügigkeit und Opferbereitschaft. Konsum und verschwenderische Repräsentation waren erst dann ideale Statussymbole, wenn in der Öffentlichkeit bekannt wurde, daß sich der Erbauer eines Palasts, der Gastgeber eines Banketts oder der Spender eines Colliers dabei fast ruiniert hätte. Daher besteht ein prinzipieller Unterschied zwischen bürgerlicher und aristokratischer Repräsentation. Statussymbole, die den Reichtum einer Person verdeutlichen sollen implizieren die ausdrückliche Anerkennung des Reichtums als statusrelevanten Faktor. Wenn das eigentliche Symbol aber in der Vergeudung von Reichtum besteht, wird dadurch im Gegenteil die Geringschätzung materieller Güter demonstriert. Aus der Praxis adeliger Repräsentation kann geschlossen werden, daß damit auch die Demonstration jenes Aspekts seiner Mentalität intendiert war, der umsichtiges Kalkulieren verachtet und statt dessen die spontane und heroische, durch ihre Sinnlosigkeit erst bedeutsame Attacke auf die Windmühlen präferiert.³¹³

Repräsentativer Konsum bestand für den Adel weniger in der Darstellung seines ökonomischen Potentials, sondern in erster Linie in der Fähigkeit, damit auf bestimmte Weise umzugehen. Zunächst war Reichtum für ihn nur bedeutsam, wenn er ehrenvoll verwertet werden konnte. Demonstrative Vergeudung diente diesem Zweck, weil sie mit Großzügigkeit und Risikobereitschaft einen zentralen Aspekt adeliger Ehre repräsentierte. Darüber hinaus war von ebenso großer Bedeutung, daß diese Vergeudung in angemessener, d. h. korrekter Form stattfand. Der adelige Habitus formte auch den Geschmack und legte den ästhetischen Kriterien der *honnêteté* entsprechend fest, was als elegant und *comme il faut* gelten konnte. Nicht alle Güter waren dazu geeignet erworben oder gar verschenkt zu werden. Erwerb und Konsum solcher Güter sollte v. a. überlegene ästhetische Kennerschaft unter Beweis stellen. Dazu eigneten sich natürlich primär alle Arten künstlerischer oder kunsthandwerklicher Produkte, aber auch Objekte, die mit gewissen traditionellen Statussymbolen korrespondierten bzw. deren Gebrauch Adeligen vorbehalten waren, wie kostbare Steine, Textilien, Waffen und Pferde. Auf diese Weise entstand ein Kanon ehrenhafter bzw. *prestigeträchtiger* Güter, die bei Eliten bis in die Gegenwart ihre geschmacksbildende Wirkung nicht verloren und und als Statussymbole gültige Bestandteile kulturellen Kapitals sind.³¹⁴ Folgt man der Theorie Thorstein Veblens, so besteht die Wirksamkeit von klassischem Bildungsguts und Kunstkennerschaft als

³¹³ Vgl. Chaussinand-Nogaret, S. 58 f. Elias, Norbert: Die höfische Gesellschaft. Untersuchungen zur Soziologie des Königtums und der höfischen Aristokratie. – 9. Aufl. Frankfurt/M.: 1999, S. 103–107. Guttandin, S. 338–340. Dewald: *Aristocratic Experience*, S. 164. Strosetzki, Christof: *Konversation. Ein Kapitel gesellschaftlicher und literarischer Pragmatik im Frankreich des 17. Jahrhunderts.* – Frankfurt/M./Bern/Las Vegas: 1978, S. 134 f. Swann: *French Nobility*, S. 158 f.

³¹⁴ Vgl. Dewald: *European Nobility*, S. 102. Pečar, Andreas: *Die Ökonomie der Ehre. Höfischer Adel am Kaiserhof Karls VI.* – Darmstadt: 2003, S. 268

Statussymbol in ihrem offenkundigen Kontrast zu praktischen Erwerbstätigkeiten. Derartige Kenntnisse sind zwar nicht unbedingt sinnlos, aber zwecklos in einer auf Gütererwerb ausgerichteten Rationalität. Sie signalisieren Freiheit vom Zwang produktiver Arbeit und die Möglichkeit zur Vergeudung von Zeit und materiellen Ressourcen für rein ideelle Werte.³¹⁵

Raffinierter Geschmack, Perfektion im Umgang mit Menschen, anmutiges und selbstsicheres Auftreten in Verbindung mit der scheinbaren Natürlichkeit und Spontaneität der *sprezzatura* konstituierten gemeinsam das Ideal des hoffähigen adeligen Menschentyps. Daß sich dieser tatsächlich so internalisieren ließ, daß man von einem adeligen Habitus sprechen kann, erwies sich dann, wenn sichtbare Statussymbole nicht zu Verfügung standen. Es war für junge Adelige eine besondere Genugtuung und gewiß eine profunde Stärkung der ideologischen Aspekte ihres Standesbewußtseins, wenn sie incognito als Standespersonen erkannt wurden. Berichte von Kavalliersreisenden, die häufig, um den Troß zu sparen, unter falschem Namen reisten, informieren beinahe stereotyp über solche Situationen. Man kann heute mangels Kontrollgruppe nicht mehr feststellen, ob es wirklich das tadellose Benehmen und der verfeinerte Geschmack der jugendlichen Edelleute waren, die sie gegenüber der Umwelt sofort als Aristokraten auswiesen, doch belegen derartige Erlebnisse jedenfalls die ausgeprägte spezifische Eigenart adeligen Verhaltens, die sich unter dem Einfluß seiner kulturellen Entwicklung gebildet hatte und die Bedeutung dieses Habitus' für seine soziale Reproduktion.³¹⁶

Schon im 17. Jahrhundert zeigten sich allmählich gewisse Widersprüche, die im Konzept des adeligen Habitus' angelegt waren und beim Adel zunehmendes Unbehagen auslösten. In gewisser Weise entsprach die *honnêteté* tendenziell dem charakteristischen Umgang des frühneuzeitlichen Menschen mit der Natur. Wo immer das vorgefundene rohe Material nicht mit den ästhetischen Vorstellungen und modischen Konzepten übereinstimmte, war es in eine *honnête* Form zu bringen. Für die menschliche Persönlichkeit galt grundsätzlich das gleiche, wie für Buchsbaumhecken. War der Charakter nicht von Natur aus in die richtige Richtung gewachsen, so mußte er rechtzeitig korrigiert werden. In der Meinung der Zeitgenossen – so hat Dewald gezeigt – bestanden Zweck und Wert von Zivilisation im allgemeinen und der Erziehung zum *honnête homme* im besonderen in der Formung von Persönlichkeiten, die in der Lage waren, auf ihre Umgebung angenehm zu wirken, wenn möglich Sympathie zu wecken und sich somit perfekt in die Gesellschaft zu integrieren. Die Leistung dieses Erziehungsideals hätte darin bestanden, die Eigenschaften erkannt und expliziert zu haben, die diese Integration ermöglichen. In gewissem Sinn machte der Adel erstmals jene Erfahrungen, die seither jedes sich in der Zivilisation sozialisierende Individuum macht. Die Erlernung der Verhaltensregeln, die Menschen zu sozial verträglichen und kompatiblen Wesen machen sind Grundbestandteil jeglicher Erziehung. Was aber diesen Zivilisierungsprozeß für Adelige so schwer erträglich machte waren die verschärften Bedingungen bezüglich der Habituali-

³¹⁵Vgl. Veblen, Thorstein: Theorie der feinen Leute. Eine ökonomische Untersuchung der Institutionen. – München: 1981, S. 39-44, 174

³¹⁶Vgl. Heiß, Gernot: „Ihro keiserlichen Mayestät zu Diensten ... unserer ganzen fürstlichen Familie aber zu Glorif“. Erziehung und Unterricht des Fürsten von Liechtenstein im Zeitalter des Absolutismus. – In: Der ganzen Welt ein Lob und Spiegel. Das Fürstenhaus Liechtenstein in der frühen Neuzeit. Hg. von Evelin Oberhamer. – Wien: 1990, S. 150-186, S. 174, MacHardy, S. 174

sierung dieser Normen sowie der hohe Erfolgsdruck, der damit verbunden war. Die *sprezzatura* verlangte von Adeligen nicht nur die Beherrschung guter Manieren, sondern sie darüber hinaus wenn nötig in einem Grad zu internalisieren, daß sie die ursprüngliche Persönlichkeit völlig überdeckten. Ziel dieser Erziehung war die Formung einer Persönlichkeit, die anscheinend als *honnête homme* geboren worden war. Aus der Kombination von *honnêteté* und *sprezzatura* ergab sich der Widerspruch, Natur verleugnen zu müssen, um natürlich wirken zu können und Gefühle auszudrücken, indem man sie verbirgt. Die Spannungen, die aus diesem habitualisierten Widerspruch entstehen mußten, trugen wesentlich zum Unbehagen an der höfisch-aristokratischen Zivilisation bei.³¹⁷

Bereits im 16. Jahrhundert waren sich Adelige der tiefgreifenden Veränderungen bewußt, die das neue kulturelle Profil des Stands ausgelöst hatte, und nicht immer war man damit einverstanden. Einerseits betonte die höfische Kultur den Anspruch des Adels auf eine gesellschaftliche Sonderstellung und untermauerte dessen soziale Exklusivität, andererseits wuchs durch die Kluft zwischen der modernen Elitenkultur und der Volkskultur, deren Traditionen z. T. weiterhin im Adel lebendig blieben. Als Instrument zur Betonung der sozialen Überlegenheit brachte die elitäre Adelskultur ohne Zweifel Vorteile in der Behauptung des Stands gegenüber der Umwelt. Allerdings wurde dadurch auch die praktische Interaktion mit ihr zunehmend schwierig, problematisch und gespannt, sodaß die distanzierte Exklusivität zu einer Isolation führte, die nicht von allen gewünscht wurde. Man ahnte, daß die kulturelle Sphäre, zu der man die Verbindung abgebrochen hatte dieselbe war, der auch das Konzept des erblichen Adels entstammte und den Kontakt zu einer Tradition verlor, die auch die eigene war.

Obwohl man Zivilisation und Abstammung als komplementäre Aspekte der Standesidentität auffaßte war nicht zu leugnen, daß die Konzepte kultureller und familial begründeter sozialer Überlegenheit zueinander in einem Spannungsverhältnis standen. Wessen Status ausreichend kulturell legitimiert ist, kann auf familiäre Legitimation verzichten. Eine Überbetonung des kulturellen Aspekts der Identität hätte die Idee des Erbadels und seine gesamte ideologische Basis gefährden können. Bezeichnenderweise kamen die Kritik an affektierten adeligen Gecken und die Hinweise auf Widersprüche zwischen Zivilisation und Religion nicht seltener von adeliger als von nicht-adeliger Seite. Als man erkannte, daß der adelige Habitus außerdem eine Konkurrenz zwischen Adeligen um die größte Perfektion auslöste und damit auch das Konfliktpotential wuchs, nahm das Unbehagen spürbare Formen an. Vollends als Adelige aus alten Familien immer häufiger erleben mußten, wie ihnen Nicht-adelige aber vollendete *honnête homme* bei Hof vorgezogen wurden, wurde für viele offensichtlich, daß die höfischen Kultur mit der Geblütsideologie kollidierte und damit die Ständeordnung an sich in Frage stellte. Der Adel mußte schließlich akzeptieren, daß seine Kultur und sein Habitus auch von Nicht-adeligen angenommen werden konnten und

³¹⁷ Vgl. Dewald: *Aristocratic Experience*, S. 102, 131-139. Obwohl sich die Zeitgenossen darüber einig waren, daß totale Affektkontrolle illusorisch ist, waren sie dennoch davon überzeugt, daß Zivilisation und Erziehung dazu geeignet waren, die menschliche Natur und ihre Instinkte zu kanalisieren. Der Widerspruch, der sich einerseits aus der Anerkennung der Macht und der Rechte der Natur, andererseits aus der Notwendigkeit ihrer Transformation in ein mit der Zivilisation kompatibles Verhalten ergab, konnte bisweilen Erziehungsmethoden hervorbringen, die das Ideal der Persönlichkeitsentwicklung geradezu pervertierten. Dafür kann das Beispiel der Herzogin von Bouillon stehen (das Dewald für typisch hält), die 1608 ihrer Schwester berichtete, daß ihr neunjähriger Sohn einen perfekten Liebesbrief verfassen könne.

somit die Grenzen zwischen sich und der Umwelt nicht so hermetisch abschotteten wie man es erwartet hatte. V. a. mußte die Überzeugung relativiert werden, der Adel sei durch seine Sozialisation und angeborene Disposition der einzige zivilisationsfähige Stand.³¹⁸

Neben den Zwängen des eigenen Habitus' wurde auch die Institution des Hofes selbst zunehmend als belastend und bedrückend erfahren. Die Gegenwart des Monarchen und die fortschreitende Bürokratisierung des Zeremoniells ließen immer weniger Raum für die Entfaltung adeliger Präferenzen und Lebensentwürfe. Strenge Hierarchie und die permanente Konkurrenz um die Gunst des Fürsten waren der Verwirklichung des Ideals der entspannten Spontaneität abträglich. Daher waren auch die Orte, an denen der adelige Habitus hauptsächlich entstanden war und gepflegt wurde weniger die fürstlichen Residenzen, sondern deren räumliche Peripherie. Seitdem der Adel an den Höfen ständig präsent war und sich ein Teil von ihm als Hofadel etabliert hatte, hatte sich der Schauplatz der höfischen Gesellschaft und ihrer Kultur auf seine Stadt- und Vorstadtresidenzen ausgedehnt. Allerdings bestand zwischen der Peripherie und dem Zentrum ein wesentlicher Unterschied: Das Zeremoniell hatte außerhalb der fürstlichen Residenzen geringe Bedeutung (außer in Anwesenheit des Monarchen oder Mitglieder seiner Familie). Obwohl diese Räume keinesfalls privat genannt werden konnten, bewahrten sie sich eine gewisse Intimität und damit die Möglichkeit zur informellen Interaktion, die an den Fürstenresidenzen nicht gestattet war. Die *salons, jours, circles* und *diners* im halböffentlichen Rahmen waren daher die bevorzugten Gelegenheiten, bei denen jene Aktivitäten gepflegt wurden, in denen die höfische Gesellschaft ihren eigenen Regeln zu entfliehen suchte. Als Reaktion auf die wachsenden Anforderungen, die die Statusinstitutionalisierung, die höfische Kultur und der Zivilisationsprozeß an die Selbstdisziplinierung stellte hatte sich der Adel schon seit dem 17. Jahrhundert gewisse Freiräume gesichert, in denen die Gesetze der Etikette und der ständischen Hierarchie gelockert und sogar vorübergehend suspendiert waren. Dazu gehörten neben der informellen Konversation der Salons insbesondere die Jagd – bei der von Teilnehmerinnen und Teilnehmern eine gewisse ungestüme Kühnheit erwartet wurde und die damit die Gelegenheit bot, sich auszutoben –, die Anonymität der Maskenbälle des Karnevals, die Badekur sowie das Glücksspiel. Diesen Aktivitäten war gemeinsam, daß in ihnen die soziale Determination des Status' hinter dem Zufallsmoment zurücktrat und durch ihn partiell neutralisiert wurde. Jene Unbehagen auslösenden Anforderungen und Pflichten des bevorzugten Stands wurden damit quasi konterkariert. Darin liegt auch die Erklärung für ihre außerordentliche Beliebtheit im Adel. Die gleiche Tendenz zeigte sich auch in einer generellen kulturellen Reorientierung: Die Kultur des Rokoko, der *empfindsame* und *galante Stil*, war nicht weniger aristokratisch als ihre Vorgänger, hatte sich aber vielleicht gerade deshalb von den strengen Formen des Barock bzw. Klassizismus abgewandt und eine leichtere, natürlichere und freiere Gestaltung des Lebensraums propagiert.³¹⁹

³¹⁸Vgl. Anglo, S. 33-35, 51-53. Chaussinand-Nogaret, S. 67. Clark, S. 345, 360. Dewald: *Aristocratic Experience*, S. 127, 142 f, 145. Müller, Rainer A.: *Der Fürstenhof in der Frühen Neuzeit* (Enzyklopädie deutscher Geschichte, Bd. 33). – München: 1995, S. 32-35, 94-97. Zmora, S. 77, 96

³¹⁹Vgl. Asch, S. 29. Dewald: *Aristocratic Experience*, S. 135, 164-167. Ders.: *European Nobility*, S. 133, 139 f. Duindam: *Vienna and Versailles*, S. 287 f. Kuhnert, Reinhold P.: *Urbanität auf dem Lande. Badereisen nach Pyrmont im 18. Jahrhundert*. – Göttingen: 1984, S. 146-204.

Im Lauf des 18. Jahrhunderts erreichte die höfische Kultur eine zivilisatorische Breitenwirkung, die deutlich über den Kreis der höfischen Gesellschaft hinausging. Ihre kulturellen Standards waren von Gruppen übernommen worden, die auf diese Weise ihren sozialen Aufstieg demonstrierten und durch ihre wirtschaftlichen und kulturellen Unternehmungen oder ihre Dienstleistungen der höfischen Peripherie immer näher rückten. Der höfisch-aristokratische Habitus wurde als Unterscheidungskriterium für den Adel zunehmend unwirksam und unbrauchbar. Allenthalben zeigte sich, daß beispielsweise Künstler, Beamte oder Hoflieferanten und deren Gattinnen deutlich größere Ähnlichkeit im Habitus mit dem Hofadel haben konnten als unvermögende und provinzielle Standesgenossen. Die wachsende Attraktivität des urbanen Lebens außerhalb der höfischen Zentren erweiterte den Horizont und veränderte den Interessensfokus vieler Adelliger.³²⁰ Höflichkeit verlor nach und nach seine Funktion als exklusives adeliges Statussymbol und war nicht mehr auf die engere höfische Sphäre beschränkt, sodaß Adelige außerhalb ihrer engeren Lebenswelt keine Fremdkörper mehr sein mußten. Jener Habitus, der vorher ein Standesspezifikum des Adels gewesen war, wurde im 18. Jahrhundert zur integrativen Eigenschaft einer relativ offenen und ständeübergreifenden *guten Gesellschaft (société)*, in der Vermögen, Erziehung, bestimmte Qualifikationen und die Protektion der Mächtigen ebenso wichtig waren wie die familiäre Herkunft. Darin entsprach sie viel mehr dem bekannten Ideal von Castiglione als die realen Höfe. Dieser hatte die höfische Gesellschaft als eine relativ offene, dem Talent und individuellen Vorzügen aufgeschlossene Gesellschaft skizziert, die ererbten Adel zwar schätzte und bevorzugte, aber keineswegs als absolute Bedingung betrachtete.³²¹ Mit der Bildung der *guten Gesellschaft* außerhalb der Fürstenhöfe scheint die höfische Gesellschaft in gewisser Weise zu ihren Wurzeln zurückgekehrt zu sein. Vielleicht liegt hierin einer der Gründe, warum sich der Adel ihr nicht entzog.

Obwohl konservative Adelige sich warnend gegen diese Tendenz richteten, nutzten immer mehr andere den erweiterten Lebensraum und genossen die Ausdehnung ihrer Freiräume. Parallel zum größeren Aktionsradius wuchs auch das Bedürfnis nach Individualität und persönlicher Autonomie und der Wunsch, die Zwänge des Hofes hinter sich zu lassen. Unter den veränderten sozialen Bedingungen des 18. Jahrhunderts konnten diese Bedürfnisse aber nicht mehr durch zeremonielle und kulturelle Abgrenzung von der Umwelt, sondern nur mehr im Dialog mit ihr realisiert werden. Liberalere und tolerant eingestellte Adelige waren bereit, dafür die Konvergenz zwischen dem Adel und Teilen des Bürgertums zuzulassen, auch wenn dadurch eine neue Figuration entstehen konnte, in der adelige Standeszugehörigkeit nur mehr eines von mehreren möglichen Statuskriterien war und damit unvermeidlich an Bedeutung einbüßte. So formierte sich allmählich eine neuartige Elite, die sich in den urbanen Zentren zu einem Mi-

siehe auch: Lougee, Carolyn: *Le Paradis des Femmes: Women, Salons, and Social Stratification in Seventeenth-Century France*. – Princeton: 1976

³²⁰In Bezug auf die Öffnung der höfischen Gesellschaft gegenüber ihrer Umwelt bestanden graduelle regionale Unterschiede. Während der Pariser Hofadel sich relativ bereitwillig und bedenkenlos am kulturellen Leben der Stadt teilnahm, war der Wiener Adel stärker auf die Wahrung der Distanz bedacht. Vgl. Demel, S. 426. Gaunt, S. 263. Stekl, Hannes: *Zwischen Machtverlust und Selbstbehauptung. Österreichs Hocharistokratie vom 18. bis zum 20. Jahrhundert*. – In: *Europäischer Adel 1750-1950* (GG Sonderheft 15). Hg. von H.-U. Wehler. – Göttingen: 1990, S. 144-165, S. 156, 162.

³²¹Vgl. Dewald: *European Nobility*, S. 125

lieu verdichtete, dessen Mitglieder die gleichen kulturellen Präferenzen teilten und deren Lebensstile sich nur mehr durch die unterschiedlichen finanziellen Mittel unterschieden. Der Adelsstand war keine notwendige Bedingung für die Zugehörigkeit zu dieser Elite. Ihr lag dagegen ein alternatives Konzept der Überlegenheit zugrunde, das individuelles Vermögen, Talent, polyglotte und aufgeschlossene Geisteshaltung und Bildung würdigte und sich damit implizit gegen die ständische Gesellschaftsordnung wandte. Zu jener Schicht, die in Deutschland *gebildete Stände* genannt wurde und die – trotz ihres Namens – nicht mehr eindeutig ständisch zugeordnet werden konnte, wollte nun auch der Adel vorbehaltlos gezählt werden.³²²

In einer Gesellschaft, in der kulturelle und ökonomische Kriterien überwiegend den Status festlegten, konnte der Adelsstand seine ursprüngliche Bedeutung nicht behalten. Er verlor allmählich seinen rechtlichen Charakter, und sein geblütsideologisches Fundament wurde obsolet. Daß er dennoch seine Attraktivität nicht verlor, lag an seiner Funktion als Kennzeichen einer erfolgreich etablierten und dauerhaften Elite und für die Zugehörigkeit zur Kerngruppe jener neuen *guten Gesellschaft*, die der Adel repräsentierte. Wer im 18. Jahrhundert die Nobilitierung beabsichtigte, glaubte nicht, „daß man etwa durch einen Adelsbrief sozusagen ein anderer Mensch wurde, dementsprechend alte soziale Kontakte abbrechen und neue anknüpfen müsse.“³²³ strebte nicht ernsthaft nach feudalen Privilegien und Ehrenrechten, sondern nach einer offiziellen Anerkennung seiner Zugehörigkeit zu dieser neuen Elite. Voraussetzung dafür war die Möglichkeit zur Standeserhebung und damit die prinzipielle Erreichbarkeit des Adelsstands für Aufstiegswillige. Wäre er für das Bürgertum grundsätzlich unerreichbar gewesen, hätte er seinen Wert als Symbol der Elite verloren. Erst diese Möglichkeit machte den Adel zu einer praktisch realisierbaren Perspektive und war damit zugleich ein Argument, das das Bürgertum die präsumptive Überlegenheit des Adels leichter akzeptieren ließ. Dadurch konnte der Adelsstand schließlich zu einem reinen Statussymbol werden, das sozialen Aufstieg unterstreichen und würdig abschließen sollte.³²⁴

Der Adel selbst hatte indessen das Verständnis seiner gesellschaftlichen Funktion diesen Bedingungen angepaßt. Indem Adel nunmehr reale soziale Überlegenheit symbolisierte, war eine rechtlich definierte und ideologisch begründete Privilegierung nicht mehr erforderlich. Er akzeptierte seine Definition als Geburtsstand nur noch unter dem Vorbehalt, daß sie seinen Handlungsspielraum und die persönliche Freiheit nicht beschränkte. Er suchte oder dultete wenigstens die Gesellschaft von Personen, die über ähnlichen Erfahrungshintergrund und zivilisatorisches Niveau verfügten auch und in besonderen Fällen gerade dann, wenn sie aus einem fremden sozialen Umfeld stammten. Als seinesgleichen betrachtete er nicht mehr notwendigerweise Standesgenossen, sondern alle, die die gleichen Interessen teilten, Vorlieben pflegten, ähnliche Ansichten vertraten und kulturellen Codes beherrschten und dadurch in der Lage waren, ihre reale (oder scheinbare) soziale Überlegenheit kulturell zu repräsentieren und zu reproduzieren. Typischster Ausdruck dieser Verhältnisse waren Gestalten, wie Casanova

³²²Vgl. Burckhard, S. 91. Chaussinand-Nogaret, S. 45, 67. Demel, S. 427. Dewald: *European Nobility*, S. 51, 125, 133, 139 f, 186, 192, 199. Schalk, S. 157, 211 f. Swann: *French Nobility*, S. 147. Vec, S. 383 f. Zmora, S. 101 f

³²³Demel, S. 426

³²⁴Vgl. Bush, S. 19 f. Jouanna, S. 177

oder Beau Brummell, die ihren Aufstieg alleine der perfekten Beherrschung des adeligen Habitus' verdankten, ohne im mindesten über den familiären Hintergrund verfügt zu haben, der für eine Integration in die höfische Gesellschaft noch im Jahrhundert zuvor als unverzichtbar betrachtet worden war.³²⁵

2.3.5 Der neue Adel

Mit der Herrschaftsintensivierung frühmoderner Staaten entwickelte sich eine Form der Macht, die in den betroffenen Ländern bislang kaum bekannt war. Im Namen der Fürsten und durch diese autorisiert übten Beamte obrigkeitliche Herrschaft über Untertanen aus und etablierten eine Form politischer Macht, die man m. E. als *Bürokratie* bezeichnen kann. Typisch für die Aufbauphase frühmoderner Administrationskomplexe und den Prozeß der Bürokratisierung der Herrschaft war die Rekrutierung des Personals aus ständisch ungebundenen Gruppen der Bevölkerung. Über die Ursachen dieser Wahl ist sich die Forschung gegenwärtig allerdings nicht mehr so einig, wie die frühe Absolutismusforschung. Jene Historikergeneration, die sich mit der Administrationsstruktur und deren Zusammenhang mit absolutistischer Herrschaft befaßten, setzten sie mit dem Konflikt zwischen Monarchie und Adel in Beziehung und nahm daher durchwegs an, die Besetzung einflußreicher Positionen in den fürstlichen Verwaltungsapparaten mit Spezialisten bürgerlicher Herkunft wäre ein offener Ausdruck des Mißtrauens gegenüber dem oppositionellen Adel und ein gezielter Angriff auf sein Machtmonopol gewesen. Indessen neigt man heute dazu, den praktischen Bedingungen den Vorrang gegenüber politischen Erwägungen einzuräumen. Adelige kamen für Verwaltungsaufgaben kaum in Betracht, weil sie selten über die nötigen qualifikatorischen Voraussetzungen verfügten. Beamte sollten profunde rechtswissenschaftliche und betriebswirtschaftliche Kenntnisse aufweisen, die im 16. Jahrhundert beim Adel schlechterdings kaum anzutreffen waren. Außerdem erforderte die Verwaltungstätigkeit vorbehaltlose Subordination unter den Dienstgeber, Verlässlichkeit und die Bereitschaft zu kontinuierlicher Arbeit. Diese Eigenschaften wurden traditionell dem Bürgertum (*Krämern* und *Advokaten*) zugeschrieben und gehörten nicht unbedingt zum adeligen Verhaltensrepertoire.³²⁶

Gleichwohl ist es eine unbestrittene Tatsache, daß der Ausbau zentralstaatlicher Verwaltungsapparate eine erhebliche soziale Mobilität auslöste. Doch diese ergab sich zunächst durch die Rekrutierung der Beamten aus den städtischen Oberschichten gleichsam von selbst. Einschlägige Fachkompetenz und v. a. die von staatlichen Arbeitgebern besonders geschätzte Loyalität war besonders bei Gruppen zu finden, deren Status nicht eindeutig ständisch festgelegt war und daher von politischen Gruppeninteressen weitgehend frei waren. Fürsten, die auf sorgfältige Auswahl ihrer Mitarbeiter bedacht waren, wählten daher vorzugsweise akademisch qualifizierte Angehörige freier Berufe, weil diese in der Regel weder dem ständischen Adel angehörten, noch – obgleich häufig ratsfähigen bürgerlichen Familien entstammend – in die jeweiligen Stadtregierungen und Patriziate integriert waren. Ständisch nicht eindeutig definierte Personen und Gruppen, die sich nicht als Mitglieder eines Interessensverbands auffassen

³²⁵ Vgl. Bush, S. 208 f. Erbe, Günter: Dandys. Virtuosen der Lebenskunst. Eine Geschichte des mondänen Lebens. – Köln/Weimar/Wien: 2002, S. 7-54. Schalk, S. 219

³²⁶ Vgl. Dewald: European Nobility, S. 143

konnten, durften auch nicht mit der Unterstützung und dem Rückhalt einer sozialprotektionistischen Standesgemeinschaft rechnen und hatten daher in einer ständisch gegliederten Gesellschaft stets einen prekären Status. Darüber hinaus genossen sie selten mehr als einen bescheidenen Wohlstand, der zudem durch kein gewerbliches Monopol gesichert war. Aus dieser doppelten sozialen Unsicherheit erklärt sich das Streben nach der Sicherheit einer festen und angesehenen Stellung und dem Schutz eines mächtigen Patrons. Aus der Perspektive des Patrons dagegen verband sich bei diesen Kandidaten die erwünschte Fachqualifikation mit einer sozialen Lage, die leicht zu Abhängigkeit führen konnte. Bei Beamten, die keinerlei politische und gesellschaftliche Verpflichtungen und Verantwortlichkeiten außerhalb ihres Amts banden, konnte ein Verhältnis bedingungsloser Loyalität zum Dienstgeber leichter hergestellt werden als bei korporativ ungebundenen Personen mit multiplen sozialen Bindungen.³²⁷

Wäre ein Amt lediglich ein weiteres gleichartiges Berufsfeld für Akademiker gewesen, könnte man nicht von sozialer Mobilität sprechen. Daß die Anstellung als Beamter als sozialer Aufstieg verstanden wurde, lag an der besonders exponierten und privilegierten Stellung des *Fürstendienstes*. Für Juristen oder ähnlich qualifizierte Spezialisten bedeutete die Bestellung zu Beamten daher eine Standeserhöhung, die sich aus der engen persönlichen Beziehung zum Fürsten, v. a. aber aus deren charakteristischen Tätigkeiten und Befugnissen ableitete, denn, wie DIETRICH GERHARD sagt: „nicht das Funktionale, sondern die soziale Stellung mit ihren ständischen Privilegien gilt als das eigentlich Charakteristische des Amtes.“³²⁸ Unabhängig von möglichen gesellschaftspolitischen Intentionen seitens der Monarchen waren Auswahl und Bestellung von Amtsträgern objektiv Instrumente zur Begünstigung sozialen Aufstiegs. Wen die Fürsten als Rat und *Fürstendiener* in ihre Umgebung zogen – ob nun aus politischem Kalkül oder in Ermangelung geeigneterer, d. h. ständisch qualifizierterer Kandidaten – wurde *nolens volens* ständisch befördert. Obwohl in der Forschung noch keine Einigkeit über das Ausmaß und die Bewertung der Bürokratie als absolutistisches Mobilitätsinstrument besteht darf angenommen werden, daß Fürsten sich der Funktion und der Konsequenzen ihrer Kompetenz zur Standeserhöhung bewußt waren. Aus der konkreten Handhabung dieses Privilegs lassen sich jedenfalls Schlüsse auf ihre Auffassung über Eigenschaften, Zusammensetzung und Konstitution sozialer und politischer Eliten ziehen. Schließlich hatten absolute Monarchen gerade bezüglich der Frage, wer in ihren Staaten Macht ausüben sollte und dürfte, eindeutige Anschauungen.

Die Besonderheit in der ständischen Qualität und daher im Status von Beamten bestand in ihrem Recht zur Ausübung obrigkeitlicher Macht. Diese Eigenschaft teilten sie mit dem Adel. Zugleich bestand in der feudalen Gesellschaftsordnungen eine enge Beziehung zwischen Adel und Amtsträgerschaft. Der mittelalterliche Adel hatte seinen Status ursprünglich aus dem Recht zur Ausübung kaiserlicher/königlicher bzw. fürstlicher Regalien abgeleitet. Sämtliche obrigkeitlichen Herrschaftsprivilegien waren durch Delegierung des Monarchen an den Adel übergegangen und wurden von ihm (theoretisch) stellvertretend

³²⁷Vgl. Lampe, Joachim: Aristokratie, Hofadel und Staatspatriziat in Kurhannover. Die Lebensweise der Beamten an den kurhannoverischen Zentral- und Hofbehörden. 1714-1760. – Göttingen: 1963, S. 229. Reif, S. 25 f

³²⁸Gerhard, Dietrich: Amtsträger zwischen Krongewalt und Ständen – ein europäisches Problem. – In: Alteuropa und die moderne Gesellschaft. Festschrift für Otto Brunner. – Göttingen: 1963, S. 230 ff, S. 235

für den Fürsten ausgeübt. Die Erblichkeit der Lehen und der damit verbundenen obrigkeitlichen Privilegien und der im Adel verbreitete Standpunkt, das Recht zur Herrschaft sei eine dem Adel immanente Qualität und würde daher autogen ausgeübt, änderte am Prinzip des Vasallitätsverhältnisses nichts. Solange sich institutionenstaatliche Herrschaftskonzepte in der Gesellschaft noch nicht konkretisiert hatten, blieben lehensrechtliche Vorstellungen die Grundlage jeglicher Herrschaftsausübung. Im Konzept des Feudalismus bestand eine Äquivalenz zwischen Adel und Amtsträgerschaft im Sinn von zur Ausübung von Herrschaft berechtigten Personen. Zugehörigkeit zum *Herrschaftsstand* implizierte die generelle Eignung zum Fürstendienst sowie zur Herrschaft über Untertanen. Diese Auffassung blieb in der Neuzeit nicht nur bestehen, sondern wurden allem Anschein nach von den maßgeblichen absoluten Monarchen weitgehend geteilt. Der enge Zusammenhang zwischen Amtsträgerschaft und Adel war die Voraussetzung für die obligatorische und beinahe standardisierte Nobilitierung von Beamten. In der Habsburgermonarchie zeigte er sich noch im 18. Jahrhundert durch den vom Maria Theresia eingeführten *systemmäßigen Adel*, einer Bestimmung, die die automatische bzw. formlose Nobilitierung vom hohen Beamten nach dreißigjähriger Amtszeit verfügte. Es gibt bislang keine durch empirische Befunde gestützte konkrete Anhaltspunkte, die erkennen ließen, daß die absolute Monarchie das feudale Amtsprinzip oder die Position des Adels als Herrschaftsstand in Frage gestellt hätte. Aus der Praxis der Nobilitierung im Bereich der Administration läßt sich im Gegenteil schließen, daß der Zusammenhang zwischen Herrschaft und Adelsstand aufrecht erhalten werden sollte.³²⁹

Die anhaltende und grundsätzlich unveränderte formale Verankerung des Amtes im feudalen Lehensrecht zeigt sich besonders deutlich an gewissen Eigenheiten in der frühneuzeitlichen Amtsführung. In Deutschland wurden Amtsgeschäfte zwar selbstverständlich im Namen des jeweiligen Fürsten ausgeübt, aber in gewissem, mehr oder weniger festgelegtem Ausmaß zum eigenen Vorteil. In der Regel wurden Gebühren für bestimmte Amtshandlungen, die sog. *Sporteln*, nicht an die zuständige Kammer abgeführt, sondern waren Eigentum des amtshandelnden Beamten. Man betrachtete sie als rechtmäßige Einkünfte aus einer Position, die den Beamten in einem typisch feudalen Besitzverhältnis überantwortet waren. Der rechtliche Status eines Amtes war praktisch dem eines *Beneficium*s identisch, also eines Lehens, das der Empfänger als Kompensation für Dienstleistungen empfing und daraus Abgaben bezog. Die gleiche rechtliche Konstruktion lag auch dem *vénalité-System* in Frankreich zugrunde. Es war die rechtliche Voraussetzung für die Möglichkeit, Ämter zu kaufen, zu vererben und daraus private Einkünfte zu beziehen. Noch deutlicher als in Deutschland wurde durch diese Praxis der theoretische Zusammenhang zwischen Amtsträgerschaft und Adel sichtbar, der sich konsequent in der automatischen Nobilitierung von Inhabern käuflicher Ämter manifestierte.³³⁰

Wenn eine logische Äquivalenz zwischen Adelsstand und Herrschaftsberechtigung bestand, dann mußte die Amtsausübung durch nicht-adelige Beamte als

³²⁹Vgl. Bush, S. 80, 90. Dilcher, S. 82

³³⁰Vgl. Reinhard, Wolfgang: Staatsmacht als Kreditproblem. Zur Struktur und Funktion frühneuzeitlichen Ämterhandels. – In: Absolutismus. Hg. von E. Hinrichs. – Frankfurt/M.: 1986, S. 214-248. Zuerst erschienen in: VSWG 61 (1974), S. 289-319, S. 216-220. Wunder, S. 185 f

soziale Anomalie wahrgenommen worden sein. Dieser objektive Widerspruch wurde nicht virulent, solange das Doktorat der Räte als Ersatz für einen Adelsrang anerkannt wurde und der Adel selbst wenig Interesse an einem Engagement in der Administration zeigte. Je mehr jedoch beim Adel das Bewußtsein wuchs, daß bürgerliche Beamte substantielle und gewichtige Herrschaftsfunktionen in Staat und Gesellschaft wahrnahmen und mit ihrer Unersetzbarkeit auch Macht und Ansehen vermehrten, wurde der Umstand, daß in der Gesellschaft nun zwei Herrschaftsstände parallel existierten zunehmend spürbar und zu einem Faktor der Konkurrenz. Mit der Nobilitierung der hohen Beamten, die seit dem 17. Jahrhundert praktisch obligat wurde, konnten die Fürsten die Spaltung des Herrschaftsstands zwar nicht überwinden, aber wenigstens formal entschärfen. Die Standeserhöhung der Beamten beseitigte den Widerspruch herrschaftsberechtigter Nicht-Adeliger, stellte die Kompatibilität mit der ständischen Ordnung wieder her und konnte damit vorläufig die in sozialer Hinsicht grundsätzliche Andersartigkeit beider Gruppen verschleiern.³³¹ Diese Politik korrespondierte mit den Bestrebungen nach Vereinheitlichung und Systematisierung der sozialen Hierarchie und der Institutionalisierung des Adels und folgte damit der konservativen Grundtendenz des Absolutismus, die Fundamente der ständischen Gesellschaftsordnung zu festigen. In diesem Sinn kann die Nobilitierung der Beamten durchaus als typisches Beispiel absolutistischer Gesellschaftspolitik betrachtet werden: Der aktive und vorsätzliche Eingriff in die Sozialstruktur durch Standeserhöhung war gestattet, wenn dadurch Defekte behoben und die ursprüngliche Ordnung wiederhergestellt wurde.³³²

Mit dieser Nobilitierungspolitik haben die Kaiser möglicherweise einen Konflikt vermieden, der in Frankreich im 16. Jahrhundert bereits relativ weit fortgeschritten war. Durch die dauerhafte Trennung zwischen *noblesse d'épée* und *noblesse de robe* konnte kein einheitlicher und homogener adeliger Herrschaftsstand mehr entstehen. Trotz partieller Konvergenzen im Lebensstil und Heiratskreis blieb die Kluft und die latente Rivalität zwischen beiden Fraktionen bestehen. Auch in Deutschland kam es zu keiner Fusion von altem und neuem Adel. Nur in Ausnahmefällen erlaubte der Beruf des Beamten eine Vermögensbildung, die eine Feudalisierung der sozialen und materiellen Existenz und einen adeligen Lebensstil ermöglichte. Die Feudalisierung der Beamten konnte auch kaum im Interesse der Fürsten sein, weil sich dadurch die Abhängigkeit vom Dienstgeber gelockert hätte. Immerhin konnte die Nobilitierung ein erster Schritt auf dem Weg zum Adel sein. Durch sie wurden Beamte zwar nicht im sozialen, aber doch im politischen und sozialständischen Sinn Teil des Herrschaftsstands. In Bezug auf die Ehre, dem primären Statusfaktor der vor- und frühmodernen Gesellschaft, bedeutete die Nobilitierung eine wesentliche und substanzielle Verbesserung des Rangs, durch den nun auch die berufsständische Position der Beamten sozialständisch legitimiert und bestätigt wurde.

Obwohl sie schwer nachzuweisen ist, ist die Vermutung plausibel, daß das Prinzip der Nobilitierung von Beamten auch als politisches Signal für den alten Adel intendiert war. Es könnte darin bestanden haben, dem Adel erkennen

³³¹Vgl. Hansert, Andreas: Adel der Geburt und Adel des Geistes. Zu einem paradigmatischen Rang- und Standeskonflikt zwischen Patriziern und Gelehrten in Frankfurt im 17. und 18. Jahrhundert. – In: Sozialer Aufstieg. Funktionseliten im Spätmittelalter und in der frühen Neuzeit. Hg. von Günther Schulz. – München: 2002, S. 113-148, S. 126. Lampe, S. 218

³³²Vgl. Jouanna, S. 174. Wunder, S. 215

zu lassen, daß auch weiterhin nur Standespersonen zur Ausübung von Herrschaftsaufgaben geeignet sind und herangezogen werden und somit das Prinzip des Herrschaftsstands intakt war. Einerseits konnte diese Politik den alten Adel nicht dazu bewegen, die nobilitierten Beamten generell als ebenbürtig zu akzeptieren und in sein Milieu zu integrieren, andererseits kann aber parallel zu dieser Entwicklung eine zunehmende Akzeptanz der staatlichen Verwaltung im allgemeinen und einer Beamtenlaufbahn als Berufsperspektive für den Adel im besonderen beobachtet werden. Nachdem auf diese Weise klargestellt war, daß obrigkeitliche Funktionen weiterhin grundsätzlich dem Adel vorbehalten blieben und der alte Adel selbst seine Vorbehalte gegen zivile Tugenden weitgehend fallen gelassen hatte, wurde es ihm leichter gemacht, Herrschaftsausübung durch ein Amt als eine dem Stand angemessene Betätigung anzuerkennen. Trotz der dauerhaften Trennung zwischen *épée* und *robe* setzte sich im Lauf des 17. Jahrhunderts auch im französischen Adel die Auffassung durch, daß Amt und Kampf gleichwertige Formen des Fürstendienstes waren und keines dem anderen vorgezogen werden oder dem Adelsstand adäquater sein mußte.³³³

Dieser Sachverhalt erlaubt eine wichtige Einsicht in die Auffassung von der Beziehung zwischen Adel und Macht: Die grundsätzliche Berechtigung zur Ausübung von Herrschaft bezog sich offenbar nicht nur auf jene Bereiche, in denen Adelige über eigene Untertanen geboten. Als standesgemäße Betätigung wurde jegliche Form der Ausübung von Herrschaft betrachtet, unabhängig davon, ob sie im eigenen Namen oder im Auftrag einer höheren Autorität ausgeübt wurde. Adelige Macht mußte also nicht unbedingt autogen sein. Der wesentliche Aspekt des Herrschaftsstands bestand in der Tätigkeit der Herrschaftsausübung, formal realisiert durch die *jurisdictione in subditos*, wobei der Ursprung und die Grundlage ihrer Legitimität zwar nicht irrelevant, aber sekundär waren. Die Art, in der sich der Adel militärisch betätigte kann diese Haltung illustrieren: Natürlich brauchten Adelige keine eigenen Armeen, aber sie mußten unter allen Umständen ein Kommando haben. Sich selbst unter eine anerkannte und legitime Autorität zu beugen war mit ihrer Standesauffassung vereinbar, solange sie selbst als Offiziere praktisch Herrschaft über Untergebene ausüben konnten und nicht das Ende einer Befehlskette bilden mußten. Auch die Position als hochrangiger Beamter mit politischen Kompetenzen bot diese Möglichkeit und war in diesem Sinn eine moderne Interpretation des traditionellen adeligen Herrschaftsanspruchs.³³⁴

Alle weiteren Entwicklungen, die soziale Zusammensetzung und die gesellschaftliche Funktion staatlicher Administrationsstrukturen betreffend, waren mehr oder minder durch den Zwang zur Integration des Adels mitbestimmt. Das bedeutet einerseits, daß versorgungsbedürftige Mitglieder des alten ansässigen Adels hochrangige Stellen erhielten, ohne sich dafür durch Fachkenntnisse oder Erfahrung qualifizieren zu müssen, andererseits die Entstehung von Gruppen, deren Mitglieder über die eigene oder die Beamtenkarriere eines Verwandten in den Adelsstand aufgestiegen waren und in der Folge bei der Besetzung wich-

³³³Vgl. MacHardy, S. 179. Mettam: Definitions, S. 82. Swann: French Nobility, S. 149

³³⁴Im Gegensatz dazu vertritt Wunder die Meinung: „Die Herrschaft über Untertanen im eigenen Namen war das Merkmal adeliger Lebenshaltung.“ Seine eigenen Forschungen bestätigen diese Auffassung allerdings nur teilweise. So kann die exklusive Übertragung von *Obervogteien* an nobilitierte Beamte seine Hypothese nicht stützen, da derartige Funktionen zwar mit Jurisdiction über Untertanen verbunden war, diese aber nicht im eigenen Namen, sondern selbstverständlich im Namen des Fürsten ausgeübt wurde. Vgl. Wunder, S. 209 f, 215

tiger Positionen bevorzugt berücksichtigt wurden. In der Praxis konnte diese Bevorzugung unterschiedliche Formen annehmen: Während sich in Deutschland in den meisten Territorien eine *administrative Funktionselite* bildete, die einen informellen Anspruch auf die wichtigen administrativen Funktionen wahrte, entwickelte sich in Frankreich die Gewohnheit, den Großteil der verfügbaren Stellen für einzelne Fraktionen der *noblesse de robe* zu reservieren.³³⁵ Hier wie dort war die sozialständische Qualifikation von Personen für die Besetzung von Ämtern gegenüber der fachlichen Qualifikation prioritär. Auch für die Chancen und den Verlauf einer Beamtenkarriere war die Zugehörigkeit zum Adel der entscheidende Faktor.³³⁶ Die Annahme der älteren Forschung, absolute Monarchen hätten sich beim Aufbau zentraler Verwaltungsstrukturen auf das Bürgertum gestützt und die Mitarbeit des Adels erst nach dessen vollendeter *Domestizierung* gestattet, ist angesichts des aktuellen Wissensstands nicht mehr haltbar.³³⁷ Aus der Beschäftigung bürgerlicher Juristen in der Anfangsphase des Absolutismus kann weder eine politische Affinität zum Bürgertum, noch eine grundsätzliche Animosität gegenüber dem Adel geschlossen werden. An deren Karrieren, die in praktisch allen Fällen in der Nobilitierung mündeten erkennt man, daß man in der Herkunft dieser Beamter eher einen Zufall als eine politische Strategie wird annehmen müssen. Weder in Deutschland noch in Frankreich haben die Monarchen in der staatlichen Administration länger als notwendig auf das Bürgertum zurückgegriffen.³³⁸

Trotz der theoretischen Verankerung des vormodernen Beamtentums im Feudalismus und dem Festhalten an der Vorstellung von der Notwendigkeit der Herrschaftsausübung durch Adelige wurde der neue Adel nur in Ausnahmefällen in den alten integriert. Neben eher als genuin sozial zu beschreibenden Faktoren, wie abweichendem Habitus, unterschiedlichen lebensweltlichen Bedingungen und Mentalitäten und einer generellen Tendenz zum Mißtrauen gegenüber Aufsteigern seitens des alten Adels könnte das Ausbleiben einer Etablierung des Beamtenadels als ständischer Adel auch einen politischen Aspekt gehabt haben. Eine derartige Entwicklung hätte eine Feudalisierung der administrativen Funktionselite bedeutet, woran den Monarchien nicht gelegen sein konnte. Sie befanden sich diesbezüglich in der paradoxen Situation, einerseits den Adel in seiner Funktion als Herrschaftsstand zu rekonstituieren, andererseits die Stärkung einer auf dem Prinzip der Vasallität gegründeten intermediären Gewalt zu verhindern. Dieses Problem erklärt sich aus der Mehrdeutigkeit des Begriffs „Adel“, der (neben anderen) eine ideologische und eine historische bzw. politi-

³³⁵Vgl. Dewald: *European Nobility*, S. 146. für Frankreich: Bush 81 f. Der Begriff „administrative Funktionselite“ stammt von CHRISTINE VAN DEN HEUVEL. Die Unklarheit und Uneinigkeit darüber, wie dieses Phänomen zu behandeln sei, erweist sich u. a. an der Uneinheitlichkeit der Benennung: Neben dem Begriff der „administrative Funktionselite“ finden sich auch „Beamtenadel“ (Endres), „juristische Funktionselite“ (Jahns) und „Staatspatriziat“ (Lampe). In der englischsprachigen Forschung wird der Begriff „service nobility“ verwendet. Vgl. Endres, *Führungsschichten*, S. 85. Jahns, Sigrid: *Der Aufstieg in die juristische Funktionselite des Alten Reichs*. – In: *Ständische Gesellschaft und soziale Mobilität*. Hg. von W. Schulze. – München: 1988, S. 353-388, S. 372; Lampe, siehe Titel. van den Heuvel, Christine: *Beamtenschaft und Territorialstaat. Behördenentwicklung und Sozialstruktur der Beamtenschaft im Hochstift Osnabrück 1550-1800*. – Osnabrück: 1984, S. 184.

³³⁶Vgl. die Aussage Veit Ludwig von Seckendorffs im Abschnitt *Reaktion und Adaption*.

³³⁷Die These vom Bürgertum als der ersten Stütze der absoluten Monarchie wird vereinzelt auch heute noch vertreten. Vgl. Duchhardt, Heinz: *Das Zeitalter des Absolutismus*. – München: 1989, S. 41. Ehrenpreis, S. 236, 243-247. Winkelbauer: *Ständefreiheit*, S. 183.

³³⁸Vgl. Doyle, S. 107. Harding, 132 f.

sche Bedeutung haben kann. Am Beginn der Neuzeit war der Adel nicht nur eine gesellschaftliche Institution im System der Ständeordnung, sondern betrachtete sich selbst darüber hinaus noch als Korporation, d. h. als eine konkrete soziale Figuration mit der Rolle einer gesellschaftlichen Fraktion und politischen Interessensgemeinschaft. Absolutistische Politik hielt an der Institution des Adels im ideologischen Sinn fest, mußte ihn aber als Korporation schwächen und zurückdrängen.

Der einzige strategische Vorteil des sozialen Hintergrunds der frühen Beamten lag zunächst weniger darin, daß sie Bürgerliche waren, sondern daß sie keine Adeligen waren. Sie standen außerhalb des Lehnsverbands und damit des traditionellen Systems feudaler Interdependenzen, ihnen fehlten korporative Bindungen und sie waren daher in Bezug auf politische Standesinteressen unabhängig. Wenn Beamte also nobilitiert wurden, war darauf zu achten, daß sich daraus keine ständische Korporation mit eigenständigem politischem Profil entwickelte. Entsprechend dem politischen Programm des Absolutismus mußte sein Ziel sein, eine Konvergenz zwischen altem und neuem Adel möglichst zu unterbinden. Beamte sollten zwar eine Standeserhebung erfahren um die Funktion des Fürstendienstes als adelswürdige und -spezifische Tätigkeit zu untermauern sowie um die Verwaltung und die mit ihr verbundenen Aufgaben gesellschaftlich aufzuwerten, durften aber keinesfalls eine autonome soziale Identität entwickeln, in der sich Funktion und Status der Gruppe außerhalb und unabhängig von der Legitimierung durch den Fürsten herleiten konnte.³³⁹ Das mittelalterliche System der Vasallität, das auf der Gegenseitigkeit der Treueverpflichtungen von Lehensherrsinn und Adel und ständischer Autonomie beruhte durfte nicht reproduziert nicht reaktiviert werden. Auf diese Weise mußte ein Adel entstehen, dessen Position als Herrschaftsstand zwar an traditionale Vorstellungen anknüpfte, dessen Legitimation aber untrennbar mit dem Fürstendienst verbunden war und der deshalb keine Ansprüche auf politische Partizipation oder autogene Herrschaftsprivilegien stellte, wie es beim alten Adel der Fall war. Ein Adel ohne feudale Grundlage, ja weitgehend ohne reale Beziehung zu den archaischen Traditionen des Feudalstaats war eine gänzlich neuartige Erscheinung in der mittel- und westeuropäischen Sozialstruktur.

In Frankreich konnte Ludwig XIV. zwar nicht verhindern, daß sich die *noblesse de robe* vereinzelt mit dem alten Adel verband, insistierte aber ausdrücklich auf der Unangemessenheit dieser Praxis. Er wußte die Ungebundenheit und politische Unverdächtigkeit seiner Beamten zu schätzen und zu nützen, doch keiner von ihnen erreichte unter seiner Regierung je die oberen Adelsränge oder höhere Prälatenränge, wie es unter seinen Vorgängern möglich gewesen war. Ohne die Möglichkeit zur Verbindung mit dem Hochadel oder gar der Gründung eines eigenen hochadeligen Geschlechts fehlten der *noblesse de robe* die Grundlagen zum Aufbau eines eigenen Patronagenetzes, das die Bildung einer autonomen Machtbasis erlaubt hätte. So blieb die Position der königlichen Funktionäre prekär, weil sie stets unmittelbar von der Gunst des Monarchen abhängig war und nicht auf den Rückhalt einer mächtigen und über Generationen wohletablierten Familie bauen konnte. Fielen sie in Ungnade, so sank ihr Status drastisch, und ihre Nützlichkeit als Teil eines Patronagesystems mächtigerer *grands seigneurs* endete, sobald sie ihr Amt verloren.³⁴⁰

³³⁹Vgl. Clark, S 164

³⁴⁰Vgl. Chaussinand-Nogaret, S. 128 f. Mettam: Definitions, S. 85 f. Ders: French Nobility, S.

Im Unterschied zu Deutschland hatte der Amtsadel in Frankreich seit seiner Entstehung in Form der Parlamente über eine eigene korporative Basis verfügt, die bis zum Ende des Ancien Régime bestand. Die *noblesse de robe* war bereits im 16. Jahrhundert als eine Gruppe entstanden, die durch den Richterberuf in den Regionalparlamenten in den Adelsstand gelangt war. Die Nobilitierung, die in Frankreich automatisch erfolgte, sobald sich ein Amt in der dritten Generation im Besitz derselben Familie befand, war die Voraussetzung dafür, daß sich die Schicht der hohen Beamten und Funktionäre zu einer Figuration mit korporativen Elementen entwickeln konnte. Das bedeutete, daß seit dem Beginn der Neuzeit in Frankreich zwei alternative Adelskonzepte nebeneinander existierten, von denen das jüngere (*robe*) sich zwar in Bezug auf standesspezifische Merkmale und Privilegien am älteren orientierte, aber ein gänzlich unterschiedliches Identitätsprofil ausbildete und pflegte. Die *noblesse de robe* unternahm kaum Anstrengungen, sich dessen, was man das *vivre noblement* nannte, also einen auf den Erträgen feudaler Renditen gründenden, arbeitsfreien und an ritterlichen Idealen orientierten Lebensstil anzupassen. Ihr Rollenverständnis und ihr korporatives Selbstbewußtsein leitete sich dagegen aus einem aktiven Berufsleben und der Überzeugung ab, durch ihre professionellen Fertigkeiten für Staat und Gesellschaft unersetzbar zu sein. Quelle ihrer Legitimation war nicht die Kultivierung einer Vorstellung angeborener Überlegenheit, sie gründete sich vielmehr auf die Nützlichkeit einer Funktion, die ihrerseits überlegene Qualifikation voraussetzt.³⁴¹

Noblesse de robe

Obwohl sich die *noblesse de robe* in vielerlei Hinsicht dem alten Adel annäherte, z. B. durch die Übernahme des höfischen Habitus' und verschiedener aristokratischer Statussymbole, wie ausgedehnten Grundbesitz, umfangreiche und repräsentative Haushalte etc., bewahrte sie (bis in die Gegenwart) gewisse Aspekte bürgerlicher Mentalität.³⁴² So wurden der *noblesse de robe* auch andere Eigenschaften als der *épée* zugeschrieben, wie Ehrgeiz, Urteilkraft und Effizienz, die sie als Gruppe ohne ritterliche Tradition und Ideale charakterisierten. Nicht zuletzt unterschieden sie sich dadurch vom alten Adel, daß sie für die Ausübung ihrer Ämter fachlich qualifiziert sein mußten – eine Einschränkung, die der alte Adel in Bezug auf seine ständische Qualität nicht akzeptierte. Außerdem gaben nicht alle Amtsadeligen die kommerziellen Aktivitäten, denen die Familien vor ihrem Wechsel in die Bürokratie nachgegangen waren und denen sie in den meisten Fällen ihren Wohlstand verdankten, auf. Daraus ergaben sich grundsätzlich unterschiedliche Betätigungsfelder für beide Adelsfraktionen: Während

119

³⁴¹Vgl. Swann: French Nobility, S. 146

³⁴²Die Frage, wie weit *robe* und *épée* konvergierten und sich assimilierten ist schwer zu beantworten und beschäftigt die Forschung seit langer Zeit. Die Versuche des neuen Adels, sich in seinem Erscheinungsbild dem alten anzupassen sind offensichtlich, und in machen Fällen waren sie auch erfolgreich. Möglicherweise zu Recht wird zudem darauf hingewiesen, daß die Bemühungen zur Verbesserung der Adelsbildung im 17. Jahrhundert als Annäherung der *noblesse d'épée* an den Amtsadel bewertet werden können. Doch auch wenn es manchen *Robins* aus etablierten und hochrangigen *Parlementaires*-Familien gelang, von der *noblesse d'épée* akzeptiert zu werden, besteht kaum Zweifel daran, daß sich dieser Assimilationsprozeß auf die höfische Elite beschränkte und daher vom Großteil des Adels, sowohl dem alten Provinzadel, als auch dem niederen Amtsadel nicht mitvollzogen wurde. Vgl. Chaussinand-Nogaret, S. 67, 72 f. Clark, S. 185, Dewald: European Nobility, S. 79. Mettam: French Nobility, S. 119. Richard, Guy: Noblesse d'affaires au XVIIIe siècle. – Paris: 1974, S. 65 f. Rowlands, Guy: The Ethos of Blood and Changing Values? Robe, Épée and the French Armies, 1661-1715. – In: Seventeenth-Century French Studies 19 (1997), S. 95-108, S. 103 f. Swann: French Nobility, S. 147

die *noblesse d'épée* die hohen militärischen, höfischen und kirchlichen Ränge besetzte, konzentrierte sich die *noblesse de robe* auf Verwaltung und Justiz. Diese Demarkationsgrenze erstreckte sich bis in die höchsten Sphären. Selten bestand für ein Mitglied des Amtsadels die Aussicht, beispielsweise das begehrte Amt eines *maréchal de France* zu erreichen, wohingegen kein Mitglied der *noblesse d'épée* jemals zum mächtigen *contrôleur-général des finances* (Finanzminister) ernannt wurde. Diese Reste bürgerlicher Qualitäten, ihr ungeklärtes Verhältnis zum Kommerz und der Umstand, daß die *noblesse de robe* ihren Status aus der Ausübung eines Berufs ableitete und dies weder verleugnen konnte noch wollte reichten für den alten Adel aus, um ein Klima des Mißtrauens und eine demonstrative Distanz aufrechtzuerhalten und die Anerkennung als vollkommen gleichwertige Standesgenossen hartnäckig zu verweigern. Selbst ein Jahrhundert nach der Fronde war die exponierte Beteiligung der Parlamentarier an der Revolte in Versailles nicht vergessen und kaum vergeben. Noch in der Regierung Ludwigs XV. neigte man dazu, die wohl loyalsten Diener der Monarchie als potentielle Republikaner zu verdächtigen, und bei Hof konnte man im 18. Jahrhundert die *grands seigneurs* über den Amtsadel als den *petit bourgeois* sprechen hören.³⁴³

1758 wurde Étienne François de Choiseul (1719-1785) zum *secrétaire d'état* mit dem Portefeuille des königlichen Außenministers ernannt. Ludwigs XV. Entscheidung brach mit der bisherigen Gewohnheit und widersprach den ausdrücklichen Empfehlungen seines Vorgängers, nur *Robins* und keinesfalls Mitglieder des alten Hochadels oder des Hofadels in das Kabinett zu berufen. Sie löste Aufsehen und seitens der *noblesse de robe* allerhand Kritik und Protest aus, vollzog jedoch im Grund nur eine Entwicklung nach, die spätestens seit dem Beginn des 18. Jahrhunderts allenthalben in Europa bemerkbar war. Denn seit sich der alte Adel in den fürstlichen Administrationen betätigte, hatte er sich vorzugsweise auf jene Bereiche und Aspekte des administrativen Aufgabenspektrums konzentriert, die seinem Rollenverständnis und seinen standesspezifischen Fertigkeiten am besten entsprachen. Mit dem Einstieg in die administrative Berufslaufbahn hatte der Adel zwar die Notwendigkeit akzeptiert, sich eine adäquate Bildung zu verschaffen, sich aber diesbezüglich nicht an den objektiven Qualifikationsvorgaben des Beamtenberufs orientiert. Freilich eignete er sich jurdische und verwaltungstechnische Kenntnisse an, gelangte darin aber selten über rudimentäre Grundlagen hinaus. Der Schwerpunkt adeliger Bildung lag in der Entwicklung eines standesspezifischen Charaktertyps, von dem man annahm, daß er, weitgehend unabhängig von fachlicher Qualifikation, Personen mit allgemeinen Führungsqualitäten hervorbringen würde. Weder war es die Absicht des Adels, den graduierten Juristen die praktischen Verwaltungsaufgaben abzunehmen, noch ihnen ihre Position als Experten und Sachbearbeiter streitig zu machen. Wenn Adelige in einem Amt tätig werden sollten, so kamen prinzipiell nur vorgesetzte Stellen mit höheren Entscheidungskompetenzen in Frage. Die Aspekte der Machtausübung durch formelle Übertragung von obrigkeitlichen Entscheidungsbefugnissen und der Repräsentativität waren eindeutig prioritär. Eine Stelle als Sekretär beispielsweise, so einflußreich sie auch in informellen Entscheidungsprozessen sein konnte, war mit dem Rollenverständnis des Herrschaftsstands nicht vereinbar. Selbst die Besoldung schien dabei eine untergeordnete Rolle zu

Diplomaten

³⁴³ Vgl. Dewald: *Aristocratic Experience*, S. 22-25. Mettam: *Definitions*, S. 86 f. Rowlands, S. 100. Saint Martin, S. 108 f. Swann: *French Nobility*, S. 166 f. Ders. *Robe*, S. 160

spielen. Denn obwohl am Wiener Hof die gutachterlichen Referentenpositionen besser honoriert wurden als die Hofkommissionen, wurden sie ausschließlich von Nicht-adeligen besetzt, während sich der Adel überwiegend in den prestigereicheren Kommissionen konzentrierte.³⁴⁴

Es ist wahrscheinlich, daß der Prozeß der Trennung von politischen und administrativen Funktionen in den größeren fürstlichen Regierungsapparaten wenigstens teilweise von der Notwendigkeit der Integration des Adels und dessen standesgemäßer Beschäftigung hervorgerufen wurde. Zur Erledigung des täglichen Verwaltungskrams war er weder bereit, noch schien er sich dafür zu eignen. Seine Neigungen und Fähigkeiten lagen auf einem anderen Gebiet. Die Vorzüge einer Erziehung zum Höfling und *honnête homme* bestanden in hoch entwickelter sozialer Kompetenz, d. h. Gewandtheit im Umgang mit Menschen, Wendigkeit in der Interaktion und ausgeprägter Sprachbeherrschung. Solche Eigenschaften und Fertigkeiten waren perfekte Voraussetzungen für Berufe, in denen es auf vorsichtiges Taktieren, Geistesgegenwart, ein entwickeltes Sensorium für den korrekten Umgang aber auch auf Entschlossenheit zum richtigen Zeitpunkt ankommt. Auch die Übung, sich in einem sozialen Feld bewegen zu können, in dem Konkurrenz zwischen Parteien und Fraktionen und die Intrige allgegenwärtig waren, verschaffte ohne Zweifel einen Vorteil bei der Beurteilung und Behandlung strategischer Probleme. So kann man kaum als Zufall ansehen, daß die Entstehung des Systems der internationalen Geheimdiplomatie mit dem Prozeß der Integration des Adels in die staatliche Administration zusammenfiel. Die z. T. bis in die Gegenwart gültigen diplomatischen Regeln und Verkehrsformen trugen deutlich die Merkmale des höfisch-aristokratischen Habitus'. Doch besonders in der Anfangsperiode dieser Entwicklung brachten die adeligen Diplomaten nicht nur die höfische Etikette, sondern auch ihr obsessives Ehrbewußtsein in die Diplomatie ein. Anlässlich der Akkreditierung des schwedischen Botschafters in England 1661 kam es zwischen dem französischen und dem spanischen Gesandten zu einem Präzedenzstreit, der in einer für den Adel nicht untypischen Weise ausgetragen wurde: Der Konflikt eskalierte in den Straßen von London und forderte sechs Todesopfer.³⁴⁵

Aus der auffälligen zeitlichen Koinzidenz des Auftretens von Berufsbild und Typ des adeligen Diplomaten einerseits und der Entstehung der Außenpolitik als Schwerpunkt einer auf das Prinzip der *Staatsraison* ausgerichteten Politik andererseits lassen sich weitreichende Schlüsse ziehen. Kabinettspolitik und Diplomatie, wie sie seit der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts die zwischenstaatlichen Beziehungen prägten, setzten einen bestimmten Funktionärstyp voraus, dessen mentale und habituelle Merkmale den diplomatischen Regeln und Usancen entsprachen. Das Ausmaß der Übereinstimmung zwischen den diplomatischen und den aristokratischen Umgangsformen läßt allerdings auch die inverse Vermutung plausibel erscheinen. Ohne die Verfügbarkeit von Personen dieses Typs hätten sich Diplomatie und Außenpolitik nicht in dieser Form entwickeln können. Es traf sich, daß gerade in dieser Periode der alte Adel auf der Suche nach adäquaten (d. h. standesgemäßen) Betätigungsfeldern in den staatlichen Regierungen war. Wenn in Justiz und Verwaltung adelige Qualitäten nicht angemessen und ihren Vorzügen entsprechend zum Einsatz gebracht werden konnten, so war ein Tätigkeitsbereich zu schaffen, der eben das ermöglichte. So wenig wie der Adel

³⁴⁴ Vgl. Ehrenpreis, S. 247

³⁴⁵ Vgl. Schwesig: Bernd-Rüdiger: Ludwig XIV. – Reinbek: 1986, S. 37

sein neuzeitliches Bildungsprogramm den Erfordernissen der modernen Administration anpaßte, so wenig paßte er sich der Administration selbst an. Entstehung und Entwicklung der Diplomatie legen dagegen nahe, daß er es verstanden hatte, die Strukturen neuzeitlicher Regierung in nicht unbeträchtlichem Maß seinen eigenen Qualifikationen und Bedürfnissen anzupassen.

Wie stark der Adel um 1700 den Bereich der Diplomatie bereits monopolisiert hatte, zeigen nicht nur die personelle Zusammensetzung diplomatischer Missionen und von Gremien mit außenpolitischer Kompetenz. Auch einschlägige zeitgenössische Äußerungen sind diesbezüglich unmißverständlich. So wurden im 1690 erschienenen und in dieser Zeit verbreitetsten Lehrbuch der Diplomatie von François de Callière altadelige Herkunft und ein ausreichendes Vermögen zu den wichtigsten Voraussetzungen für eine diplomatische Karriere erklärt.³⁴⁶ Die politische Bedeutung einer Mission durch die soziale Hochrangigkeit von deren Mitgliedern und Leitern zu demonstrieren wurde zur anerkannten diplomatischen Gepflogenheit. Staaten, die ihre auswärtigen Angelegenheiten weiterhin von Juristen erledigen ließen, fanden ihre Beamten von ausländischen Behörden wegen mangelnder Gleichrangigkeit abgewiesen.³⁴⁷ Diplomatischer Dienst wurde als typische Betätigung des Adels und damit zunehmend generell als Kennzeichen des adeligen Status betrachtet. Aus zahlreichen Nobilitierungsanträgen des 18. Jahrhunderts geht hervor, daß diplomatische Aufgaben so eindeutig mit Adel identifiziert wurde, daß es zu genügen schien, auf die Verrichtung derartiger Aufträge zu verweisen, um als adelswürdig anerkannt zu werden.³⁴⁸

Seit etwa der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts machten die Kluft zwischen dem Amtsverständnis, dem Habitus und der Mentalität von bürgerlichen Juristen und Adeligen die Koexistenz beider Gruppen in der staatlichen Administration zunehmend problematisch. Beamte mit rechtswissenschaftlicher Expertenbildung und bürgerlichem Hintergrund waren in mehrfacher Hinsicht nicht nur Konkurrenten, sondern geradezu Antipoden des Adels. Sie verkörperten für ihn die Pedanterie, den Kleingeist und die Engstirnigkeit, die das Gegenteil dessen waren, was er als sein kulturelles Ideal auffaßte und kultivierte. Auf dem immer stärker von Adeligen bevölkerten Parkett der modernen Diplomatie waren die Spitzfindigkeiten der Juristen überflüssig und deplaziert oder bestenfalls als Hilfsdienste geduldet. Hier waren jene Qualitäten gefragt, in denen der Adel trainiert war und die er als seine Domäne betrachtete. Adelige Tugenden wie polyplotte Einstellung und weltmännisches Auftreten, weitgespannte Beziehungen und breiter kultureller Horizont, verbunden mit der Bereitschaft zum entschlossenen Handeln ohne Rücksicht auf fachspezifische geistige Barrieren wurden nun auch die deklarierten Tugenden des Diplomaten: Er „weiß die Feder mit gleicher Sicherheit zu führen wie den Degen.“, wie ein Beobachter des 17. Jahrhunderts den hannoverschen Staatsminister Otto Grote beschrieb.³⁴⁹ Die heimliche Be-

³⁴⁶Vgl. Callière, François de: *The Art of Diplomacy*. Hg. von. H. M. A. Keens-Soper und Karl W. Schweizer. – Leicester: 1983, S. 89. siehe auch: Scott/Storrs, S. 47

³⁴⁷Das Erzstift Salzburg sah sich 1699 veranlaßt, nach dem Vorbild anderer Staaten einen Geheimen Rat mit adeligen Räten einzurichten, weil die Hofräte, die bislang mit diplomatischen Missionen betraut worden waren, von den zuständigen ausländischen Behörden nicht mehr als gleichwertig anerkannt wurden. Vgl. *In consilio intimo den 6. Septembris 1699* Salzburger Landesarchiv, Geheimes Archiv XXIII 28 und als Beilage *Entwurf Einer geheimen=Hof=Commissions=Ordnung*. SLA Geheime Hofkanzlei XLV 1.e.

³⁴⁸Vgl. Wunder S. 202-204. Vgl. ferner im Abschnitt *Verdienste*.

³⁴⁹Léti, Grégoire: *Abregé des maisons et des courts des princes sérénissimes de Brunswick*. – Amsterdam: 1687. Zitiert nach: Lampe, S. 225

wunderung des Adels und die verstärkten Bemühungen um Nobilitierung seitens bürgerlicher Beamter mußten das Überlegenheitsbewußtsein des Adels zusätzlich bestätigen. Schließlich war die Verdrängung der bürgerlichen Räte aus dieser Sphäre der Politik nicht mehr aufzuhalten. Vergleicht man etwa die Friedensverhandlungen von Münster und Osnabrück mit dem Wiener Kongreß, so wird diese Entwicklung durch die Unterschiede in Form und Ablauf offensichtlich: Hier ein akribisch auf das kleinste Detail bedachter Expertenausschuß, dort ein Gipfeltreffen des europäischen Hochadels mit der unbekümmerten Atmosphäre einer Gala.³⁵⁰

Über die Bewertung des Phänomens des neuen Adels bezüglich seiner Position in der frühmodernen Sozialstruktur besteht in der einschlägigen Forschung noch keine Einigkeit. (Allerdings bedarf diese Einschätzung sogleich insofern einer Einschränkung, als diesem Problem bisher kaum jemals die Aufmerksamkeit geschenkt wurde, die es verdient.) Zu einem befriedigenden Konsens über die Frage, ob und in welchem Ausmaß die soziale Aufstiegsmobilität Auswirkungen auf den Adel gehabt habe, konnte man noch nicht gelangen. Der kleinste gemeinsame Nenner in der Beurteilung der fürstlichen Nobilitierungen, der allenthalben wiederholt wird, besteht in der reichlich trivialen Feststellung, der Adel sein durch die personelle Ergänzung in seiner Struktur heterogener und komplexer geworden.³⁵¹ Daß man darüber hinaus zu keinen konkreteren Einschätzungen kommen konnte, liegt an der leichtfertigen Übernahme und der unreflektierten Handhabung eines Quellenbegriffs, der, wie viele ideologisch begründete soziale Termini und Konzepte, die gesellschaftliche Realität mehr verschleiert als beschreibt. Einen Allgemeinbegriff zu verwenden unterstellt die Existenz von gemeinsamen Eigenschaften bei allen damit bezeichneten Individuen. So zwingt die Anwendung des Begriffs „Adel“ als sozialer Kategorie auf alle Gruppen und Individuen, die in der frühen Neuzeit die Zugehörigkeit zu diesem Stand beanspruchten und daher als Adelige bezeichnet wurden, dazu, Gruppen mit signifikant unterschiedlichen sozialen Profilen derselben Kategorie zuzuordnen und stellt die unlösbare Aufgabe, substantielle Gemeinsamkeiten zu finden, wo keine vorhanden sind. Im juristischen Sinn bestand zweifellos eine Gemeinsamkeit beispielsweise zwischen dem regierenden Fürsten von Liechtenstein und dem Salzburger Armenhausverwalter Joachim von Mayr (1732-1796), aber daraus auch eine mehr als nur oberflächliche soziale Übereinstimmung abzuleiten wäre absurd. Das würde unvermeidlich entweder zu Widersprüchen oder zu einer Verwässerung des Begriffs „Adel“ führen.³⁵²

Integration

Eine der Ursachen für diese Konfusion besteht darin, daß die Forschung zur frühen Neuzeit den Adel bislang nicht ausreichend als soziologisches Phänomen behandelt und infolgedessen nicht konsequent genug zwischen dessen verschiedenen Formen unterscheidet. Gegenwärtig werden zwar alle erdenklichen Veränderungen und Entwicklungen im Adel ausführlich untersucht, man scheint aber

³⁵⁰ Vgl. Lampe, S. 218, 223. Vec, S. 208, siehe ferner: Weber, Wolfgang: *Prudentia Gubernatoria. Studien zur Herrschaftslehre in der deutschen politischen Wissenschaft des 17. Jahrhunderts* (Studia Augustana Bd. 4). – Tübingen: 1992

³⁵¹ Vgl. Clark, S. 184. Demel, S. 412. Zmora, S. 30

³⁵² Vgl. Godsey, William D. Jr.: *Vom Stiftsadel zum Uradel. Die Legitimationskrise des Adels und die Entstehung eines neuen Adelsbegriffs im Übergang zur Moderne.* – In: *Eliten um 1800. Erfahrungshorizonte, Verhaltensweisen, Handlungsmöglichkeiten.* Veröffentlichungen des Instituts für Europäische Geschichte, Abteilung für Universalgeschichte 183. Historische Beiträge zur Elitenforschung, 1. Hg von Anja Victoire Hartmann u. a. – Mainz: 2000, S. 371-391

noch keine Notwendigkeit zu sehen, die simple Tatsache anzuerkennen, daß sich hinter ein und demselben Begriff zwei oder gar mehrere deutlich unterschiedliche Phänomene verbergen können. GEORGE HUPPERT hat in seiner Forschung über den neuen Adel im Frankreich des 17. Jahrhunderts (*gentry*) unmißverständlich darauf hingewiesen, daß die Ursache für die Schwierigkeit, eine auf Quellenaussagen gestützte Grenze zwischen zwei in sozialer Hinsicht deutlich unterschiedlichen Gruppen – dem neuen und dem alten Adel – zu ziehen, in einer gezielten Verschleierungstaktik des neuen Adels bestand. Dieser neue, aus dem Wirtschaftsbürgertum stammende Adel verwendete, sobald es erlaubt und opportun war, bei jeder Gelegenheit alle zur Verfügung stehenden Kennzeichen des Adels, um seine formale Zugehörigkeit zum zweiten Stand zu untermauern. Hinter den adeligen Statussymbolen versuchte er die Realität seiner sozialen Verhältnisse zu verbergen, die mit denen des alten Adels kaum vergleichbar waren. Adelige Standesmerkmale wurden gerade deshalb so intensiv beansprucht, damit jene objektiv existierende Grenze subjektiv in der öffentlichen und offiziellen Wahrnehmung nicht gezogen werden konnte. Hupperts expliziter Forderung, sich davon nicht länger täuschen zu lassen, ist zuzustimmen.³⁵³

Das von Huppert beschriebene Phänomen konnte selbstverständlich auch außerhalb Frankreichs beobachtet werden und ist außerdem zeitlich kaum auf die frühe Neuzeit beschränkt. Ab dem 17. Jahrhundert sollte die bisweilen sarkastische und polemische Kritik an einem Adel, der außer den archaischen und anachronistischen Symbolen seiner Würde über keinerlei reale Vorzüge oder Güter verfüge, die seinen Status rechtfertigen würden, nicht mehr abreißen.³⁵⁴ Aus solchen Berichten geht hervor, wie diese Schicht ihre ökonomische Bedürftigkeit durch verstärktes Insistieren auf die äußeren Zeichen ihrer privilegierten Position zu kompensieren versuchte. Standesdünkel war das sowohl von hochadeliger wie aufgeklärter Seite häufig kritisierte typische Resultat der Selbsteinschätzung adeliger Amtsträger. Er war die Folge einer offenkundigen Statusinkonsistenz, die in der Beanspruchung adeliger Ehre durch Personen bestand, die durch ungenügende finanzielle Mittel ständig von Statusverlust bedroht waren. Unter dem Einfluß der Aufklärung häufte und verschärfte sich die Adelskritik in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts. Ein besonders instruktiver Bericht ist vom Publizisten Kaspar Riesbeck (1754-1786) über die Beamten und Hoffunktionäre des Erzstifts Salzburg überliefert:

„Der hiesige hohe Adel besteht gröstentheils aus österreichischen Familien und zeichnet sich durch Herablassung, Weltkenntnis und Sitten von dem dumm stolzen Trotz der bayrischen und schwäbischen Baronen auffallend aus. Aber der kleine hiesige Adel, der grosse Schwarm der kleinen Hofleute, macht sich durch seine kleinliche Titelsucht und seinen elenden Stolz lächerlich. Du findest hier gegen 100 *gnädige Herren*, die von 3 bis 400 Gulden auf Gnade des Hofes leben, und die du nicht gröber beleidigen kannst als wenn du zu ihnen: Mein Herr, oder zu ihren Weibern: Madame, sagst. Man muß sich hier angewöhnen immer das dritte Wort Euer Gnaden, zu sagen, um nicht für einen Menschen ohne Lebensart gehalten zu werden. Wegen der unbeschreiblichen Armuth unter diesem Theil der Einwohner findet man eine Menge gnädiger Fräulein, welche die Dienste der Haushälterinnen und barmherzigen Schwestern verrichten. Sie beklagen sich alle, daß ihnen der Hof keine hinlängliche Besoldung giebt, um *ihrem Stand*

³⁵³ Vgl. Huppert: *Bourgeois Gentilshommes*, S. 23

³⁵⁴ Charles Loyseau (1564-1627) ist unter Experten als notorischer Adelshasser berüchtigt, lieferte gleichwohl unverzichtbare Informationen über das Phänomen des Standesdünkels. Vgl. Loyseau, Charles: *Traité des ordres et simples dignités*. – Paris: 1610, S. 39, 44

gemäß leben zu können. Ich habe aber nicht ausfindig machen können, was eigentlich ihr Stand sey. Fast alle haben weder Güter noch Kapitalien, und da sie es für eine grosse Erniedrigung halten, ihre Kinder zu Handwerkern, Künstlern oder Handelsleuten zu erziehen, so sieht sich der Hof genötigt, die Besoldung so klein als möglich zu machen, um den vielen gnädigen und gestrengen Herren, von denen 2 Drittheile zu seiner Bedienung überflüssig sind, gerade so viel geben zu können, als sie nicht verhungern. Ihr Stand ist also nichts als der gute Willen des Hofes, um eine grosse Menge unnützer Bedienten zu ernähren und ihr kühnes Vertrauen auf diesen guten Willen. Wenn man ihnen übrigens die gehörige Titulatur giebt, so sind sie die artigsten, geselligsten und dienstfertigsten Geschöpfe von der Welt. Sehr viele von ihnen beschäftigen sich auch mit der Lektur der deutschen und französischen Dichter, besonders jener, die für das Theater gearbeitet haben.“³⁵⁵

Wie ein großer Teil der aufklärerisch motivierten Publizistik ist auch dieser Bericht nicht frei von Übertreibungen. Doch auch wenn von akuter Lebensgefahr durch materiellen Mangel in der Regel keine Rede sein konnte, bleiben die Symptome von Statusinkonsistenz evident. Ebenso offensichtlich ist der deutliche soziale und mentale Abstand zwischen dem Hochadel und dem niederen, aus vermögenslosen und ökonomisch abhängigen Beamten und Funktionären zusammengesetzten Adel. Riesbecks Befund, der *kleine Adel* könne keinem Stand eindeutig zugeordnet werden zeigt unmißverständlich, daß dem genauen Beobachter der Widerspruch zwischen Anspruch und Realität nicht entgehen konnte. Zu groß war häufig der Abstand in Bezug auf die realen Lebensverhältnisse, als daß sein Anspruch auf den Adelsstand glaubwürdig gewesen wäre.

Für die Beamten bedeutete die Nobilitierung zweifellos die Bestätigung ihres durch ihre obrigkeitliche Funktion prominenten Status'. Was diesen Aspekt betrifft, entsprach ihre auf Distanz bedachte Verhaltensweise der Intention absolutistischer Regierung, die mit obrigkeitlicher Amtsgewalt ausgestatteten Untertanen gegenüber dem Rest der Bevölkerung zu exponieren.³⁵⁶ Doch im 17. Jahrhundert durften Nobilitierte außerdem davon ausgehen, real und effektiv in den Adelsstand aufgenommen zu werden, wenn sie die Bedingungen erfüllten, die der alte Adel für die Rezeption in seine ständischen Korporationen stellte. Die wichtigste dieser Forderungen bestand im Erwerb von lehnbarem adeligem Grundbesitz. Es ist zu vermuten, daß auf dieser Klausel eben deshalb so kompromißlos bestanden wurde, weil bürgerliche Akademiker darüber nicht verfügten und überdies das Angebot an Gütern mit adeligem Rechtsstatus begrenzt war. Mit dieser Beschränkung war es dem alten Adel möglich, die Absorption von Aufsteigern zu steuern. Diese Politik zeigt, daß für den alten Adel zwar durchaus ein Zusammenhang zwischen Adel und Herrschaft bestand, dieser aber nicht als Äquivalenz aufgefaßt wurde. Herrschaftsausübung in jeder Form sollte zwar grundsätzlich an adeligen Status gebunden sein, wurde aber umgekehrt nicht als ausreichendes Kriterium für die Zugehörigkeit zum Adel anerkannt. Unter *adeliger Lebensart* und *guten adeligen Sitten* verstand der deutsche Adel nach wie vor die Bestreitung der Subsistenz aus adeligem Grundbesitz, der obrigkeitliche Rechte inkludierte.³⁵⁷ Jüngere Forschungen haben indessen gezeigt, daß sich diese Auflagen – anders als zuvor angenommen wurde – nicht der kategorischen Verschließung des Adels gegenüber der aufstiegswilligen Außenwelt

³⁵⁵[Kaspar Riesbeck:] Briefe eines reisenden Franzosen über Deutschland an seinen Bruder zu Paris. Übersetzt v. K[aspar] R[iesbeck]. Erster Band. 2. beträchtlich verbesserte Ausgabe 1784. S. 156 f

³⁵⁶Vgl. Clark, S. 164

³⁵⁷Vgl. Wunder, S. 209

dienten, sondern klarstellen sollten, daß er sich die Entscheidung, wen er als gleichberechtigt anzuerkennen bereit war, weiterhin vorbehielt.³⁵⁸ Tatsächlich gelang noch in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts einigen hohen Beamten eine veritable Feudalisierung und die Assimilierung in den alten Adel. Es wird noch zu untersuchen sein, wie diese Assimilierungsprozesse abliefen und welche Strategien hierbei zum Erfolg führten.

Insgesamt blieben spektakuläre Beamtenkarrieren, die in der Rezeption durch den alten Adel mündeten, dennoch Ausnahmen. Im Lauf des 18. Jahrhunderts wurden sie, trotz der ständig wachsenden Zahl von Beamten, immer seltener und kamen gegen Ende des Jahrhunderts praktisch nicht mehr vor. In zunehmendem Maß wurden Beamte mit der Tatsache konfrontiert, daß die Chancen für eine Feudalisierung ihrer sozialen Existenz und eine langfristige und dauerhafte Etablierung der Familie als adeliges Geschlecht praktisch nicht mehr bestanden. Auch entwickelte sich keine Amtsaristokratie parallel zum alten Adel, wie in Frankreich.³⁵⁹ Die Widersprüchlichkeit der Situation, in der sich diese Gruppen befanden bestand somit darin, daß der erworbene Status des Beamten mit dem zugeschriebenen Status des Adligen nicht kongruent war.³⁶⁰ Daß sich der neue Adel, so weit es seine Mittel erlaubten, in seinem kulturellen und materiellen Erscheinungsbild dem Adel anpaßte, änderte daran wenig. Selbst das Einkommen von hohen Beamten blieb weiterhin zu gering, um die materielle Abhängigkeit von ihrer Erwerbstätigkeit und damit ihren Dienstgebern zu verringern.³⁶¹ Aber auch reichen Unternehmern und Financiers, die im 18. Jahrhunderts immer häufiger die Nobilitierung erreichten, blieb die Aufnahme in den alten Adel verwehrt. In ihrem Fall konnte nicht argumentiert werden, sie wären zu einer angemessenen und dauerhaften Repräsentation des Stands nicht in der Lage. Umso mehr schien auf sie die Kritik des alten Adels zuzutreffen, ihnen müsse prinzipiell das Verständnis für aristokratische Werte und Tradition fehlen, sie seien mangels familialer Prägung unfähig, die Bedeutung von Ehre und Tugend zu erfassen, was sich an ihrem Umgang mit Geld und generell ihrer Überschätzung des materiellen Faktors erweise. Aus der Perspektive des alten Adels verriet sich dadurch der Umstand, daß sie, wie die Beamten, nicht militärischen Leistungen bzw. ritterlichen Tugenden, sondern der Arbeit ihren Aufstieg verdankten.³⁶² Unabhängig davon, ob diese mentalen Unterschiede tatsächlich in dem vom alten Adel befürchteten Ausmaß bestanden, war die von dieser Beurteilung geprägte Wahrnehmung des neuen Adels für das Mißtrauen und die Intoleranz der alten Aristokratie gegenüber Aufsteigern mit verantwortlich. Sie verhinderte die Integration des neuen in den alten Adel und die Homogenisierung des Adelsstands als konsistenter sozialer Figuration, in der ständische Qualität mit dem Milieu identisch gewesen wären. Was die Beamten betrifft, muß daher festgehalten werden, daß die häufig beobachtete Tendenz zur Aristokratisierung der Behörden im 17. Jahrhundert nicht mit einer Feudalisierung des Beamtenstands verwechselt werden darf.³⁶³

³⁵⁸ Vgl. MacHardy, S. 137 f

³⁵⁹ Vgl. Dickson, P. G. M.: *Finance and Government under Maria Theresia*. Vol. 1: *Society and Government*. – Oxford: 1987, S. 82

³⁶⁰ Vgl. Wunder, S. 213

³⁶¹ Vgl. Demel, S. 717 f

³⁶² Vgl. Mettam: *Definitions*, S. 86 f. Ders.: *French Nobility*, S. 118

³⁶³ Vgl. Ehrenpreis, S. 236. Hinrichs, Ernst: *Einführung in die Geschichte der Frühen Neuzeit*. – München: 1980, S. 78. Noflatscher, Heinz: *Funktionseliten an den Höfen der Habsburger um*

Gleichzeitig waren die Beamten aber in den meisten Territorien und Staaten bereits als Gruppe so ausdifferenziert und die Segregation so weit fortgeschritten, daß man sie nicht mehr dem Bürgertum zuordnen konnte. Obwohl sie sich mehrheitlich aus den städtischen Oberschichten rekrutiert hatten und sich weiterhin aus dieser Schicht ergänzten, hatten sie sich nicht zuletzt mit Hilfe der Nobilitierung deutlich von ihrer Herkunftsgruppe distanziert. Durch die Standeserhebung wurden einerseits die Brücken zum Bürgertum abgebrochen, sie hatte aber andererseits zu keiner echten Integration in den Adel geführt. Beamte bildeten daher häufig eine Art Zwischenschicht, die keiner der Stufen der ständischen Hierarchie eindeutig zugehörte. Ihre Verdichtung zu einem neuen *Quasi-Stand* mit korporativen Zügen war in mehrfacher Hinsicht eine Notwendigkeit für die Erhaltung ihres sozialen status quo. Zunächst mußte sie danach trachten, sich den Bereich der staatlichen Administration dauerhaft für die Gruppe zu sichern. Eine Beamtenlaufbahn war de facto die einzige berufliche Perspektive für Mitglieder von Beamtenfamilien und zugleich die Voraussetzung und die einzige Möglichkeit für ihre soziale Reproduktion. Die Söhne der Beamten mußten in vergleichbaren Rängen positioniert werden können, um den von den Vätern erreichten Status halten zu können. Ihr Adelsstand war ein ausreichendes Argument für die dafür notwendige Bevorzugung bei Stellenbesetzungen. Durch die Monopolisierung der hohen administrativen Posten durch einen Familienverband erfüllten die Beamten auch ohne Feudalisierung die Bedingungen für die Entstehung von Adel im soziologischen Sinn: die möglichst verlustfreie Übertragung eines individuellen Status' auf die Familie. Der gemeinsame berufliche Hintergrund förderte zusätzlich die Entstehung eines weitgehend homogenen berufsständischen Interessenverbands. Diese Entwicklung wurde schließlich durch die Bildung homogener Heiratskreise und eine zunehmende Selbstergänzung der Gruppe gefestigt und bestätigt.³⁶⁴ Anders als in Frankreich, wo sich die Beamtenschaft durch das *vénaleté*-System als genuiner Adelsstand etablieren konnte und wo unter Experten lediglich das Ausmaß der Konvergenz von *noblesse de robe* und *noblesse d'épée* diskutiert wird, kann für das Römische Reich die Annahme einer generellen Integration der Beamten in die Aristokratie definitiv ausgeschlossen werden.³⁶⁵

Für die Gruppen der hohen Beamten hatte die Nobilitierung nicht nur symbolische Bedeutung, sondern eine konkrete soziale Funktion. Formal gesehen kennzeichnete die Standeserhebung die Beamten als Teil der Obrigkeit oder als

Nobilitierung

1500. – In: Sozialer Aufstieg. Funktionseliten im Spätmittelalter und in der frühen Neuzeit. Hg. von Günther Schulz. – München: 2002, S. 291-314, S. 312. Winkelbauer: Ständefreiheit, S. 183

³⁶⁴ Am Beispiel des Erzstifts Salzburg, eines mittelgroßen Territoriums, konnte der Prozeß der Monopolisierung der Positionen in der höheren Verwaltung durch eine Gruppe nobilitierter und verwandtschaftlich verbundener Familien seit dem 17. Jahrhundert statistisch nachgewiesen werden. Einzelne gewichtige Gegenbeispiele verbieten jedoch die Formulierung einer für das gesamte Reich gültigen gesetztesartigen Aussage: In Kurbayern entwickelte sich kein als Gruppe abgrenzbarer Beamtenadel. Vgl. Margreiter, Klaus: Die Bedingungen der sozialen Aufstiegsmobilität in der Salzburger Bürokratie des Absolutismus. – In: Mitteilungen der Gesellschaft für Salzburger Landeskunde 139 (1999), S. 38-86. Riedenauer, Erwin: Zur Entstehung und Ausformung des landesfürstlichen Briefadels in Bayern. – In: Zeitschrift für bayerische Landesgeschichte 47 (1984), S. 609-672. Schrenck und Notzing, Niklas Freiherr von: Das bayerische Beamtentum 1430-1740. – In: Beamtentum und Pfarrerstand 1400-1800. Büdinger Vorträge 1967. Hg. von G. Franz. – Limburg/Lahn: 1972, S. 27 ff

³⁶⁵ Vgl. Dewald: European Nobility, S. 144. Endres: Führungsschichten, S. 78, 181. Jahns, S. 372. Kunisch, Führungsschichten, S. 140. Lampe, S. 229 f. Wunder, S. 218 f

Personen, die durch außerordentliche Verdienste eine loyale Gesinnung gegenüber dem Fürstenstaat bewiesen und sich damit, gemäß traditioneller feudaler Vasallitätsvorstellungen, die Auszeichnung als dem fürstlichen Haus besonders ergebene und zuverlässige Gefolgsleute verdient hatten. Dieser symbolische Akt stattete sie darüber hinaus mit den Statusmerkmalen aus, die für ihre Konstituierung als Stand erforderlich waren. Mit dem Adelsrang verfügten sie über die äußeren Kennzeichen, durch die sie sich von Gruppen abgrenzen konnten, die der Sphäre der Obrigkeit fern standen und folglich nicht ihrem Milieu angehörten. Als Berufsgruppe mit charakteristischem Qualifikationsprofil und Betätigungsfeld hätten die Beamten in einer stark geschichteten Gesellschaft ohne Zweifel auch durch ihre milieuspezifischen Eigenheiten und Präferenzen in der Praxis ausreichend segregiert werden können. Aber mit dem Adelsstand wurde diese Segregation und die Konstituierung als Stand quasi offiziell bestätigt und gebilligt. Hierdurch erhielten die Nobilitierung und der Adelsstand im allgemeinen für bürgerliche Aufsteiger eine neue, aber nicht minder wichtige Bedeutung für ihre Repositionierung in der ständischen Sozialstruktur. Auch wenn Adel in ihrem Fall nicht mehr das Zeichen der Zugehörigkeit zur alten Elite und einer feudalen oder höfischen Lebensweise war, erlaubte er die formelle Distanzierung von der bürgerlichen Rekrutierungsgruppe und dokumentierte demonstrativ die Zugehörigkeit zur neuen Elite der administrativen Fachleute mit politischer Kompetenz und Nähe zu Staat und Thron. Zusammen mit einer Art Mischform aus bürgerlichem und aristokratischem Habitus, professionellem Rollenverständnis und ausgeprägtem Standesbewußtsein wurden niedere Adelsränge – häufig in Verbindung mit Namen unverkennbar bürgerlichen Ursprungs (v. Müller, Staudacher v. Wiesbach etc.) – konstitutive Merkmale einer „unteren Oberschicht“, die sich zwischen das Bürgertum und den alten Adel geschoben hatte.³⁶⁶

Neben ihrer Funktion als Instrument zur Abgrenzung gegenüber dem Bürgertum diente die Nobilitierung auch als Sicherheit gegenüber eventuellen Ansprüchen des alten Adels. Mit dem Adelsstand konnten sich fachlich qualifizierte Beamte in Positionen halten, die die Familie bzw. die Gruppe sonst Bewerbern aus dem alten Adel abtreten hätte müssen. Offiziell und gewissermaßen im amtlichen Verkehr existierte die Kategorie Adel nur als rechtlich bzw. sozialständisch definiertes Kennzeichen von zur Herrschaft befugten und mit Privilegien ausgestatteten Personen. Als Bezeichnung eines realen Status' bzw. Milieus existierte er zwar auch, es konnten daraus aber keine rechtlich begründbaren Ansprüche abgeleitet werden. Informell spielte bei Personalentscheidungen gewiß der Patronagefaktor eine große Rolle, sodaß in der Regel mit einer Bevorzugung des Kandidaten aus dem Klientel des ranghöheren Patrons zu rechnen war. Allerdings verfügte auch der Beamtenadel über solche Beziehungsnetze, bildete womöglich selbst eigene Patronagesysteme, deren Mitglieder zudem den Vorteil hatten, sich seit Generationen im Staatsdienst etabliert zu haben und mit dessen Strukturen optimal vertraut zu sein. In diesem Fall konnte sich die Unklarheit und Unbestimmbarkeit der ständischen Qualität des neuen Adels für ihn selbst als vorteilhaft erweisen. Wenn er auch im sozialen Sinn nicht dem Adel angehörte, so war er formal dennoch adelig und durfte sämtliche damit verbundenen Privilegien ungehindert beanspruchen.³⁶⁷

³⁶⁶ Vgl. Wunder, S. 216-219, Zitat S. 219

³⁶⁷ Vgl. Nofatscher, Heinz: 'Freundschaft' im Absolutismus. Hofkanzler Johann Paul Hocher und die Standeserhebungen Kaiser Leopolds I. – In: Historische Blickpunkte. Festschrift

Damit es zu dieser Entwicklung kommen konnte, waren auf politischer Ebene zwei Fragen zu klären: 1. Kann ein Souverän vollwertige Adelige kreieren? 2. Darf der alte Adel durch den Souverän ernannte Adelige ablehnen? Man wird davon ausgehen können, daß sich kein Monarch damit zufrieden geben konnte, nicht in jeder Hinsicht vollwertige Nobilitierungen aussprechen zu können. Schließlich erwies sich die Souveränität eines Fürsten nicht zuletzt durch die Hoheit über den Stand seiner Untertanen. Die Weigerung, die Ehre, die der Fürst verlieh, anzuerkennen, verletzte auch die Ehre des Fürsten.³⁶⁸ Aus diesem Grund war die Annahme, durch fürstliche Nobilitierung könnten gleichsam nur Adelige zweiter Klasse geschaffen werden, prinzipiell inakzeptabel. Als oberste Richter und Exekutivorgane waren die Fürsten im rechtlichen Sinn für die Durchführung ihrer Dekrete – also auch von Nobilitierungen – persönlich verantwortlich. Eine Schmälerung der Rechte von neuernannten Adeligen und damit eine Herabsetzung der fürstlichen Entscheidungskompetenz konnte und durfte nicht hingenommen werden und wurde daher (in jedem Nobilitierungsdekret) ausdrücklich unter Strafe gestellt.³⁶⁹ Von dieser Sanktion waren theoretisch auch jene ständischen Korporationen betroffen, die die Aufnahme Neunobilitierter verweigerten. Wenn von den ritterlichen oder patrizischen Korporationen Nobilitierte nicht in vollem Umfang als ihresgleichen anerkannt wurden, was laufend vorkam, so wurde dadurch die fürstliche Standeserhebungskompetenz implizit in Zweifel gezogen. Zahlreiche Beschwerden und Prozesse, die die Verweigerung der Ratifikation kaiserlicher Standeserhebungen zum Gegenstand hatten, zeugen bis ins 18. Jahrhundert davon, daß für ständische Gremien, vom Reichsfürstenrat bis hinab zu landsässigen Ritterschaften und städtischen Patriziaten die Souveränität des Kaisers in diesem Punkt nicht unumstritten war.

Im Zeitraum von der zweiten Hälfte des 17. bis zur ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts kam es in dieser Frage allmählich zu einem Ausgleich, der sowohl auf die Schiedssprüche der Gerichte, als auch sehr wahrscheinlich auf die beschriebene soziale Entwicklung zurückgeführt werden kann. Kaiser und Fürsten akzeptierten die Autonomie der ständischen Korporationen bezüglich der Rezeption neuer Mitglieder, behielten sich aber das Vorschlags- und Approbationsrecht vor, während der alte Adel das Nobilitierungsrecht anerkannte, jedoch nur als individuellen Gnadenerweis des Fürsten. Was auf den ersten Blick als ein für die Monarchie unvorteilhaftes Arrangement erscheint, war in der Praxis mit der Intention absolutistischer Politik durchaus vereinbar. Mit der Weigerung, sich durch einflußreiche fürstliche Funktionäre zu ergänzen, schwächten die Stände ihre Position noch mehr, als es durch deren politische Neutralisierung ohnehin

für Johann Rainer. Hg. von Sabine Weiß. – Innsbruck: 1988, S. 469-504. (Der Autor vertritt die Ansicht, Nobilitierungen selbst wären ausschließlich die Folge von Patronagebeziehungen zwischen Beamten und deren Kleintel gewesen und stünden mit sozialpolitischen Entwicklungen in keinem Zusammenhang. Diese Auffassung ist simplifizierend und reduktionistisch und daher entschieden zurückzuweisen.) Wunder, S. 219

³⁶⁸ Clarks Vermutung, das Nobilitierungsrecht wäre – wie das Münzrecht – das Maß der Souveränität eines Fürsten gewesen, ist wahrscheinlich übertrieben, da die meisten Fürsten im Römischen Reich zwar formal souverän waren, aber nicht über das Nobilitierungsrecht verfügten. Vgl. Clark, 161 f. siehe ferner: Armstrong, C. A. J.: Had the Burgundian Government a Policy for the Nobility? – In: Britain and the Netherlands, Bd. 2. Hg. von J. S. Bromley und E. H. Kossmann. – London: 1964, S. 18 f. Guttandin, S. 191

³⁶⁹ Am Ende jedes Nobilitierungsdekrets fand sich eine sog. *Poenformel*, die sich über den gesamten Untersuchungszeitraum hinweg nicht veränderte. In ihr wurde jedem, der den Nobilitierten daran hinderte, seine Rechte in vollem Umfang wahrzunehmen, mit *des Reiches schwerer Ungnade und Strafe* sowie einer nicht unbeträchtlichen finanziellen Buße bedroht.

schon geschehen war. Während die Nachfrage nach kaiserlichen Adelsbriefen ungebrochen blieb und sich dadurch ihr Wert als statusrelevante Faktoren festigte, nahmen Einfluß und Bedeutung der Stände stark ab. Schließlich war ihre gesellschaftliche Relevanz so gering, daß Nobilitierte eine Ablehnung auf Mitgliedschaft verschmerzen konnten, sofern sie sie überhaupt noch anstrebten.³⁷⁰

Mit dem Rückgang der Bedeutung der Landmannschaft als Statuskriterium mußte auch die Bedeutung der Kriterien, von denen die Stände die Mitgliedschaft abhängig gemacht hatten, schwinden. *Gute adelige Sitten*, also die strenge Beachtung des Verbots unstandesgemäßer Erwerbstätigkeit, Besitz von lehnbaren Adelsgütern und adeliges Konnubium blieben zwar weiterhin adelige Statusmerkmale und für den inneren Kreis des alten ständischen Adels obligat. In der Praxis waren sie jedoch für eine glaubwürdige Existenz als Adelige nicht mehr unbedingt erforderlich. Spätestens im 18. Jahrhundert war ein Adelsrang in Verbindung mit einer rein urbanen Lebensform, deren materielle Basis ein Einkommen aus administrativer, merkantiler oder sogar gewerblicher Erwerbstätigkeit war, kein Widerspruch mehr.³⁷¹

Je stärker sich aber der Begriffsinhalt des Adels vom Feudalismus löste, umso wichtiger wurde der Bedeutungsaspekt, der ihn mit Fürst und Staat verband. Wenn eine reale Integration in den bereits etablierten Adel nicht mehr möglich war, aber trotzdem an der Institution der Nobilitierung festgehalten wurde, so mußte eine Veränderung der sozialen Funktion einer Standeserhebung die Folge sein. Ohne über Quellen zu verfügen, die die Absicht des Kaisers bzw. seiner Regierungen, eine derartige Bedeutungstransformation herbeizuführen belegen würden, ist der Nachweis einer politischen Strategie zur Förderung der Entstehung einer neuen adeligen Elite problematisch. Dennoch bestehen gute Gründe für diese Annahme. Denn wenn es die Absicht der Regierung gewesen wäre, mit ihren Nobilitierungen die Feudalisierung der Adelswerber einzuleiten, dann hätte sie die Anzahl der Standeserhebungen an der Integrationsbereitschaft des alten Adels ausrichten müssen. Mit anderen Worten: Wenn man als Zweck der Nobilitierung die Ergänzung der feudalen Elite betrachtet hätte wäre es sinnlos gewesen, Personen in den Adelsstand zu erheben, für die keine Aussicht bestand, in den alten Adel integriert zu werden. Statt dessen wurden mit Kaufleuten und Gewerbetreibenden im 18. Jahrhundert zunehmend Personen nobilitiert, deren Existenzgrundlagen und soziales Profil in einem denkbar starken Kontrast zu den Rollenvorstellungen des Adels standen und die überdies nur in seltenen Fällen eine fundamentale Änderung ihrer Lebensweise erwogen. Abgesehen davon überstieg die Zahl der neuen Adelligen und deren Familien die Zahl der verfügbaren adeligen Herrschaften wohl bei weitem, sodaß ihre Feudalisierung praktisch kaum möglich gewesen wäre.

Wenn die Monarchie also eine Politik der Nobilitierung ohne Rücksicht auf die Möglichkeit einer Feudalisierung des neuen Adels verfolgte, dann lag diese wohl auch kaum in ihrer Intention. Wie die Regierung die Bedeutung des Begriffs „Adel“ auffaßte, ergibt sich dagegen aus seiner Anwendung. In den Adelsstand wurden Personen erhoben, die sich durch Verdienste, Tugenden und Loyalität ausgezeichnet hatten. Offensichtlich wurden hierbei aber keine individuellen Nei-

³⁷⁰ Vgl. Wunder, S. 216 f

³⁷¹ Vgl. Wunder, S. 196, 205. Siehe ferner: Sagebiel, Martin D.: Die Problematik der Qualifikation bei den bayerischen Standeserhebungen zwischen 1651 und 1799. – Phil. Diss. Marburg: 1964, S. 37-40, 90-101

gungen oder Dispositionen zur Tugend, wie es der traditionellen Standesauffassung des Adels entsprach ausgezeichnet, sondern konkrete und positiv bewertbare Handlungen. Aristokratische Lebensweise, höfischer Habitus und feudale Existenzgrundlage, also jene soziokulturellen Faktoren, die gemeinsam den Persönlichkeitstyp konstituierten, der für den Adel charakteristisch war, spielten bei der Beurteilung der Adelswürdigkeit bestenfalls eine untergeordnete Rolle. Der Fokus und das Objekt tugendhaften Handelns aus der Perspektive der Regierungen waren ausschließlich das Reich, der Kaiser und das *gemeine Wesen*, d. h.: der Staat. Als adelswürdig wurden somit Personen betrachtet, die (mehr oder weniger) objektiv und konkret, jedenfalls aber stets dienstfertig, zur Festigung der Herrschaft und der Staatlichkeit beigetragen und sich freiwillig in Angelegenheiten engagiert hatten, die im öffentlichen Interesse lagen. Aus der Praxis der Nobilitierung geht hervor, daß die Auffassung von Verdiensten sich längst nicht mehr auf jene Bereiche beschränkte, die der alte Adel allein als tugendhaft im ritterlichen Sinn verstanden wissen wollte. Gewiß wurden militärische Verdienste und damit die traditionellen kriegerischen Tugenden des Rittertums weiterhin in großem Umfang mit Standeserhebung belohnt. Doch galt beispielsweise die selbstlose Ausstattung der Armee mit Proviant, ein Darlehen für den Kaiser oder allgemein die Förderung des Wohlstands der Gemeinde ebenso als Ausdruck ritterlicher Opferbereitschaft, wie die Tapferkeit auf dem Schlachtfeld. Zivile Tugenden wurden militärischen gleichgestellt und konsequent gleich honoriert. Auf diese Weise wurde implizit das auf den Werten der Ritterlichkeit und der *Honnêteté* (Mut, Disziplin, Großzügigkeit etc.) aufbauende Konzept adeliger Tugend reinterpretiert und auf den konkreten Nutzen für den Staat reduziert.³⁷²

Die definitivische Verknüpfung des Adels mit dem (materiellen) Nutzen für die Monarchie bedeutete indessen nicht, daß man ihn seiner moralischen Implikationen entkleidet hätte. Ein völlig von seinen ethischen Wurzeln entfremdeter Adel hätte wohl nur allzu schnell seine Glaubwürdigkeit und damit seine Attraktivität verloren. Vielmehr bestand die Redefinition in der Ausdehnung und Fokussierung auf den Staat. Das war in gewisser Weise eine Säkularisierung, aber keine vollständige Profanierung. Obwohl es sich hierbei nur um graduelle Bedeutungsverschiebungen zu handeln schien, mußten die Auswirkungen gleichwohl eine substantielle Veränderung in der Konzeption und Rezeption des Adels bewirken. Indem die Regierungen die Kategorie der ritterlichen Tugend auf Handlungen anwandte, die in keiner Weise mit den traditionellen adeligen Wertvorstellungen in Verbindung standen, deklarierte sie Personen als adelswürdig, die kaum eines jener Merkmale aufzuweisen hatten, mit denen sich der Adel identifizierte. Zweifellos hätte auch er materielle Unterstützung und Förderung des Staats oder die vorbildliche Verrichtung öffentlicher Ämter als lobenswert anerkannt, sie aber wohl kaum höher bewertet, denn als selbstverständliche Erfüllung der Untertanenpflichten. Wahren Adel im traditionellen Sinn konnte solche Vorzüge jedoch nicht konstituieren. Dieser sollte in einer Persönlichkeitsstruktur bestehen, deren prinzipielle Überlegenheit sich in einer umfassenden moralischen und kulturellen Kompetenz zeigte. Verdienste waren nicht die Ursache, sondern die notwendige Konsequenz dieser Überlegenheit. Adel wäre demnach keine Belohnung für Tugenden bzw. vorübergehendes tugendhaftes Verhalten, sondern die Kennzeichnung einer an sich tugendhaften

³⁷²Vgl. Chaussinand-Nogaret, S. 38. Clark, S. 163 f, 188. MacHardy, S. 72, 179. Schalk, S. 29

Persönlichkeit, in der ihre Qualitäten so tief verankert sind, daß deren Weitergabe an die nächste Generation erwartet werden konnte. Dieser Auffassung stellte die Regierung ein Konzept gegenüber, das auch den Erwerb eines einmaligen außerordentlichen Verdiensts als ausreichenden Hinweis auf einen adelswürdigen Charakter interpretierte. Wer sich unter selbstlosem Einsatz des Lebens, der Freiheit oder des Vermögens als loyal erwiesen hatte, der hatte den Nachweis für besonderes Pflichtbewußtsein erbracht und ein eindeutiges Bekenntnis zum Fürstenstaat abgelegt. Genau das erwartete die Monarchie von Untertanen, die, als neue Kronvasallen, ihren Herrschaftsstand bilden sollten.

Ogleich die Verlagerung des Bedeutungsschwerpunkts des Adels auf die Zwecke des Staats eine substantielle Veränderung seiner Bedeutung mit sich brachte, führte sie dennoch nicht zu einem Bruch mit der Grundidee und der Konzeption des Adels als gesellschaftlicher Institution. Sowohl Begriffsinhalt, als auch Begriffsumfang hatte sich zwar verändert, aber die soziale Funktion des Adels blieb davon zunächst unberührt. Absolutistische Regierungen hielten an der Überzeugung von der Notwendigkeit einer erblichen Elite fest, glaubten an die Wirksamkeit von Standeserhöhungen für die Konstituierung solcher Eliten und knüpften damit klar erkennbar an das Konzept des Herrschaftsstands, das die gesellschaftstheoretische Basis des Adels bildete, an. Nur die Auffassung bezüglich der Qualifikation für den Herrschaftsstand hatte sich geändert: Sie sollte und konnte nicht mehr alleine an ritterliche Tugenden, generelle Führungsqualitäten gebunden und keine Frage der Prädestination mehr sein, sondern mußten auch Fachqualifikationen und jene Eigenschaften umfassen, die man später als *staatsbürgerliche Tugenden* bezeichnen sollte. Waren diese in besonderem Umfang vorhanden, so sollten sie nicht mehr nur zur Ausübung bestimmter Berufe bzw. Funktionen berechtigen, sondern darüber hinaus die Zugehörigkeit zum Herrschaftsstand begründen.³⁷³

Es darf nicht unterschätzt werden, welche Auswirkungen diese Nobilitierungspraxis auf die Rezeption des Adels hatte. Sobald in immer größerer Zahl Adelige öffentlich auftraten, die sich vom bisher bekannten Erscheinungsbild des Adels signifikant unterschieden, mußte dem Publikum auffallen, daß sich die Bedeutung des Begriffs veränderte. Die Handhabung der Nobilitierung durch die staatliche Obrigkeit signalisierte diesen Bedeutungswandel unübersehbar. Leider verfügen wir über keine Forschungsergebnisse, die die Reaktionen der Öffentlichkeit auf die neuen Adeligen beschreiben würden. Andererseits kann auch ohne solche Informationen festgestellt werden, daß ihr Erfolg der Nobilitierung politisch recht gab. Das Interesse an Standeserhebungen wäre kaum so groß und langfristig so stabil gewesen, wenn der Adelsstand seinen Zweck als Statussymbol nicht erfüllt hätte. Umso höher muß die Wirksamkeit fürstlicher Nobilitierungspolitik auf die öffentliche Meinung eingeschätzt werden. Denn mit der Auswahl der Kandidaten gab sie implizit ein sozialpolitisches Statement ab: Der Souverän entscheidet über die Zugehörigkeit zum Adel, und wen immer er nobilitiert ist adelswürdig. Daraus folgt, daß jene Eigenschaften, die der Fürst mit dem Adelsstand auszeichnete, adelige Qualitäten waren. Offensichtlich mußte die sozialpolitische Brisanz dieses Statements in der Anwendung liegen. Denn in der Praxis wurden Verdienste ausgezeichnet, die das Resultat von Fleiß, Ehrgeiz, fachlicher Expertise, Erfahrung und sittlichen Lebenswandels und daher nicht unbedingt von Eigenschaften waren, die üblicherweise mit dem Adel in Verbin-

³⁷³Vgl. Bush, S. 12. Dölcher, S. 82. Wunder, S. 201

dung gebracht wurden. Durch die Auswahl von Personen, die solche Eigenschaften aufwiesen, teilte der Fürst der Öffentlichkeit mit, wen er für respektabel hielt und wem dementsprechend auch die Untertanen Respekt entgegenzubringen hatten. Diese Personen wurden offiziell dem Herrschaftsstand eingegliedert und damit öffentlich als Autoritäten ausgewiesen. Wenn diese Anordnung von den Untertanen befolgt wurde, d. h., wenn die Öffentlichkeit bereit war, Personen als Adelige zu akzeptieren, nicht weil sie Adelige waren und obwohl sie kaum dem gewohnten Bild von Adelligen entsprachen, sondern weil es der Souverän so wünschte, dann hatte die Monarchie sowohl ihre Vorstellungen von einer neuen Elite, als auch das Prinzip der Statusregulierung und damit der fürstlichen Souveränität über die Ständeordnung durchgesetzt.

Ob ein Fürst auf die öffentliche Meinung Rücksicht nahm hing zweifellos eher von den konkreten Umständen und von seiner Persönlichkeit ab. Man kann sich – wie Samuel Clark – Ludwig XIV. vorstellen, wie er seiner Umgebung mit scheinbar autokratischer Attitüde erklärt, jeden zu respektieren, den er selbst respektiere, zugleich aber genau abwägend, wer durch diese Aussage brüskiert und wer gefördert worden ist.³⁷⁴ Der Absolutismus war zu wenig Programm und Ideologie, als daß er die öffentliche Meinung gezielt in seine strategischen Planungen einbezogen hätte. Allerdings war jede Form der Regierung auf traditionaler Basis in gewissem Maß gezwungen, sich nach der Art von Präzedenzfällen auf die Geschichte und die Rechtstradition zu berufen. Das schien besonders dann ratsam, wenn die Politik mit der Tradition brach. Wenn Personen, die offenbar ohne aristokratische Tugenden waren in den Adelsstand erhoben wurden, war das der Fall. Gewiß konnte im frühmodernen Fürstenstaat vieles mit dem Verweis auf die Staatsraison scheinbar gerechtfertigt werden, doch im diesem Fall war die Argumentationslage günstiger. Der *virtus civilis* konnte aus der römischen Rechtstradition abgeleitet werden, hatte die Bedeutung männlicher Bewährung und wies einen unmittelbaren Bezug zum *virtus Romana*, dem Wert- und Amtsideal der antiken Aristokratie auf.³⁷⁵

Daneben konnte auf eine (oben behandelte) Legitimationstheorie zurückgegriffen werden, derzufolge eine Nobilitierung keinen neuen Adel konstituierte, sondern lediglich die offizielle Anerkennung von bereits vorhandener adeliger Qualität einer Person sei, die sich durch außerordentlich tugendhaftes und verdienstvolles Handeln bemerkbar gemacht hätte.³⁷⁶ Im 18. Jahrhundert wurde dieser Gedanke von liberalen Adelstheoretikern aufgegriffen und mit der bereits seit dem Humanismus bekannten Idee eines *natürlichen Adels*, der unabhängig von politischen und sozialen Implikationen existiere, verbunden. Alès de Corbet glaubte, daß adelswürdige Menschen sich auf Grund ihrer persönlichen Qualitäten gleichsam auf natürliche Weise Ansehen und Autorität erwürben, die groß genug war, um nach ihnen auf ihre Deszendenz übergehen zu können. Aufgabe des Fürsten sei es, den auf diesem Weg bereits informell konstituierten Adel formell anzuerkennen und zu bestätigen. In diesem Argument spielt die öffentliche Meinung eine entscheidende Rolle. Denn die adelige Qualität manifestiere und erweise sich, sobald die Autorität der betroffenen Person von ihrer Umwelt anerkannt wird. Der Fürst habe diesen Umstand zu respektieren und reagiere le-

³⁷⁴Vgl. Clark, S. 188

³⁷⁵Vgl. Bleek/Garber, S. 69

³⁷⁶Vgl. im Abschnitt *Legitimation durch die Monarchie*, Chaussinand-Nogaret, S. 37 f, Clark, S. 182, Jouanna, S. 174

diglich auf die öffentliche Meinung, die die Nobilitierung bereits zuvor praktisch vollzogen habe.³⁷⁷

Blaise Pascal beschrieb das Erscheinungsbild und das öffentliche Auftreten ziviler Autoritäten mit entlarvender Schonungslosigkeit. Bezeichnenderweise behandelte er diesen Aspekt sozialer Semantik in einem Abschnitt über *Einbildung*, also in Zusammenhang mit Phänomenen, die die Sinne täuschen und damit die Bildung korrekter Urteile behindern. Selbst wenn nicht vorausgesetzt werden darf, daß alle Zeitgenossen mit dem gleichen Scharfsinn ausgestattet waren, zeigen seine Beobachtungen dennoch, daß die eigentliche Wirkungsweise von Symbolen der Ehre dem kritischen Betrachter nicht verborgen bleiben mußten. Er enthüllt, wie durch Statussymbole, zu denen wesentlich auch der Adelsstand gehört, Einfluß auf die Wahrnehmung von Autorität in der Öffentlichkeit genommen wird:

„Unsere Justizbeamten haben dieses Geheimnis genau erkannt. Ihre roten Talare, ihr Hermelin, [...], die Paläste, in denen sie Recht sprechen, die Lilienwappen, diese ganze erhabene Pracht war sehr notwendig, und wenn [...] die Rechtsgelehrten keine viereckigen Barette und vierteilige, viel zu weite Roben [hätten], so hätten sie nie die Welt betrogen, die dieser so glaubwürdigen Zurschaustellung nicht widerstehen kann. [...] da sie jedoch nur eingebildete Wissenschaften haben, müssen sie zu diesen eiteln Hilfsmitteln greifen, die auf die Einbildung wirken, mit der sie es ja zu tun haben, und hierdurch verschaffen sie sich tatsächlich Achtung.

Nur die Kriegsleute haben sich nicht derart verkleidet, weil ihr persönliches Eingreifen in der Tat wesentlicher ist. Sie setzten sich mit Gewalt durch, die anderen mit Blendwerk. [...]

Wir können nicht einmal einen Advokaten im Talar und mit dem Barett auf dem Kopf sehen, ohne eine vorteilhafte Meinung von seiner Tüchtigkeit zu haben.

Die Einbildung bestimmt alles; sie macht die Schönheit, das Recht und das Glück, das in der Welt alles ist.“³⁷⁸

Pascal spricht hier einen Mechanismus an, der für alle Privilegien charakteristisch ist, die Statussymbole und Ehrenrechte inkludieren. Er erkannte die Eigendynamik, die von ihnen ausgeht und grenzte ihre Autorität von der reinen Macht ab, die auf Gewalt aufbaut und von politischen Machthabern repräsentiert wird. Die Autorität von Advokaten und Justizbeamten – mit denen niemand anderer, als die *noblesse de robe* gemeint sein kann – gründet sich auf das Privileg zur Benützung von Symbolen der Macht, zu denen auch ihr Stand selbst gehört. Wer ihm angehört, mit seinen Symbolen ausgestattet ist und in der Öffentlichkeit entsprechend auftreten kann, beeinflusst die Wahrnehmung und damit die Meinung des Publikums. Die (weiter oben besprochenen) Ausführungen von Vertretern der Zeremonialwissenschaft, die unverblümt die Funktion der Repräsentation als Täuschung des Publikums beschrieben, bilden gewissermaßen komplementäre Evidenzen für Pascals Urteil.³⁷⁹ Mit der Beschreibung der Wirkung von Statussymbolen hat er implizit auch die Beeinflussung der öffentlichen Meinung durch die Monarchie beschrieben, denn sie ist es, die die Berechtigung zum Gebrauch von Privilegien und Statussymbolen erteilt. Allein durch die Wirkung solcher Symbole konnten Fürsten dafür sorgen, daß jenen, die sie mit Autorität ausgestattet sehen wollten, der Respekt entgegengebracht wurde, der ihrer Stellung entsprach. Damit ist zugleich ein wesentlicher Aspekt staatlicher Autorität

³⁷⁷ Vgl. Alès de Corbet, S. 318-323. Jouanna, S. 175 f

³⁷⁸ Pascal, Blaise: Gedanken über die Religion und andere Themen, 44/82

³⁷⁹ Vgl. im Abschnitt *Hof und Habitus*.

in der frühen Neuzeit insgesamt angesprochen. Beamte und Beamtenadel repräsentierten für viele Zeitgenossen – zu denen neben Pascal u. a. auch Gracián gehörte – einen Staat, dessen Macht auf der Manipulation der Wahrnehmung beruhte. Wie der Hof, an dem der Eindruck einer Persönlichkeit und öffentlichkeitswirksames Auftreten mehr bewirken könnten als reale Macht, so wäre auch der neue Adel nur der Schein eines Herrschaftstands, der nur deshalb glaubwürdig war, weil der Schein selbst wichtiger war als die vermeintliche Realität. Nicht nur in Bezug auf den Staat war für das 17. Jahrhundert der Vergleich mit dem Theater typisch. Doch gerade angesichts der Machtverhältnisse in der frühmodernen Gesellschaft sahen sich Beobachter häufig veranlaßt, auf diesen Vergleich zu rekurrieren; er bot sich geradezu an. Auch der neue Adel war Bestandteil und zugleich Produkt einer theatralischen Szenerie, als die man den Staat sah.³⁸⁰

Eine weitere und trotz ihrer z. T. bizarren Auslegung nicht die unbedeutendste Tradition, auf die sich sowohl Adelswerber, wie die Behörde bei der Begründung der Adelswürdigkeit beriefen, war besonders im Römischen Reich die Tradition der *Königsnähe*. Dabei bezog man sich auf eine seit dem Frühmittelalter anerkannte und gebräuchliche traditionelle Vorstellung, daß der Adel jenen Kreis von Personen bilde, der mit dem Monarchen in direktem persönlichem Kontakt stehe. Diese auf den ersten Blick unproblematische Anschauung war bei näherer Betrachtung sowohl die Voraussetzung einiger bemerkenswerter Sachverhalte, als auch die Ursache nicht minder bedeutsamer Widersprüche und ist schon aus diesem Grund akut erklärungsbedürftig. In der Tat existierte spätestens seit der Zeit des fränkischen Königtums die Auffassung, nur die edelsten und vornehmsten Untertanen wären dazu qualifiziert, mit der sakrosankten Person des Monarchen in Kontakt zu treten und sich dauern in seiner Nähe aufzuhalten, so wie nur Priester heilige Handlungen vollziehen dürften. Nun konnte damit nicht jede Art von Kontakt gemeint sein, da sich an einem ausgedehnten Hof Kontakte mit Domestiken niemals ausschließen ließen. Vielmehr dürften darunter nur Kontakte verstanden worden sein, die in einem offiziellen politischen und zeremoniellen Kontext stattfanden. Die Edlen traten dem König als Wortführer gegenüber und als Ratgeber oder einfach Gefährten (*Comites*) zur Seite, während Dienstpersonal natürlich keine politischen Funktionen ausübte und in diesem zeremoniellen Kontext quasi gar nicht existierte.³⁸¹ Allerdings sprechen einzelne Aspekte der zeremoniellen Praxis gegen diese Deutung. Die Hofämter des Mundschenks, Truchsesses und Vorschneiders erinnern daran, daß im Idealfall die vornehmsten Vasallen des Königs Aufgaben wahrnehmen sollten, die im allgemeinen Kellner erfüllen. Ohne die subtilen Bedeutungsfelder des Hofzeremoniells weiter zu erörtern (was reizvoll wäre, aber vom Thema abbringen würde) können für diesen Zusammenhang zwei Faktoren als Tatsachen festgehalten werden: 1. Die Königs- (bzw.- Fürsten)nähe blieb in Form des Privilegs des ungehinderten Hofzutritts nachweislich ein Standesmerkmal des Adels. 2. Jede Form des persönlichen Kontakts mit dem Monarchen – auch in untergeordneter Funktion – wurde als ehrenvoll und besondere Auszeichnung betrachtet und verbesserte das Ansehen des Betreffenden erheblich.

Das Problem bei der Handhabung der Regel: *Königsnähe ist ein Adelsmerkmal*. liegt (einmal mehr) in seiner widersprüchlichen Logik. Denn weder aus

Königsnähe

³⁸⁰Vgl. Dewald: *Aristocratic Experience*, S. 38 f, 66

³⁸¹Vgl. Duggan, S. 4

ihrer Form, noch aus ihrer Anwendung läßt sich erkennen, ob die Königsnähe die Voraussetzung für den Adelsstand oder, umgekehrt, der Adel als Bedingung für Königsnähe angesehen wurde. Obwohl diese beiden Auslegungen völlig unterschiedliche Aussagen sind und ihre Konsequenzen u. U. widersprüchlich sein können, wurden in der Praxis beide erfolgreich vertreten. Als Anwendungsfall für Auslegung (1) – wenn eine Person adelig ist, dann genießt sie das Recht der Königsnähe – kann die Diplomatie gelten. Adelige wurden als Diplomaten eingesetzt, weil sie dank ihrer ständischen Qualität die Voraussetzung erfüllten, am Hof eines ausländischen Monarchen empfangen zu werden und ihm in zeremoniellem Rahmen gegenüberzutreten. Je intensiver die Diplomatie betrieben und je dichter das Netz der Gesandtschaften wurde, umso mehr stieg die Bedeutung dieses Aspekts des Hofzutrittsprivilegs. Es ist vermutlich besonders auf diesen Umstand zurückzuführen, daß Adelswerber seit dieser Zeit in ihren Anträgen wenn möglich jede Art von Gesandtschaften (*Verschickungen* und *Kommissionen*) zum Zweck der Begründung ihres Anspruchs nachdrücklich hervorhoben.³⁸² Diplomatischer Dienst war daher nicht nur deshalb ein charakteristisches Adelsmerkmal, weil er überwiegend von Adeligen ausgeübt wurde, sondern weil er einen faktischen Hofzutritt nachwies. Aus einem solchen Ereignis und der Tatsache, daß der Adelswerber offiziell vom Kaiser empfangen worden war, konnte aus der Regel der Königsnähe die Adelswürdigkeit abgeleitet werden. Bürgerliche Supplikanten wählten also Auslegung (2) – wenn bzw. sobald eine Person vom Monarchen empfangen wird und mit ihm offiziell in persönlichen Kontakt tritt, dann ist sie adelig – um ihren Anspruch zu rechtfertigen. Diese Deutung wäre plausibler, wenn sie auf Fälle beschränkt gewesen wäre, in denen die betreffenden Personen in ihrer Eigenschaft als Inhaber eines adelswürdigen oder -ähnlichen Amtes empfangen worden wären. In diesem Fall könnte die Audienz und die nachfolgende Nobilitierung als Bestätigung der Adelswürdigkeit einer Person, die als hoher Beamter Herrschaftsfunktionen ausübt, verstanden werden. Doch das ist nicht möglich, weil in der Praxis die Anwendung von Auslegung (2) eben nicht nur auf hochrangige Funktionäre, sondern auf alle erdenklichen Gelegenheiten und Anlässe des persönlichen Zusammentreffens zwischen Untertanen und Monarchen angewandt wurde.³⁸³ Aus diesem Grund läßt sich heute nicht mehr entscheiden, welche der beiden Auslegungen die Bedeutung der Regel der Königsnähe und des Hofzutrittsprivilegs korrekt beschreibt. Das ist angesichts ihrer evidenten Widersprüchlichkeit eine unbefriedigende Feststellung, aber gleichwohl ein instruktives Beispiel für den Umstand, daß die soziale Realität nicht widerspruchsfrei ist. Es bestand wohl auch keine Veranlassung, diesen Umstand zu korrigieren, solange niemandem daraus ein Nachteil erwuchs. Am wenigsten seitens der Adelswerber, die auf diese Weise die Doppeldeutigkeit und Inkonsistenz einer Tradition einsetzen konnten, um sozial aufzusteigen.

In der Nobilitierungspolitik zeigten sich sowohl Anspruch und Möglichkeiten, als auch die Grenzen der fürstlichen Souveränität. Einerseits gab sie der Monarchie die Mittel einen Adel zu etablieren, der weitgehend ihren Vorstellungen von einer staatstragenden Elite entsprach. Andererseits schaffte sie es nicht,

³⁸² Vgl. im Abschnitt *Verdienste*.

³⁸³ Wunder referiert hierzu den Fall des kursächsischen Stallmeisters Berghorn, der 1666 im Auftrag des Grafen von Oldenburg eine Herde Pferde beim Kaiser ablieferte. Die aus diesem Anlaß erteilte Audienz begründete 1682 seine Nobilitierung. Vgl. Wunder, S. 203

den bereits etablierten Adel durch eine Politik der selektiven Ergänzung aus der Beamtenschaft und dem Bürgertum zu einer derartigen Elite umzuformen. Dieser hatte sich zwar den Verhältnisse angepaßt, so weit es diese erforderten, ließ sich aber keineswegs in eine fürstenstaatliche Nomenklatura umwandeln, die ihre Existenz und ihre soziale Berechtigung ausschließlich dem Staat verdankt hätte. Wären der neue und der alte Adel zu einer homogenen Gruppe verschmolzen, dann hätte daraus eine Elite entstehen können, in der sich unbedingte Loyalität zum Staat mit realer Adelsmacht und Autonomie verbunden hätte. Doch hätte dazu der alte Adel bereit sein müssen, Merkmale des neuen zu rezipieren und eigene Traditionen aufzugeben. Zu diesem Zugeständnis war er nicht bereit und konnte dazu auch nicht gezwungen werden. An den Grenzen der aristokratischen Standesidentität – so scheint es – endete die Macht der Monarchie. Eine Fusion im Sinn einer umfassenden Assimilation des neuen Adels in den alten, was zu einer Aufgabe der meisten Eigenschaften geführt hätte, die den neuen Adel für die Monarchie so wertvoll machte, konnte hingegen nicht in ihrem Interesse sein. Wenn sich also der neue Adel zwangsläufig als eine selbständige Figurati-on entwickelte, so zeigt sich darin das Scheitern des absolutistischen Anspruchs auf Statusregulierung. Andererseits wurde dieser sozialpolitische Mißerfolg abgeschwächt, indem es der Monarchie gelang, ihre durch Standeserhebung ausgezeichneten Favouriten effektiv als Oberschicht zu plazieren und damit den sozialen Wert der Nobilitierung zu erhalten. Das Resultat dieser Entwicklung war ein Adel, der nicht mehr das sein konnte, was er ursprünglich sein sollte, der aber durch eine verborgene Redefinition der Bedeutung des Adels durch die Monarchie trotzdem eine zwar modifizierte, aber tragfähige Legitimation erhielt. Aus sozialpolitischer Sicht war es ein Kompromiß zwischen dem Anspruch auf Souveränität über die Ständeordnung und dem Respekt vor der Tradition. Diese Haltung war für den frühmodernen Fürstenstaat typisch. Die latente Kontroverse zwischen den Anforderungen der modernen Staatlichkeit und den Grenzen für deren Umsetzung blieb unentschieden.

Der materielle Aspekt eines sozialen bzw. politischen Phänomens sollte eigentlich am Beginn, anstatt am Ende erörtert werden! Bekanntlich hatte auch die Nobilitierung einen materiellen, d.h. finanziellen Aspekt, der aber von der Forschung lange Zeit überschätzt worden ist. Es darf aber nicht verschwiegen werden, daß bisher weder für Frankreich, noch für die kaiserlichen Nobilitierungen umfassende quantitative Untersuchungsergebnisse zum finanziellen Ertrag vorliegen (obwohl es sich dabei um eine jahrzehntealte Desiderat handelt). Alle Befunde hinsichtlich des fiskalischen Nutzens von Nobilitierungen beruhen daher auf Schätzungen und mehr oder weniger subjektiven Beurteilungen von Experten, die sich mit regional beschränkten Teilaspekten befaßten. Doch hauptsächlich deshalb, weil der finanzielle Faktor für das hier behandelte Problem nur von untergeordneter Bedeutung ist, wird er hier gewissermaßen im Sinn einer Vervollständigung nachgereicht. Denn was nützt es, wenn wir wissen, daß der Adelsstand für teures Geld verkauft wurde und was hätten wir erkannt, wenn wir wüßten, wie viel der Staat dadurch verdiente? Wohl kaum mehr als ohnehin bekannt ist, nämlich daß die Monarchie gute, vielleicht nur allzu gute Gründe hatte, wirtschaftlich potente Untertanen zu nobilitieren, schon alleine deshalb, weil es dem Staat selbst nichts kostete. Der Preis von ca. 300 fl bzw. 6000 livres für eine einfache Nobilitierung im 18. Jahrhundert bildete zweifellos eine finanzielle Barriere, die gewährleistete, daß sich nur materiell saturierte Personen um Standeserhebung bewarben. Für Leute, die sich solche Ausgaben nicht

leisten konnten, war sie wohl auch nicht gedacht. Die Gebühr funktionierte dadurch als Filter, der diejenigen Kandidaten aussiebte, die in der Lage waren, die Zugehörigkeit zum Herrschaftsstand glaubwürdig zu repräsentieren.³⁸⁴

Völlig unangemessen wäre es jedoch, die Nobilitierungspolitik auf den materiellen Aspekt zu reduzieren. Die Forschung ließ sich lange vom Umstand täuschen, daß Standeserhebungen durch ihre Kostenpflichtigkeit scheinbar wie Waren gehandelt wurden, was mit der Würde eines derartigen Vorgangs schwer vereinbar ist. Daraus aber den Schluß zu ziehen, Nobilitierungen wären nichts als bloß kommerzielle Transaktionen gewesen ist unzulässig, weil er nicht den sozialen Wertvorstellungen der frühmodernen Gesellschaft entspricht. Abgesehen davon, daß auch in der Gegenwart für diverse behördliche Dienstleistungen bezahlt werden muß, ohne daß sie deshalb als Waren betrachtet werden würden, war es in einer Gesellschaft, in der die Ehre selbstverständlich mit hohem materiellen Aufwand verbunden war, nicht anstößig, für Ehre zu bezahlen. Der Eindruck einer Abwertung des Akts einer Ehrung durch die Verbindung mit Geld konnte nur vor dem Hintergrund einer anderen gesellschaftlichen Realität entstehen, in der die Kommerzialisierung der Lebensbereiche bereits viel weiter fortgeschritten war.

Überdies wissen wir aus Untersuchungen über die Nobilitierungen in den österreichischen Niederlanden, daß die Einkünfte des Staats aus dem Erlös von Standeserhebungen durchaus nicht so hoch waren wie sie hätten sein können. Die Nachfrage war deutlich größer als die Kapazität der Behörde, ihr gerecht zu werden. Zudem reagierte die Regierung auf diesen Umstand nicht mit einer Erhöhung der Preise, wie es ein nach kommerziellen Gesichtspunkten kalkulierendes Unternehmen getan hätte. So blieben die Gebühren über einen Zeitraum von zweihundert Jahren hinweg praktisch konstant (mit Ausnahme von Perioden akuter Budgetkrise z. B. während des Dreißigjährigen Kriegs).³⁸⁵ Daraus und aus der Tatsache, daß sich die Rate der Standeserhebungen seit der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts bis 1800 langfristig nicht signifikant erhöhte kann man schließen, daß sie wenigstens von den kaiserlichen Regierungen nicht primär als Einkommensquelle für den Staat behandelt wurde. Es ist unwahrscheinlich, daß man ein so steigerungsfähiges Potential nicht stärker genutzt hätte, wenn man es wirklich als Bestandteil der staatlichen Ökonomie betrachtet hätte.

Gelegentlich wurde argumentiert, daß Nobilitierungen bezüglich ihres finanziellen Nutzens für den Staat zwiespältig waren. Mit dem Adel wurden nämlich auch Exemtionen und Freiheiten verliehen, wodurch dem Staat langfristig Einkünfte entgingen. Berücksichtigt man aber den Umstand, daß nur eine Minderheit der Nobilitierten in die Lage kam, diese feudalen Privilegien zu nutzen, wird auch dieser Einwand gegenstandslos. Aus dem langfristigen Vergleich der Privilegienkataloge, wie sie in den Nobilitierungsdekreten angeführt wurden ist ersichtlich, daß sie im Lauf des 18. Jahrhunderts immer kürzer und unkonkreter wurden, um schließlich in der zweiten Hälfte auf eine vage Andeutung zu schrumpfen.³⁸⁶ Auch diese Entwicklung (auf die im dritten Kapitel genauer eingegangen wird) spiegelt sich die nicht stattgefundene Feudalisierung und die

³⁸⁴Vgl. Scott: *Serfdom*, S. 3

³⁸⁵Vgl. Clark, S. 168. Janssens, Paul: *Coûts et profit des structures nobiliaires dans une société de type pré-industriel: les Pays-Bas méridionaux du Xème au XVIIème siècle*. unveröffentlichtes Manuskript, Kapitel 6. Richard, Viviane: *Les annoblissements dans les Pays-Bas autrichiens*. – Mémoire de licence. Universität Brüssel: 1960, S. 121 ff

³⁸⁶Vgl. im Abschnitt *Privilegien und Statussymbole*.

Bedeutungsverschiebung des Adelsstands zu einem reinen Statussymbol ohne materielle Substanz. Seit dem 18. Jahrhundert wurden also adelige Steuerprivilegien kaum noch verliehen, weshalb sich dadurch auch kein Verlust für die Staatskassa ergeben konnte.

In Frankreich wurde dem Aspekt des finanziellen Nutzens von Standeserhebungen anscheinend mehr Aufmerksamkeit geschenkt als in den Wiener Behörden. Jedenfalls kennen wir mehrere auf Colbert zurückgehende Initiativen, die eine solche Vermutung belegen. Schon im 17. Jahrhundert erkannte der Minister den Nachteil, der dem Handel mit dem Entzug von Kapital durch die Etablierung erfolgreicher Kaufleute als erbliche Beamte und *Robin* erwachsen konnte. Er förderte die Ausgabe von Adelsbriefen, um die Praxis des Ämterkaufs einzudämmen; allerdings ohne Erfolg, denn der reguläre Weg in den Adelsstand blieb in Frankreich der Kauf eines nobilitierenden Amts.³⁸⁷ Auch die bekannten *recherches de noblesse* waren ursprünglich der Versuch, unrechtmäßige Steuerbefreiungen durch usurpierten Adel aufzuheben. Die praktische Umsetzung dieser großangelegten Unternehmung verstärkt den Eindruck, daß es sich hierbei in erster Linie um eine fiskalpolitische Strategie handelte und nicht um die Sanktionierung von Hochstapelei: Für illegal erkannter Adel konnte durch Entrichtung einer Gebühr nachträglich legitimiert werden. Kennzeichnend für diese Strategie waren außerdem die im 17. Jahrhundert periodisch wiederkehrenden Aufhebungen sämtlicher in den vorhergehenden Jahren ausgesprochenen Nobilitierungen (zwischen 1598 und 1667 fünf Mal). Auch diese mußten durch eine Zahlung erneuert werden, wenn die Familie im Adelsstand verbleiben wollte. Alle diese Maßnahmen dienten tendenziell eher der Verhinderung von Einkommensrückgängen, waren also finanzpolitisch defensiv und keine offensiven Strategien zur Einnahmenvermehrung. Obwohl auch in Frankreich in Krisenzeiten der Anteil der Erträge aus dem Ämterhandel am Gesamtbudget vorübergehend beträchtlich sein konnte, sind sich die Experten einig, daß sie langfristig keinen relevanten wirtschaftlichen Faktor darstellen und ökonomische Erwägungen für die Nobilitierungspolitik vernachlässigt werden können.³⁸⁸

2.4 Die Eigenschaften des Adels

In diesem Abschnitt wird versucht, die Bedeutung des Begriffs „Adel“ zu beschreiben. Was ist damit gemeint? Zunächst bedeutet es, auf einen Unterschied hinzuweisen, nämlich, daß die Beschreibung eines Begriffs nicht genau dasselbe ist, wie die Beschreibung des Phänomens, das der Begriff bezeichnet. Was auf den ersten Blick trivial erscheint ist es in der Tat nur auf den allerersten Blick, denn dieser Unterschied hat weitreichende methodische Konsequenzen und ist nicht zuletzt in Anbetracht der historiographischen Praxis zumindest sinnvoll, wenn nicht sogar dringend erforderlich. Häufig werden Quellenbegriffe unkritisch übernommen, der Inhalt von Begriffen auf die damit bezeichneten Gegenstände projiziert und verschwimmen die Grenzen zwischen Definition und

³⁸⁷Swann: French Nobility, S. 145 f, 156

³⁸⁸Vgl. Clark, S. 163-167, 172, 180. Constant, Jean-Marie: Les structures sociales, S. 44. Cubells, Monique: La politique d'annoblissement de la monarchie en Provence de 1715 à 1789. – In: Annales du Midi 94 (1982), S. 188 ff. Sturdy, D. J.: Tax evasion, the *faux nobles*, and state fiscalism: the example of the généralité of Caen, 1634-35. – In: French Historical Studies 9 (1976), S. 552 ff

Beschreibung. Daß dogmatischer oder unreflektierter Umgang mit dem terminologischen Fundus der Vergangenheit, aber auch der gegenwärtigen Wissenschaft die Beobachtung verschleiert, verzerrt und verstellt ist den meisten Experten zweifellos bewußt, doch seltener die Ursachen und theoretischen Hintergründe.

Die Bedeutung eines Begriffs ist stets bereits das Produkt von Beobachtung und Reflexion. Sie wird von den Beobachtern und Sprechern festgelegt und zwar nicht nur unter dem Gesichtspunkt der Authentizität oder der empirischen Wahrheit, sondern v. a. der Praktikabilität und Opportunität. Begriffe sind nicht primär der Wahrheit verpflichtet, sondern müssen in der Kommunikation funktionieren. Allgemeinbegriffe und Namen für komplexe und abstrakte Phänomene – wie „Adel“ – sind nicht im eigentlichen Sinn wahr, sondern setzen sich durch oder bewähren sich in der langfristigen Anwendung, wenn sie ihre kognitive Funktion, die intersubjektive Verständlichkeit in der Kommunikation, erfüllen. Ihre Bedeutung wird festgelegt, meistens unter Bezug auf den zu bezeichnenden Gegenstand, aber nicht notwendigerweise. Der Begriff „Definition“ bezeichnet den Vorgang und das Resultat der Festlegung der Bedeutung eines Begriffs. Definitionen können, explizit oder implizit, reportiv unter Verweis auf eine Autorität, aber auch einfach stipulativ, also willkürlich sein. Daher sagt der Inhalt eines Begriffs zunächst nichts über sein Referenzobjekt aus. Neben der Eliminierbarkeit ist die *Non-Kreativität* (die Eigenschaft, keine Informationen über die Wirklichkeit zu geben) ein Kriterium für Definitionen. Definitionen ersetzen keine Beschreibung. Beschreibungen selbst sind auch keine Definitionen, sofern sie nicht im kommunikativen Konsens in die Bedeutung des jeweiligen Begriffs übernommen werden.³⁸⁹

In der sozialwissenschaftlichen Praxis stellt gerade der Prozeß einer Definition ein besonders interessantes und aufschlußreiches Forschungsproblem dar, denn in ihm spiegelt sich der Umgang der Gesellschaft mit der wahrnehmbaren Realität. Ihren Bedürfnissen entsprechend gestaltet sie ihre Sprache. In die Bedeutung von Begriffen kann nur das eingehen, was eine Gesellschaft über sich und über ihre Umwelt weiß oder zu wissen glaubt. Andererseits werden Teile der sozialen Realität, die den Menschen nicht bewußt sind oder die sie nicht kennen sprachlich nicht berücksichtigt; sie werden nicht in die Bedeutung der Begriffe eingebunden, finden keinen sprachlichen Ausdruck, *man macht sich von ihnen keinen Begriff*. Sachverhalte, die eine Gesellschaft nicht benennt, existieren für sie nicht. Sozialwissenschaftliche Sprachanalyse ist in diesem Sinn der Versuch, den Horizont einer Gesellschaft zu vermessen. Kennt man die Bedeutung der Begriffe einer Sprache, so weiß man, welche Teile der Realität eine Sprachgemeinschaft zu benennen in der Lage ist und welches Bild sie sich von ihr macht. Ebenso kann die Entwicklung, die sie genommen hat anhand der Bedeutungsveränderungen in ihrer Sprache nachvollzogen werden.

Doch anders als für die Logik und die Semantik ist für die Sozialwissenschaft die Sprache selbst Teil des zu beschreibenden Forschungsgegenstands. Das Kriterium der *Non-Kreativität* bedeutet für sie, daß sie nicht voraussetzen darf, die Sprache einer Gesellschaft bilde ihre Realität authentisch ab. Bekanntlich

³⁸⁹ Vgl. Suppes, Patrick: Artikel *Definition*. – In: Handbuch wissenschaftstheoretischer Begriffe. Bd. 1. Hg. von Josef Speck. – Göttingen: 1980, S. 124-129. Der häufig gebrauchte Terminus „Realdefinition“ erweist sich somit als gänzlich sinnlos und als Produkt einer fehlerhaften Handhabung von Definitionen. Die Realität kann niemals definiert, sondern bestenfalls beschrieben oder benannt werden!

kommt es vor, daß die Vorstellungen, die sich Individuen und Gruppen von ihrer sozialen Realität machen nicht mit den Tatsachen übereinstimmen, also falsch sind. Mißverständnisse, Fehleinschätzungen, Tarnen und Täuschen sind als Phänomene Spezifika sozialwissenschaftlicher Forschung. Die Vorstellungen, die sich eine Gesellschaft von ihrer sozialen Realität macht, muß mit der objektiven Realität nicht übereinstimmen. In jedem Fall vermischen sich in ihr Idealvorstellungen und Normen mit konkreten, aber individuellen und subjektiven Erfahrungen in der jeweiligen Lebenswelt. Im kommunikativen Prozeß, in dem die Bedeutung sprachlicher Ausdrücke festgelegt wird, werden diese Vorstellungen und Erfahrungen durch die Umwelt korrigiert und abgeglichen. Auf diese Weise entsteht ein Konsens, der Kommunikation erst ermöglicht. Die Bedeutungen der Begriffe, die in diesem Prozeß entstehen, ihre Definitionen, geben diesen Konsens wieder. Daher lassen die Definitionen einer Sprachgemeinschaft keine Schlüsse über ihre jeweilige Wirklichkeit zu, sondern nur über den Umgang mit ihr. So lassen sich beispielsweise aus einer Analyse der Bedeutung des Begriffs „Adel“ in der frühen Neuzeit keine verlässlichen Informationen über das damit bezeichnete Phänomen gewinnen. Dagegen liefert sie Informationen über die Vorstellungen, die sich die Gesellschaft von ihm machte.

In den bisherigen Ausführungen wurde von der Prämisse ausgegangen, der Adel sei sowohl das gewesen, was er war, als auch das, für was ihn die frühneuzeitliche Gesellschaft hielt. So wird er auch von den Experten durchwegs behandelt, sodaß man sich bei dieser Vorgangsweise auf zahlreiche methodische Präzedenzfälle und die gebräuchliche Praxis berufen kann. Man kann ihr auch aus methodologischer Sicht ihre Berechtigung nicht gänzlich absprechen, denn für die sozialwissenschaftliche Forschung besteht ein Phänomen eben immer sowohl aus den objektiven Sachverhalten, als auch aus der Art ihrer Wahrnehmung durch die Mitglieder der Gesellschaft. Menschen entscheiden über ihre Handlungen nicht auf der Grundlage von Tatsachen, sondern der Meinung, die sie sich über die Realität gebildet haben. Diese Handlungen können daher nur aus der Kenntnis der Meinungen und Vorstellungen der Acteure erklärt werden. Häufig werden Meinungen aber auf der Basis falscher Beurteilungen oder unvollständiger Kenntnis der Sachverhalte gebildet und führen infolgedessen zu unangemessenen oder falschen Reaktionen und Verhaltensweisen. In solchen Fällen kollidieren die beiden Komponenten der sozialen Realität: die Meinung über die Realität steht zu den objektiven Sachverhalten im Widerspruch. Viele Adelige entsprachen dem durch die Definition des Begriffs „Adel“ vorgegebenen Ideal so wenig, daß eines der schwierigsten Probleme für Historiker in der Frage besteht, warum sie trotzdem als Adelige bezeichnet wurden. In der Forschungspraxis werden solche Konstellationen als *Ambivalenzen* bezeichnet und damit, in Form einer *Ad-hoc-Hypothese*, behauptet, der aus der Argumentation abgeleitete Widerspruch habe real existiert. (Derartige Situationen sind für Forscher immer dann besonders frustrierend, wenn sich diese Ambivalenzen nicht direkt nachweisen lassen bzw. sich herausstellt, daß die Zeitgenossen diesen Widerspruch entweder gar nicht bemerkt haben, oder er ihnen anscheinend keine Probleme bereitet hat.)

Um solche konstruierten Widersprüche und Scheinprobleme zu vermeiden kann es nützlich sein, das Konzept von Bedeutung und sozialer Realität, wie es die Forschung voraussetzt, zu überdenken. Ein sozialwissenschaftlicher Forschungsgegenstand und damit das, was für Sozialwissenschaftler real ist, setzt sich aus den objektiven Sachverhalten und einer variablen Anzahl von relevanten

individuellen Meinungen und Wahrnehmungen dieser Sachverhalte zusammen. Wenn man aber als Resultat wissenschaftlicher Forschung ein konsistentes Modell erwartet, so dürfen diese beiden Komponenten nicht synchron und nicht gleichwertig behandelt werden. Im Fall des Adels bestand zwischen Anspruch, wiedergegeben in seiner Definition, und seiner tatsächlichen sozialen Situation ein mehr oder weniger starker Widerspruch. Werden Anspruch und Realität in einem Modell gleichwertig behandelt, so setzt sich dieser Widerspruch unausweichlich in der argumentativen Struktur des Modells fort. Es reproduziert den Widerspruch und kann daher nicht konsistent sein.

Aus diesem Grund erscheint es vernünftig, beim Entwurf eines Modells des frühneuzeitlichen Adels konsequent zwischen den objektiven Sachverhalten und den Eigenschaften zu unterscheiden, die ihm zugeschrieben wurden. Das bedeutet sich zu entscheiden, welchen Aspekt des Phänomens man zu behandeln beabsichtigt. Doch das setzt voraus, daß zuvor die Bedeutung des Begriffs, der das zu beschreibende Phänomen bezeichnet, geklärt worden ist. Mit anderen Worten: Bevor man den Adel analysiert, ist zu fragen, was man meint, wenn man von „Adel“ spricht.³⁹⁰ Die Bedeutung des Begriffs „Adel“, wie ihn die Forschung verwendet, umfaßt zunächst die beiden erwähnten Aspekte: die objektiven Sachverhalte sowie deren Wahrnehmung durch die Zeitgenossen bzw. die zeitgenössische Definition.

Darüber hinaus ist natürlich jede Analyse dieser Art theoretisch ein Anwendungsfall für die sprachphilosophische Bedeutungstheorie. In der Logik kann die Bedeutung eines Terms auf zweierlei Weise konstituiert sein: Unter der *Extension* eines Begriffs versteht sie die Menge der Individuen, die real mit dem Begriff bezeichnet werden (den Begriffsumfang). Die *Intension* eines Begriffs ist die Menge aller Eigenschaften, die ihm zugeschrieben werden (der Begriffsinhalt). Obwohl diese Theorie auf den ersten Blick Ähnlichkeiten mit dem zuvor besprochenen Konzept aufweist, ist ein Vergleich mit ihr problematisch. Die Extension eines Begriffs kann nicht mit dem gleichgesetzt werden, was in diesem Zusammenhang als „objektive Sachverhalte“ bezeichnet wurde. Die Menge der objektiven Sachverhalte ist die Menge aller empirisch nachweisbaren Eigenschaften von Individuen, während die Extension eines Begriffs nur die Individuen selbst, nicht aber ihre Eigenschaften als Elemente enthält.³⁹¹

Gewiß trifft zu, daß der Begriff „Adel“ die Menge aller Adeligen bzw. die Menge aller seiner Eigenschaften bezeichnet, doch ist daraus, außer einer rein formalen Bedeutungskklärung, für die Beschreibung des Forschungsgegenstands wenig gewonnen. Für die praktische Forschung ist eine Definition nur dann sinnvoll, wenn sie eine analytische Funktion erfüllt. Sie muß mit dem konkreten Forschungsinteresse korrespondieren, d. h. sie muß in diesem Fall die für die Sozialwissenschaft relevanten Eigenschaften des Definiendums wiedergeben. Im sprachphilosophischen Sinn läßt sich die Bedeutung des Begriffs „Adel“ aus

³⁹⁰ Diese Methode entspricht der Grundidee der analytischen Philosophie, die seit Wittgenstein die Analyse der Sprache als wichtigste Aufgabe betrachtet: Bevor man sich mit der Lösung eines Problems befaßt, ist zu klären, was man darunter versteht, weil darin in den meisten Fällen bereits die Lösung besteht.

³⁹¹ Ein Vergleich zwischen dem hier gebrauchten Bedeutungskonzept und der logischen Bedeutungstheorie ist auch deshalb unzulässig, weil sich die Konzepte von Extension und Intension gegenseitig ausschließen. In einem logischen Kalkül kann die Bedeutung eines Terms niemals durch Extension und Intension gleichzeitig festgelegt werden. Vom logischen Standpunkt aus wäre es daher unsinnig, die Bedeutung eines Begriffs sowohl aus Extension, als auch aus Intension zu konstituieren, wie es die sozialwissenschaftliche Betrachtungsweise verlangt.

dessen Extension bzw. Intension hinreichend bestimmen; für einen sozialwissenschaftlichen Kontext muß sie ihn außerdem als sozialwissenschaftlichen Forschungsgegenstand kennzeichnen. Diese Forderung erfüllt eher die Beschreibung der Bedeutung des Begriffs als der Menge der objektiven Sachverhalte und der Menge der Meinungen und Wahrnehmungen des zu definierenden Gegenstands, wie sie sich in den von den beteiligten Individuen vorgenommenen Definitionen spiegeln. Damit wurde auch eine vorläufige Antwort auf die oben gestellte Frage: „Was meinst Du, wenn Du von „Adel“ sprichst?“ gegeben. Im Sinn des Vorschlags, zwischen den objektiven Sachverhalten und den Eigenschaften, die ihm zugeschrieben wurden zu unterscheiden, soll sie aber noch ergänzt werden. In den bisherigen Ausführungen wurden, der herkömmlichen Vorgangsweise entsprechend, beide Aspekte gleichzeitig berücksichtigt, wenngleich ein Schwerpunkt auf den zweiten gelegt wurde. Die folgenden Untersuchungen werden sich hingegen ausschließlich auf den zweiten Aspekt konzentrieren. Ihr Zweck ist, die Bedeutung des Begriffs „Adel“ in der frühneuzeitlichen Gesellschaft zu ermitteln. Wenn in diesem Kontext von „Adel“ gesprochen wird, so bezeichnet der Begriff daher die Menge aller Eigenschaften, die ihm in der frühen Neuzeit zugeschrieben wurden.³⁹²

Der ausdrückliche Hinweis auf die außerordentliche Schwierigkeit oder gar die Unmöglichkeit, angesichts seiner heterogenen Struktur eine möglichst universelle und gleichzeitig operationalisierbare Definition des Adels zu finden, gehört zu den stereotyp wiederholten Gemeinplätzen der Adelsforschung.³⁹³ Dennoch ist sie berechtigt. Es ist in der Tat unmöglich, einen übersichtlichen Ausdruck zu finden, der den Adel sowohl beschreibt, als auch definiert. Aber ist es möglich, diese Unmöglichkeit zu erklären. Sie ist die Folge der Vermischung jener Elemente der sozialen Realität, die oben erörtert wurde. Wie alle sozialen Phänomene setzt sich auch der Adel grosso modo (wie erwähnt) aus objektiven Sachverhalten und einer variablen Anzahl von relevanten individuellen Meinungen und Wahrnehmungen dieser Sachverhalte zusammen. Zu den individuellen Wahrnehmungen gehören auch die Wünsche, Projektionen und Idealvorstellungen, die man mit ihm verbindet. Sämtliche Definitionen, sowohl die zeitgenössischen, als auch die wissenschaftlichen, gehören dieser Sphäre an. Selbst die korrekteste reportive Definition gibt nur den Teil der Realität wieder, in dem eine Gesellschaft über das zu definierende Phänomen reflektiert.³⁹⁴ Individuelle Meinungen und Wahrnehmungen, wie sie zeitgenössische Definitionen wiedergeben, korrespondieren zwar in der Regel mit ihren Objekten, müssen aber nicht notwendigerweise mit ihnen kongruent sein. Definitionen beschreiben die Bedeutung eines Begriffs und damit die subjektiven Vorstellungen von einem Phänomen, nicht jedoch das Phänomen selbst. Daher ist es sinnlos, von einer Definition eine vollständige Beschreibung der gesamten Realität eines Phänomens zu erwarten. Bestenfalls läßt sich aus ihr Information über das Bild gewinnen, das sich eine

³⁹² Dieser Satz ist keine Definition, weil er das Kriterium der *Eliminierbarkeit* nicht erfüllt. Die Aussage „Der Begriff ‚Adel‘ bedeute definitionsgemäß die Menge aller Eigenschaften, die dem Adel zugeschrieben wurden.“ kann keine gültige Definition sein, weil der zu definierende Ausdruck (Definiendum) Bestandteil des definierenden Ausdrucks (Definiens) und damit zirkulär ist.

³⁹³ Vgl. u. a. Dewald: *European Nobility*, S. 59. Mettam: *Definitions*, S. 79-80. Saint Martin, S. 80.

³⁹⁴ Reportive (lexikalische) Definition := Die Angabe der Bedeutung eines Begriffs entsprechend dem Gebrauch in einer bestimmten Sprachgemeinschaft.

Sprachgemeinschaft von einem Phänomen macht, keinesfalls aber Information über das Phänomen selbst. Der Befund, daß nicht alle Adeligen diesem Bild entsprachen, ist daher unausweichlich und trivial. Außerdem ist es nicht angebracht, ausschließlich solche Individuen als Adelige anzusehen, die genau der Definition entsprechen, weil das die Anwendung einer monotonen und deterministischen Logik voraussetzt, die in *weichen Wissenschaften*, wie der Sozialwissenschaft, nicht praktikabel ist. Umso mehr, als die authentischen zeitgenössischen Definitionen nicht zu dem Zweck formuliert wurden, um auf alle Individuen angewandt zu werden, die sich als Adelige bezeichneten.

Als empirische Grundlage für diese Untersuchung dienen Eigenschaften und Merkmale, die in einschlägigen aktuellen Forschungsbeiträgen registriert und festgehalten wurden. (In diesem Stadium der Untersuchung gibt sie daher nur den gegenwärtigen Forschungsstand wieder.) Diese wurden gesammelt und – soweit sie es erlauben – systematisiert. Aus ihrer Summe sollte sich ein möglichst vollständiges Modell vom Inhalt des Begriffs „Adel“ in der frühen Neuzeit ergeben. Das Ergebnis hat die Form einer Liste ohne Reihung. Strukturell wird lediglich eine kategoriale Unterscheidung zwischen Eigenschaften und Merkmalen vorgenommen. Als *Eigenschaften* werden Prädikate verstanden, die einer Persönlichkeit oder einem Charaktertyp zugeordnet werden können (z. B. Mäßigkeit, Tapferkeit, Großzügigkeit usw.). Unter die Kategorie *Merkmale* fallen typische äußere Kennzeichen, die für den Adel charakteristisch waren (z. B. Privilegien und Ehrenrechte, Wohlstand, kulturelle Besonderheiten usw.).

Eigenschaften
und Merk-
male

Selbstverständlich erhebt diese Liste keinen Anspruch auf Vollständigkeit, wenn man darunter eine lückenlose Auflistung sämtlicher Eigenschaften und Merkmale erwartet, die dem Adel jemals in der frühen Neuzeit zugeordnet wurden. Ihre Absicht besteht vielmehr in der Darstellung eines kleinsten gemeinsamen Nenners, also solcher Kennzeichen, die wegen der Häufigkeit ihrer Nennung, ihrer Zeitinvariabilität und ihrer großen Verbreitung als wesentliche Eigenschaften bzw. Merkmale angenommen werden können. Die Grundlage für die Berechtigung der Annahme der Existenz solcher gemeinsamer Eigenschaften bildet die Tatsache, daß die Figuration und die Institution des Adels in fast ganz Europa verbreitet war, daß er gemeinsame soziokulturelle Wurzeln hatte, daß daher alle großen europäischen Sprachen den Begriff „Adel“ kennen und sich die regionalen Adelsgesellschaften untereinander, trotz aller ihrer Unterschiede, in ihren Gemeinsamkeiten wiedererkannten. Der Versuch, die gemeinsamen Eigenschaften/Merkmale zu ermitteln, die einen polnischen Szlachcizien einen spanischen Hidalgo oder einen schottischen Lord einen sizilianischen Baron als gleichwertig, ebenbürtig und prinzipiell auch gleichartig anerkennen ließen, ist der Zweck dieser Untersuchung.

Der wichtigste methodische Einwand, der gegen eine Untersuchung dieser Art vorgebracht werden kann besteht darin, daß der zu ermittelnde Begriffsinhalt nicht konstant war. Es kann jedoch gezeigt werden, daß der Bedeutungskern gegen externe Einflüsse außergewöhnlich resistent war und sich im hier untersuchten Zeitraum tatsächlich kaum wesentlich veränderte. Aus dem Umstand, daß sich das reale Erscheinungsbild des Adels, also die objektiven Sachverhalte änderte, kann eben nicht geschlossen werden, daß sich auch die Definition änderte. Diese relativ hohe Bedeutungskontinuität erklärt sich aus dem traditionellen Charakter des adeligen Status'. Kontinuität, Tradition und Geschichte waren das Fundament der Legitimation der elitären Position des Adels in der frühneuzeitlichen Gesellschaft. Jede signifikante Veränderung der Substanz der

Bedeutung des Begriffs „Adel“ und damit des Adels selbst, hätte die Kontinuität unterbrochen und folglich die traditionale Legitimation unglaubwürdig und wirkungslos gemacht. Die Erhaltung des Bedeutungskerns war somit eine der Bedingung für die Erhaltung des Status'. Alle Veränderungen der Erscheinungsformen des Adels zwischen dem Mittelalter und dem 19. Jahrhunderts dürfen nicht darüber hinwegtäuschen, daß die *Idee* und das Grundkonzept des Adels weitgehend unverändert blieb und bleiben mußte. Dafür spricht auch die praktisch unveränderte Überlieferung seiner kulturellen Normen in Gestalt des höfischen Habitus' bis in die Gegenwart. Betrachtet man die Wurzeln dieser Normen näher, so kann gezeigt werden, daß die beachtlichen Veränderungen in der kulturellen Praxis, die zum erneuerten zivilisatorischen Profil des neuzeitlichen Adels führten, keine substantiellen Innovationen, sondern vielmehr eine Reinterpretation und Adaption ritterlicher Werte des Mittelalters waren. Die höfische Zivilisation, an der sich der Adel seit der Neuzeit insgesamt orientierte, stellte keinen Bruch mit seiner kulturellen Tradition dar, sondern war lediglich eine partielle Neubewertung der Elemente und eine Schwerpunktverschiebung innerhalb seines traditionellen Wertesystems.

Die Statusinstitutionalisierung führte zu einer weiteren Festigung des Konzepts des Adels. Rechtlich verbindliche Festlegung der Merkmale eines Stands durch Kodifizierung bedeutete eine Definition und eine inhaltliche Festlegung seiner politisch und sozial relevanten Eigenschaften. Status und Funktion eines Stands sollten sich fortan nicht mehr aus der sozialen Praxis ergeben, sondern aus objektiven rechtsgültigen Normen, die die statusrelevanten Eigenschaften jedes Individuums definitiv festlegten. Das war die Voraussetzung für die verstärkte Segregation der frühneuzeitlichen Gesellschaft. Die rechtliche Normierung der Teile der ständischen Gesellschaft erfolgte also über eine Spezifizierung der Bedeutung. Es spricht einiges dafür, daß die frühmodernen Regierungen durch ihren Einfluß auf die rechtliche Definition der Stände bewußt auf ihre sozialen Profile einzuwirken versuchten. Regierungen konnten auf diese Weise eine für die Zwecke des Staats bzw. der absoluten Monarchie günstige Definition veranlassen, um über einen rechtlich verbindlichen Definitionsinhalt die realen Eigenschaften der zu definierenden Figuration zu beeinflussen. Im Fall des Adels konnten z. B. die für die Monarchie ungünstigen korporativen und politischen Merkmale zu Gunsten erwünschterer Eigenschaften zurückgedrängt und marginalisiert werden. Jedenfalls fällt auf, daß zeitgenössische Sachverständige, die mit der Spezifizierung des Adels für den administrativen Gebrauch betraut waren, bemerkenswert konkrete Vorstellungen vom Adel und kaum Schwierigkeiten hatten, seine relevanten normativen Eigenschaften zu explizieren. Sie finden sich sämtlich und mit erstaunlicher Konstanz etwa in allen Nobilitierungsdekreten.³⁹⁵

Aus der Analyse der Sozialstruktur des Adels geht jedoch hervor, daß alle Versuche seitens der Regierungen, dem Adel eine neue und staatskonformere Definition aufzuoktroieren, nicht zu einer generellen Redefinition oder gar einer substantiellen Veränderung seines sozialen Profils führte, sondern zu einer Spaltung des Stands in einen weiterhin der traditionellen Definition verpflichteten und einen neuen, den Vorstellungen und Ansprüchen des frühmodernen Staats entsprechenden Adel. Der Versuch, über die Veränderung der Bedeutung

³⁹⁵ Vgl. Chaussinand-Nogaret, S. 23. Morsel, S. 323. Schalk, S. 195, 208. Zmora, S. 30. Vgl. ferner im Abschnitt *Die Eigenschaften des Adels in den kaiserlichen Nobilitierungsdekreten*.

des Begriffs „Adel“ auf den Adel selbst Einfluß zu nehmen, blieb also weitgehend unwirksam. Das traditionelle theoretische und ideologische Konzept des Adels, ebenso wie sein Standesbewußtsein und sein Image, erwiesen sich als resistent gegen externe Einwirkungen.

Eine dieser charakteristischen Eigenheiten des europäischen Adels bestand in einem ideologischen Theorem, auf das bereits wiederholt hingewiesen wurde. Er ging davon aus, daß seine exponierte soziale Stellung eine Konsequenz spezifischer Qualitäten wäre. Eigenschaften wie Tugend und Klugheit aber auch Eleganz und verfeinertes, überlegenes kulturelles Niveau rechtfertigten seine gesellschaftliche Dominanz und seine Privilegien. Man nahm einen kausalen Zusammenhang zwischen einer qualitativen Überlegenheit, die aus einer ererbten Disposition ableitete wurde, und seinem privilegierten Status an. Es trifft zu, daß dem Adel nicht nur spezifische Eigenschaften zugeschrieben wurden, sondern daß er solche auch tatsächlich besaß. Gruppenspezifische Handlungsdispositionen und Verhaltensweisen und ein ausgeprägtes und eigenständiges kulturelles Profil sind problemlos nachweisbar. Doch auch wenn diese Eigenheiten heute nicht mehr auf eine biologisch determinierte Veranlagung, sondern eindeutig auf die Prägung durch eine typische Form der Sozialisation zurückgeführt werden, wäre es natürlich in höchstem Grad unzulässig, die Überzeugung der betroffenen Zeitgenossen zu ignorieren.

Ob Handlungen durch Sozialisation oder durch eine ererbte oder natürliche Neigung motiviert sind ist zwar nicht handlungsrelevant (weil die Konsequenzen identisch sind), haben aber Konsequenzen für die Systematik der Analyse. Sie ist die Voraussetzung für die Berechtigung der Annahme, zwischen Eigenschaften und Merkmalen bestehe ein signifikanter Unterschied. Adelige des 17. und 18. Jahrhunderts hätten eine Unterscheidung zwischen adeligen Eigenschaften und Merkmalen sehr wahrscheinlich für widersinnig gehalten und abgelehnt. Für sie waren Statusmerkmale und Privilegien eine notwendige und evidente Folge präsumptiver Überlegenheit, die sich aus charakteristischen Eigenschaften ergab, die er im engeren Sinn des Wortes für wesentlich hielt. Wenn daher in diesem Kontext eine Unterscheidung zwischen Eigenschaften und Merkmalen vorgenommen wird, so geschieht das aus der Perspektive des Forschungsstands einer entwickelten Wissenschaft, die das Phänomen und die Wirkungsweise der Sozialisation kennt und sie als analytisches Instrument einsetzt. Aus diesem Grund ist es unvermeidlich, daß eine derartige Methode in gewisser Weise *unhistorisch* ist.

Kennzeichnend für den Adel war, daß sämtliche Eigenschaften und Merkmale der Familie zugeschrieben und aus ihr abgeleitet wurden. Adelig war, wer aus einer Adelsfamilie stammte oder wer gemeinsam mit seiner Familie nobilitiert worden war. Die Familie galt als Ursprung adeliger Qualitäten und der einzelne Adelige nur als Träger, der an der Quelle des adeligen Bluts partizipiert. Adeligkeit war prinzipiell die Bezeichnung für adelige Geburt und die „Würde des Blutes“, das man als eine Art Transmittersubstanz für adelige Qualitäten auffaßte.³⁹⁶ Typischerweise reduzierte die Geblütsideologie die Überlegenheit adeliger Qualitäten auf den Aspekt der biologischen Vererbung, indem sie die ausgeprägte Eignung zu Tapferkeit und Urteilskraft usw. als Eigenschaft erklärte,

³⁹⁶Schreiner, S. 385. Der Autor bezieht sich auf Hemmerli, Felix: *De nobilitate et rusticitate dialogus*. Opera 2, s. l. n. a., fol. 19 r.: „nobilis seu nobilitas sint nomina generalia ad omnem sanguinis dignitatem“. Vgl. Bleek/Garber, S. 66. Schalk, S. 144. Zmora, S. 68 f

die Adelige in ähnlicher Weise aufweisen würden wie die qualitative Überlegenheit edlen Steinen oder Tierrassen eignet.³⁹⁷ Adelige Eigenschaften sind daher nicht individuell, sondern kollektives Gut einer Gruppe. In der Neuzeit wurden Familien generell primär als Reproduktionsgemeinschaften aufgefaßt und die Familienmitgliedschaft biologisch definiert. Gruppenspezifische Eigenschaften wurden daher hauptsächlich als Konsequenz biologischer Beziehungen angesehen und weniger als Ergebnis der Sozialisation durch die Gruppe. Die Rolle von Erziehung und Enkulturation wurde zwar erkannt, aber gegenüber ererbten Dispositionen als sekundär eingestuft.

Für das Ansehen einer Adelsfamilie und ihre Anerkennung spielte daher ihr Alter eine große Rolle, denn es bestätigte den Erfolg einer Familie und ihrer günstigen Eigenschaften in der Statusreproduktion. Die Bewertung des Faktors *Anciennität* variierte allerdings nach der Zusammensetzung der jeweiligen Adelsgesellschaft: in Gesellschaften mit einem hohen Anteil neuer Familien wurde er geringer bewertet.³⁹⁸ Auch Titel und Ränge waren eher eine Hilfskategorie der Binnenstratifikation, als genuine Standesmerkmale.³⁹⁹

Auf der Ebene des Begriffsumfangs bezeichnete „Adel“ – nach der Definition von Joseph Morsel – „die Gesamtheit aller Geschlechter, deren Mitglieder als *edel* galten.“⁴⁰⁰ Aus der Definition des Adels als Familienverband und der Bedeutung, die der biologischen Verbindung für ihre spezifischen Eigenschaften und deren Reproduktion beigemessen wurde ergab sich ein charakteristisches Heiratsverhalten, das allenthalben als Standesspezifikum des Adels anerkannt war. Das Merkmal des *Konnubiums* festigte sich parallel mit der Durchsetzung der Geblütsideologie und der definitiven Verknüpfung des Adels mit familialer Herkunft. Auch wenn wir heute wissen, daß die Milieuzugehörigkeit für das Heiratsverhalten des Adels mindestens ebenso entscheidend war, galt das Konnubium als verbindliche Regel und als typisches Kennzeichen adeliger Familienstrategie.⁴⁰¹ Das Konnubium gilt als Charakteristikum charismatischer Eliten, die auf diese Weise die Reproduktion ihrer Begabung sicherstellen zu können hoffen. Der neuzeitliche Adel führte mit dem Konnubium eine Tradition des frühmittelalterlichen Adels weiter, dessen Status in erheblichem Ausmaß religiös begründet und legitimiert war und für den die Familie die Trägerin des Charismas war.⁴⁰² Mit dieser Praxis steht auch die weitverbreitete Regelung in Zusammenhang, die Zugehörigkeit zum alten Adel an die Abstammung von zunächst acht, später von 16 adeligen Ahnen (d. h. adelige Herkunft in der vierten bzw. fünften Generation) zu binden.

Auch das Faktum, daß Adelige im allgemeinen hohes Ansehen genossen, läßt sich als Eigenschaft spezifizieren. Die Probleme, die dieser Sachverhalt aufwirft zeigen sich, wenn man ihn differenziert. Es muß in diesem Kontext offen bleiben, ob der Adel sein Ansehen durch die Würdigung seiner einzelnen Mitglieder bezog oder ob einzelne Adelige angesehen waren, weil sie am Ansehen des gesamten Stands partizipierten. Sicher ist hingegen, daß in einer Gesellschaft, in der die Kategorie der Ehre der dominante statusrelevante Faktor war, jedes einzelne Gruppenmitglied persönlich mit seinen Handlungen für den Erhalt des Anse-

Anciennität

Konnubium

Ehre

³⁹⁷ Vgl. Jouanna, S. 168-170. Oexle, S. 22

³⁹⁸ Vgl. Brown: Scottish Nobility, S. 368. Hahn, S. 211 f. Oexle, S. 22

³⁹⁹ Vgl. Bush, S. 206

⁴⁰⁰ Morsel, S. 339

⁴⁰¹ Vgl. Chaussinand-Nogaret, S. 43

⁴⁰² Vgl. Heinzelmann, Spalte 1722

hens der Gemeinschaft verantwortlich war. Ehre zu haben bedeutete aber u. a., daß der aktuelle Status und das Ansehen von Individuen und Gruppen von der Gemeinschaft, in die sie integriert waren, anerkannt wurde.⁴⁰³ Ehrverletzungen waren stets die Folge einer öffentlichen Degradierung einer Gruppe oder ihrer Mitglieder durch beleidigende oder despektierliche Handlungen der Umwelt, insbesondere in Fällen, in denen regelwidriges Verhalten diese Herabsetzung rechtfertigte. In Gesellschaften, in denen der *zugeschriebene Status* gegenüber dem *erworbenen* eindeutig dominierte, bestimmte der öffentliche Konsens über die Anerkennung des Status letztlich über den Status selbst. Ehre und Ansehen waren der äußere Ausdruck dieser Anerkennung.⁴⁰⁴

Adel war mit sehr hohem Ansehen und mit entsprechend viel Ehre ausgestattet, was bedeutet, daß sein Status in besonders hohem Maß eine durch die Gesellschaft zugeschriebene Positionierung war. Das steht in Widerspruch zur Betonung der Autogenität des Adelsstands durch den Adel selbst. Denn der Richter über die Ehre einer Gruppe ist nie die Gruppe selbst. Sie kann zu ihrer Erhaltung beitragen, sie pflegen, aber über Zuschreibung, An- und Aberkennung des Ansehens entscheidet die Umwelt (wobei natürlich zu berücksichtigen ist, daß hierbei der Handlungsspielraum der Umwelt selten unbegrenzt ist). Gegen Ende des 18. Jahrhunderts fanden sich auch unter dem Adel Beobachter, die die Bedeutung des Ansehens für den Status erkannten. Alès de Corbet und Jean de Saulx-Tavanes etwa erklärten explizit das Ansehen und die Wertschätzung in der Öffentlichkeit, die Bekanntheit und Prominenz adeliger Familien zu den für ihren Status entscheidenden Faktoren. Angesehen zu sein bedeutete für den Adel also mehr, als lediglich eine unter mehreren standestypischen Eigenschaften. Sein Ruf und seine Reputation waren die Grundlage seiner sozialen Stellung. Er bestand nicht zuletzt durch einen Konsens der öffentlichen Meinung und Deutung, der ihm die Ehre zuschrieb, die den Kern seiner ständischen Identität bildete. Wahrscheinlich wäre es übertrieben, der Gesellschaft alleine die Entscheidung über den adeligen Stand einer Person oder einer Familie zuzugestehen. eine Hypothese der Form: „Nur wer von seiner Umwelt als adelig bezeichnet wurde, war tatsächlich adelig.“ wäre kaum haltbar.⁴⁰⁵ Doch ohne Zweifel existierte der Adel (im soziologischen Sinn) u. a. auch durch den Glauben an seine Existenz, also durch die Wahrnehmung und die Anerkennung seiner Umwelt, die ihn existieren ließ.⁴⁰⁶

Außer einem elitären und privilegierten Status wurde dem Adel zusätzlich die Eigenschaften zugeschrieben, durch die er gerechtfertigt wurde und die zu seiner Erhaltung erforderlich schienen. Dabei handelte es sich um ein Set schwer spezifizierbarer Eigenschaften, die man unter der Bezeichnung *Führungsqualitäten* zusammenfaßt. Über Untertanen zu herrschen, einen großen Haushalt, eine Gemeinde und im Militär zu führen wurde als Aufgabe und Existenzzweck des Adels betrachtet. Aus der Erfüllung dieser Aufgabe ergab sich, daß sich im Adel solche Eigenschaften zwangsläufig eher entwickelten und stärker häuften als unter Beherrschten und Geführten. Solche Fälle belegten, daß der Adel nicht nur ein realer Herrschaftsstand war, sondern dafür auch entsprechend qualifiziert

Führungsqualit

⁴⁰³ Der lateinische Begriff „honor“ hat auch die Bedeutung von Ansehen, Berühmtheit und öffentlicher Auszeichnung und Anerkennung.

⁴⁰⁴ Vgl. Clark, S. 168. Guttandin, S. 76. Oexle, S. 21

⁴⁰⁵ Oexle, S. 23

⁴⁰⁶ Vgl. Guttandin, S. 76. Saint Martin, S. 38

war. Die konsensuale Annahme der kollektiven Eignung zur Herrschaft äußerte sich auch in einem höheren Verantwortungsbewußtsein für öffentliche und staatliche Angelegenheiten. In Bezug auf den Staat und den Fürsten inkludierte die Fähigkeit zu führen auch die zu dienen. Somit korrespondierten die adeligen Führungsqualitäten mit der Opferbereitschaft, als einer weiteren charakteristischen Standeseigenschaft. Gemeinsam konstituierten sie ideologisch den Adel als *staatstragenden* Stand mit besonderer Affinität zu öffentlichen Funktionen und Verantwortung gegenüber dem Staat.⁴⁰⁷

Die Position als Herrschaftstand konkretisierte sich in Form von Privilegien. Der Adel verfügte über zahlreiche politische und obrigkeitliche Privilegien, Ehrenrechte und Statussymbole, die ihm exklusiv vorbehalten waren. Sie untermauerten und förderten zugleich den Anspruch auf Ansehen.⁴⁰⁸ Das ausschließliche Verfügungsrecht über gewisse Vorrechte und Statussymbole führte dazu, daß etwa das Recht des Waffentragens, Wappen und das Recht auf besondere Ehrbezeugungen mit den Adel identifiziert wurden. Auf weitere Rechte, wie etwa das Jagdrecht, feudale Jurisdiktionsrecht oder strafrechtliche Immunitäten und steuerliche Exemtionen traf im wesentlichen das gleiche zu, waren jedoch nicht überall gültig.⁴⁰⁹ In allen europäischen Gesellschaften existierten, abhängig von den jeweiligen sozialen und politischen Traditionen und Entwicklungen, ein mehr oder weniger umfangreiches Set von Merkmalen rechtlicher Art mit hohem symbolischen Gehalt und Identifikationspotential, die die Funktion einer äußeren symbolischen Abgrenzung gegenüber der nicht-adeligen Umwelt erfüllten.⁴¹⁰

Privilegien

Bei manchen Merkmalen war die Assoziation mit dem Adel so eindeutig, daß sie als Indikatoren für die Standeszugehörigkeit dienen konnten. In Mitteleuropa war zunächst die Lehens- und Stiftsfähigkeit neben der Steuerbefreiung und anderen Immunitäten ein sicherer Hinweis für den adeligen Stand einer Person. Duell- und Hoffähigkeit spielten besonders in Frankreich eine große Rolle. Nur wer von der genealogischen Behörde in Versailles zugelassen bzw. von einem Edelmann aus wohletablierter Familie als Duellpartner akzeptiert wurde, konnte sich als vollwertiger Aristokrat betrachten. An den Höfen und Kampfplätzen materialisierte sich der virtuelle Raum des Adels. Hatte man die Schranken überwunden und war man im abgezirkelten Raum der Eingeweihten anwesend, bekundete man die Zugehörigkeit zur Gruppe. Am deutlichsten läßt sich dieser Vorgang am Beispiel der Turniere beobachten. Jeder Turnierveranstaltung ging eine Prüfung der Turnierfähigkeit der Teilnehmer voraus. Nur wer diese bestanden hatte durfte den Kampfplatz betreten und aktiv am Geschehen teilnehmen. In vielen Teilen Europas dienten derartige Veranstaltungen der Konstituierung und Abgrenzung regionaler Adelsgesellschaften, wobei der Anlaß genutzt wurde, um festzustellen, wer der Gruppe angehören sollte und durfte. Daher gehörte die Liste der Turniere, an denen Mitglieder einer Familie teilgenommen hatten,

⁴⁰⁷Vgl. Chaussinand-Nogaret, S. 12. Keller, S. 231. Saint Martin, S. 276. Werner, S. 455 f

⁴⁰⁸Vgl. im Abschnitt *Die Macht des Adels*.

⁴⁰⁹So verfügte etwa der italienische Adel in der Neuzeit über keine obrigkeitlichen Privilegien mehr, und der schottische weder über Steuerfreiheit, noch über das Jagdrecht. Vgl. Bush, S. 70. Donati, Claudio: *The Italian Nobilities in the Seventeenth and Eighteenth Centuries*. – In: *The European Nobilities in the Seventeenth and Eighteenth Centuries. Volume one: Western Europe*. Hg. von H. M. Scott. – London/New York: 1995, S. 237 ff, S. 266. Brown, S. 386 f

⁴¹⁰Vgl. Bastl: *Haus und Haushaltung*, S. 228 f. Bush, S. 18, 206. Schalk, 147 f. Scott: *Continuity*, S. 290. Zmora, S. 29

ebenso wie die Teilnahme an Schlachten und Kriegszügen auch dann noch zu den sorgfältig gepflegten Traditionen des alten Adels, als Turniere längst nicht mehr veranstaltet wurden.⁴¹¹

Ein weiteres Merkmal, das v. a. in der täglichen Praxis die Funktion eines Indikators erfüllte, war die *Absenz von Erwerbsarbeit*. Nur der Adel Großbritanniens und einiger norditalienischer Städte bildeten Ausnahmen von dieser Regel. Wo sie galt, führte ein Verstoß gegen sie zu Standesverlust. Nicht überall wurde das Verbot von Erwerbsarbeit gleich streng gehandhabt. Zudem wurden in manchen Regionen seit dem 16. Jahrhundert bestimmte Gewerbebranchen gesetzlich befreit, sodaß Adelige auf ihren Domainen z. B. Brauereien, Manufakturen und Bergbau betreiben konnten. Schon im 18. Jahrhundert war es ein verbreiteter Gemeinplatz, daß es der französische Adel war, der daran am rigorosesten festhielt.⁴¹² Diese Regel bedeutete indes nicht das Verbot jeglicher produktiver und sinnvoller Betätigung, nicht einmal von körperlicher Arbeit, wenn sie mit adeligen Tätigkeiten, wie dem Kampf oder der Verwaltung von Grundbesitz – dem *vivre noblement* – zusammenhing. Untersagt war lediglich Erwerbsarbeit, also Arbeit zum Zweck kommerzieller oder gewerblicher Nutzung als Beitrag zur materiellen Subsistenz. Doch selbst in diesem Fall konnten Adelige Mittel und Wege finden, das Gesetz zu umgehen, was aber unbedingt verborgen bleiben mußte.⁴¹³

Verbot von
Erwerbsar-
beit

Dewald hat festgestellt, daß im französischen Adel des 17. Jahrhunderts der Sprachgebrauch als Indikator für die Zugehörigkeit zum aristokratischen Milieu betrachtet wurde. Gewiß war die Sprache nur einer von mehreren kulturellen Aspekten, in denen sich der Adel von anderen Milieus unterschied. Bemerkenswert ist gleichwohl, daß von den vielen Bestandteilen des höfisch-aristokratischen Habitus' die Sprache das verlässlichste Indiz für die Zugehörigkeit zum adeligen Milieu angesehen wurde. Es waren letztlich nicht die Kenntnis der aktuellen Mode und der kulturellen und künstlerischen Strömungen, auch nicht die Beherrschung der höfischen Tänze oder die Expertise in Geschmacksfragen, sondern die Art des Umgangs mit der Sprache, an der sich Adelige im Zweifelsfall untereinander am sichersten erkennen konnten. Damit der Sprachstil zu einem eindeutigen Statusmerkmal werden konnte, mußte der Adel den höfischen Habitus rezipiert und internalisiert haben. Erst als die Entwicklung der Maximen und Regeln der Etikette abgeschlossen war, konnte der höfische Sprachstil ein Profil gewinnen, das ausgeprägt genug war, um ihn vom akademischen und juristischen Jargon klar zu unterscheiden. Gegen diesen entwickelte der französische Adel – so Dewald – eine ausgeprägte Aversion, in der sich auch das Mißtrauen und die Verachtung gegenüber Expertentum und nicht zuletzt dem Milieu der *noblesse de robe* zeigte. Die Sprache war ein Erkennungszeichen für den internen Gebrauch, das auch der Abgrenzung diente, aber nicht so offensichtlich war wie Statussymbole. Sie diente hauptsächlich dem Adel selbst als Standes-

Sprache

⁴¹¹Vgl. Asch, S. 35. Clark, S. 185 f. Dewald: *Aristocratic Experience*, S. 45. Morsel, S. 354. Schalk, S. 165.

⁴¹²Davon zeugen prominente Fälle, wie der des Herzogs von La Force, der der *dérogeance* zwar knapp entging, dessen Ehrverlust aber so gravierend war, daß sich sein Bruder zur Änderung seines Namens veranlaßt sah. Vgl. Swann; *French Nobility*, S. 156. Erwähnenswert ist auch, daß Racine seine schriftstellerische Arbeit umgehend aufgab, nachdem er nobilitiert worden war.

⁴¹³Vgl. Demel, S. 428, Fußnote 63. Stolberg-Rilinger, Barbara: *Handelsgeist und Adelsethos*. Zur Diskussion um das Handelsverbot für den deutschen Adel vom 16. bis zum 18. Jahrhundert. – In: *Zeitschrift für historische Forschung* 3 (1988), S. 273-309. Zmora, S. 25.

indikator. Für die Umwelt wurde sie, als rein kulturelles Phänomen, bestenfalls als Teil der Merkmale des adeligen Habitus' wahrgenommen, nicht als typisches Standesmerkmal.⁴¹⁴

Vereinte eine Person bzw. ihre Familie die wichtigsten Merkmale des Adelsstands, so ergab sich daraus zwangsläufig eine bestimmte Art der Lebensführung. Die Summe der Merkmale einer adeligen Existenz konstituierten gemeinsam das unverwechselbare Profil einer Lebensform, die für den Adel mindestens so kennzeichnend war wie ihre einzelnen Bestandteile. In den frühneuzeitlichen Quellen finden sich die Ausdrücke *gute adelige Sitten* bzw. *vivre noblement* daher dort, wo entweder adelige Standesmerkmale zusammengefaßt wurden oder ausgedrückt werden sollte, daß die sich daraus ergebende Lebensführung tatsächlich praktiziert wurde oder werden sollte.

*gute adelige
Sitten*

Die Voraussetzung für ein Leben nach adeliger Sitte war neben der Beachtung der Regeln adeliger Familienplanung (dem Konnubium) der Besitz eines als adelig klassifizierten Landguts. Adelsland war in vielen Fällen steuerlich privilegiert, v. a. aber mit Renten ausgestattet, aus denen die Besitzer ein arbeitsfreies Einkommen bezogen. Das war sowohl die materielle Bedingung, als auch die ideologischen Begründung für die Absenz von Erwerbsarbeit. Besitz von adeligem Land implizierte die moralische Verpflichtung, es den adeligen Sitten entsprechend zu nutzen und zu bewohnen. Landbesitz war daher sowohl die materielle Basis, als auch der Fokus sozialer Interessen. Nach der hergebrachten Vorstellung habe ein adeliger Grundherr und seine Familie ein erwerbsarbeitsfreies Leben auf der Grundlage der Erträge seines Landguts zu führen. Seine Beschäftigung bestehe neben der Überwachung der Leistungen seiner Knechte, Grundholden bzw. Pächter und seines umfangreichen Haushalts hauptsächlich in solchen Aktivitäten, für die das Landleben günstige Bedingungen bot: der Pflege kontemplativer Neigungen, die Außenstehende leicht als Müßiggang mißverstehen konnten, aber besonders von diversen outdoor-Aktivitäten, wie der Jagd, die außer der Erhaltung der physischen Leistungs- und Wehrhaftigkeit auch der Geselligkeit und der Pflege der gesellschaftlichen Kontakte mit den Nachbarn diene. Selbst für die aristokratische Elite, deren Lebensinteressen sich an den Höfen und in den Residenzstädten konzentrierte, war ein Landgut als materielle und mentale Basis und Rückzugsbereich unverzichtbar, auch wenn es nur vorübergehend bewohnt oder überhaupt nur symbolischen Charakter hatte. Solange für soziale Aufsteiger noch die reale Chance einer Feudalisierung der Existenz bestand, konzentrierten sich ihre Anstrengungen daher auf den Erwerb adeligen Grundbesitzes und der Gründung eines herrschaftlichen Haushalts. Was in Frankreich informell, aber deshalb nicht weniger verbindlich galt: der Besitz eines adeligen Guts und das *vivre noblement* als notwendige Bedingung für den Adelsstand, war im Römischen Reich spätestens seit dem Beginn der Neuzeit institutionalisiertes Kriterium für die Aufnahme in die regionalen Adelskorporationen. Das adelige Landleben galt daher besonders im Adel selbst als Indikator für eine glaubwürdige und genuine adelige Existenz. Selbst wenn diese Lebensform im Lauf der Zeit für viele nur noch als Möglichkeit bestand, behielt sie ihre Bedeutung als Symbol der Eigenständigkeit der aristokratischen Lebensform.⁴¹⁵

⁴¹⁴Vgl. Dewald: *Aristocratic Experience*, S. 174, 193

⁴¹⁵Vgl. Dewald: *Aristocratic Experience*, S. 162. Dilcher, S. 69. Huppert: *Bourgeois Gentilshommes*, S. 84-102. Schalk, S. 156. Wunder, S. 205

Ein Leben nach *guten adeligen Sitten* war nur möglich, wenn man von materiellen Subsistenzzwängen frei war. Arbeitsfreies Einkommen aus feudalen Renten erfüllten genau genommen nur dann seinen sozialen Zweck, wenn es hoch genug waren, um eine adelige Familie mit ihrem Haushalt angemessen zu unterhalten. Daß materieller Wohlstand auf relativ hohem Niveau die Voraussetzung für eine adelige Existenz war, wäre ein trivialer Befund, hätte der Adel selbst nicht eine demonstrative Verachtung materieller Werte gezeigt und die Bedeutung des Geldes für seine ständische Qualität standhaft geleugnet. Angesichts der realen sozialen Verhältnisse kann diese Haltung nur als ideologische Realitätsverweigerung beurteilt werden, denn es ist eine offenkundige Tatsache, daß der Adel im Durchschnitt nicht nur beträchtlich reicher war als der Großteil der Bevölkerung, sondern von ihr auch mit materiellem Wohlstand assoziiert wurde. So sehr der Adel selbst sich gegen die Identifizierung mit Reichtum gewehrt haben mag, so sicher ist andererseits, daß er Standesgenossen, die mit dem kulturellen und repräsentativen Standards und Moden aus finanziellem Mangel nicht Schritt halten konnten konsequent ausgrenzte und damit dem Standesverlust auslieferte. Berichte von wackeren Edelleuten, die den Hungertod einer unstandesgemäßen Arbeit oder den Zölibat einer Mesalliance vorgezogen hätten werden heute eher als fromme Legenden, denn als typische Verhaltensweise beurteilt, auch wenn dergleichen in Ausnahmefällen vorgekommen sein mag.⁴¹⁶

Reichtum

Der Widerspruch zwischen der Notwendigkeit von materiellem Wohlstand für die Praxis aristokratischer Existenz einerseits und der Verleugnung dieser Tatsache andererseits kann als Konsequenz einer archaischen Konzeption von Ehre erklärt werden. In allen vormodernen Gesellschaften besteht ein Zusammenhang zwischen dem Besitz materieller Güter und Ehre. Auch nach der ideologischen Sublimierung der Ehre durch die höfische Kultur des Mittelalters kann nicht ausgeschlossen werden, daß sich Reste der archaischen Vorstellung bis in die Neuzeit erhalten haben. Aufwendiges und prächtiges Auftreten in der Öffentlichkeit wäre demnach eine notwendige Folge eines besonders ehrenhaften Status' gewesen. Mit anderen Worten: Wohlstand war ehrenhaft und durfte daher auch öffentlich demonstriert werden. Ein Minimum an Wohlstand war somit nicht nur die praktische und materielle, sondern auch theoretische und ideologische Bedingung des Adelsstands. Wenn der Adel Reichtum ablehnte, so geschah dies in der Regel in einem Kontext, der den vorgeblich fundamentalen Gegensatz von aristokratischem und bürgerlichem Geld thematisierte. In der Tat bestand diesbezüglich ein Unterschied: Abgesehen davon, daß adeliges Vermögen nicht im engeren Sinn erarbeitet war (oder wenigstens nicht sein sollte), war es der Umgang mit Geld, durch den man sich unterschied. Anders als für das Bürgertum war das Geld und seine Akkumulation nicht der Existenzzweck des Adels. Er lebte nicht, um Geld zu verdienen, denn in einer feudal verfaßten Gesellschaft war nicht er selbst für seine Subsistenz verantwortlich, sondern die Untertanen.⁴¹⁷

Wenn der Adel auch keine Leistungselite war, so war er dennoch nicht gänzlich ohne fachliche Kompetenzen. Gewisse typische Fertigkeiten wurden im Gegenteil ganz besonders mit ihm in Verbindung gebracht. Für adelige Männer war das Fechten und der Umgang mit Waffen generell obligat. Außerdem war das

Fertigkeiten

⁴¹⁶Vgl. Baury, S. 79, 81, 84-86. Bush, Michael L.: Rich Noble, Poor Noble. - Manchester: 1988. Melton, S. 113f. Mettam: French Nobility, S. 132

⁴¹⁷Vgl. Guttandin, S. 347

Reiten für Adelige, seit dem 18. Jahrhundert zunehmend auch bei Frauen, eine unverzichtbare und selbstverständliche Fertigkeit, der auch in der alltäglichen Praxis hohe symbolische Bedeutung zukam. Sowohl für das Fechten, als auch das Reiten galt, daß ihm ein beträchtlicher Teil der Ausbildung gewidmet war und daher, wenn schon nicht meisterhaft, so doch gründlich beherrscht werden sollte. Weiters konnten die meisten Adligen für sich in Anspruch nehmen, über Kenntnisse in den Wissensbereichen zu verfügen, die sich aus den klassischen freien Künsten herleiteten. Die Beherrschung der fundamentalen Kulturtechniken und eine Bildung, die nicht notwendigerweise systematisch, aber immerhin in manchen Bereichen durchaus profund sein konnte, konnte seit dem 17. Jahrhundert allenthalben als selbstverständlich vorausgesetzt werden. Ohne diese Kompetenzen und Fertigkeiten wäre die Entwicklung des höfischen Habitus' nicht möglich gewesen oder hätte vom Adel nicht rezipiert werden können. Der höfische Habitus und der Typ des neuzeitlichen Höflings bauten vielmehr auf den spezifischen Fertigkeiten des Adels auf und integrierten sie samt den Werten und Traditionen, die ihnen zugrunde lagen, in ihr Konzept. Aus den vom Adel praktizierten Fertigkeiten und dem relativ hohen Bildungsniveau ergab sich ein Qualifikationsprofil, das sich deutlich von dem anderer Kollektive unterschied und dadurch die Funktion eines weiteren spezifischen Standesmerkmals erfüllen konnte.⁴¹⁸

Stärker als alle Traditionen prägte seit dem 17. Jahrhundert die Entwicklung des höfischen Habitus' das Image des Adels in der Gesellschaft. Der Persönlichkeitstyp des Höflings, der in der Renaissance aus der Verschmelzung mittelalterlicher Traditionen und humanistischer Werte entstanden war, wurde im Zusammenhang mit der Konjunktur der höfischen Kultur als allgemein verbindliches Ideal für den aristokratischen Menschen etabliert. Die allmähliche Rezeption dieses Ideals bewirkte nicht nur eine praktische kulturelle Reorientierung bei den meisten Adligen, sondern kaum weniger als eine grundlegende Transformation der Vorstellung und der Konzeption des Adels insgesamt. Im Lauf dieses Prozesses distanzierte er sich vom Habitus des Kriegeraristokraten zu Gunsten eines Persönlichkeitsprofils, das den kulturellen Anforderungen einer im Zeichen der Rationalisierung der sozialen Beziehungen stehenden Entwicklung der Zivilisation besser entsprach und zugleich die Reproduktion als sozialer Elite unter den veränderten Bedingungen ermöglichte. Standestypische Eigenschaften, die sich als obsolet und sogar riskant erwiesen hatten, wurden entweder ganz abgelegt oder in sublimierter Form in den neuen höfischen Habitus integriert. Die dem Adel zugeschriebene hemmungslose Gewaltbereitschaft war von dieser kulturellen Metamorphose am stärksten betroffen. Physische Gewalt wurde fortan öffentlich nur noch in stark ritualisierter Form und niemals spontan ausgeübt. Das für den Kampf wie für das Reiten notwendige Training wurde zum Zweck verbesserter Körperbeherrschung kanalisiert. Disziplin und Affektkontrolle traten an die Stelle impulsiver und unbeherrschterer Emotionalität.⁴¹⁹

Mit einer gezielten und teilweise staatlich initiierten Verbesserung des Bildungsniveaus konnten die geistige Beschränktheit, die dem Adel noch am Beginn der Neuzeit zugeschrieben und vorgeworfen wurde, erfolgreich zurückgedrängt werden. Besonders berüchtigt war vordem der Hang des Adels zur Überbewer-

der höfische
Habitus

⁴¹⁸Vgl. Clark, S. 345. MacHardy, S. 168. Oexle, S. 29

⁴¹⁹Vgl. Dewald: *Aristocratic Experience*, S. 131. Ders.: *European Nobility*, S. 186. Harding, S. 84. Huppert: *Bourgeoise Gentilhommes*, S. 89 f

tung des Faktors der familialen Herkunft. Die geradezu obsessive Identifikation mit der Vorstellung von der Überlegenheit durch adelige Abstammung hatte zunehmend die Form maßlosen Dünkels angenommen, der von den aufsteigenden bürgerlichen Gruppen nicht mehr akzeptiert wurde. Sobald die Brückierung in gewaltsamen Übergriffen eskalierte, was der adeligen Gewohnheit entsprach und als eine dem Adel angemessene Form der Konfliktaustragung angesehen wurde, mußte das aristokratische Standesbewußtsein in der Wahrnehmung der Umwelt die Formen barbarischer Willkür annehmen. Bildung und besonders das Ideal des *honnête homme* mäßigten die Überheblichkeit, erweiterten den geistigen Horizont und förderten die Entwicklung einer sozial verträglichen Persönlichkeit, die den Ruf der Rücksichtslosigkeit und Brutalität korrigierte und durch das Bild des stets höflichen und umgänglichen Kavaliers ersetzte. Das Ideal der *honnêteté* intendierte die Entwicklung einer Persönlichkeit mit hoher Integrationsfähigkeit und ausgeprägten sozialen Kompetenzen. Es verlangte von Adeligen die Entwicklung und Pflege von Eigenschaften, wie *Ésprit*, Liebenswürdigkeit, Natürlichkeit und Geselligkeit. Die aristokratischen Milieus verbanden untereinander weitgehend übereinstimmende ästhetische Präferenzen, verbindliche Normen guten Geschmacks, die Ablehnung von Pedanterie und Pathos und die Kultivierung des *savoir faire* und *savoir vivre*. Würde, Anmut und Grazie waren ihre höchsten Ideale, die es nicht nur in der Kunst, sondern auch im Alltag zu verwirklichen galt.⁴²⁰

Savoir faire – das Wissen um den guten Ton erforderte Kenntnisse und verantwortliche Instanzen, die sich der sozialen Funktion dieses anspruchsvollen Wissens bewußt waren und dessen Konservierung und Vermittlung übernahmen. Der Großteil dieser Kompetenzen wurde durch Sozialisation im adeligen Milieu und in der Familie erworben, wodurch gewährleistet war, daß dem Adel die kulturellen Güter der Etikette und das Geheimnis der kultivierten und gewandten Persönlichkeit praktisch exklusiv vorbehalten blieben. Dadurch konnten alle Eigenschaften, die den höfischen Habitus und den *honnête homme* charakterisierten, mit dem Adel identifiziert und als standestypische Kennzeichen etabliert werden. Eleganz, Vornehmheit und tadelloses Benehmen gehörten seit dem 17. Jahrhundert zu den wichtigsten Eigenschaften, die dem Adel zugeschrieben wurden.⁴²¹

Die Rezeption der höfischen Kultur durch den Adel hatte zwar sein äußeres Erscheinungsbild gegenüber dem spätmittelalterlichen Standard stark verändert, den emotionalen Kern seiner Identität jedoch unberührt gelassen. Sein außergewöhnlich stark entwickeltes Standesbewußtsein erfuhr davon im Gegenteil eine zusätzliche Stärkung. Die kulturelle Reorientierung war nur ein Teil einer umfassenden Festigung seiner sozialen Stellung, die nicht nur die kulturellen, sondern auch die ökonomischen und politischen Aspekte seines Status umfaßte. Nach einer Periode der Unsicherheit war der Adel in seinem Status als unbestrittene soziale Elite restituiert und sein kollektives ständisches Selbstbewußtsein wieder vollständig hergestellt. Das Bewußtsein dieser Elite anzugehören war die mentale Komponente eines Status', mit dem sich der Anspruch auf höchste Ehre und Vorrang in allen sozialen Belangen verband. Diese Privilegien in der Alltagsspraxis tatsächlich zu beanspruchen und durchzusetzen erforderte eine in jedem

⁴²⁰ Vgl. Burckhardt, S. 79-82. Dewald: *European Nobility*, S. 125. Keller, S. 224. Motley, S. 164 f. Schalk, S. 181, 198-200. Werner, S. 461

⁴²¹ Vgl. Clark, S. 345. Dewald: *European Nobility*, S. 63. Saint Martin, S. 178.

Einzelnen tief verwurzelte Überzeugung von der Legitimität dieser Ansprüche. Die gefestigte sozioökonomische Stellung, das verbesserte kulturelle Profil, aber v. a. der Stolz, der sich aus dem Bewußtsein der außerordentlichen Würde der adeligen Geburt und Standeszugehörigkeit ableitete, wirkten als Bestätigung und mentaler Rückhalt in der Behauptung und Repräsentation des Stands in der alltäglichen Interaktionspraxis. Weil selbstbewußtes Auftreten, auch oder gerade wenn es sich nicht aus einem starken Selbstwertgefühl, sondern aus dem Ansehen einer Institution, die man vertritt, ableitet, eine starke Wirkung auf die Umwelt ausübt, konnte es sich in der Gesellschaft als charakteristische Eigenschaft des Adels festsetzen.⁴²²

Für den Adel selbst bildete das subjektive Bewußtsein seiner elitären Position den Kern seiner sozialen Identität. Es war die stärkste Motivation seiner Handlungen und das mentale Fundament seiner Werthaltungen und Ambitionen. Erst das Standesbewußtsein machte das obsessive Streben nach Ehre, Ruhm und Distinktion zu einer Leidenschaft, die das gesamte Leben eines adeligen Menschen dominieren und zum Mittelpunkt seiner Existenz machen konnte. Daraus erklärt sich auch der Ehrgeiz in der Verfolgung des Ziels der Aufrechterhaltung des Status und das ausgeprägte Bewußtsein für Verantwortung und Verpflichtung gegenüber der Standes- und Familienehre. Die Ehre war keine abstrakte Größe, sondern eine stark emotional besetzte Konstante der adeligen Mentalität. Durch das Standesbewußtsein wurde die Ehre zu einem tief empfundenen Bedürfnis und dessen Befriedigung zu einer vitalen Notwendigkeit. Das hatte vermutlich auch Weber im Sinn, wenn er „eine bestimmte Art von traditioneller und durch Erziehung gefestigter Gesinnung“ als „zentrale Orientierung der Lebensführung“ des Adels charakterisierte und „die gemeinsame ständische Ehre als eine Anforderung an jeden Einzelnen und ein alle Standeszugehörigen innerlich einigendes Band“ feststellte.⁴²³

Das Standesbewußtsein des Adels stützte sich auf die Überzeugung, über Eigenschaften zu verfügen, die zwar nicht ausschließlich auf den Adel beschränkt, bei ihm aber besonders stark ausgeprägt waren. Er selbst betrachtete sich als die gesellschaftliche Gruppe, in der alle positiven Qualitäten, die Christenmenschen aufweisen sollen, am konzentriertesten auftreten. Seine exponierte und privilegierte soziale Position – entsprechend der Grundidee jedes aristokratischen Ideologems – sei die Konsequenz einer generellen, v. a. aber moralischen Überlegenheit. So wie die Eignung zur Herrschaft und die Fähigkeit, ein höheres kulturelles Niveau zu erreichen, hielt der Adel die Tugend für ein Talent, das ihm angeboren war und durch die adelige Lebensweise und Sozialisation zusätzlich unterstützt wurde. Diese Auffassung wurde durch die Praxis scheinbar bestätigt, denn in der Tat ist es für Menschen, die von materiellen Zwängen befreit sind, immer leichter, sich verdienstvollen Tätigkeiten zu widmen. Zweifellos erlaubte es die adeligen Lebensweise eher als andere, sich in moralischer Hinsicht zu perfektionieren. Doch eine materialistische Erklärung dieser Art entsprach weder dem Weltbild der frühen Neuzeit im allgemeinen, noch dem des Adels im besonderen. Tugend war für ihn vielmehr eine Eigenschaft, die nicht erworben wird, sondern die in der Persönlichkeit angelegt ist. Wenn die Tugend bzw. die Eigenschaft der Tugendhaftigkeit eine Gabe ist, dann ist auch

Tugend

⁴²²Vgl. Oexle, S. 24. Schalk, S. 181. Werner, S. 454

⁴²³Weber, S. 792. Vgl. ferner: Bastl: Haus und Haushaltung, S. 282 f. Dewald: Aristocratic Experience, S. 22-25, 46, 85. Mettam: Definitions, S. 91

die moralische Qualität einer Person grundsätzlich eine Frage der Geburt. Diese Auffassung entspricht der adeligen Überlegenheitsvorstellung aufs beste, denn sie impliziert, daß Adelige auch im moralischen Sinn *gute Menschen* seien. Daß sie sich zudem für tugendhafter als die meisten anderen hielten, machte sie in ihren eigenen Augen erst zu wirklichen Aristokraten, d. h. zu den besten.

Was die Art der adeligen Tugenden im einzelnen betrifft wick der Adel nicht vom ethischen Konsens der Christenheit ab. Er beanspruchte keine Tugend exklusiv. Wenn immer von den moralischen Qualitäten des Adels die Rede ist, bezog man sich daher stets auf die klassischen Kardinaltugenden. Neben pietas, prudentia und liberalitas wurden temperantia, constantia und fortitudo besonders häufig angeführt. Mit diesen Begriffen ist das Ideal der adeligen Person beinahe perfekt beschrieben. Sie berücksichtigen in Form der *Tapferkeit*, *Großzügigkeit* und der *Standhaftigkeit* sowohl die militärische Tradition des Rittertums, wie die Maximen des Höflings in Gestalt der *Mäßigung* und der *Klugheit*. Jede einzelne dieser Tugenden hatte einen festen Platz in der adeligen Mentalität und eine wichtige Funktion für die Legitimation des Stands gegenüber sich selbst sowie gegenüber der Gesellschaft. Die meisten normativen Eigenschaften, mit denen der Adel in Quellen und in der aktuellen Forschung beschrieben worden ist, lassen sich unmittelbar aus diesen Werten ableiten. Auf die wichtigsten soll im folgenden eingegangen werden.⁴²⁴

In der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts wurde der hergebrachte Tugendkatalog durch die Kategorie des *Verdiensts* ergänzt. Man verstand darunter konkrete zivile oder militärische Leistungen für den Staat oder das *gemeine Wesen*, die von besonderem Verantwortungsbewußtsein, Selbstlosigkeit und Treue zeugten. Das Innovative dieser Erscheinung lag im offenkundigen Unterschied zwischen dem individuellen und potentiellen Charakter von Tugenden und der Objektivität real erbrachter Leistungen. Die unter dem Einfluß der Tendenz zur Rationalisierung der sozialen Beziehungen stehende Gesellschaft des ausgehenden 18. Jahrhunderts verlangte vom Adel, wie grundsätzlich von allen ihren Mitgliedern, sich an konkreten Resultaten ihres Handelns messen zu lassen. Eigenschaften und Fähigkeiten, so günstig und wertvoll sie gewesen sein mögen, verloren an Bedeutung, wenn sie sich nicht umsetzen und in konkreten Handlungen realisieren ließen. Daß der Adel sich diesem Anspruch zu beugen schien, indem er die Kategorie des Verdiensts als Standeskriterium durchwegs bereitwillig akzeptierte, wurde von der Forschung als Aufgabe aristokratischer Traditionen zu Gunsten bürgerlicher Werte interpretiert.⁴²⁵ Tatsächlich befand sich die urbane Elite des Adels in dieser Zeit in einer Entwicklungsphase, in der sie sich bürgerlichen Milieus öffnete und sich teilweise von geblütsideologischen Überlegenheitsvorstellungen löste. Vor diesem Hintergrund war es auch möglich, daß sich Adelige der Idee einer Leistungselite annäherten oder sich bereits mit ihr identifizieren konnten.

Verdienste

Man würde allerdings das Wertesystem des Adels völlig mißverstehen, wenn man Leistung und Verdienst als inkompatible Fremdkörper für die adelige Mentalität ansehen würde. Denn die Werte des Rittertums und das Ideal des Herrschaftsstands verlangten die Bereitschaft zum vorbehaltlosen Einsatz des Lebens und des Besitzes für eine Überzeugung. Verdienste waren die notwendige und selbstverständliche Konsequenz einer Einstellung, in der der Dienst als zentra-

⁴²⁴ Vgl. Bleek/Garber, S. 66, 72. MacHardy, S. 178

⁴²⁵ Vgl. Chaussinand-Nogaret, S. 34, 39, 45. Clark, S. 182. Ellis: Genealogy, S. 430 f

les Element des Existenzzwecks eines Individuums und seines Stands betrachtet wurde. Nach den Wertvorstellungen des Adels lag die überlegene Qualität einer Person allerdings weniger in ihren konkreten Verdiensten, sondern in der Leistungsbereitschaft und ihrer *Eignung* zum verdienstvollen Handeln. Sich erbrachter Leistungen zu rühmen verboten die Ritterlichkeit und die Diskretion des Höflings. Die Kategorie des Verdiensts war dem Adel daher keinesfalls prinzipiell fremd; sie hatte in seinem Wertesystem lediglich einen anderen Stellenwert. Wenn Adelige im 18. Jahrhundert ihre Verdienste erstmals praktisch für sich in Anspruch nahmen, bedeutete das lediglich eine graduelle Verschiebung des Schwerpunkts in seiner Werthierarchie zu Gunsten der Leistung, doch keinen fundamentalen Wertewandel. Von einer Kapitulation vor der Mentalität des Mittelstands konnte keine Rede sein.

Von Anfang an galt die *Tapferkeit* als aristokratische Basistugend. Bei ihr war der Zusammenhang mit den historischen Wurzeln des Adels am offensichtlichsten. Die Tapferkeit ist eindeutig eine kriegerische Tugend und war als solche ein Relikt des Berufsethos' des mittelalterlichen Rittertums. Wie alle ritterlichen Tugenden erfuhr auch sie zuerst unter dem Einfluß des Christentums und später der höfischen Kultur eine Sublimierung, sodaß ihre Bedeutung in der Neuzeit wesentlich mehr umfaßte als nur erhöhte Gewaltbereitschaft. Von der Tapferkeit als Grundidee ausgehend entwickelte sich eine generelle Werthaltung aus Handlungsdispositionen, die das Verhalten in allen Interaktionssituationen, nicht nur gegenüber Feinden, bestimmte. Diese moralische Grundeinstellung nennt Guttandin *Ethos der Haltung* und beschreibt sie wie folgt:

Tapferkeit

„Durch zwei Aspekte wurde dieses Ethos der Haltung charakterisiert: erstens durch die Verachtung des Todes, mithin durch die Bereitschaft, sein Leben zu verausgaben, und zweitens durch einen spielerischen, nicht primär an Zwecken ausgerichteten Vollzug von Handlungen, bei denen es daher mehr um das ‚Wie‘ als um das ‚Wofür‘ des Handelns ging.“⁴²⁶

Das Resultat der neuzeitlichen Reinterpretation der Tapferkeit war die Norm der *Selbstlosigkeit* und eine eindeutige Präferenz für die Zweckfreiheit des Handelns. Was auf den ersten Blick paradox erscheint, nämlich der kausale Zusammenhang zwischen der martialischen Tugend der Tapferkeit und dem höfischen Habitus wird deutlich, wenn man die Bedeutung der bedenkenlosen Verausgabung für die aristokratische Repräsentationspraxis betrachtet.⁴²⁷

Trotz Sublimierung und moralischer und zivilisatorischer Überformung blieb die Gewalt die Wurzel der Tapferkeit und damit weiterhin eine Element des höfischen Habitus'. Das offenbarte sich nicht zuletzt in der anhaltenden Bedeutung des Duells. Henri de Boulainvillier führte noch Ende des 18. Jahrhunderts den Erfolg des Adels als herrschende Klasse auf die Eigenschaften der fränkischen Krieger zurück, deren Traditionen der französische Adel bewahrt hätte und die er als tapfer, leichtfertig, untreu, beutegierig, unruhig und ungeduldig beschrieb.⁴²⁸ Konsequenz dieser grundsätzlich positiven Einstellung gegenüber Aggression war eine Neigung zur Spontaneität (die nicht mit unkontrollierter

⁴²⁶ Guttandin, S. 322

⁴²⁷ Vgl. Schalk, S. 83. Ferner im Abschnitt *Hof und Habitus*.

⁴²⁸ Vgl. Jouanna, S. 173. Henri de Boulainvilliers: *Dissertation sur la Noblesse française servant de préface aux Mémoires de la maison de Croi et de Boulainvilliers*. Hg. von André Devyer. – In: Ders.: *Le sang épuré. Les préjugés de race chez les gentilhommes français de l'Ancien Régime (1560-1720)*. – Brüssel: 1973, S. 502, 505

Impulsivität verwechselt werden darf) und die Tendenz, Originalität, Individualität und außergewöhnliche Initiative gegenüber umsichtigem Kalkulieren und Konformismus zu präferieren. Charakteristisch war daher die Bewunderung der höfischen Gesellschaft und des Adels generell für alle Formen der Genialität, sowohl auf künstlerischen, als auch auf militärischen oder strategischem Gebiet.⁴²⁹ In dieser Hinsicht unterschied sich die adelige Mentalität eindeutig von der bürgerlichen, deren Präferenz für die Beständigkeit demgegenüber schwerfällig und philiströs wirken mußte. Es ist bemerkenswert, daß der Adel die einzige gesellschaftliche Gruppe war, in der die Aggression, ob in manifester oder sublimierter Form, elementarer Bestandteil des sozialen Profils war.

Neben der Tapferkeit umfaßte das *Ethos der Haltung* den Aspekt des demonstrativen Altruismus. Diese selbstlose Leugnung der Intentionalität des Handelns einerseits und andererseits die Bereitschaft zur physischen Selbstaufgabe sind komplementäre und einander bedingende Aspekte eines aristokratischen Heroismus, deren Grundprinzipien die bedenkenlose Verausgabung der irdischen Güter, inklusive des Lebens, war. Auch wenn die Praxis hinter diesem hohen Anspruch zurückblieb, war die *Großzügigkeit* ein hoher und identitätsstiftender Wert für den Adelsstand. Mit ihm verband sowohl der Adel selbst, wie seine Umgebung die Erwartung, sich selbst für aristokratische Werte und Ideale ohne Rücksicht auf persönliche Verluste einzusetzen. Die Bewahrung und Verteidigung der Ehre des Individuums, der Familie, des Stands, der Gemeinschaft, die der Adel repräsentierte, und des Fürsten rechtfertigten den vorbehaltlosen Einsatz und die Unterstützung durch alle betroffenen Edelleute. Von dieser Haltung profitierten nicht nur der Staat und seine Eliten, sondern auch Schutzbefohlene und solche, die in einem direkten oder indirekten Abhängigkeitsverhältnis zu einem adeligen Patron standen. Opferbereitschaft, Edelmut und Großzügigkeit wurden im Begriff der *Generosität* zusammengefaßt. Sie stellte den Wert dar, mit dem sich der Adel nicht zuletzt deshalb so gut identifizieren konnte, weil er durch die christliche Ethik legitimiert war und ihn in die Nähe religiöser Eliten brachte. Überdies konnte er sich durch ihn eindeutig vom Bürgertum abgrenzen, für das die bedenkenlose Verausgabung nichts weiter als Verschwendung war.⁴³⁰

Großzügigkeit

Auf ähnlich verborgene Weise, wie Tapferkeit und Generosität miteinander zusammenhingen, so standen zwei weitere Eigenschaften des Adels miteinander in Beziehung: die *Treue* und die *Selbstkontrolle*. Wie die Tapferkeit war die Treue ein archaischer Kriegerwert und als solcher eine wesentliche Komponente der feudalen Ideologie und der sozialen und kulturellen Identität des Rittertums. Doch bereits im Mittelalter ging die Bedeutung des Begriffs „Treue“ über die Verpflichtung zur Einhaltung von Versprechen und Verträgen hinaus. Als Charaktereigenschaft war sie der „Inbegriff der angeborenen edlen Eigenschaften, eine Gesinnung ohne Falsch, eine Ehrenhaftigkeit und Wahrhaftigkeit des Wesens.“⁴³¹ Darüber hinaus implizierte sie Standhaftigkeit, Beharrlichkeit und Zuverlässigkeit, also Eigenschaften, die die Priorität eingegangener Verpflichtungen konkreter und ideeller Art gegenüber Nützlichkeitsabwägungen festlegen. Unbedingte Zuverlässigkeit erfordert ein hohes Maß an Charakterstärke und innerer Festigkeit, die Fähigkeit, Versuchungen zu widerstehen und den persönlichen

⁴²⁹Vgl. Dewald: *Aristocratic Experience*, S. 23

⁴³⁰Vgl. Burckhardt, S. 84. Dewald: *Aristocratic Experience*, S. 22-25, 58. Ders.: *European Nobility*, S. 10. Ders.: Guttandin, S. 319. Oexle, S. 39

⁴³¹Guttandin, S. 77

Vorteil gegenüber höheren Werten und dem Gemeinwohl zurückzustellen. Wenn der Adel die Eigenschaft der Treue für sich beanspruchte und sie sogar als besonders typische Standeseigenschaft hervorkehrte, behauptete er damit implizit, über alle diese Eigenschaften in besonderem Maß zu verfügen.⁴³²

Eine starke Persönlichkeit, wie sie die Treue und die mit ihr korrespondierenden Eigenschaften verlangen, kann in günstigen Fällen angeboren sein. In jedem Fall aber setzt sie eine starke Kontrolle über menschliche Bedürfnisse und spontane und unwillkürliche Impulse voraus. Sowohl das Ideal des aristokratischen Persönlichkeitsprofils, als auch die adelige Erziehungspraxis waren auf die Formung des Charakters in diesem Sinn ausgerichtet. In jeder erdenklichen Situation Haltung zu bewahren, niemals aus dem Rahmen zu fallen (die *Contenance* zu verlieren) und diese innere Festigkeit in Form von gemessenen und bedächtigen Bewegungen vorzuführen waren die Kennzeichen des vollkommenen Edelmanns bzw. der perfekten Dame. Die Mittel, mit denen dieses Ziel erreicht wurde waren mitunter drastisch, haben sich aber in der Elitenbildung bis in die Gegenwart erhalten. Gewöhnlich sind sie mit einer relativ frühen Entfernung der Kinder aus dem Elternhaus verbunden um sie bewußt mit existentiellen Krisensituationen zu konfrontieren, an denen die Persönlichkeit entweder gestärkt oder gebrochen wird. Ob perfekte Haltung und Selbstkontrolle das Resultat einer Erziehung oder einer Dressur ist kann nicht auf den ersten Blick erkannt werden und ist letztlich auch nur für das betroffene Individuum von Belang. Solange Adelige in der Lage waren, den Stand und die Familie angemessen zu repräsentieren, erfüllte die Selbstkontrolle ihren Zweck, denn das permanente Ringen um Ehre und Vorzug in der Konkurrenz mit anderen Familien um die begehrtesten Vergünstigungen verlangten eine Persönlichkeit, die im Sinn der Maximen des höfischen Habitus' störungsfrei funktionierte.⁴³³

Selbstkontrolle

Die Ritter des Mittelalters lebten in der permanenten Spannung zwischen der beruflichen Notwendigkeit, ein relativ hohes Niveau an Aggression und Gewaltbereitschaft aufrechtzuerhalten und zugleich den moralischen Anspruch der *Mäßigung* zu erfüllen. Dabei handelte es sich um einen der zahlreichen Widersprüche, die sich aus dem Konzept des *miles christianus* ergaben, also dem Anspruch, gleichzeitig Krieger und Christ sein zu müssen. In der Neuzeit wurde dieser Widerspruch insofern entschärft, als die Rolle der Gewalt durch den Verlust der Kriegerfunktion tendenziell abnahm, während der Aspekt der Mäßigung durch die Rezeption des höfischen Habitus' stark aufgewertet wurde. Wie Treue und Tapferkeit war auch die Mäßigung eine Tugend, aus der konkrete Normen, wie Selbstbeherrschung und Ausgeglichenheit abgeleitet wurden. Sie war eines der Grundprinzipien des Höflings und damit des aristokratischen Persönlichkeitstyps. Wie alle Prinzipien des höfischen Habitus' war auch sie ein ästhetischer Wert, der jedoch nicht nur auf die Kunst, sondern auch den adeligen Menschen anzuwenden war. Der *honnête homme* war im Idealfall selbst ein Kunstwerk und als solches Teil einer Inszenierung, die ästhetischen Gesichtspunkten folgte und auf diese Weise auch sozial wirksam wurde. Im ästhetischen Sinn war die Norm der Mäßigung die Instanz, die Übertreibungen und damit Normabweichungen verhinderte und sanktionierte. Der Harmonie in der Kunst entsprach die ausgeglichene, harmonische Persönlichkeit, von der erwartet wurde, daß sie auf die Umgebung eine ähnliche Wirkung ausüben sollte, wie ein gelungenes

Mäßigung

⁴³²Vgl. Guttandin, S. 77

⁴³³Vgl. Dewald: *Aristocratic Experience*, S. 92-94. MacHardy, S. 173

Kunstwerk auf die Rezipienten. Mäßigkeit als Teil der Affektkontrolle war die Bedingung dafür, daß kein Acteur aus der Rolle fiel und etwa vor Publikum einem plötzlichen Impuls nachgab, der die Inszenierung stören konnte. Damit korrespondierte sie auch mit dem *Ethos der Haltung*.⁴³⁴

Schließlich stand auch die letzte und vielleicht neuzeitlichste Eigenschaft, die dem Adel zugeschrieben wurde, die *Vernunft*, mit der Tendenz zur Selbstdisziplinierung in Zusammenhang. In keinem Nobilitierungsdekret fehlte der ausdrückliche Hinweis auf die besondere Vernunft und Klugheit des neuen Adelligen. Daß sich der Adel dazu versteigen konnte, die Vernunft eher sich selbst als beispielsweise den Experten und Intellektuellen zuzuschreiben liegt an der Überzeugung von seiner besonderen Zivilisationsfähigkeit. Es war für die adelige Mentalität typisch, alle positiven Eigenschaften und Errungenschaften auf die Überlegenheit der geistigen und physischen Ausstattung zurückzuführen. So konnte der höfische Habitus mit allen seinen kulturellen Erscheinungsformen nur dann eine taugliches Kennzeichen des Adelsstands sein, wenn man davon ausging, daß nur Adelige über die dafür nötigen Voraussetzungen verfügten und für Außenseiter daher nicht einmal theoretisch realisierbar war. Nur auf diese Weise konnte das neue kulturelle Profil und das verbesserte zivilisatorische Niveau zu einer Stärkung des Standesbewußtseins führen, denn der Umstand, daß es Außenseitern tatsächlich nur in Ausnahmefällen gelang, die Etikette perfekt zu erlernen und in die höfische Gesellschaft einzudringen, war die permanente Bestätigung für die Überlegenheitsbehauptung.⁴³⁵

Vernunft

Die Maximen der Selbstbeherrschung und Affektkontrolle setzen die Existenz einer Instanz voraus, die Handlungen nach einem festen Kriterium antizipierend beurteilt und steuert. Aus der Sicht des Adels bestand die Errungenschaft der neuzeitlichen Zivilisation, mithin auch des höfischen Habitus' für den Adel, darin, daß dieses Kriterium nicht länger Triebe und impulsive Emotion, sondern die Vernunft war. Somit bestand ein enger Zusammenhang zwischen den konkreten Verhaltensnormen des Adels und der Vernunft: Wer sich diesen Normen unterwarf und sich in Disziplin übte, handelte vernünftig. Daß die Prinzipien des höfischen Habitus' primär aus ästhetischen Werten und weniger aus rationalen Überlegungen abgeleitet waren, war kein Widerspruch, denn im Zeitalter der *harmonia coelestis* war auch die Vernunft nicht zuletzt ein ästhetischer Wert. Ohne Vernunft war das Ideal einer harmonischen Persönlichkeit nicht denkbar. Zudem erhielt sie zunehmend größere Bedeutung, je mehr sich das Konzept des Herrschaftsstands mit dem des modernen Verwaltungsstaats verband. Um Herrschaft erfolgreich ausüben zu können, mußten Adelige sich der Rationalität der modernen Administrationstechniken unterwerfen. Auch das war ohne konsequenten Vernunftgebrauch schlechterdings unmöglich. Wer unberechenbare emotionale Reaktionen unterdrückte und stets nach der Staatsraison handelte bewies politisches Verantwortungsbewußtsein und damit die Berechtigung des Anspruchs des Herrschaftsstands. Nicht ohne Berechtigung führte der Adel seinen Status und sein kulturelles Niveau auf die Bedeutung zurück, die er der Vernunft zuerkannte. Ihr stets die Priorität vor unwillkürlichen und daher irrationalen Impulsen einzuräumen hielt er für eine seiner wichtigsten Handlungs-

⁴³⁴Vgl. Burckhardt, S: 79-81. Oexle, S. 24, 40

⁴³⁵Vgl. Dewald: European Nobility, S. 125. Gestrich, S. 60-73. Schalk, S. 198-200. Vec, S. 150-154

prinzipien und damit eine der Hauptursachen seines sozialen Erfolgs.⁴³⁶

⁴³⁶Vgl. Dewald: Aristocratic Experience, S. 139

Kapitel 3

Die quantitative Entwicklung der kaiserlichen Nobilitierung

Seit langem wird angenommen, es habe wenigstens im Römischen Reich eine statistisch ermittelbare Korrelation zwischen der Etablierung absolutistischer Herrschaft und einem deutlichen Anstieg kaiserlicher Nobilitierungen gegeben. Die oben beschriebene Entstehung der administrativen Funktionselite und die spezifische Rolle, die die Nobilitierung für ihre soziale Etablierung spielte, legt die Vermutung nahe, daß diese Entwicklung von absolutistischen Regierungen absichtlich herbeigeführt oder mindestens entschlossen unterstützt worden ist. Die Aufwertung des Adels und die Stärkung seines Prestiges kann also auch als Teil einer absolutistischen Strategie zum Aufbau einer loyalen Dienstklasse mittels theoretischer und praktischer Umgestaltung des Adels insgesamt angesehen werden.¹ Zum Zweck der theoretischen Umgestaltung könnten absolutistische Regierungen auch eine inhaltliche Veränderung des Adelsbegriffs angestrebt haben, damit er sowohl den eigenen sozialpolitischen Anforderungen zur Schaffung einer Schicht verlässlicher Funktionäre zur Herrschaftsausübung, als auch den Bedürfnissen der Betroffenen selbst entsprach. Die Definition des Adels hätte dafür den spezifischen Werten und Fähigkeiten, aber auch der sozialen Situation und dem Status dieser Funktionäre angepaßt werden müssen. Das Ziel der praktischen Umgestaltung hätte schließlich in einer Restrukturierung oder wenigstens einer substantiellen Veränderung der Zusammensetzung des Adels bestehen können

Wenn es eine absolutistische Elitenpolitik wirklich gegeben hat, dann muß sie sich auf irgendeine Weise geäußert haben. Sie könnte z. B. in zeitgenössischen theoretischen Erörterungen über das Wesen des Adels und seine Funktion

¹ Der für diesen Gegenstand besonders nützliche Begriff „Dienstklasse“ stammt von THOMAS HERZ. Er ist wie folgt definiert: „Die Merkmale der Dienstklasse kann man zusammenfassend so charakterisieren: Als primäre Eigenschaften gelten die Ausübung von Herrschaft in Bürokratischen Organen und das besondere Vertrauensverhältnis zwischen Herrschenden und den Angehörigen der Dienstklasse. Sie besitzen eine gute Berufsausbildung, haben hohe Einkommen und verfügen über andere Privilegien wie autonome Gestaltung der Arbeitszeit. Die tragen Verantwortung für die Arbeit anderer.“ Herz, Thomas A.: Die Dienstklasse. Eine empirische Analyse ihrer demographischen, kulturellen und politischen Identität. – In: Lebenslagen, Lebensläufe, Lebensstile. Soziale Welt Sonderband 7. Hg. von P. A. Berger und St. Hradil. – Göttingen: 1990, S. 231 ff

für den Staat Spuren hinterlassen haben. Es wäre daher zweifellos zweckmäßig, diese Literatur, sofern sie existiert, auf Hinweise für eine spezifisch absolutistische Elitentheorie hin zu untersuchen. Ein derartiges Vorhaben teilt aber alle Probleme, die üblicherweise mit sog. normativen Quellen auftreten können. Die gesellschaftliche Realität, die sie möglicherweise wiedergibt, muß indirekt interpretativ erschlossen werden, und Verzerrungen durch die individuelle Perspektive der jeweiligen Autoren können kaum vermieden werden. Zum Glück besteht aber hier auch die Möglichkeit eines empirischen Zugangs, sodaß diesem der Vorrang einzuräumen ist.

Absolutistischen Regierungen standen aber noch wesentlich effizientere Instrumente zur Elitenpolitik zur Verfügung, als bloße Propaganda. Eines davon war das Nobilitierungsrecht. Um die Annahme bestätigen zu können, das Nobilitierungsprivileg sei als Mittel zur Elitenpolitik eingesetzt worden ist unumgänglich, mehr über die Bedingungen zu erfahren, unter denen Adelsverleihungen vorgenommen wurden. Aus einer qualitativen Untersuchung von Nobilitierungsakten könnte man sowohl Informationen über die Motive der Adelswerber, als auch über die Art der Rechtfertigung von Erhebungen in den Adelsstand durch die Fürsten erhalten.

Zunächst hat aber diese Hypothese auch einen quantitativen Aspekt. Die statistische Auswertung der Nobilitierungen ist die Voraussetzung für alle weiteren Untersuchungen, weil durch sie der notwendige Beweis erbracht werden kann, daß überhaupt eine Veränderung in der Handhabung des Nobilitierungsrechts durch absolutistische Regierungen stattgefunden hat. Wenn nämlich Adelsverleihungen tatsächlich als politisches Instrument benutzt wurden, ist anzunehmen, daß sich die Anzahl der Nobilitierungen signifikant erhöht haben muß. Von Interesse ist außerdem, ob sich die Nobilitierungsrate über den angesprochenen Zeitraum (17. und 18. Jahrhundert) verändert hat und ob Spitzenzeiten und Phasen des Rückgangs aufgetreten sind. Indem man sie beispielsweise mit bestimmten wirtschaftlichen Situationen und politischen Ereignissen in Beziehung setzt, erlauben derartige statistische Studien weitergehende Einsichten in die Zwecke und Absichten, mit denen Nobilitierungen verbunden gewesen sein können.

Meine eigene Untersuchung über die Sozialstruktur der Salzburger Zentralverwaltung im 17. und 18. Jahrhundert konnte diese Einschätzungen weitgehend erhärten.² Auch hier hatte sich Ende des 17. Jahrhunderts eine administrative Funktionselite gebildet, die alle Eigenschaften einer geschlossenen sozialen Gruppe aufwies: homogener Heiratskreis, einheitliches Berufs- und Sozialprofil, relativ kontinuierlicher Kommunikations- und Interaktionszusammenhang und sehr wahrscheinlich gruppenspezifischer Identität. Die statistische Auswertung der wichtigsten Behörde, des Hofrats, zeigt den signifikanten Anstieg des Anteils nobilitierter Beamter seit der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts. Im 18. Jahrhundert stellte diese Gruppe die Mehrheit der Hofräte: Diagramm 3.1 (Abbildung 3.1) zeigt den prozentuellen Anteil von adeligen (a), bürgerlichen (b) und nobilitierten (c) Hofräten im Zeitraum von 1590 bis 1800. Dem tendentiellen Absinken des Anteils von a und b (beide Kategorien sanken von ca. 50 % auf ca. 25 % ab) steht hier der steile Anstieg der Mitglieder von Kategorie c gegenüber. Dieser Aufstieg vollzog sich in zwei Etappen, die langsamere erste in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts (auf ca. 40 %), die schnellere zweite

²Vgl. Margreiter, S. 38-86

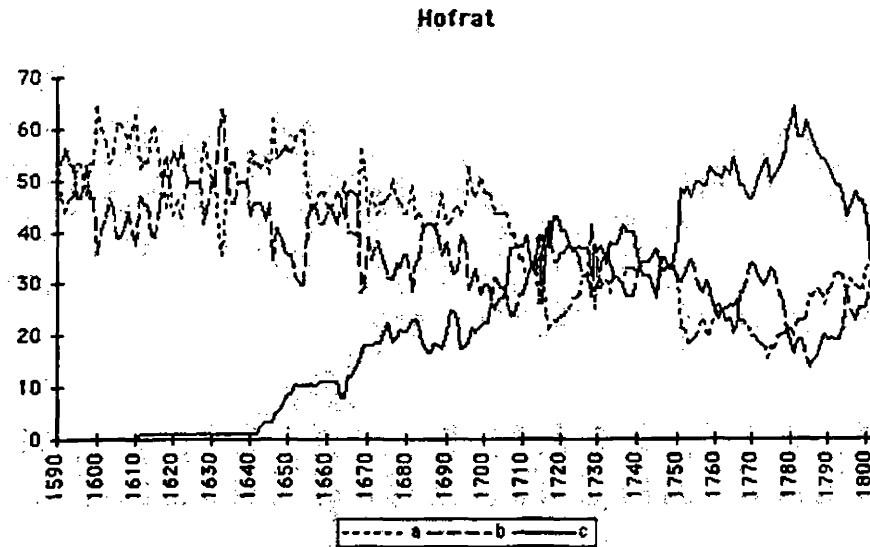


Abbildung 3.1: Die soziale Zusammensetzung des Salzburger Hofrats 1590–1800

ab etwa 1750 (auf ca. 50 % bis 60 %). Kategorie *a* und *b* fallen über den gesamten Untersuchungszeitraum hinweg kontinuierlich ab, wobei der Anteil von *a* im 17. Jahrhundert etwas höher, im 18. Jahrhundert etwas tiefer liegt. Der Rückgang von Kategorie *b* um 1650 korrespondiert anscheinend mit dem Anstieg von *c*: In diesem Zeitraum wurden viele bürgerliche Beamte nobilitiert. In der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts war der Anteil der drei Kategorien etwa gleich groß, was bedeutet, daß bürgerliche und aus dem Bürgertum in den Briefadelsstand aufgestiegene Beamte in dieser Zeit die Mehrheit der Hofräte stellten. Daß der Anteil von Kategorie *b* nicht auf 0 absank weist darauf hin, daß es der administrativen Funktionselite nicht gelang, ihre Behörde vollständig für ihre Gruppe zu monopolisieren. Der immer noch überraschend hohe relative Anteil adeliger Hofräte erklärt sich z. T. aus der Gewohnheit, junge Adelige als Teil des standesspezifischen Curriculums vorübergehend in einer hohen Behörde hospitieren zu lassen. Dadurch war die Fluktuation bei den adeligen Beamten deutlich höher als bei anderen.³

Meiner Einschätzung nach traten also seit der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts Entwicklungen auf, die eine Aufwertung und Stärkung des adeligen Prestiges bewirkten und im darauffolgenden Jahrhundert in ein Statussystem mündeten, das mehr oder weniger eindeutig aristokratisch geprägt war.

Im Römischen Reich war das Nobilitierungsrecht ein kaiserliches Reservatrecht, das nur in Ausnahmefällen an andere Fürsten delegiert wurde. Im Untersuchungszeitraum verfügten außer dem Kaiser selbst nur einige ausgewählte

³So betrug deren durchschnittliche Amtsdauer im 17. Jahrhundert 17,7 und im 18. Jahrhundert 20 Jahre, wobei jedoch die Standardabweichungen bei 13,6 bzw. 16,1 liegen. Bei den Räten der Kategorie *c* war die Amtsdauer im Durchschnitt etwas höher: im 17. Jahrhundert 25,9 Jahre und im 18. Jahrhundert 23,2, die Standardabweichung im Vergleich zu Kategorie *a* mit 16,2 bzw. 14,2 etwas niedriger. (Diese Werte beziehen sich auf alle ausgewerteten Räte).

Familien des Hochadels über dieses Privileg.⁴ Diese konnten von ihrem Recht aber nur in wenigen Fällen Gebrauch machen, weil nur der vom Kaiser verliehene Adelsstand für das gesamte Reichsgebiet galt und daher höheres Ansehen genoß. In der Regel ist also das Nobilitierungsprivileg des Kaisers allgemein anerkannt worden. Daraus ergibt sich, daß fast alle Nobilitierungsgesuche an die kaiserlichen Behörden gerichtet wurden und sich die Akten daher heute im *Adelsarchiv* zu Wien befinden.⁵

Eine Nobilitierung war im allgemeinen ein amtliches Verfahren, in dem zunächst ein entsprechender Antrag an den Kaiser gestellt wurde, der die Begründung für den Anspruch auf den Adelsstand enthielt. Sobald dieser von der zuständigen Behörde geprüft und ein positiver Bescheid erfolgte und die Taxe entrichtet worden war, erfolgte die Verleihung durch den Kaiser. (In besonderen Fällen wurde das Nobilitierungsverfahren auf Veranlassung des Kaisers selbst *motu proprio Caesare* eingeleitet. Diese Verleihungen waren taxfrei.)

Vom Bestand des Adelsarchivs liegt ein in fünf Bänden publiziertes vollständiges Repertorium vor.⁶ Durch seine alphabetische Ordnung ist es auch als Massenquelle für statistische Untersuchungen geeignet. Die Einträge enthalten den Namen des/der Adelswerber/s, eine Auflistung der verliehenen Privilegien, das Datum des Verleihungsdekrets, sowie, falls bekannt, den Beruf und den Herkunftsort des oder der Betreffenden.

Für die vorliegende Untersuchung wurde eine Stichprobe aus diesem Repertorium angefertigt, bei der jede fünfte Doppelseite (Seite 1, Seite 10 und 11, Seite 20 und 21 usw.) ausgewertet wurde. Die Stichprobe enthält also etwa 20 % der Grundgesamtheit. Nicht berücksichtigt wurden folgende Fälle: undatierte Einträge, die Verleihungen spanischer Titel durch Karl VI., die Verleihungen zusätzlicher, dem Adel vorbehaltener Titel⁷, die Verleihung von Wappen mit adeligen Eigenschaften⁸, Wappenbesserungen und die *Legitimierungen bei der galizischen Landtafel*.⁹ Adelsbestätigungen Bürgerlicher wurden trotzdem als Nobilitierungen gewertet. Die Praxis, Neuverleihungen als Adelserneuerung

⁴Es handelte sich um jene Familien, denen das sog. *Große Palatinat* verliehen worden war. Dazu gehörten u. a. die (männlichen) Mitglieder des Hauses Österreich (als erbliche Hofpfalzgrafen), die Grafen bzw. Fürsten von Fürstenberg, die Fürsten von Eggenberg in böhmisch Krumau, die Grafen von Ortenburg in Kärnten, die Grafen bzw. Fürsten von Oettingen und die Fürsten von Liechtenstein. Die Nobilitierungen der Kurfürsten von Bayern gingen auf ein usurpiertes Hofpfalzgrafenprivileg zurück, und die vom König von Preußen vorgenommenen Adelsstandserhebungen erteilte dieser in seiner Eigenschaft als Souverän außerhalb des Reichsverbandes.

⁵Das *Adelsarchiv* ist Teil des *Allgemeinen Verwaltungsarchivs* im *Österreichischen Staatsarchiv*.

⁶Standeserhebungen und Gnadenakte für das Reich und die Erblande bis 1806. Hg. v. Karl F. v. Frank. – Senftenegg: 1967 ff.

⁷kaiserlicher Kämmerer, Truchseß, das Inkolat, *Hochgeboren*, *Wohlgeboren*, *Lieber Oheim*, *Durchlaucht* usw.

⁸In der Heraldik sind bestimmte Symbole, wie z. B. der sog. offene Helm, die Kronen usw. dem Adel vorbehalten. Anscheinend wurden solche aber auch an Bürgerliche verliehen, ohne daß damit eine ausdrückliche Adelsverleihung verbunden gewesen wären.

⁹Nach der Teilung Polens und der Errichtung des habsburgischen Königreichs Galizien und Lodomerien führte die österreichische Staatskanzlei in den 1780er Jahren eine Erhebung der Mitglieder der auf österreichischem Territorium lebenden Szlachta bezüglich der Berechtigung ihres Adelsanspruchs durch. (Bekanntlich waren die polnischen Adeligen äußerst zahlreich, ihr Anteil an der Gesamtbevölkerung betrug vermutlich zwischen 10 und 15 %. Doch nicht alle führten ein standesgemäßes Leben. Viele führten eine bäuerliche Existenz.) Jenen Familien, deren Adel den österreichischen Kriterien entsprach, wurde seit 1784 eine Bestätigung in Form einer *Legitimierung bei der galizischen Landtafel* erteilt.

auszugeben ging auf die Versuche zurück, den Adel rückwirkend verleihen zu können. Damit wurden nämlich gleichzeitig mit dem Adelswerber auch seine Eltern und Großeltern nobilitiert. Als Adelige in der dritten Generation erfüllte man (theoretisch) die Kriterien für adeliges Konnubium und Stiftsfähigkeit. Adelsbestätigungen wurden in der Regeln damit gerechtfertigt, die Familie wäre vor langer Zeit bereits adelig gewesen, habe aber durch die *iniuria temporum* einen Standesverlust erlitten, der nunmehr wieder rückgängig gemacht werden könne.¹⁰ Echte Adelsbestätigungen, bei denen also der Antragsteller bereits über das Prädikat verfügte, wurden ebenfalls als Neunobilitierungen gewertet, weil der Entscheidung für diesen Schritt sehr wahrscheinlich die gleiche Motivation zu Grunde lag, wie bei Nobilitierungen.

Die für die Auswertung zusammengestellte Matrix enthält in jedem Fall den Namen und das Nobilitierungsjahr, wenn sie bekannt waren auch den Beruf und den Herkunftsort. Die Berufe wurden standardisiert: Unterschieden wurde zwischen: Beamten (unter die auch die fürstlichen und kommunalen Syndici gezählt wurden), Militärs, Angehörige freier Berufe (Advokaten, Ärzte, Apotheker usw.), Angehörige freier Berufe mit Beamtenstatus (Universitätsprofessoren, Hofärzte usw.), Gewerbetreibende und Kleriker. Auf diese Weise ist eine Liste von 5.072 Fällen zustande gekommen. Die früheste ausgewertete Nobilitierung stammt aus dem Jahr 1317. Weil aber vor 1500 nur 52 Nobilitierungsfälle ermittelt wurden, diese daher nicht ins Gewicht fallen, zeigt das nachfolgende Diagramm (Abbildung 3.2), der besseren Übersicht halber, nur die Fälle zwischen 1500 und 1800. Die Statistik (Abbildung 3.2) zeigt einige charakteristische

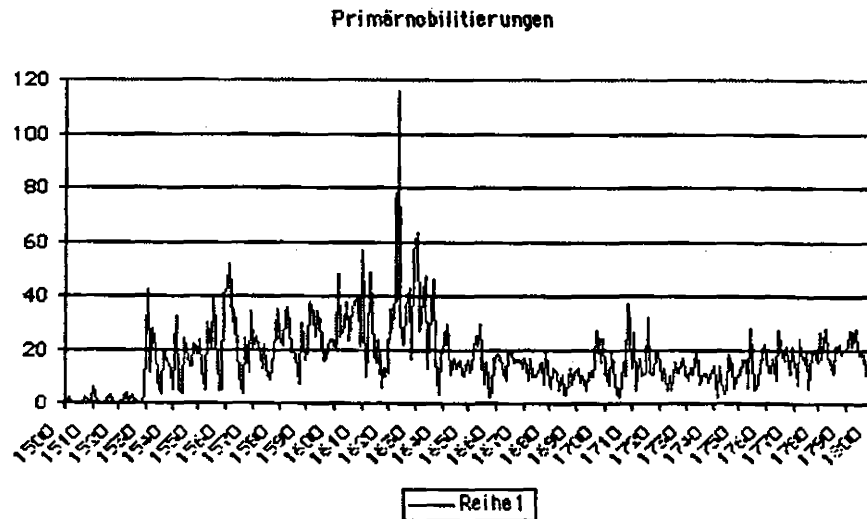


Abbildung 3.2: Nobilitierungen pro Jahr 1500–1800

Eigenschaften, die mehr oder weniger von den Erwartungen der Hypothese abweichen:

Zunächst ist bemerkenswert, daß die kaiserliche Regierung das Nobilitierungsprivileg anscheinend bereits seit spätestens 1530 verstärkt nutzte, also

¹⁰Vgl. Wunder, S. 197

schon deutlich vor dem erwarteten Zeitraum, der Phase der Intensivierung der Fürstenherrschaft ab der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts.

Im Zeitraum, für den die Hypothese einen Anstieg der Nobilitierungen angenommen hat (seit der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts), scheint die Rate im Gegenteil tendenziell zurückgegangen zu sein.

Im Jahr 1623 erreichten die Nobilitierungen einen absoluten Spitzenwert (116 Fälle bei einem jährlichen Durchschnitt von 16,7). Auch die Werte der Jahre 1629 und 1630 liegen noch deutlich über dem Durchschnitt. Weitere relative Spitzenwerte wurden in den Jahren 1653/54, 1699, 1708 und 1715 erreicht.

Ein langfristiger tendenzieller Anstieg der Nobilitierungen scheint erst seit etwa 1750 aufgetreten zu sein.

Die etwas fiebrige Struktur des Diagramms in Zeitraum bis etwa 1640 geht auf eine Besonderheit der Nobilitierungspraxis in dieser Zeit zurück. Im 16. Jahrhundert und bis in die erste Hälfte des 17. Jahrhunderts wurden nämlich nicht nur Einzelpersonen, sondern meistens mehrere Mitglieder einer Familie gleichzeitig nobilitiert.¹¹ In der Regel handelte es sich um Brüder, nicht selten wurden aber auch die Schwestern und Vettern namentlich genannt. Dabei könnte es sich sowohl um die Reste des kognatischen Familienkonzepts des Mittelalters gehandelt haben, aber auch um die Identifikation des Adels mit der Familie. Nach der traditionellen Auffassung war der Adel bzw. die Adelswürdigkeit eine Qualität, die sich zwar in individuellen Verdiensten zeigen konnte, damit aber weniger einen individuellen, sondern einen Vorzug der Familie zum Ausdruck brachte und somit auch der ganzen Familie zukam. Die Praxis der Kollektivnobilitierung wurde zwar auch noch später geübt, war aber die Ausnahme; in diesen Fällen wurden in den Nobilitierungsdekreten auch die Gattin und eventuell die Kinder des Betreffenden angeführt.¹² Wenn man aber davon ausgeht, daß für die Statistik weniger über die Anzahl der Nobilitierten, sondern eher die Anzahl der jährlichen Nobilitierungsakte von Interesse ist, muß diese Praxis das Ergebnis verzerren. Denkbar ist auch, daß die erwähnten Spitzenwerte auf diese Verzerrungen zurückzuführen sind. Bei Diagramm 3.3 wurden daher nur jeweils eine Person pro Nobilitierungsakt ausgewertet (Abbildung 3.3). (Die Anzahl der auswertbaren Fälle reduziert sich dadurch auf 3.426): Diagramm 3.3 (Abbildung 3.3) unterscheidet sich in den wichtigsten Aussagen nicht von Diagramm 3.2 (Abbildung 3.2). Erstaunlicherweise bleiben die Spitzenwerte bei 1623 und 1630 erhalten, ebenso die von 1654 und 1715. Hingegen treten hier andere Maxima deutlicher hervor, wie diejenigen von 1764 und 1791–1793. In der Zeit der Kollektivnobilitierungen fallen die Maxima von 1530 und 1561 besonders auf.

Die breite Linie, die den gleitenden Durchschnitt der Werte in Schritten von jeweils zwölf Jahren wiedergibt, läßt deutlich erkennen, daß auch der generelle Trend erhalten bleibt: In der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts gingen die

¹¹Dieser Eintrag ist ein Beispiel für die Formulierung einer Kollektivnobilitierung: „Hüttendorffer, Philipp Jacob, Propst zu St. Andreas in Olmütz, Carl, Domherr zu Olmütz und Breslau, Johann, JUDr., nō. Kloster-Rat, Oswald, Kammerdiener des Erzherzogs Ferd. zu Österreich, Lorenz, Matthias, Brüder u. Vettern, Barbara, Anna, Sophia, Schwestern, [Bestätigung und Besserung] des dd. 23. XI. 1559 verliehenen adeligen Wappens, [Adelsstand], „von Hüttendorff“, [Privilegium] denominandi, Lehenberechtigung, Rotwachsfreiheit, [für das Reich [und die] Erblände, Wien 27. XI. 1623, (R)“ Standeserhebungen: Bd. 2, S. 241 f

¹²Bemerkenswerterweise wurden die Gattinnen überwiegend bei Adelswerbbern aus Norddeutschland genannt.

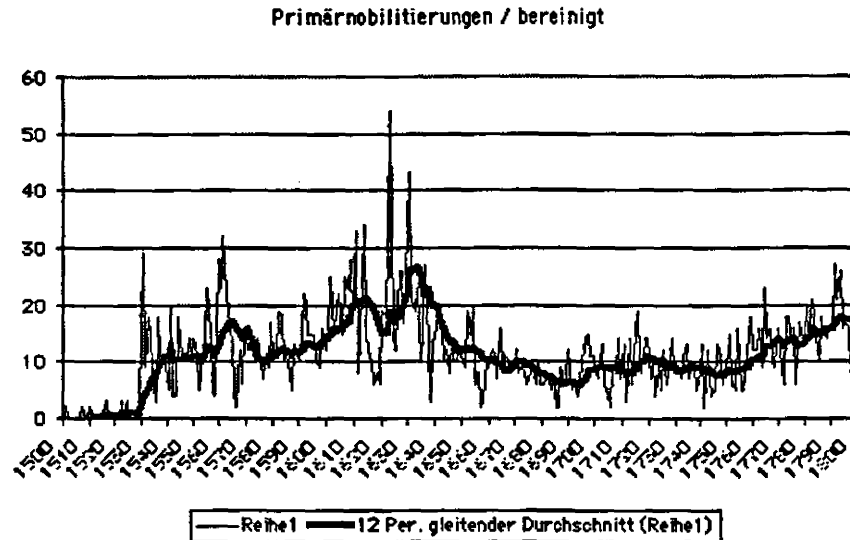


Abbildung 3.3: Nobilitierungsakte pro Jahr 1500–1800

Nobilitierungen eindeutig zurück. Erst in der zweiten Hälfte des darauf folgenden Jahrhunderts stiegen sie wieder signifikant an.

Auffällig ist aber auch, daß seit der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts die Anzahl der Nobilitierungen keinen so starken jährlichen Schwankungen unterlagen wie vorher. Man kann daraus schließen, daß die absolutistische Regierung das Nobilitierungsverfahren in gewisser Weise reglementiert haben könnten. Adelsverleihungen scheinen als reguläres und standardisiertes Verfahren gehandhabt worden und in geringerem Ausmaß aktuellen Anlässen gefolgt zu sein. Eine konkrete Elitenstrategie läßt sich daraus freilich noch nicht ableiten. Ebenso gut könnte diese Entwicklung nämlich auf eine planmäßige finanzielle Nutzung des Nobilitierungsrecht zurückzuführen gewesen sein.

Überdies weist auch das Diagramm in Abbildung 3.3 noch gewisse theoretische Schwächen auf. Es berücksichtigt nämlich nicht die Möglichkeit, daß in der Kollektivnobilitierung einer Familiengeneration auch mehrere Personen nicht nur auf Grund der Mitgliedschaft zur jeweiligen Familie den Adel erhalten haben könnten, sondern auch wegen Verdiensten oder einer prominenten Position. Es wurde schon erwähnt, daß für die Verhältnisse im gesamten Untersuchungszeitraum im Bereich der in der Administration oder Fürstendienst Beschäftigten, die Bildung homogener familialer Berufsprofile typisch war.¹³ Daher ist auch denkbar, daß Kollektivnobilitierungen vorgenommen wurden, sobald eine Familie sich durch einen besonders hohen Anteil von Staatsdienern auszeichnete. Wenn man bei den Kollektivnobilitierungen nicht nur jeweils eine Person, sondern alle, von denen der Beruf oder eine Funktion ausdrücklich vermerkt

¹³Ob diese Personen wirklich deshalb erwähnt wurden, weil die Behörde sie auf Grund ihrer Stellung für adelswürdig hielt, muß natürlich unklar bleiben, solange der Fall nicht konkret untersucht worden ist. (Beispielsweise war der Bruder des Beamten Adam Saar, Adalbert Saar, Sattelknecht. Beide wurden 1794 nobilitiert.) Wegen des hohen Aufwands sind derartige Untersuchungen aber kaum durchführbar.

worden ist, was auf eine verdienstvolle Tätigkeit oder angesehene Position hindeutet, ergibt sich folgendes Bild (Abbildung 3.4) (die Anzahl der auswertbaren Fälle erhöht sich dadurch wieder auf 3.690): Diagramm 3.4 (Abbildung 3.4)

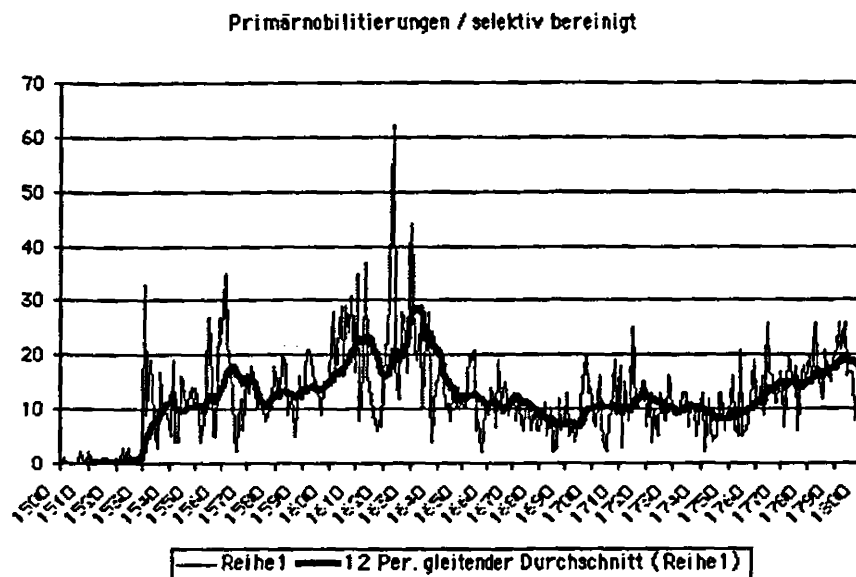


Abbildung 3.4: Nobilitierungsakte pro Jahr (bei Kollektivnobilitierungen inklusive aller Fälle, in denen der Beruf bekannt ist) 1500-1800

bestätigt nicht nur die Ergebnisse der beiden vorhergehenden Auswertungen, sondern scheint bereits gewonnene Erkenntnisse noch zu unterstreichen, insbesondere die Spitzenwerte von 1530, 1555, 1560, 1601-1613, 1623, 1630, 1653, 1697, 1715, 1764, 1782 und 1791-93.

Einige dieser Maxima können mit gewisser Wahrscheinlichkeit bestimmten politischen und sozialen Phänomenen zugeordnet werden. Ohne Zweifel hängen die Maxima von 1623 und 1630 und das in dieser Zeit allgemein hohe Niveau der Nobilitierungsrate mit den Ereignissen in Böhmen bzw. im Dreißigjährigen Krieg zusammen. Bekanntlich fand in Böhmen im Anschluß an die Niederschlagung der Ständeerhebung ein radikaler Elitenaustausch statt. Die dazu herangezogenen Vertrauenspersonen kamen aus verständlichen Gründen überwiegend nicht aus den böhmischen Ländern. Der Bedarf an loyalem Verwaltungspersonal war groß und viele hatten es verstanden, sich durch die in dieser Situation bewiesene Zuverlässigkeit bei der kaiserlichen Regierung in ein gutes Licht zu setzen. Nobilitierungen dürften in dieser Zeit häufig im Interesse der Erhaltung der Treue zum katholischen Lager im allgemeinen und zum Haus Österreich im besonderen erteilt worden sein.¹⁴ Gleichzeitig war diese Zeit auch eine Phase akuter Probleme im kaiserlichen Finanzhaushalt, in der jedes Mittel ergriffen

¹⁴In dieser Zeit finden sich auch etliche Personen, die für ihre Beteiligung an der Niederschlagung von Bauernaufständen mit dem Adelsrang belohnt wurden. Vgl. in den Abschnitten *Verdienste* und *Treue*.

wurde, das finanziellen Ertrag versprach.¹⁵ Ohne an dieser Stelle diesbezüglich ins Detail gehen zu können, kann gesagt werden, daß ähnliches gewiß auch für die erwähnten Maxima von 1630 (Entlassung Wallensteins auf dem Regensburger Kurfürstentag) und 1653 galt.

Ebenso wahrscheinlich kann angenommen werden, daß die Maxima zwischen 1697 und 1715 mit dem Streit um die spanische Erbfolge zusammenhängen. Das Maximum von 1764 könnte mit dem im Jahr zuvor beendeten Siebenjährigen Krieg und jenes von 1782 mit dem zwei Jahr vorher stattgefundenen Regierungsantritt Josephs II. in Beziehung gebracht werden. Die letzte Nobilitierungswelle 1791-93 steht zweifellos mit Leopold II. und den Koalitionskriegen in Verbindung.

Der Zusammenhang von Nobilitierungen mit Kriegseignissen kann ebenfalls empirisch belegt werden (Abbildung 3.5) (512 ausgewertete Fälle). Die

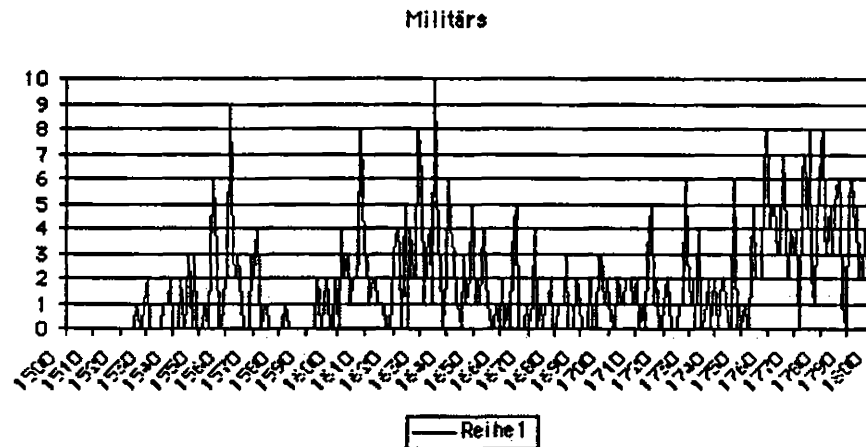


Abbildung 3.5: Militärs

Maxima liegen hier in den Jahren 1561, 1609, 1629, 1635, 1715, 1728, 1747, 1759, 1775 und 1780. Trotz eingeschränkter Repräsentativität erlaubt dieses Diagramm einen ziemlich eindeutigen Zusammenhang zwischen Standeserhöhungen von Militärpersonen und Kriegseignissen herzustellen. So geht der Spitzenwert von 1609 wahrscheinlich auf Bauernunruhen in Österreich zurück, jene von 1629 und 1635 wiederum auf den Dreißigjährigen Krieg. Das Maximum von 1715 hängt vermutlich mit dem Spanischen, jenes von 1747 mit dem Österreichischen Erbfolgekrieg zusammen.

Ferner konnten auch interne Veränderungen in der kaiserlichen Administration zu kurzfristigen Schwankungen in der Nobilitierungsquote führen. Nachdem seit der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts die Entscheidung über Standeserhebungen fast ausschließlich dem Reichsvizekanzler bzw. dem österreichischen Hofkanzler oblagen, geben die Statistiken auch deren Handhabung der Nobilitierung wieder. So konnte beispielsweise nachgewiesen werden, daß der relativ starke Rückgang nach 1683 auf dem in diesem Jahr erfolgten Tod Paul Hoch-

¹⁵Eben wegen seiner finanziellen Schwäche konnte Ferdinand III. 1623 auf den Regensburger Reichstag nicht die Übertragung der Kurwürde auf Maximilian von Bayern verhindern.

ers und den darauf folgenden Amtsantritt Theodor Althet Heinrich Stratmanns zurückgeht. Stratmann nahm die Nobilitierungspraxis seines Vorgängers erst wieder auf, nachdem seine neue Position ausreichend gefestigt war und die Standerhebung die Möglichkeit bot, seine Parteigänger für ihre Unterstützung zu honorieren.¹⁶

An dieser Stelle erhebt sich die Frage, wie die Ergebnisse der Diagramme 1-4, v. a. der Rückgang der Nobilitierungen in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts, mit den Aussagen von Diagramm 3.1 vereinbart werden können. Gewiß war die Zahl der nobilitierten Salzburger Beamten verglichen mit den hier ausgewerteten Fällen relativ gering, andererseits scheint auch einiges für die Repräsentativität des in Salzburg beobachteten Trends zu sprechen. Möglich ist, daß der vermutete Anstieg der Nobilitierungen im besagten Zeitraum nur auf die Beamten beschränkt war. Wertet man also nur jene Fälle aus, von denen bekannt ist, daß es sich um Beamte handelte, ergibt sich folgendes Diagramm (Abbildung 3.6) (die Anzahl der auswertbaren Fälle reduziert sich hierbei auf 1516. Es besteht also bereits eine eingeschränkte Repräsentativität): Selbst die-

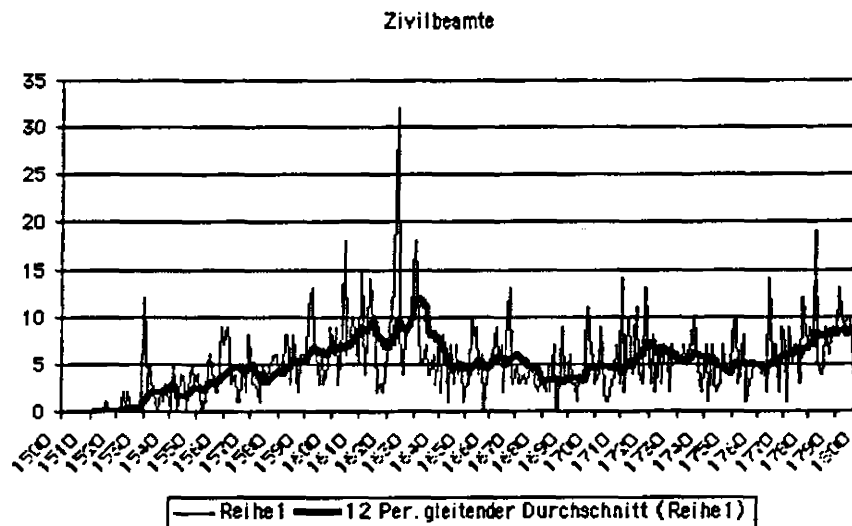


Abbildung 3.6: Beamte

se Auswertung vermag die Hypothese nicht mit ausreichender Eindeutigkeit zu bestätigen. Der einzige auffällige Unterschied zu den vorhergehenden Diagrammen liegt in dem etwas kontinuierlicheren Anstieg im 16. Jahrhundert. Dieser ist aber wahrscheinlich auf die in dieser Periode noch seltenen Berufsangaben zurückzuführen. Immerhin scheinen bei den Beamten in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts die Nobilitierungen nicht zurückgegangen, sondern eher stagniert zu haben. Erst ab 1700 scheint ein vorübergehender Anstieg eingetreten zu sein, der zwar die Rate bis etwa 1730 nahezu verdoppelte, aber schon in den folgenden Jahrzehnten wieder durch einen Rückgang abgelöst wurde. Wenn also ein mit dem Ausbau absolutistischer Herrschaft und der Entstehung der admi-

¹⁶Vgl. Noflatscher, S. 482

nistrativen Funktionselite eine Nobilitierungswelle verbunden war, dann nicht in der zweiten, sondern spätestens in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts.

Natürlich sagen die hier durchgeführten Statistiken nichts über den tatsächlichen Anteil von Adeligen in der Gesellschaft aus. Dieser wäre wohl auch schwer zu ermitteln. Das zeigen die stark unterschiedlichen Ergebnisse der Schätzungen, die für Frankreich angestellt wurden.¹⁷ Hingegen ist denkbar, daß die Nobilitierungen mit der Höhe der Gesamtbevölkerung korrespondierten. In diesem Fall würde sich der tendentielle Rückgang der Nobilitierungen aus dem allgemeinen Bevölkerungsrückgang während des Dreißigjährigen Kriegs erklären. Andererseits hatte dieser Bevölkerungsschwund wohl kaum Einfluß auf den Bedarf nach einer administrativen Funktionselite. Man kann im Gegenteil annehmen, daß ein Rückgang der Bevölkerung auch einen Elitenschwund nach sich zieht, der kompensiert werden muß. Wenn man darüber hinaus von einer relativ normalen demographischen Entwicklung vom frühneuzeitlichen Typ ausgeht, hat in jedem Fall auch eine gleichbleibende jährliche Nobilitierungsrate einen kontinuierlich steigenden Anteil von Nobilitanten in der Gesamtbevölkerung zur Folge. Natürlich muß auch das aus praktischen Gründen eine Vermutung bleiben. Bedenkt man aber, daß der Adel nicht nur von der kaiserlichen Regierung produziert wurde, sondern sich durch die Erblichkeit auch fortgesetzt selbst reproduzierte, erscheint die besagte Vermutung doch recht wahrscheinlich. Nicht weniger wahrscheinlich ist außerdem, daß die Regierung sich dieser Entwicklung bewußt war und sie nicht gefördert hätte, wenn sie sie nicht begrüßt hätte.

Im Kontext des verstärkten Eindringens bürgerlicher Schichten in den Adelsstand ist oft die Frage gestellt worden, wie der alte Adel darauf regierte. Seine zunehmende Abschließung durch verstärktes Insistieren auf äußere und formale Zeichen der Privilegierung wird oft damit in Zusammenhang gebracht. Schon erwähnt wurden die strengere Definition für das adelige Konnubium und den Zugang zu ständischen Gremien und exklusiv dem alten Adel vorbehaltenen Körperschaften, wie den Domkapiteln und adeligen Stiften. Noch Ende des 18. Jahrhunderts wurde vereinzelt der Zutritt zu bestimmten staatlichen Einrichtungen (v. a. Militärakademien) ausdrücklich an die altadelige Herkunft gebunden.¹⁸ Derartige Initiativen werden von der jüngeren Forschung nicht mehr als Ausdruck des Arroganz der adeligen Elite interpretiert, sondern eher als Versuch, die letzten Möglichkeiten zur standesgemäßen Unterbringung von Söhnen aus weniger wohlhabenden adeligen Familien zu schützen. Absolutistische Regierungen unterstützten diese Regelungen, weil sie sich davon nicht nur eine soziale Absicherung des ständischen Adels versprachen, sondern auch eine Entprofessionalisierung durch das Eindringen des Nachwuchses neuereicher Aufsteiger, die solche Stellen nur als Statussymbole betrachteten, zu verhindern trachteten.¹⁹

Eine weitere Möglichkeit, den Unterschied und die Distanz zum neuen Adel zu unterstreichen, bestand in der Nutzung der an den Höfen eingeführten Titel- und Präzedenzhierarchien. Wer im fraglichen Zeitraum bereits über den einfachen Adelsstand oder den Freiherrnstand verfügte, konnte prinzipiell jederzeit um den nächsthöheren Rang (Freiherrn- bzw. Grafenstand) ansuchen. Dadurch

¹⁷Vgl. Swann: French Nobility, S. 142 ff, S. 143 f

¹⁸Das berüchtigte *Loi Ségur* von 1781, das die Bekleidung von Offiziersstellen in Frankreich an eine adelige Abstammung in der vierten Generation dekretierte, war vielleicht die folgenreichste dieser Bestimmungen, weil sie im prärevolutionären Frankreich vom Bürgertum als Provokation aufgefaßt wurde.

¹⁹Swann, S. 146

konnte der Abstand äußerlich wieder hergestellt werden. Allem Anschein nach hat zumindest der alte österreichische Adel, der natürlich durch seine Integration in den kaiserlichen Hofstaat dazu besonderen Anlaß hatte, von dieser Möglichkeit seit Beginn des 17. Jahrhunderts reichlichen Gebrauch gemacht. Schon um 1700 verfügten praktisch alle alten Adelsfamilien der Habsburgermonarchie mindestens über den Grafenstand, der damit gleichsam zu einem äußeren Erkennungszeichen des ständischen Adels wurde. Besonders der Freiherrntitel, der noch am Beginn der frühen Neuzeit als Hochadelsrang galt, wurde in Österreich so inflationär gebraucht, daß er seit dem 19. Jahrhundert als Stufe des niederen Adels definiert wurde.

Erhebt man auf die oben beschriebene Weise eine Stichprobe aller Personen, denen der jeweils nächsthöheren Adelsrang verliehen wurde (*Sekundärnobilitierung*), ergibt sich eine Liste aus 1.372 Fällen. In dieser Auswertung (Abbildung

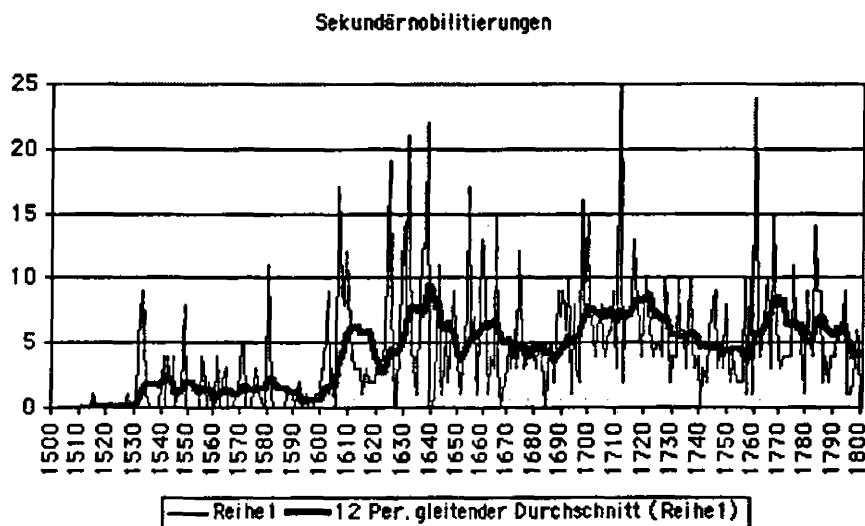


Abbildung 3.7: Verleihungen des nächsthöheren Adelsrangs 1500-1800

3.7) liegen die Maxima bei 1606, 1624, 1631, 1638, 1700-18 und 1760. Vor einer Interpretation des Diagramms von Abbildung 3.7 muß darauf hingewiesen werden, daß für Sekundärnobilitierungen in noch höherem Maß gilt, was vorher über die Kollektivnobilitierungen gesagt worden ist. Insbesondere bei Verleihung höherer Ränge (Grafen- und Fürstenstand) wurden bis ins 18. Jahrhundert alle in einer Familie oder einem Familienzweig von der Standeserhöhung Betroffenen ausdrücklich genannt und adressiert. Auch der ebenfalls bereits oben behandelte spezifische Zusammenhang von Adel und Familie galt natürlich gerade beim alten Adel. Daher erscheint hier das vorher angewandte Verfahren, pro Nobilitierungsakt nur jeweils einen Fall auszuwerten, als besonders angezeigt. Bei dieser Auswertung (Abbildung 3.8) reduzieren sich die auswertbaren Fälle auf 849. Abgesehen von den besonders auffälligen Maxima in den Jahren 1616, 1689 und 1752, sind aus dieser Auswertung (Abbildung 3.8) deutlich drei Perioden verstärkter Nobilitierungsaktivität ablesbar: am Beginn und gegen Ende des 17. Jahrhunderts und zwischen 1760 und 1770. Die erste Sekundärnobili-

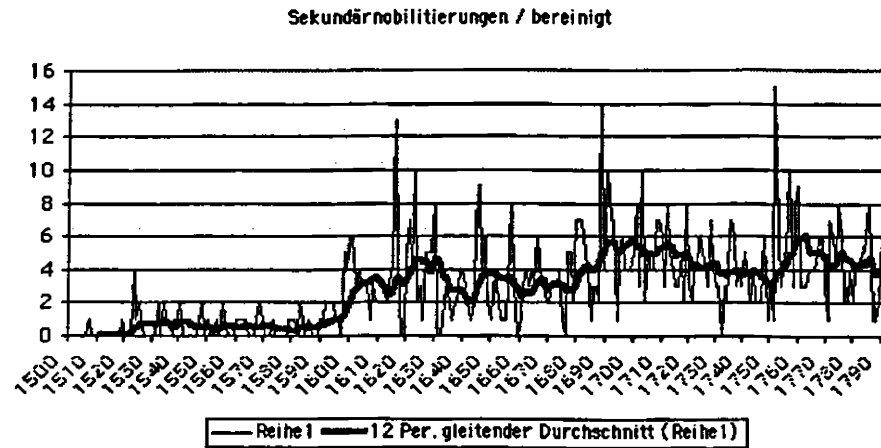


Abbildung 3.8: Sekundärnobilitierungsakte 1500-1800

tierungswelle korreliert offensichtlich mit der ersten Primärnobilitierungswelle im selben Zeitraum. Das weist mit einiger Wahrscheinlichkeit darauf hin, daß der ständische Adel auf die wachsende Statuskonkurrenz tatsächlich mit der Nachfrage nach höheren Adelsrängen reagierte. Bemerkenswerterweise tritt hier der für die Primärnobilitierungen erwartete Anstieg in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts auf. Wenn diese zweite Welle die gleiche Ursache, wie die erste hatte, könnte man daraus auf eine gleichzeitig stattgefundene Primärnobilitierungswelle rückschließen. Weil eine solche aber von der Primärnobilitierungsstatistik nicht bestätigt werden konnte, muß diese Möglichkeit wohl ausgeschieden werden. Nicht ausgeschlossen ist hingegen, daß sich unter den Sekundärnobilitierten auch Beamte befanden, die in den Ritter- oder Freiherrnstand aufstiegen, um ihre relative Elitenposition noch weiter zu festigen. Von den 1.372 Sekundärnobilitierungsfällen konnten aber nur 291 eindeutig als Beamte identifiziert werden. Eine Auswertung dieser Fälle ist zwar möglich, wäre aber wegen der stark eingeschränkten Repräsentativität kaum aussagekräftig.

Zusammenfassend kann aus den vorgenommenen Statistiken folgendes entnommen werden: Der von der Hypothese ursprünglich mit gutem Grund angenommene Anstieg von Nobilitierungen in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts hat nicht stattgefunden. Hingegen hat eine derartige Nobilitierungswelle bereits mindestens fünfzig Jahre vorher eingesetzt. Auch hierfür kann weder ein Grund angegeben, noch näheres über den sozialen Hintergrund des betreffenden Personenkreises ausgesagt werden. Die Annahme, daß der alte ständische Adel auf die Statuskonkurrenz mit der Beförderung in höhere Adelsränge reagierte, wurde dagegen empirisch bestätigt.

Kapitel 4

Die kaiserliche Nobilitierung

Das Recht zu nobilitieren gehörte seit 1467 zu den sog. kaiserlichen Reservatrechten und wurde als solches, nämlich eines der letzten Privilegien, das die hervorgehobene Stellung der Majestät gegenüber den anderen Reichsfürsten dokumentierten, bis zum Ende des Hl. Römischen Reichs eifersüchtig gehütet. Außer dem Kaiser besaßen nur solche Personen das Nobilitierungsrecht, an die es durch die Verleihung des *großen Palatinats* mittels kaiserlichen Dekrets ausdrücklich delegiert worden war.¹ In den meisten Fällen handelte es sich bei den Inhabern des *großen Palatinats* um Familien des fürstlichen Hochadels. Die kaiserlichen Prinzen aus dem Erzhaus besaßen ebenfalls das Nobilitierungsrecht, verzichteten aber auf dessen Ausübung. Ende des 18. Jahrhunderts verlieh auch der Kurfürst von Bayern den Reichsadelstand, doch war die Legitimität dieser, Kraft seiner Eigenschaft als Reichsvikar verliehenen Dekrete umstritten. Auch der König von Preußen nobilitierte seit dem 18. Jahrhundert als Souverän eines Territoriums, das außerhalb der Reichsgrenzen lag. Die Kaiser aus dem Haus Österreich schließlich verliehen den Adelsstand in vierfacher Gestalt: den Reichsadel, den Adelsstand der Königreiche Ungarn und Böhmen und den erbländischen Adelsstand.²

Abgesehen von Ausnahmen, in denen der Kaiser auf eigene Veranlassung (*motu proprio*) nobilitierte, bestand der übliche Weg, als Untertan des Römischen Kaisers oder eines seiner souveränen Vasallen am Reich, adelig zu werden, darin, sich schriftlich um die Nobilitierung zu bewerben. Der formale Prozeß einer Nobilitierung war einfach: Die Supplikanten hatten ein Antragsschreiben an die zuständigen Behörden (die Reichskanzlei bzw. die österreichische/vereinigte Hofkanzlei) zu senden und die dafür vorgeschriebene Taxe³ und nach der Genehmigung des Antrags eine weitere geringere Gebühr für die Ausfertigung des Diploms zu entrichten.⁴ Von den üblichen mehr oder weniger umfangreichen Höflichkeitsphrasen und Devotionsformeln abgesehen waren die Anträge form-

¹ Durch das Nobilitierungsrecht unterschied sich das *große Palatinat* vom *kleinen Palatinat*, das gewöhnlich Nicht-adeligen verliehen wurde.

² Vgl. Pratje, Jürgen: Die kaiserlichen Reservatrechte. *Jura caesarea reservata*. – jur. Diss. Erlangen: 1957, S. 204 ff.

³ Für eine einfache Nobilitierung betrug die Gebühr im 18. Jahrhundert 300 fl.

⁴ In der Praxis mögen mitunter noch Ausgaben für einen Rechtsberater, der Vorschläge für die Abfassung des Antrags machte und das Honorar für den Wappenmaler hinzugekommen sein.

los. Es wurde lediglich erwartet, daß der Antragsteller in seinem Schreiben eine Begründung für seinen Wunsch nach Erhebung in den Adelsstand gab, die ausreichte, um seinen Anspruch auf Standeserhöhung zu rechtfertigen.

In einem Zeitraum von über drei Jahrhunderten ist auf diese Weise ein Korpus von Dokumenten entstanden, der aus mindestens 25.000 Akten besteht⁵, die im *Adelsarchiv* zu Wien lagern.⁶ Zumeist bestehen sie aus dem Antragsbrief und dem Konzept des Verleihungsdekrets. Nach der thesesianischen Verwaltungsreform wurde der Verwaltungsprozeß intensiviert und stark verschriftlicht, sodaß sich seit den Sechzigerjahren des 18. Jahrhunderts in den Adelsakten auch die Gutachten der Kanzleien und die schriftliche Fassung der *Vorträge* für das kaiserliche Kabinett finden. Erst seit dieser Zeit läßt sich anhand schriftlicher Dokumente ein administrativer Meinungsbildungs- und Entscheidungsfindungsprozeß nachweisen. Diese *Vorträge* erfüllten die Funktion von Gutachten, in denen der zuständige Beamte als Referent die Relevanz und Glaubwürdigkeit der Argumente der Antragsteller beurteilte und danach Vorschläge für einen zu ergehenden Bescheid unterbreitete. Besonders diese Quellen sind für die Untersuchung äußerst aufschlußreich, denn sie erlauben Rückschlüsse auf die Beurteilungskriterien der Behörde und des Kabinetts.

Allerdings läßt sich heute weder feststellen, ob auch schon vor der Verwaltungsreform Untersuchungen über die Glaubwürdigkeit der von den Supplikanten angeführten Argumente durchgeführt wurden, noch, ob die Anträge ebenfalls direkt vor den Kaiser gebracht wurden. Ebenso wenig ist bekannt, ob es Richtlinien für die Kanzleien gab, nach denen beurteilt wurde, ob Supplikanten adelswürdig waren. Hingegen steht fest, daß für den gesamten Untersuchungszeitraum keinerlei gesetzliche Vorschriften existierten, die das Nobilitierungswesen verbindlich geregelt hätten. Dem Ermessensspielraum der Behörde waren kaum Grenzen gesetzt.⁷ Welche Vorstellungen die kaiserlichen Behörden von der Adelswürdigkeit hatten, welches Konzept bezüglich der Bedeutung des Adelsstandes den Antragsbeurteilungen zugrunde lagen und ob die Regierung mit den zahlreichen Nobilitierungen möglicherweise eine sozialpolitische Strategie verfolgte läßt sich nur indirekt und daher recht grob aus dem Inhalt der genehmigten Anträge erschließen.

Leider lassen die verfügbaren Quellen keine exakte Rekonstruktion der Kriterien der Adelswürdigkeit der Regierung zu. Diese müßten aus den Argumenten erschlossen werden, die die Antragsteller vorbrachten. Um aber sichere Aussagen über die Relevanz der Argumente zu machen, und darüber, welche von ihnen letztlich über den Erfolg eines Antrags entschieden, wäre es erforderlich, auch die Argumente von Supplikanten zu kennen, deren Ansuchen abgelehnt wurden. Ohne eine solche Kontrollgruppe kann nicht ermittelt werden, welche Argumente es waren, die einem Antrag zu einer positiven Erledigung verhalfen. Nun sind im Wiener Adelsarchiv nur bewilligte Nobilitierungsanträge erhalten. Ob die Ur-

⁵Dieser Wert ergibt sich aus einer Hochrechnung: Aus der zufälligen Auswahl von 20 % der Grundgesamtheit ergaben sich 5.072 Fälle. Allerdings wurden Erhebungen in einen höheren Adelsrang und Mehrfachnobilitierungen verwandter Personen im selben Dekret nicht berücksichtigt.

⁶Das Adelsarchiv ist Teil des Allgemeinen Verwaltungsarchivs (AVA) im Österreichischen Staatsarchiv. Ein publiziertes Verzeichnis liegt vor: Standeserhebungen und Gnadenakte für das Reich und die Erblande bis 1806. Hg. v. Karl F. v. Frank. – Senftenegg: 1967 ff

⁷Vgl. Cornaro, Andreas: Nobilitierung ohne Diplom und Ausfertigungsgebühr. – In: Scirium. Zeitschrift des Verbandes österreichischer Archivare 43 (1990), S. 133

sache für diesen Umstand darin besteht, daß die kaiserliche Gratialregistratur, aus der das Adelsarchiv hervorging, nur genehmigte Anträge archivierte, oder ob daraus zu schließen ist, daß grundsätzlich jeder Antrag bewilligt wurde, ist nicht bekannt.⁸ So muß eine Rekonstruktion der kaiserlichen Adelskriterien auf diesem Weg aus methodischen Gründen entfallen. Allerdings enthalten auch die Texte der Verleihungsdekrete Aussagen, aus denen die Auffassung der Regierung über die Adelswürdigkeit hervorgehen. Schlüsse anhand dieser Formulierungen sind zwar weniger konkret und enthalten alle Risiken einer Interpretation, sind aber die einzige zulässige Verfahrensweise.

Noch aus einem weiteren, forschungslogischen und damit wohl schwerwiegenderen Grund ist es sinnlos, die Kriterien der Antragsbeurteilung ex post ermitteln zu wollen. Denn der Versuch ihrer Beschreibung setzt die Annahme ihrer Existenz voraus. Eine Erörterung dieses Problems würde sich daher zunächst mit dem Nachweis einer systematischen Beurteilungsgrundlage zu befassen haben. Die Untersuchungen im Abschnitt *Verdienste* ergaben aber, daß die Beurteilungskriterien der kaiserlichen Behörden nicht konsistent waren. Aus der Art der Beurteilung der Meriten der Antragsteller durch die Behörden kann nicht auf die Existenz verbindlicher Beurteilungskriterien geschlossen werden, weil sich die Beurteilungen zu oft widersprachen. Dieser Sachverhalt legt nahe, daß die Behörden die Argumente wohl nicht auf der Basis verbindlicher Richtlinien beurteilten.

4.1 Der Antrag auf Nobilitierung

Trotz ihrer Nachteile für eine systematische und korrekte Auswertung sind die vorhandenen Quellen alles andere als wertlos. Wenn sich aus ihnen schon nicht die Prinzipien einer vermeintlichen kaiserlichen Elitenpolitik ableiten lassen, so genauer und v. a. konkreter geht die Auffassung vom Adelsstand aus den Schreiben der Antragsteller hervor, denn ihre Absicht war ja, das eigene Leben, das vergangene wie das aktuelle, so darzustellen, daß aus dessen Beschreibung die Adelswürdigkeit hervorging. Mit anderen Worten: Die Anträge sollten ausreichende Antworten auf die Fragen enthalten, warum der Supplikant adelig werden wollte und warum er sich für adelswürdig hielt. Die Vielfalt der Formulierungen und der inhaltlichen Gliederung erlaubt kaum die Annahme einer formalen Norm zur Abfassung von Nobilitierungsanträgen. Aus naheliegenden Gründen sind die Anträge von Beamten am stärksten formalisiert und reproduzieren den Standard des administrativen Schriftverkehrs. Gelegentlich orientierten sich Supplikanten an den Formulierungen der Verleihungsurkunden, die sie womöglich irgendwo gesehen hatten (was manchmal zu etwas bizarren Ergebnissen führte). Supplikanten ohne bürokratischen Hintergrund formulierten dagegen, wie es ihnen am adäquatesten erschien. Solche Anträge sind im Stil von Bittgesuchen und häufig mit großer Freimütigkeit abgefaßt.

4.1.1 Argumentative und rhetorische Strategien

Formal wurden die Anträge an den Kaiser persönlich gerichtet. Sie sind daher in der Art einer persönlichen Mitteilung abgefaßt, in der der Adressat unmittel-

⁸So lautet die mündliche Auskunft des Direktors des Adelsarchivs Dr. Göbel.

bar angesprochen wird. Die Supplikanten appellierten an das Amtsverständnis, das Gerechtigkeitsgefühl oder das Mitleid des Monarchen. Es ist also festzuhalten, daß Nobilitierungsanträge nicht an die zuständigen Behörden gerichtet waren, sondern, wie es bei Bittschriften allgemein üblich war, an die Majestät persönlich. Das entsprach dem formalen Verfahren, in dem ein Supplikant keine behördliche Dienstleistung oder einen Bescheid verlangt, der im Kompetenzbereich des administrativen Personals lag, sondern eine Gunst, die nur der Kaiser selbst erweisen und nur ausnahmsweise delegiert werden konnte.

Selbstverständlich wurde hier der Monarch nicht in seiner Eigenschaft als Privatperson, sondern als Souverän angesprochen (sofern ein vormoderner Fürst jemals Privatperson war oder sein konnte). In der Anrede *Allerdurchlauchtigster, Großmächtigster und Unüberwindlichster Römischer Kaiser* spiegelt sich in der Tat das komplexe (aber nichtsdestoweniger inzwischen ausreichend beschriebene) dualistische Konzept des Monarchen als Person und zugleich Personifikation des Staats. Allerdings ist in diesem Kontext von besonderer Bedeutung, daß frühneuzeitliche Souveräne den Staat nicht nur repräsentierten, sondern vielmehr mit ihm identisch waren. Sie waren – *persönlich* – der Ursprung jeglicher staatlicher Autorität und die letzte Instanz in allen weltlichen Angelegenheiten. Berücksichtigt man die Duplizität des Monarchen als Souverän und Person, dann erweisen sich Unklarheiten bezüglich der in den Briefen angesprochenen Instanz als gegenstandslos. Der Kaiser als Individuum war vom Souverän nicht zu trennen und daher mußten sich Petitionen gleichermaßen an beide Instanzen richten. Wer an die höchste obrigkeitliche Autorität appellierte, sprach mit dem Kaiser. Der Staat war der Souverän und dieser war als Person ein denkendes und fühlendes Individuum. Das änderte sich auch nicht, als das Reich und die Habsburger Monarchie im 18. Jahrhundert bereits auf dem Weg zum modernen Institutionenstaat waren.

Außer der persönlichen Kontaktaufnahme mit dem Kaiser enthalten Nobilitierungsanträge noch einen zweiten, wesentlich wichtigeren persönlichen Aspekt: Antragsteller mußten über sich selbst schreiben. Die sozialen Verhältnisse, unter denen der Schreibende selbst und seine Familie lebte zu beschreiben, bedeutete, eine Selbsteinschätzung und Bewertung dieser Verhältnisse vorzunehmen. Natürlich geschah diese Beurteilung unter besonderer Betonung von Verdiensten und Leistungen und insgesamt unter Hervorhebung jener Eigenschaften, die man entweder für edel oder adelswürdig oder wenigstens für belohnenswert hielt. Doch die beträchtliche Zahl von Adelswerbern, die keine außerordentlichen Verdienste vorzuweisen hatten und den Adelsstand eingeständenermaßen lediglich des besseren oder leichteren gesellschaftlichen Fortkommens wegen beantragten, ermöglicht Einblicke in unterschiedliche Varianten der Autoreflexion auch von eher durchschnittlichen Existenzen. Hatte man eine ansehnliche Beamten- oder Militärkarriere aufzuweisen oder womöglich Entbehrungen in kaiserlichen Diensten erlitten, konnte man mit einigem Selbstbewußtsein und Stolz von der Treue berichten, die man dem Kaiser erwiesen hatte. In diesem Fall zögerte man nicht, persönliche Vorzüge und lobenswertes Verhalten ins rechte Licht zu rücken. Die häufig gebrauchte Formel *ohne eitlen Ruhm zu melden* und ähnliche Neutralisierungsfloskeln halfen, den Bereich der Schicklichkeit trotzdem nicht zu verlassen. Wenn man aber von dergleichen verdienstvollem Wandel nicht berichten konnten war man gezwungen, die entwaffnende Wirkung der Aufrichtigkeit für seine Zwecke einzusetzen, wie z. B. der Leipziger Kaufmann August Wilhelm Crayen 1788:

„Zwar kann ich keine glänzenden Verdienste anführen, allein, die allerhöchste Milde, mit der Eure Kayserl. Majestät die Verdienste jedes Rechtschaffenen Mannes nach dem Maaße derselben belohnen, läßt mich hoffen, daß ich einer allerdreichsten Gewährung nicht ganz unwürdig werde erfunden werden.“⁹

So berichteten relativ normale Mittelstandsexistenzen (Kaufleute, Ausübende freier Berufe, Privatiers usw.) nicht weniger freimütig, daß sie zeitlebens tugendhaft gelebt und ihre Pflicht erfüllt hätten, versehen mit der formelhaften Versicherung, dem Kaiser zu allen Zeiten mit größter *Devotion* zugetan gewesen zu sein und sich auch weiterhin in dieser Weise verhalten und dankbar erweisen würden. Ob das *Glück der Kinder*, das häufig als Motivation für die Entscheidung zur Beantragung einer Standeserhöhung angeführt wurde, ebenso aufrichtig gemeint oder nur vorgeschoben war, läßt sich aus heutiger Perspektive kaum mehr ermitteln, ebensowenig wie die Gefühle, die man dem Kaiser angeblich entgegenbrachte.

Nicht alle Antragsteller schätzten die Bedeutung der Formulierung und der Rhetorik für den Erfolg des Ansuchens gleich ein. Durchaus nicht jeder war bereit, sich verbal zu erniedrigen und sich symbolisch vor dem Thron der Majestät *niederzuwerfen*.¹⁰ Wie diese Frage beurteilt wurde, erwies sich an der Länge des Briefschlusses, v. a. aber am Umfang der Einleitung. Diese konnte formlos gehalten sein, sich auf einen halben Satz beschränken und ohne Umschweife zur Sache kommen, wie z. B. folgende Formulierungen aus den Jahren 1692 bzw. 1756:

„Euer Kayl. May. belieben sub lit. A. allergnädigst zuersehen, welcher gestalten Meine Vor=Eltern denen Wurzelbauern [...]“¹¹

„Euer Kayl. May. erlauben Allergnädigst, in Ertheilung des Reichs Adelstandes für mich und meine Eheliche Descendenz in allertiefster Ehrforcht anmit zu bitten.“¹²

Andererseits konnten Einleitungen aber auch regelrecht ausufern und wahrhaft barocke Ausmaße annehmen, wie etwa die des Sterzinger Ratsherrn Johann Eder aus dem Jahr 1667:

„Vnndter allen fürsten vnnd Potentaten der Welt, werden Ewer Kheyl. Mey. sambt dero hochgeehrtesten vorfahren in Röm. auch andern Khönigreichen vnnd Ländern, dises höchlöbl. Erzhaus von Österreich, sonderlich auch billich vnnd Ewig hochgeruehmt, gelobt vnnd geprißen, vmb daselbige, die Jenige Treuehorsambste Vasallen, diener, vnnd Vnderthanen, so sich tempore belli et pacis, bei deren anuertrauten ämptern, officijs, vnnd Verichtungen Löbl. dergestalt Verhalten, oder mit langwueriger Bedienung, Ihre Treuehorambste devotion, mit vngesparten Fleiß Eyffer vnnd Treu vnauferlich erzeugt haben, iederzeit nach beschaffenheit der diensten, ämptern vnnd Personen, vnnd ieder nach seinen Meriten, Mildtreichst begnadet, beschenckt, oder sonsten, mit Kheyl. Freyheiten, priuilegien, prærogatiuen vnnd in dulten, aller gnedigist versehen, vnnd begabet haben, deren hochlöbl. vnnd Vnzöhlbare exempla Vorzubringen, mier Vnmüglich fahlen wurde, ich esß auch alß ein notorium fuer Vnnothwendig erachte, [...]“¹³

⁹AVA Adelsakt August Wilhelm CRAYEN 1788, fol. 8

¹⁰Vgl. AVA Adelsakten Markus Tobias NEUBRONNER 1692, fol. 5. Bertram Joseph KESLER 1783, fol. 5. Johann Jakob SICHART 1750, fol. 8r. Johann Paul STRICKLER 1776, fol. 14. Peter STRUDL 1701, fol. 10

¹¹AVA Adelsakt Johann Philipp WURZELBAUER 1692, fol. 7. Fast identisch Vgl. AVA Adelsakt Andreas Bonifacius SCHOTT 1696, fol. 9

¹²AVA Adelsakt Johann Christoph Chrisostomus KELLER 1765, fol. 5

¹³AVA Adelsakt Johann EDER 1667, fol. 6

In quantitativer Hinsicht bilden die angeführten Beispiele die Extrema, zwischen denen sich der verbale Aufwand in den Einleitungen bewegte.

Von den 83 inhaltlich analysierten Anträgen enthalten nur 13 eine Einleitung, die mehr als dreißig Wörter umfaßt und somit einen überdurchschnittlichen rhetorischen Aufwand erkennen lassen.¹⁴ Nachdem sich also nur eine Minderheit für eine umfangreiche und daher als besonders devot erscheinende Formulierung entschied ergibt sich die Frage, welche Personen diese Strategie wählten. Ihre Entscheidung könnte eventuell durch eine ungünstige soziale Situation und daher schwächere argumentative Ausgangsposition motiviert gewesen sein. Außergewöhnlich wortreiche Formulierungen könnten der Versuch gewesen sein, ein Defizit an konkreten Verdiensten zu verschleiern. Möglich wäre auch, daß man mit ihnen Defizite weniger zu verstecken, sondern eher zu kompensieren hoffte, denn selbst die umfangreichsten Formulierungen waren niemals reine Phrase ohne Inhalt und Argument. Sie unterschieden sich von Meritenkatalogen lediglich dadurch, daß die in den verbal aufwendigen Beteuerungen enthaltenen Behauptungen schwerer überprüfbar sind. Wenn eine ungewöhnliche rhetorische Strategie mit ungewöhnlichen Umständen zusammenhängt, so läßt sich vermuten, daß auch der Antragsteller selbst seine Chancen eher niedrig einschätzte, d. h. sich bewußt war, daß seine Meriten nur schwache Argumente für eine Erhebung in den Adelsstand waren.

Wegen der niedrigen Grundgesamtheit kann man aus dem Umstand, daß von den 13 Antragstellern, die sich dieser Strategie bedienten, sechs Beamte waren und sechs einen bürgerlichen Beruf ausübten kaum einen sicheren Trend ableiten. Außerdem fällt auf, daß alle sechs Beamte ihren Antrag im 17. Jahrhundert stellten, während die Anträge der Bürger ausnahmslos aus dem 18. Jahrhundert stammen. Wesentlich aufschlußreicher ist hingegen, daß von sieben bürgerlichen Antragstellern fünf (71,4 %) eine umfangreiche Einleitung formulierten, während sich von 52 Beamten nur sieben (13,5 %) für diese Variante entschieden. Anscheinend dürften bürgerliche Adelswerber in größerem Umfang die Notwendigkeit gesehen zu haben, der äußeren Form und der Formulierung ihrer Anträge größere Aufmerksamkeit zu schenken.

Der geringere argumentative Aufwand bei Beamten kann dadurch erklärt werden, daß diese sich bereits vor der Nobilitierung als Angehörige des Herrschaftsstands betrachten konnten und daher von einem geringeren Legitimationsbedarf ausgingen. Wenn man die Gültigkeit der Hypothese voraussetzt, nach der die Nobilitierung für Beamte der formale Akt war, mit der ihr gesellschaftlicher Status ihrer politischen Funktion angeglichen wurde, dann war für sie eine Begründung ihres Anspruchs praktisch nicht mehr nötig. Ihre Argumentation konnte sich in Grund darauf beschränken, eine politisch relevante Funktion mit obrigkeitlichen Kompetenzen nachzuweisen. Beamte konnten voraussetzen, daß die Art ihrer Tätigkeit und ihrer Verdienste der Regierung ohnehin bekannt war, sodaß keine Notwendigkeit bestand, den Adressaten durch Argumente zu überzeugen. Außerdem hatten die Betreffenden in der Regel bereits eine langjährige Laufbahn hinter sich und somit durchaus eine respektable Anzahl von

¹⁴ Es handelt sich um Maria Magdalena BEROLT 1747, Christian BROKES 1773, Franz Bernard BRUNS 1786, August Wilhelm Crayen 1788, Mathias DOLLINGER 1668, Johann EDER 1667, Friedrich Jakob LAUTITZ 1698, Friedrich Gottlieb RAUMER 1693, Adam SÄTZL 1673, Johann Jakob SICHART 1750, Franz Joseph Ignaz STEINER 1742, Johann Paul Strickler 1776, Paul Heinrich TILEMAN 1700

Meriten vorzuweisen. Auch in dieser Hinsicht hatte ihr Anspruch eine sichere argumentative Basis.

Beamte, besonders in höheren Positionen, waren immer hoch gebildete akademisch qualifizierte Experten. Obwohl sie voraussetzten konnten, daß dieser Umstand allgemein bekannt war, konnten sie es u. U. für zweckdienlich halten, diese Eigenschaft besonders zu betonen. Ein Brief alleine bot wenig Möglichkeiten, die Würde ihrer Position und ihres Status' zu verdeutlichen. Wahrscheinlich hatten nur wenige Antragsteller die Möglichkeit, persönlich bei der Regierung vorstellig zu werden um für ihre Angelegenheit zu werben, und nur die wichtigsten österreichischen Beamten dürften ihr bekannt gewesen sein. So konnten es Beamte, die auf die Wirkung ihres Auftretens und der sichtbaren Zeichen ihrer Bedeutung großen Wert legten für notwendig erachten, sämtliche Möglichkeiten auszuschöpfen, die die Sprache bereitstellte, um ihren Status und ihre Qualifikation hervorzuheben. Für (manche) Akademiker ist eine besonders gewählte Sprache ein charakteristisches Kennzeichen, für akademisch qualifizierte Beamte war sie darüber hinaus ein Statussymbol, das in der Praxis die akademische Legitimation ihrer obrigkeitlichen Position dokumentierte. Hohe Sprachkompetenz war (außer dem Amtstitel) das einzige Statussymbol, das in einem Adelsantrag wirksam werden konnte. Alle andern Errungenschaften, die sich Beamte erworben hatten und die in der Praxis als Statussymbole dienten, konnten nur referiert, aber nicht dargestellt werden.¹⁵ Wohl aus diesem Grund stellten manche, wie z. B. der sachsen-coburgische Hofrat Paul Heinrich Tileman, in der Einleitung ihre verbalen Fertigkeiten demonstrativ zur Schau:

„Es ist dem allerdurchleuchtigsten Hause Österreich fast eingenaturte Großmüthigste Clemenz auf Ew. Kayserl. Majestät in solcher vollkommenheit und vergrößerung gestammet, daß mit eben so großem, vielleicht auch mehreren Rechten von deroselben geheyligten Person, als vormahls von dem glorwürdigsten Kayser Tito gepriesen werden muß, daß keiner, der umb dieselbe, oder das H. Römische Reiche, wo nicht insgemein, doch bey dessen Gliedern sich vel arte vel marte auf einige Weise verdient gemachtet, von dero Tugend-Belohnenden Thron sonder einiges Gnaden-Zeichen abgetreten.“¹⁶

Bei einem Auftritt wie diesem konnte kein Zweifel bestehen, daß es sich beim Antragsteller um eine höchst kultivierte und belesene Respektsperson handelte. Die Art, in der er seine Verdienste und sein Curriculum vortrug, bekräftigten indirekt die darin enthaltenen Aussagen. Charakteristisch für den akademischen Stil des 17. Jahrhunderts waren häufige lateinische Textpassagen, die sowohl die klassische, als auch die rechtstheoretischen Literatur zitierten und auf diese Weise die Bildung des Autors bezeugten.¹⁷ Tileman ging damit vergleichsweise vorsichtig um, aber gewiß verfehlten die Erwähnung des Kaisers Titus, einer lateinischen Redensart und die an Homer erinnernde Formulierung *tugendbelohnender Thron* nicht ihre Wirkung.

Neben der Beglaubigung einer akademischen Expertise hatte die Demonstration von Bildung seit dem 18. Jahrhundert noch eine zusätzliche, nicht weniger wichtige soziale Funktion. In dieser Zeit erlangten Aspekte des höfischen Habitus' eine Breitenwirkung, die über die höfische Gesellschaft hinausging und

¹⁵ Ende des 18. Jahrhunderts konnte die Existenz solcher Statussymbole eventuell durch das Attestat eines Zeugen beglaubigt werden.

¹⁶ AVA Adelsakt Paul Heinrich TILEMAN 1700, fol. 8

¹⁷ Vgl. besonders AVA Adelsakten Jakob Ernst PLÖCKNER 1690 fol. 11-13. Adam SÄTZL 1673, fol. 5

die bürgerlichen Eliten erreichten. Hohe Sprachkompetenz, Kunstkennerschaft und literarische Bildung wurden auf diese Weise zu Kennzeichen und integrativen Eigenschaften einer neuen, ständeübergreifenden Elite, die die gleichen kulturellen Präferenzen und Interessen verband. Gemeinsame spezifische Erziehungsnormen und Bildungsgüter konstituierten eine neue Oberschicht, die in Deutschland bald als *die gebildeten Stände* bezeichnet wurde. In dieser *guten Gesellschaft* war – außer dem höfischen Adel selbst – jeder willkommen, der die höfischen Verhaltensnormen beherrschte und die Neigungen und Passionen des Adels teilte. Wer eine gewandte Konversation führen konnte, *Ésprit* hatte oder auf eine andere Weise in der Lage war, die Gesellschaft zu interessieren oder zu amüsieren war präsentabel. Umgekehrt konnte der Nachweis, über dieses Wissen und diese Fertigkeiten zu verfügen, einen Anspruch auf Mitgliedschaft in der *guten Gesellschaft* begründen. Die Demonstration hoher literarischer Bildung und Sprachbeherrschung konnte daher in der Praxis als Indiz für die Zugehörigkeit zu diesem Milieu behandelt werden. Spätestens in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts konnte dieser Usus von den Antragstellern vorausgesetzt und zugleich erwartet werden, daß die Behörde dieses Signal in diesem Sinn interpretieren würde.

Für Personen mit hoher verbaler Kompetenz ist ferner ein großes Vertrauen in die Wirkung der Sprache typisch. Dieser Glaube ist insbesondere bei solchen tief verwurzelt, bei denen die Sprache einen wesentlichen Bestandteil ihrer beruflichen Tätigkeit bildet. Er verbreitete sich mit zunehmender Alphabethisierung und dem wachsenden Bedarf an Bildung und schriftkundigem Personal. Aus dem steigenden verbalen Aufwand in Nobilitierungsanträgen spricht nicht zuletzt das wachsende Vertrauen in die Möglichkeiten der Logik, der Rhetorik und der Argumentation. Diese Techniken konnten überall erfolgversprechend eingesetzt werden, wo Interessen durchgesetzt werden mußten.¹⁸ Worte sind Gesetz und schaffen Recht; wer sie beherrscht ist mächtig. Das wußten nicht nur Advokaten und Beamte, sondern auch Geistliche und alle, die Befehlskompetenz hatten – also typische Adelskandidaten.

Während Tileman mit seiner Ausdrucksweise lediglich das unterstrich, was er tatsächlich vorzuweisen hatte, konnte in anderen Fällen eine umfangreiche Formulierung auf ein Anliegen hindeuten, daß über die Anerkennung von Verdiensten hinausging. Solche Fälle waren zwar bei Supplikanten mit bürgerlichem Beruf häufiger, kamen aber auch bei Beamten vor. Sowohl Gewerbetreibende als auch Beamte führten den Wunsch nach besseren Aufstiegschancen für ihre Kinder als Motiv für ihren Antrag an. Auch für Beamte bereitete das Konnubium Probleme, wenn sie adelige Frauen heiraten wollten oder bereits geheiratet hatten. So hatte etwa Friedrich Jakob Lautitz, Hofrat und Drost im Herzogtum Braunschweig-Lüneburg, die Witwe eines brandenburgischen Generals geheiratet und hegte den begreiflichen Wunsch, nicht hinter dem Stand seiner neuen Verwandtschaft zurückzubleiben, nicht zuletzt im Hinblick auf die Kinder, de-

¹⁸Auf dem Gebiet der Sprache schienen Supplikanten aus den protestantischen Territorien einen gewissen Vorteil gehabt zu haben. Dieser äußerte sich weniger in quantitativer Hinsicht – nur sechs der 14 hier behandelten Fälle stammen (wahrscheinlich) von Protestanten –, sondern eher in stilistischer Hinsicht: Sie sind durchwegs durch eine freimütige und direkte Ausdrucksweise und einen klaren und moderneren Stil gekennzeichnet, während Supplikanten aus dem süddeutschen Raum noch im 18. Jahrhundert zu einer recht manirierten Sprache tendierten. Von den Texten katholischer Supplikanten unterschieden sich Protestanten ferner durch eine, möglicherweise vom Pietismus inspirierte demonstrative Sentimentalität.

nen der Status der Mutter nicht vorenthalten werden sollte. Der Aspekt des legitimen Anspruchs auf Belohnung und der Anerkennung seiner obrigkeitlichen Funktion trat gegenüber den persönlichen Motiven in den Hintergrund. Lautitz' Antragstext hat daher weniger den Charakter einer gefälligen Selbstdarstellung, sondern eher den einer Bittschrift:

„Euer Kayl. May. wollen allergndst. aufzunehmen geruben, daß Ich in ganz tiefer devotion dieses allervnterthänigste Memorial Zu Euer Kayl. May. allergnsten Handten bringen lasse, Vndt deroelben mit allervnterthänigsten respect vortrage, [...] Bislang aber darin wahrgenomen, daß meiner gndsten Herrschaft vergnüglicher ferner vnterthänigst zu dienen, auch sonst meine fortune bester zu poußieren fast vnerträglich seyn wolle, wann bey Euer Kayl. May. mit geziemender allervnterthänigster Veneration allergehorsambst bemühet, damit von deroelben, aus dero angebohrenen allergndsten Clemenz vndt Güthe, Ich mit der Würde des Adel Standts allergnst. begnadet werden mögte. Wann nun selbige dest eher allervnterthst. zuerlangen mich getraue, wann Ich mit tiefester Veneration in Wahrheit gründte vndt ohne Vppigen ruhm fiebrig allervnterthänigst vorstelle, daß [...]“¹⁹

Obwohl Lautitz bereits Ämter ausübte, die eindeutig dem Adel angemessen waren und wahrscheinlich einen entsprechenden Lebensstil praktizierte, hielt er es für erforderlich, ein ausdrückliches Versprechen abzugeben, sich dem Stand entsprechend zu verhalten. (Er griff dabei eine Formel aus den Dekretstext auf.) Diese Verfahrensweise bestätigt den Eindruck, daß er sich der Legitimität seines Anspruchs nicht so sicher war wie man es auf Grund seines aktuellen Status erwarten hätte können:

„Ich auch des festen Vorsazes bin, jederzeit guter Adel. Sitten, Tugendt, Wandels vndt Wesens mich ferner zu befeisigen, vndt gegen Euer Kayl. May. wie auch des Heyl. Röm. Reichs vndt dero Erzhaus Österreich, in meiner ohne dem schuldigst gehorsamsten devotion vndt Trew lebenslang beständigst zuverharren.“²⁰

In drei der sieben untersuchten Anträge von Beamten, die eine besonders ausführliche Einleitung schrieben, läßt sich das gleiche Motiv erkennen: Diese Supplikanten beantragten keine Nobilitierung im engern Sinn, sondern die Restitution des Adelsstands.²¹ Sie hatten daher glaubhaft zu machen, daß sie bereits adelig gewesen waren aber durch höhere Gewalt ihren Stand eingebüßt hatten. Der höheren Forderung könnte ein höherer verbaler Aufwand entsprochen haben. Der anhaltische Geheimrat Friedrich Gottlieb Raumer aus Dessau beantragte 1693 die Wiederverleihung des Adelsstands mit den Worten:

„Vor Gott dem Allerhöchsten Herrscher, Seind Ewer Kaiserliche Majestät der sämtlichen Christenheit, in sonderheit aber dem Teutschen und Römischen Reiche mit solchen vor alle andere Regenten der Welt herfürleuchtenden Charactern insignirt vorgestellt, daß ein jeder denenselben nachsinnender Patriot nicht nur sich glücklich zu schätzen, unter dero wundervollen Regierung gelebt zu haben, sondern auch der approbation aller sowohl verständigen als Redlichen sich zu versehen hat, wann er gefließen ist das zwar von selbst unsterbliche Andenken

¹⁹AVA Adelsakt Friedrich Jakob, Heinrich Karl LAUTITZ 1698, fol. 12-13. Der Nobilitierungsantrag der Brüder Lautitz fiel in die Zeit der Eheanbahnung zwischen Amalia Wilhelmine von Braunschweig-Lüneburg und Erzherzog Josef (später Josef I.). Es ist möglich, daß vor diesem politischen Hintergrund Standeserhebung von Untertanen des Herzogs von Hannover seitens der kaiserlichen Regierung begünstigt und angeregt wurden.

²⁰AVA Adelsakt Friedrich Jakob, Heinrich Karl LAUTITZ 1698, fol. 13r

²¹Vgl. AVA Adelsakten Friedrich Gottlieb RAUMER 1693, Adam SÄTZL 1673, Andreas Bonifacius SCHOTT 1696. Franz Joseph Ignaz STEINER 1742

Ewer Kay. May. gloriosen würckungen der Nachwelt, so viel an Ihm und in seiner eigenen Familie, vermittels sonderbarer participation der Kayserl. gnaden, zu propagiren.“²²

Diese Eloge leitete einen Antrag ein, in dem der schwierige Versuch des Beweises unternommen wurde, daß die Familie Raumer bis ins 15. Jahrhundert dem Ritterstand angehört hatte, in den Wirren der Reformation einen unverschuldeten Standesverlust erlitten hatte, sich aber trotz allem die Tugenden des Adels erhalten und seinen Werten entsprechend verhalten habe. Wie in allen derartigen Fällen stand der Antragsteller vor dem Problem, ohne ungebührliche Anmaßung vom Kaiser etwas zu fordern, das er nach eigener Auffassung bereits besaß. Diese Nobilitierung war demnach kein Gnadenakt und auch keine Standeserhebung im eigentlichen Sinn, sondern lediglich eine Wiedereinsetzung in alte Rechte und die Kompensation eines Unrechts. Mit anderen Worten: Raumer verlangte keine Gnade, sondern sein Recht. Daß es sich bei Wiederverleihungen nicht darum handelte, vom Kaiser eine milde Gabe zu erflehen, sondern eine Forderung zu stellen, brachte die Antragsteller in die heikle Situation, einerseits den Anspruchscharakter ihres Ansuchens zu verdeutlichen und ihm selbstbewußt Nachdruck zu verleihen, andererseits der Entscheidung der Regierung nicht vorzugreifen. Sie standen somit vor der Frage, ob sie sich bereits als Adelige präsentieren sollten, um auf diese Weise zugleich ihren Anspruch implizit zu bestätigen, oder den Kaiser mit Bescheidenheit günstig stimmen sollten. Schließlich hing die Annahme ihrer Anträge immer noch vom kaiserlichen Wohlwollen ab. Ein möglicher Weg, beiden Aspekten gerecht zu werden bestand darin, die Majestät zwar überschwänglich aber nicht unterwürfig zu loben, wie man es in Raumers Einleitung erkennen kann.

Doch auch Bürger konnten mit einem gewissen Selbstbewußtsein auf Leistungen und Verdienste verweisen. Allerdings waren ihre Verdienste von einer prinzipiell anderen Qualität. Anders als Beamte übten sie keine obrigkeitlichen Funktionen aus und hatten daher keine Möglichkeit, auf ein adelsähnliches berufliches oder soziales Profil zu verweisen. Ihre Berufe stellten im Gegenteil ein offensichtliches argumentativs Hindernis für den Beweis der Adelswürdigkeit dar. Merkantile und gewerbliche Tätigkeit ließen sich mit der traditionellen Bedeutung des Adels nicht vereinbaren.²³ Auch Vermögen, die auf diese Weise entstanden waren, mußten im traditionellen Sinn suspekt sein. Wenn man vom traditionellen Adelskonzept ausgeht, dann hatten Bürger, die immer nur ihrem Beruf nachgegangen waren und keine Gelegenheit gehabt hatten, sich in außerordentlichen Situationen zu bewähren und verdient zu machen, keine Argumente, die den Adelsanspruch begründen hätten können. Wenn dieses Konzept im 17. und 18. Jahrhundert tatsächlich noch allgemein verbindlich und gültig war, dann mußten sie damit rechnen, daß auch dem Kaiser bzw. der Behörde dieses Defizit nicht verborgen blieb. Es ist daher bemerkenswert, daß die betreffenden Bürger ihren Stand und ihre Berufe durchaus nicht entschuldigten.

Spätestens Mitte des 18. Jahrhunderts war auch in Mitteleuropa das Standesbewußtsein des Bürgertums wieder so weit hergestellt, daß es einige seiner Vertreter riskierten, ihre merkantilen Leistungen als adelswürdige Verdienste zu deklarieren. So auch der Großhändler und Manufakturist Johann Jakob Sichart aus Rovereto. Wenn er 1750 seinen Adelsantrag mit der vergleichsweise ehr-

²²AVA Adelsakt Friedrich Gottlieb RAUMER 1693, fol. 10 f

²³Vgl. im Abschnitt *Die Eigenschaften des Adels*.

fürchtige Formulierung: „Von Euer Kayserl. May. allerhöchsten gnaden=throne unterfange ich Endes unterzeichneter, [...], mich in allertiefster Devotion niederzuwerffen [...]“²⁴ einleitete, dann trägt der erste Eindruck. Im Verlauf seiner Argumentation hob er ausführlich hervor, welchen Nutzen sein Unternehmen dem Staat und der Volkswirtschaft bisher gebracht hatte und wie er keine Kosten gescheut habe, den kaiserlichen Fiskus besonders in Krisenzeiten mit außerordentlichen finanziellen Hilfen und Darlehen zu unterstützen.²⁵ Wenn seine ungewöhnlich devote Einleitung keine reine Koketterie war, dann könnte sie darauf hindeuten, daß er trotz allem seiner Sache nicht so sicher war und daß es bei dieser Art von Verdiensten eines größeren Aufwands an Unterwürfigkeitsbezeugungen bedurfte. Wie groß (und wie *wertvoll*) seine Verdienste auch immer waren; er dürfte sich bewußt gewesen sein, daß sie dennoch nicht zu den typischen Qualifikationen für den Adelsstand gehörten.

An derartigen Beispielen wird deutlich, wie sehr die Einschätzung der Erfolgchancen durch die Antragsteller von ihrer jeweiligen Auffassung von der Bedeutung des Adelsstands abhing. Besonders anhand der Fälle von Supplikanten mit gewerblichen Berufen und bürgerlichem Hintergrund kann man die Veränderung des Bedeutungsinhalts des Begriffs „Adel“ und seiner sozialen Funktion beobachten. Im Gegensatz zum 19. Jahrhundert waren Nobilitierungsanträge aus diesem sozialen Segment im 17. und 18. Jahrhundert eher selten.²⁶ Die Erklärung für diese Entwicklung ist unter Berücksichtigung der säkularen sozioökonomischen Prozesse in Europa evident. Doch die deutliche Vermehrung von erfolgreichen Nobilitierungsgesuchen im 18. Jahrhundert, besonders in der zweiten Hälfte, läßt eine Veränderung in der Handhabung des Adels in der Gesellschaft und durch die kaiserlichen Regierungen erkennen. Wodurch die Bereitschaft der Regierungen motiviert war, immer mehr Gewerbetreibende und Kaufleute in den Adelsstand zu erheben, läßt sich mangels eindeutiger Quellenbelege nur vermuten. Sie müssen jedenfalls guten Gründe gehabt haben, denn die Ausstattung finanziell leistungsfähiger Personen mit adeligen Steuerprivilegien konnte sich auf den Staatshaushalt negativ auswirken. (Das liberalistische Pseudoargument der Verbesserung des Investitionsklimas durch steuerliche Entlastung von potentiellen Investoren kannte das 18. Jahrhundert noch nicht.)

Sieht man von solchen allgemein- oder finanzpolitischen Erwägungen ab, dann kann die Erklärung für diese Entwicklung nur in einer Veränderung der inhaltlichen Substanz des Adels liegen. Nur unter der Prämisse, gewerbliche Tätigkeit sei adelswürdig, ist die Nobilitierung von Gewerbetreibenden theoretisch möglich.²⁷ Dazu müßten sich das Konzept des Adels als sozialer Institution und seine Bedeutung als Begriff verändert haben, denn die traditionelle Auffassung

²⁴AVA Adelsakt Johann Jakob SICHART 1750, fol. 8r

²⁵Vgl. AVA Adelsakt Johann Jakob SICHART 1750, fol. 9-10

²⁶Von den 5.016 in der Statistik erhobenen Fällen lassen sich nur 254 eindeutig einem gewerblichen Beruf zuordnen. Davon entfallen 208 auf das 17. und 18. Jahrhundert. 91 dieser Nobilitierungen (43,75 %) wurden im 17. Jahrhundert erteilt, während 117 (56,25 %) aus dem 18. Jahrhundert stammen. Dieser Unterschied ist nicht so groß wie man es erwarten könnte, wenn man von der Annahme der wachsenden Bedeutung der gewerblichen Wirtschaft und dem sozialen Aufstieg des Bürgertums im 18. Jahrhundert ausgeht. Von den 119 Fällen aus dem 18. Jahrhundert fielen 82 (68,91 %) in die zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts, sodaß dennoch von einer deutlichen Zunahme gesprochen werden kann. Allerdings läßt sich aus diesen Werten kaum mehr als ein sehr grober Trend ableiten, denn nur von 2.659 aller erhobenen Fälle (53,01 %) ließ sich anhand des Repertoriums des Adelsarchivs der Beruf überhaupt feststellen.

²⁷Vgl. im Abschnitt *Arbeit*

von Adel schloß gewerbliche Erwerbstätigkeit bekanntlich aus. Dagegen konnten Handel und Gewerbe – v. a. dann, wenn sie besonders erfolgreich ausgeübt wurden – durchaus als Verdienste um den Staat und die Gesellschaft angesehen werden. Seit dem 18. Jahrhundert war die Regierung zunehmend bereit, die Kategorie des Verdiensts unabhängig von ihrer traditionellen Bindung an das ideologische Konzept des Adels anzuwenden. Unter der Voraussetzung, Adel sei nichts mehr als eine Auszeichnung im Sinn einer Honorierung von Verdiensten, konnten natürlich auch auf dem Weg des Kommerzes erworbene Verdienste eine Erhebung in den Adelsstand begründen. Auf diese Weise konnte sogar eine außergewöhnlich hohe Steuerleistung ein Argument für eine Standeserhebung sein, obwohl sie dem Konzept des Adels offenkundig widersprach.²⁸

In Verbindung mit dem gestiegenen Selbstbewußtsein des Bürgertums und frühen Formen einer liberalen Wirtschaftsethik wurde es möglich, den Kommerz als eine für den Bestand der Gesellschaft und des Staats unentbehrliche Einrichtung zu interpretieren, der eine entsprechende Rolle in der sozialen Verfassung zuzukommen habe. Seine erfolgreichsten Vertreter durften daraus die Berechtigung ableiten, sich als die wichtigsten Säulen des Gemeinwesens zu verstehen, was sich in einer angemessenen Positionierung in der sozialen Hierarchie manifestieren sollte. Die offizielle Anerkennung der Förderung des Allgemeinwohls als adelswürdiger Tugend war eine praktikable Möglichkeit, diesen Anspruch zu realisieren. Im 18. Jahrhundert war das alles noch sehr theoretisch, noch nicht so sehr ideologischer Konsens einer Gesellschaft und keineswegs so in der Mentalität verwurzelt wie in modernen liberal und kapitalistisch verfaßten Gesellschaften. Man konnte es glauben oder nicht. So war es möglich, daß sich einerseits wohlhabende Gewerbetreibende als neuer Adel fühlten, der eine mindestens ebenso wichtige Rolle für die Prosperität der Gesellschaft spielte wie die alte Aristokratie und die Beamtenschaft. Andererseits konnten sich auch Vertreter des Wirtschaftsbürgertums weiterhin an den traditionellen Konzepten und Kategorien der ständischen Gesellschaft orientieren, die dem Gewerbe eine eher marginale Bedeutung zuschrieben. In der Theorie der Ständeordnung, besonders in Gesellschaften mit ausgeprägt feudaler Sozialstruktur, wurden insbesondere die Kaufleute als notwendige und eventuell sogar nützliche, aber trotzdem als irreguläre Ausnahmeerscheinung betrachtet, die eher geduldet, als gefördert werden mußte. Merkantile und gewerbliche Tätigkeit galt als wenig ehrenvoll, und solange die Ehre nicht käuflich war, blieb diese Bewertung grundsätzlich aufrecht. Die Selbsteinschätzung ihres Status' durch die Supplikanten bewegte sich zwischen diesen beiden Möglichkeiten. Sie konnten sich als im vollem Umfang berechtigt und adelswürdig präsentieren, aber auch von ihrer prinzipiellen Unwürdigkeit ausgehen.

Ähnliches könnte auch Johann Paul Strickler, ein Kaufmann und Ratsherr in Brixen, erwogen haben. Als er 1776 seinen Antrag stellte, konnte er allerdings auf eine stattliche Anzahl von Meriten verweisen, die denen von Beamten kaum nachstanden. Denn neben seinem Geschäft hatte er als langjähriges Ratsmitglied und zeitweiliger Bürgermeister obrigkeitliche Funktionen wahrgenommen und damit eine Tätigkeit ausgeübt, die mit der von hohen Beamten vergleichbar war. Dennoch formulierte er nicht wie ein selbstbewußter Herrschaftsträger, sondern entschied sich für eine ungewöhnlich salbungsvolle und unterwürfige Einleitung:

²⁸Vgl. AVA Adelsakten Andreas Josias KILIAN 1778, fol. 7. Johann Jakob SICHART 1750, fol. 9f

„Die Euer kaiserlich königlich Apostolischen Mayestett etc. angestamt allerhöchste Milde ist so unermessen, daß keiner, der dem geheiligten Thron sich genähert, und um eine allerhöste Gnade in allertiefster Ehrfurcht gebethen hat, sagen könne, Er seye ohne trost, und ohne gnade entlassen worden. Ich werfe mich vor dem allerhöchsten Thron darnieder, und Eure Mayestet etc. wollen geruhen, allerunterthänigste allergehorsamste Bitte allernädigst anzuhören [...]“²⁹

Die vom Fall Sichart gestützte Hypothese, nach der von Antragstellern mit bürgerlichem Status und Beruf ihre eigenen Meriten nicht so hoch bewertet wurden wie die von staatlichen Funktionären, wird in Stricklers Text explizit bestätigt:

„[...] und darf ich schon auf meine geringe Theils anererbte, theils eigene Verdienste keine solche rechnung machen, daß dieselbe eine Kaiser königlichen Gnade würdig sind, So ersetzet doch die Eur Mayestet etc. Beywohnende allerhöchste Milde übermassig alles das, was mir an Verdiensten ermangelt.“³⁰

Obwohl Strickler zweifellos ein hochangesehener und verdienter Bürger war und seine Verdienste schon per se eine Standeserhebung mehr als ausreichend gerechtfertigt hätten, verzichtete er auf ein selbstsicheres und forderndes Auftreten. Für diese Attitüde sind gewiß mehrere Erklärungen denkbar. Er könnte etwa ein besonders bescheidener Charakter gewesen sein oder dazu tendiert haben, sich in demonstrativem Understatement zu üben. In jedem Fall darf man annehmen, daß er diese Vorgangsweise nicht gewählt hätte, wenn er sie nicht für erfolgversprechend gehalten hätte. So kann man schließen, daß er in seinem Fall eine betont bescheidene Formulierung für angemessen hielt. Diese Einschätzung mußte sich auf der Beurteilung seines Status³, seines Curriculums und seiner Verdienste gründen. Vor dem Hintergrund seiner Erfahrungen und der traditionellen Bedeutung des Begriffs „Adel“, von der er und Sichart ausgehen mußten, mußte er zur Einschätzung gelangen, daß sein Gewerbe ein Hindernis für den Aufstieg in den Adelsstand darstellte. Trotz seiner Verdienste blieb es ein Makel und stand mit dem Prinzip des Adels im Widerspruch. Seine Formulierungen zeigen, daß er nicht davon überzeugt war, daß dieses Defizit durch seine Verdienste kompensiert werden könnten. Strickler wußte, daß es dennoch nicht unmöglich war, als gewerbetreibender Bürger nobilitiert zu werden; andernfalls hätte er keinen Antrag gestellt. Aber er ging trotzdem davon aus, daß es nicht selbstverständlich und in besonderem Maß von der *Milde* des Monarchen abhängig war.

Umfangreiche und umständliche Formulierungen korrespondierten häufig mit einer problematischen argumentativen Ausgangssituation. Sie deuten auf einen Mangel hin, der durch einen Appell an die kaiserliche Gnade kompensiert werden sollte. Dabei mußte es sich nicht immer um ein Problem handeln, das die theoretischen Fundamente des Adelsstands berührte. Nicht unbedingt mußte es um im sozialen Sinn so existentielle Fragen gehen, wie, ob der Status und das gesamte soziale Profil eines Antragstellers mit dem Konzept des Adels vereinbar war. Hinter einem ungewöhnlichen Wortaufwand verbarg sich oft ein ungewöhnliches Ansinnen anderer, wesentlich konkreterer Art, wofür drei Beispiele gegeben werden sollen.

Vom anderen Ende der Reichsgrenze erreichten die Reichskanzlei in den Jahren 1773 und 1786 zwei Nobilitierungsanträge, die beide durch denselben Anlaß

²⁹AVA Adelsakt Johann Paul STRICKLER 1776, fol. 14

³⁰AVA Adelsakt Johann Paul STRICKLER 1776, fol. 14

motiviert waren. Der erste wurde vom Christian Brokes, Kaufmann aus Lübeck, gestellt und beginnt wie folgt:

„Euer Kayserliche Mayestät Weltgepriesene Höchste Gnaden, welcher Allerhöchst selbe alljenen theilhaftig zu machen Geruhen, die sich zum einzigen Augenmerk gesetzt haben, sich solche Geschicklichkeit zu erwerben, um dermaleinst sich fähig [sic] zu wissen, Allerhöchst Dero Dienst, und das beste ihres Vaterlands befördern zu helfen, machet auch mich so dreist, von Euer Kayserlichen Mayestät mir eine höchste Gnade zu erbitten, und zu solchem Ende hiermit Allerunterthänigst vorzustellen [...]“³¹

Stand und Status des Supplikanten werden durch die Information hinreichend klassifiziert, er stamme aus einem *ansehnlichen Geschlecht*, das mit patrizischen Familien verwandt sei, wie es Bürgermeister und Rat der Hansestadt in einem dem Akt beigelegten Attestat bestätigten.³² Daß es sich bei ihm um einen Vollbürger handelte, den man der städtischen *Ehrbarkeit* zurechnete ist ebenso sicher, wie seine gewerbliche Berufstätigkeit. Genauso eindeutig ist das Statusprofil von Franz Bernard Bruns, der 1786 die Nobilitierung beantragte: Er war Prediger in Lübeck. Sein Antrag beginnt mit den Worten:

„Ewr Kayserl. Majestät Weltbekannte Allerhuldreichste und Menschenfreundlichste Herablassung, welche einem jeden das Ehrfurchtvollste Vertrauen einflößet, läßt auch mich hoffen, daß Allerhöchst Dieselben es in Ungnaden nicht bemerken werden wenn ich in allerförmigster Unterwürfigkeit mich unterwinde, [...], um die Erhebung in den Adelstand füsälligst zu bitten [...]“³³

Beide Supplikanten widmeten ihrer Laufbahn und ihrem Status nur so viel Raum, daß man sich ein ungefähres Bild von ihren sozialen Verhältnissen machen konnte. Von Verdiensten berichteten sie nicht. Die Ursache für dieses ungewöhnliche Vorgehen offenbarte sich in der nicht weniger ausladenden Schlußformel des Predigers:

„[...] so bin ich durch solche Vorstellung zu diesem kühnen Schritt, mich dem Trohn Ewr. Kayserl. Majestät allerdevotest zu nahen bewogen worden. Zwar hat mein Sohn noch keine Gelegenheit gehabt seine Talente zu zeigen und eigene Verdienste zu erwerben: doch bin ich überzeugt, daß Er äußerst sich bestreben werde, seinem neuen Adel, (wenn Er so glücklich ist mit demselben Allerhuldreichst begnadiget [...] zu werden) seinem Collegio auch seiner genoßnen Erziehung Ehr zu machen, und in die Fußstapfen seiner Vorfahren zu treten.“³⁴

In Lübeck bestand eine adelige Vereinigung, die das Recht besaß, Vertreter in den Stadtrat zu entsenden. Diese *Cirkelcompagnie* rekrutierte sich, wie der Rat selbst, aus den ratsfähigen Geschlechtern des Patriziats. Im Lauf des 18. Jahrhunderts ging die Zahl der ratsfähigen Familien so stark zurück, daß sich diese geschlossenen Gesellschaften nicht mehr selbst ergänzen konnten. Die Stadtregierung entschied daher, die *Cirkelcompagnie* für nichtpatrizische Familien zu öffnen und forderte angesehene Bürger auf, die Aufnahme ihrer Söhne in diese Gesellschaft zu beantragen. Formale Voraussetzung war der Adelsstand. Das war der praktische Hintergrund für die Nobilitierungsanträge von Brokes und Bruns. In diesen Fällen wurde die Standeserhebung durch eine lokalpolitische Notwendigkeit begründet, die die Antragsteller offen bekannten, deren Berechtigung sie voraussetzten und die für sie prioritär war. Die formale Rechtfertigung

³¹AVA Adelsakt Christian BROKES 1773, fol. 6

³²Vgl. AVA Adelsakt Christian BROKES 1773, fol. 7f

³³AVA Adelsakt Franz Bernard BRUNS 1786, fol. 6

³⁴AVA Adelsakt Franz Bernard BRUNS 1786, fol. 6 f

bestand darin, daß sich die Antragsteller mit ihrem Ansuchen bereit erklärten, die Regierung der Stadt Lübeck zu unterstützen. Wenn die Reichskanzlei diese Anträge genehmigte, dann ermöglichte sie den Supplikanten, die Bürgerpflicht gegenüber ihrer Vaterstadt zu erfüllen; eine Form der Legitimation, die naturgemäß nur für Republiken gelten konnte und dementsprechend selten war. Hätte sie sie aber abgelehnt, dann hätte die Reichsstadt diese Weigerung als indirekte Obstruktion ihres Regiments und als Einmischung in ihre inneren Angelegenheiten verstehen können. Denn als Konsequenz der Ablehnung wäre der Stadtrat zu einer Verfassungsänderung gezwungen gewesen, weil ohne entsprechend qualifizierte, d. h. adelige Kandidaten der Rat nicht hätte ergänzt werden können. Das wiederum hätte dem politischen Auftrag des Kaiser widersprochen, der dazu verpflichtet war, die bestehende Ordnung aufrechtzuerhalten. Die Reichsstädte zählten stets zu den verlässlichsten Verbündeten der Habsburger, sodaß es nicht vernünftig gewesen wäre, sie zu brüskieren.³⁵

1747 zeichnete sich am Hof des Fürsten von Hohenzollern-Sigmaringen eine jener Affären ab, die das Material für *Emilia Galotti* lieferten. Die fürstliche Haushofmeisterin Maria Magdalena Berolt beabsichtigte einen Offizier aus adeliger Familie zu ehelichen. Doch anders als am Hof des Prinzen von Guastalla fand man in Sigmaringen eine pragmatische Lösung: Das Hindernis des Konubiums konnte am besten durch die Nobilitierung der Braut aus dem Weg geräumt werden. (Außerdem wurde Berolt von ihrem Fürsten ausdrücklich gefördert und nicht, wie bei Lessing, obstruiert.) Die Antragstellerin konnte also von vornherein nicht argumentieren, sie hätte die Adelswürdigkeit durch Verdienste nachgewiesen. Sie stand vor dem Problem, eine Standeserhöhung eigentlich nicht verdient zu haben, ja nicht einmal eine besonders respektable Funktion auszuüben, für die der Adelsstand angemessen gewesen wäre. Ihre Motive waren nur allzu offensichtlich rein eigennütziger Natur. Das traf zwar mehr oder weniger auf alle Nobilitierungen zu, doch konnte der Aspekt des persönlichen Vorteils durch Meriten argumentativ verdeckt werden. Maria Magdalena Berolt war daher gezwungen, andere Rechtfertigungsursachen anzusprechen:

„In solcher trostvollen allerdemüthigsten Hoffnung erkühne mich dann, Ew. Kay. May. allerdemüthigst zu erkennen zu geben, was massen ich zwar von Bürgerlichen, doch ehrlichen, [...] und reichlich angesehenen Eltern, ehelich gebohrenen hingegen, ohne eitlen Eigenruhm, von meiner ersten Jugend an, eines stillen, und sittsamen wohlständigen Lebens Wandels und tugendhafter Sitten beflissen, auch eben dadurch die Gelegenheit erlangt habe, von einem aus adelichem Geblüt abstammenden seit geraumen Jahren [...] zu seiner künftigen Ehe-Gattin ausersehen zu werden.“³⁶

Der Verweis auf die eheliche Herkunft und den ehrlichen Stand der Eltern gehörte zwar zum Standard in Antragstexten, auch die *tugendhaften Sitten* waren ein häufig gebrauchter Topos, der umso beliebter wurde, je mehr er seine ursprüngliche konkrete Bedeutung verlor, die Angabe von Charaktereigenschaften ohne eigentliche Meriten war in diesem Kontext jedoch relativ ungewöhnlich. An einer Stelle, wo normalerweise die Beschreibung von Verdiensten und Rang

³⁵Vgl. Riedenauer, Erwin: Kaiser und Patriziat. Struktur und Funktion des reichsstädtischen Patriziats im Blickpunkt kaiserlicher Adelspolitik von Karl V. bis Karl VI. – In: Zeitschrift für bayerische Landesgeschichte 30 (1967), S. 526–653. Ders.: Kaiserliche Standeserhebungen für reichsstädtische Bürger 1519–1740. Ein statistischer Vorbericht zum Thema „Kaiser und Patriziat“. – In: Deutsches Patriziat 1430–1740. Hg. von Hellmuth Rössler. – Limburg: 1968, S. 27–98

³⁶AVA Adelsakt Maria Magdalena BEROLT 1747, fol. 6

zu erwarten wäre, skizzierte Berolt das Bild einer Persönlichkeit, dessen Korrektheit schwer beurteilt werden kann, von dem sie aber annehmen konnte, daß es dem Ideal einer tugendhaften Frau entsprach. Sie behauptete nicht explizit, daß man sich durch diese Eigenschaften den Adelsstand erwerben könne, schien aber, indem sie sie als Begründung in einem Adelsantrag anführte, vorauszusetzen, daß man einer tugendhaften Frau eine Vergünstigung wohl nicht abschlagen würde. Gewissermaßen als indirekten Beweis für die Korrektheit ihrer Annahme verknüpfte sie ihre positiven Qualitäten kausal mit der Wahl ihres Verlobten. Ihr Argument lautet daher: Wenn unter der Prämisse, daß Adelige nur Adelige heiraten, ein Adelliger Frau Berolt zu heiraten bereit ist, dann ist Frau Berolt, wenn nicht adelig, so wenigstens nicht gänzlich unwürdig adelig zu werden. Ihr *stiller, sittsamer und wohlanständiger Lebenswandel* waren ausreichende Gründe für einen Adelligen, sie als ebenbürtig zu behandeln. Warum sollten diese Vorzüge also der Regierung nicht genügen?

Eine umständliche Präambel leitete daher häufig einen Antrag ein, in dem Antragsteller auf die Nachsicht der Regierung spekulierten. Sie konnte dazu dienen, den Schwerpunkt einer Standeserhebung argumentativ zu verschieben indem man den Aspekt des Gnadenerweises besonders hervorhob. So schien Berolt den Anschein erwecken zu wollen, Nobilitierung hätte mit einer Belohnung nichts zu tun:

„Ew. Kay. May. haben während dero glorreichsten Regierung nicht nur denen vornehmen Fürstlich-Gräfflich- oder adelichen, sondern auch verschiedenen aus Bürgerlichem Stand und Geblüt entsproßenen Persohnen, um selbige immer mehr und mehr zu Adelichen Sitten und Tugenden Aufzumuntern, Dero allerhöchste Kayserl. Milde zuzuwenden allergnädigsts geruhet, welches dann auch mich Endes benannte allerdemüthigste Supplicantin um so mehr aufgerichtet, von Ew. Kay. May. Machtvollkommenheit eine solche allerhöchste Kay. gnade in allertiefster Submission und Ehrfurcht zu erbitten, wodurch ich in den Stand gesetzt werden möge, so wohl mein eigenes, als auch meiner anhoffenden Posterität zeitliches Wohl auff eine dauerhafte Weiß zu befestigen.“³⁷

Aus dieser Formulierung scheint hervorzugehen, daß die Standeserhebung nicht der Anerkennung außerordentlicher Qualitäten dient, sondern als individuelle Gnade zu sehen ist, die prinzipiell jeder bzw. jedem – *nicht nur den Vornehmen oder Adelligen* – erwiesen werden kann. Die Supplikantin schloß aus der Erfahrung, daß der Kaiser in der Vergangenheit Personen *aus Bürgerlichem Stand und Geblüt* nobilitiert hatte, daß grundsätzlich jeder, der diese Bedingung erfüllte, ebenfalls nobilitiert werden könnte. Die Entscheidung der Reichskanzlei gab ihr recht. Sie behandelte den Fall pragmatisch: Berolt wurden ihre persönlichen Eigenschaften kurzerhand als Meriten angerechnet und ihr Antrag daher angenommen.³⁸ Aus dieser Entscheidung kann gewiß nicht geschlossen werden, daß Meriten für Nobilitierungen bedeutungslos waren. Dazu war dieser Fall zu atypisch. Angesichts des ungewöhnlichen Umstands, daß die Antragstellerin eine Frau war und ihr Anliegen in einer persönlichen Intervention des Kaisers in einer Notlage bestand und damit eigentlich Gegenstand einer Bittschrift war, ist anzunehmen, daß die Regierung hier eine Ausnahme machte. Der Monarch wurde in seiner Eigenschaft als mildtätiger Gnadenspender angesprochen und er handelte in diesem Sinn. Wenn zusätzlich zu verstehen gegeben wurde, daß der

³⁷AVA Adelsakt Maria Magdalena BEROLT 1747, fol. 6

³⁸Berolts Lebenswandel wurde in ihrem Verleihungsdekret im Abschnitt *Merita* gewürdigt. Vgl. AVA Adelsakt Maria Magdalena BEROLT 1747, fol. 2r

jeweilige Landesherr den Antrag unterstützte (z. B. durch eine amtliche Bestätigung der Richtigkeit der im Antrag enthaltenen Behauptungen wie sie im Fall Berolt die Sigmaringer Kanzlei ausstellte³⁹), dann sprach auch aus politischer Sicht nichts mehr gegen eine positive Erledigung.

4.1.2 Nobilitierung als Motivation

Im zuletzt besprochenen Antrag der Maria Magdalena Berolt fallen zwei Argumente auf, die auch in anderen Antragstexten eingesetzt wurden: Neben der demonstrativ vorgetragenen Sorge um die Zukunft der Kinder weist er eine theoretische Besonderheit auf, die das Prinzip der Nobilitierung selbst betrifft. In ihrer Formulierung wird die Nobilitierung als Motivation verstanden, die Menschen zu adelswürdigem Handeln anregen sollte. Nach dieser Auslegung war die Standeserhebung eine Art Investition in die potentiellen Qualitäten einer Person. Nobilitierungen könnten demnach nicht nur *ex post*, sondern auch *ex ante* ausgesprochen werden. Sie würden erteilt, um tugendhaftes und verdienstvolles Handeln erst zu ermöglichen wo eine zu niedrige ständische Einstufung eine Person in der Verwirklichung ihrer Potentiale behindert. Das *Motivationsargument* wurde von Antragstellern über den gesamten Untersuchungszeitraum hinweg vorgebracht. 16 von 83 untersuchten Antragstexten (13,3 %) enthalten eine Variante dieses Arguments.⁴⁰

Meistens wurde auf die positiven Auswirkungen hingewiesen, die eine Standeserhöhung auf die Moral der beförderten Personen hatte. So unterstrich der thüringische Hofrat Paul Heinrich Tileman in seinen Adelsgesuch aus dem Jahr 1700, wie sehr die Standeserhebung nicht nur dem Nobilitierten zum Vorteil gereiche, sondern, im Sinn einer Umwegrentabilität, letztlich auch günstig auf den Staat und seine moralische Verfassung zurückwirke. Derartige Gnadenerweise dienten somit nicht nur als individuelle Vergünstigung, man würde sie nicht nur

„[...] als Früchte eines löblichen Verhaltens, genießen, sondern auch mehrere Gelegenheit überkommen können durch tugendhafte und rühmliche Verrichtungen der Ehr Gottes, wie auch Ew. Kayserl. Maj. allerhöchsten Interesse, und des Reichs waren Wohlfahrt mit dem verliehenen Pfrunde fruchtbarlich zu wuchern.“⁴¹

Ihre motivierende Wirkung wurde als Supplementäreffekt interpretiert, der die Folge einer Belohnung ist. Mit der Nobilitierung bestätige der Kaiser den Wert der erbrachten Leistung für den Staat und die Gesellschaft. Mitunter wurde diese Annahme von Supplikanten gleichsam empirisch bestätigt, bevor sie das Motivationsargument ein weiteres Mal auf sich selbst anwandten. So bemerkte Adolf Friedrich Pfreundt, geheimer Rat in der Grafschaft Erbach, daß die 1565 vorgenommene Sandeserhebung in Form einer Wappenverleihung die Familie seither „immer noch mehr und mehr angefrischt hat nach ehr und ruhm

³⁹Vgl. AVA Adelsakt Maria Magdalena BEROLT 1747, fol. 8-11

⁴⁰Vgl. AVA Adelsakten Maria Magdalena BEROLT 1747. Johann B. BODISSONI 1749. Franz Anton, Niclas Wolfgang, Justus Adam DITTERICH 1786. Johann Joachim GREDELY 1657. Cyriak GÜNTHER 1661. Franz Andreas HEHN 1788. Andreas Josias KILIAN 1778. Jakob Christoph MAYER 1710. Adolf Friedrich PFREUNDT 1708. Johann B. PITTONI 1678. Bernhard RICHTER 1762. Johann Ferdinand RZIHA 1758. Laurenz Ignaz SAFFRAN 1711. Adam SÄTZL 1673. Jakob SCHAKHY 1677. Johann Gustav Gottfried SCHRÖDER 1782. Paul Heinrich TILEMAN 1700

⁴¹AVA Adelsakt Paul Heinrich TILEMAN 1700, fol. 10r

zu streben“.⁴² In dieser Argumentation konsequent fortfahrend wäre eine Nobilitierung daher „denen meinigen einen beständigen stimulum nach ehre und ritterlichen tugenden zu streben“.⁴³

Implizite logische Vorraussetzung für dieses Argument ist, daß der weise Souverän versuche, im eigenen und im Interesse des Staats, die Tugenden und die Leistungsbereitschaft seiner loyalen Untertanen zu erhalten und zu vermehren. Diese Argumentvariante kam exemplarisch im Antrag des freiberuflichen Postmeisters und Unternehmers aus dem Breisgau Andreas Josias Kilian aus dem Jahr 1778 zur Anwendung:

„Unter anderen allerhöchsten Gnaden, womit Eure Mayestät den wahren Patriotismus zu belohnen geruhen, ist auch der Adelstand mitbegriffen, welcher da er aus der Hand der allerbesten Monarchie ertheilt wird, schon so viele Nacheiferung zu unterschiedlichen Erfindungen zum Besten des Staates erzeugt hat.“⁴⁴

Kilian schrieb aus der sicheren Position des erfolgreichen Entrepreneurs, der sich seiner Bedeutung für den Staat und die Monarchie bewußt war. Er ließ erkennen, daß er sich um eine Standeserhebung bewirbt, obwohl er es nicht nötig hat. Dagegen – so scheint er anzudeuten – war es im Interesse der Monarchie, Leute wie ihn und ihre Aktivitäten und Verdienste zu würdigen.⁴⁵ Von der Anerkennung, die das Unternehmertum durch die Standeserhebung erführe und von der Motivation, die davon für leistungsbereite Untertanen ausginge, würde der Staat mindestens ebenso sehr profitieren wie die Nobilitanten selbst. Nobilitierung als Investition wird hier nicht mehr nur in einem moralischen, sondern sehr konkret in einem nationalökonomischen Sinn verstanden.

Die Brüder Franz Anton, Niclas Wolfgang und Justus Adam Ditterich, Agenten beim Reichshofrat bzw. Bamberger Vogt, sprachen 1786 sowohl die *ex post*, als auch die *ex ante* Nobilitierung ausdrücklich an, nahmen aber eindeutig eine Wertung zu Gunsten der letzteren vor:

„Wenn wir es wagen Eure Kaiserliche Majestät um aller hülreichste Erhebung in den Reichs Ritterstand allerunterthänigst zu bitten: So geschieht es in der alleinigen Rücksicht, daß schon mehrere Unterthanen des Römischen Reichs, nicht sowohl zu Belohnung gesammelter Verdienste, sondern mehr zu aneiferung sich in Zukunft um das allerhöchste Reichs Oberhaupt verdient zu machen, dieser kaiserlichen gnade theilhaftig geworden sind.“⁴⁶

Wenn Antragsteller in dieser Form den Zweck der Nobilitierung umdefinierten, so taten sie das wider besseres Wissen, denn es mußte ihnen bekannt gewesen sein, daß gewöhnlich nur Personen, die adelswürdige Tugenden nachweisen konnten, in den Adelsstand erhoben wurden. Spätestens seit der Regierung Maria Theresias, besonders aber seit Josef II., wurde die Nobilitierung ausschließlich als Belohnung für Verdienste (*ex post*) erteilt. Wer daher, wie die Brüder Ditterich, noch Ende des 18. Jahrhunderts ein Argument vorbrachte, das sich auf ein problematisches und anachronistisches Adelskonzept bezog, ging u. U. ein erhebliches Risiko ein. In ihrem Fall ist diese Argumentation außerdem merkwürdig, denn als Beamte waren sie bevorzugte Nobilitierungskandidaten und daher auf das Motivationsargument nicht angewiesen.

⁴²AVA Adelsakt Adolf Friedrich PFREUNDT 1708, fol. 10

⁴³AVA Adelsakt Adolf Friedrich PFREUNDT 1708, fol. 16

⁴⁴AVA Adelsakt Andreas Josias KILIAN 1778, fol. 6

⁴⁵Vgl. AVA Adelsakt Johann Thomas TRATTNER 1764, fol. 8r

⁴⁶AVA Adelsakt Franz Anton, Niclas Wolfgang, Justus Adam DITTERICH 1786, fol. 6

In manchen Fällen wurde das Motivationsargument aber durchaus nicht als unverbindliche Feststellung gebraucht, sondern als strategisches Argument. Bereits mehr als eineinhalb Jahrhunderte vor den Ditterichs (1657), allerdings unter ganz anderen Voraussetzungen, formulierte Johann Joachim Gredely das selbe Argument:

„Allermaßen aber Eur Kay. May. nach dem Exempel Ihrer Glohrwürdigsten Vorfahren auß angebohrner Kay. Clemenz mildt vndt Güette ieder Zeith genaigt sein, die Jenigen, welche durch Tugendt, ehrbaren Wandl vndt geschickhlichkaith in der Welt zu emeriren begehren, vndt sonderlichen gegen Eur Kayl. May. undt dero höchstgeehrlichtes Erzhaus Österreich sich meritirt gemacht haben, vor Anderm mit Kay. Gnaden An Zuesehen, dieselbe auß den Nidern in den höhern Standt undt würden zue erheben vndt zue setzen, [...], vndt hierdurch viel zue aemulation rühmlicher actionen undt Tugenten excituirt vndt Angefrischet werden, Also animirt auch solches mich vor Eur Kay. May. allerhöchsten Kay. Thron mit disen zu erscheinen vndt deroßelben alleruntherth. vorzuetragen, welchen maßen [...]“⁴⁷

Die Hofkanzlei erhielt aus Gredelys Antrag keine Auskunft über seinen Beruf und seinen Status. Über seine Lebensverhältnisse zum Zeitpunkt der Antragstellung erfuhr die Behörde (und wissen wir) nichts. Seine Angaben deuten auf eine eher prekäre Existenz hin: Sein Vater war Amtsarzt (*Landschaftsmedicus*) in Niederösterreich gewesen und wurde ein Opfer des Dreißigjährigen Kriegs. Der Sohn war daher eine mittellose Waise, mußte sein Studium abbrechen und Stellungen als Hofmeister bei adeligen Familien annehmen. So konnte er als Begründung für seinen Antrag nur auf ein Versprechen verweisen, daß die Regierung seinem Vater angeblich gegeben hatte und daß er sich „[...] von meiner Kindtheith vndt Jugendt an, Ich mich so viel möglich der pietet vndt aller Christlichen Tugenten befißsen [...]“ habe.⁴⁸ Gredely sah sich als Opfer der Verdienste, die sein Vater dem Staat geleistet hatte. Mit der Nobilitierung, die man dem Vater schuldete und auf die er als Erbe Anspruch erhob, würde der Schaden, den der Sohn erlitten hatte, kompensiert werden. In seinem Fall sollte das Motivationsargument die Behörde davon überzeugen, daß ihm der Adelsstand erlauben würde, den Status seiner Familie wiederherzustellen und ihm selbst eine Karriere ermöglichen würde, in der er die Verdienste leisten konnte, die seinen Fähigkeiten entsprachen.

Etwas weniger gravitatisch und schmeichelhaft als Kilian und Gredely, dafür freimütig und direkt formulierte 1782 Johann Gustav Gottfried Schröder in diesem Sinn den Grund für sein Gesuch:

„In dem allerehrerbietigsten Vertrauen zu Eurer kaiserlichen Majestät weltgepriesenen Huld, welche soviele treue Reichsunterthanen zu ihrem Glücke erprobet haben, erkühne ich mich allerhöchstderoselben um eine Gnade allersubmissesst anzuflehen, deren huldreichste Gewährung das Glück meines ganzen Lebens befördern wird.“⁴⁹

Wie bei Berolt war für ihn die Annahme der Möglichkeit einer *ex ante* Nobilitierung die Voraussetzung für die Entscheidung, sich um die Nobilitierung zu bewerben. Wiederum wurde implizit auf Präzedenzfälle verwiesen, die nicht konkretisiert wurden. Allerdings baute Schröders Argumentation noch expliziter und konsequenter auf dem Motivationsargument auf; In seinem Antrag war

⁴⁷AVA Adelsakt Johann Joachim GREDELY 1657, fol. 10

⁴⁸AVA Adelsakt Johann Joachim GREDELY 1657, fol. 10

⁴⁹AVA Adelsakt Johann Gustav Gottfried SCHRÖDER 1782, fol. 6

die Annahme der motivierenden Wirkung der Standeserhebung die Grundlage der gesamten Argumentation. Daß die Bemerkung, die Nobilitierung würde sein zukünftiges Glück befördern, nicht als rhetorische Floskel gemeint war, verdeutlichen seine weiteren Ausführungen:

„und ich hoffe gleichfalls mein Glück auf eine vorzügliche und solid Art zu gründen, woferne Eure kaiserliche Majestät mich durch die Allergnädigste Gewährung einer allerunterthänigsten Bitte hiezu fähig zu machen allerhuldreichst geruhen wollen. [...] Allergnädigster Herr! Es ist keines Weegs eitle Ehrbegierde, sondern eine unumgängliche Notwendigkeit, die mich veranlasset, Eure kaiserliche Majestät um die Ertheilung des Reichsadelstandes [...] anzuflehen.“⁵⁰

Dieser Erklärung ließ Schröder nicht etwa ein Curriculum oder die Beschreibung besonderer Vorzüge und Talente folgen. Nicht einmal seinen Beruf und seinen Wohnort teilte er mit. Diesbezüglich beschränkte er sich auf die Angabe der Meriten seiner Vorfahren und Verwandten (die sich allesamt in schwedischen Diensten befanden, weshalb anzunehmen ist, daß auch der Antragsteller selbst aus Nordostdeutschland stammte). Sogar die Neugierde der Leser bezüglich der Frage, worin die *unumgängliche Notwendigkeit* bestanden hätte, bleibt unbefriedigt. Ob damit eine private Verlegenheit oder gar eine Notlage angedeutet werden sollte, deren konkrete Umstände auszuführen zu peinlich oder nicht angemessen gewesen wäre, kann nur vermutet werden. Dagegen vergaß er nicht auf sein Vermögen hinzuweisen, daß ihm eine glaubwürdige adelige Lebensweise gestatten würde. Wenn daher Schröder selbst seine Argumente als schwach einschätzte, so war das keine höfliche Koketterie, sondern eine realistische Beurteilung:

„[...] obgleich die zu meinem Vortheil oben angeführten Umstände an sich viel zu gering sind, als daß sie mich der erbethenen Gnade besonders würdig machen sollten, so hoffe ich doch, daß wenn Eure kaiserliche Majestät hierauf einen huldvollen Blick werfen wollen, aller höchstdieselben mein Gesuch in Gnaden zu bewilligen sich allerhuldreichst bewogen finden dürften.“⁵¹

Schröders Angaben zu seiner Person lassen keine konkreten Schlüsse auf seinen Status und seine Lebensführung zu, und es ist kaum anzunehmen, daß die Beamten der Reichskanzlei mehr Information extrahieren konnten. (Dem Akt liegen keine Unterlagen bei, die auf eine Untersuchung des Falls hinweisen würden.) Abgesehen von Angaben über seinen sozialen Hintergrund und seinen Besitz ließ er der Behörde keine Anhaltspunkte zukommen, auf deren Basis sie die Berechtigung seines Anspruchs beurteilen hätte können. Offensichtlich ging er davon aus, daß allein der Verweis auf seine Herkunft und die Supplementäreffekte einer Nobilitierung auch in seinem Fall ein ausreichendes Argument für eine Standeserhebung sein müßten. Darüber hinaus setzte er den Monarchen damit in gewisser Weise unter moralischen Druck, denn die konsequente Form des Motivationsarguments macht das weitere Schicksal des Antragstellers von der Entscheidung des Kaisers abhängig. Daß besonders dieser Aspekt, der eine nicht unriskante Anmaßung gegenüber der Majestät enthielt, von ihr nicht als Impertinenz aufgefaßt wurde, lag an der Devotion, die dadurch demonstriert wurde: Der Antragsteller legte sein Leben in die Hände des Kaisers womit er sowohl sein rückhaltloses Vertrauen in die Monarchie dokumentierte, als auch

⁵⁰AVA Adelsakt Johann Gustav Gottfried SCHRÖDER 1782, fol. 6r

⁵¹AVA Adelsakt Johann Gustav Gottfried SCHRÖDER 1782, fol. 6r

die Vorstellung von einem Monarchen bestätigte, der die Verantwortung für das Schicksal seiner Untertanen trägt.

Das Motivationsargument war für Personen, die über keine Meriten oder andere stichhaltige Gründe verfügten die einzige Möglichkeit, einen Antrag auf Nobilitierung zu begründen. Würde man seinen Ursprung kennen, dann wüßte man, warum sich solche Personen trotz objektiv geringer Chancen entschieden, sich um die Nobilitierung zu bemühen. Wenigstens vier Faktoren können als Ursachen angenommen werden:

1. In theoretischer Hinsicht entsprach diese Praxis dem traditionellen Adelskonzept. Denn was Menschen nach traditioneller Vorstellung adelig machte waren keine aktuellen und manifesten Eigenschaften oder Leistungen, sondern eine ererbte Disposition zum tugendhaften Handeln. Verdienste wurden (theoretisch) nicht mit dem Adelsstand belohnt, weil sie für den Staat nützlich gewesen waren, sondern primär weil sie der Nachweis für die Tugenden des Adelswerbers waren. Die ideologische Voraussetzung für die Standeserhebung war die Vorstellung, Adelige wären mit Begabungen ausgestattet, die sie in besondere Weise zu Herrschaft und sozialer Dominanz befähigten. Verdienstvolles Handeln war nach dieser Auffassung das Resultat einer entsprechenden Veranlagung, setzte also eine ererbte Fähigkeit zum verdienstvollen Handeln voraus. Jedoch wurde die Möglichkeit eingeräumt, daß solche Veranlagungen unter ungünstigen Umständen nicht entdeckt werden oder nicht verwirklicht werden können.⁵² Um in solchen Fällen Ungerechtigkeiten korrigieren zu können, gewährten die monarchischen Verfassungen den Souveränen das Recht der Standeserhebung. Diese Annahme bildete die theoretische Basis des Nobilitierungsrechts. Als obersten Richtern kam den Monarchen die Aufgabe zu, solche Fälle zu erkennen und dagegen gegebenenfalls durch einen Eingriff in die gesellschaftliche Ordnung, der nur ihnen gestattet war, einzuschreiten. Wenn Personen beständig ein tugendhaftes und verdienstvolles Leben geführt hatten, dann konnte erwartet werden, daß diese Eigenschaften in ihnen so stark verankert waren, daß sie an die Nachkommen weitergegeben würden und somit eine erbliche Standeserhöhung rechtfertigten. Mit dem Beleg generationenlangen Wohlverhaltens war gleichsam der Beweis erbracht, daß es sich bei ihnen um Personen handelte, deren Familien bisher vom Schicksal benachteiligt gewesen waren. Sie in den Stand zu befördern, der ihnen angesichts ihrer hervorragenden Qualitäten zustand, war in der Logik der ständischen Gesellschaft nicht nur eine Gnade, sondern eine Frage der Gerechtigkeit.

2. Wenn es zutrifft, daß die kaiserlichen Regierungen die Nobilitierung als politisches Instrument zur Förderung eines neuen Adelskonzepts einsetzten, das die alten aristokratischen Traditionen durch *staatsbürgerliche* Tugenden ersetzen sollte, dann mußten sie an einer angemessenen Breitenwirkung ihrer Politik interessiert sein. Neben dem formalen Aspekt der Aufnahme in den Herrschaftsstand, der vornehmlich die Beamten und Militärs betraf, diente die Standeserhebung der Propagierung eines neuen Untertanentyps, der dem Fürsten bedingungslose Loyalität entgegenbrachte. Je mehr loyale, leistungswillige und kompetente Untertanen auf diese Weise ausgezeichnet und symbolisch an die Monarchie gebunden werden konnten, umso schneller konnte eine neue soziale und politische Elite entstehen, die ausschließlich dem Staat bzw. dem Monarchen verpflichtet war. Sie rechneten mit dem Vorbildeffekt, den die neuen Adeligen

⁵²Vgl. Jouanna, S. 174

auf die Gesellschaft ausüben würden. Durch sie konnten die Vorstellungen, die die staatliche Obrigkeit von Tugend, Verdienst und Wohlverhalten hatte und die Erwartungen, die sie in ihre Untertanen setzte, wirkungsvoll verbreitet werden. Auf diese Weise wurde signalisiert, daß jeder, der diesen Erwartungen besonders entsprach, ebenfalls eine Honorierung erwarten durfte. Die *Auszeichnung* war eine *Kennzeichnung* von Personen, die den Vorstellungen der Regierung vom idealen Untertanen entsprach. Jeder einzelne neue Adelige war ein lebendes Exempel, in dem sich die Haltung der absoluten Monarchie gegenüber ihren Untertanen realisierte. Ohne diese Erwartungen und Vorstellungen konkret formulieren zu müssen, veranschaulichte die Praxis der Standeserhebung für die Öffentlichkeit ebenso klar nachvollziehbar wie praktisch anwendbar und zweifellos wirksamer, als jede staatswissenschaftliche Abhandlung, was der Kaiser von seinen Untertanen wünschte. Vor dem Hintergrund dieser strategischen Überlegung ist es verständlich, daß die Regierungen die Nobilitierung nicht allzu selektiv anwandten.

3. Es waren daher die Regierungsstellen selbst, die in der Öffentlichkeit den Eindruck entstehen ließen, die entscheidende Bedingung für eine Standeserhebung sei eine loyale Gesinnung. Dazu trugen nicht nur die Nobilitierungspraxis und das Beispiel der Personen bei, die bereits nobilitiert worden waren, es stand überdies explizit in fast allen Nobilitierungsurkunden. In der *Creatio* (dem Teil der Urkunde, in dem die Ernennung ausgesprochen wurde) stand ausdrücklich, daß eine der Ursachen, weshalb der Antragsteller in den Adelsstand erhoben wurde und warum der Kaiser überhaupt Standeserhebungen erteilte, in ihrer motivierenden Wirkung bestand. Andere Untertanen sollten durch das Beispiel des gerade Nobilitierten angeregt werden, sich in gleicher Weise zu führen.

Die Formulierungen des 17. und 18. Jahrhunderts unterschieden sich lediglich durch den Stil, nicht durch den Sinn der Aussage. Formeln dieser Art waren spätestens seit dem 16. Jahrhundert Bestandteil des Standardtexts von Verleihungsdekreten, sodaß man davon ausgehen kann, daß das Motivationsargument von Anfang an ein Kernelement der Konzeption von Standeserhebungen im allgemeinen und der Nobilitierungspolitik im besonderen war.⁵³ Aus der 1623 ausgestellten Verleihungsurkunde für Dominik Häring, der erst kürzlich zum böhmischen Ratssekretär ernannt worden war, geht hervor, daß nur solche nobilitiert werden sollten ...

„welche nicht allein von ehrlichen, Redlichen und wohlverdienten Elter herkommen, sondern sich auch für sich selbst adelicher gueter Sitten tugent und wandls befeißē und benebens und dem Heyl. Reich, und unsers Lobl. Hauß Österreich, getreuer und bestendiger Dienstbarkeit vor anders gehorsamblich anhengig und verwand sein und dises sonderlich zu dem ende damit nicht allein dergleichen tugent Verdienste Jrer Würdigkeit nach begabt und belohnt sondern auch andere zu denmäßgen wolverhalten [...] angeleitet [...] werden [...]“⁵⁴

Ende des 18. Jahrhunderts findet sich die gleiche Aussage im Verleihungsdekret für den schon erwähnten Leipziger Kaufmann August Wilhelm Crayen:

⁵³Eine Kontrollprobe ergab, daß dieser Passus bereits im 16. Jahrhundert Bestandteil des Dekretstexts war. Die für die Brüder Oswald, Gottfried und Heinrich Salburger aus dem Salzkammergut 1561 ausgestellte Nobilitierungsurkunde enthält folgende Passage: „Darumb vnnd damit andere zu dergleichen Tugenden Adelichen guetten Thatten vnnd Trewen dienen geraizt vnnd gewegt werden, So haben wir demnach [...] Oswaldt Gottfried vnnd Hainrich die Salburger [...] geadlt.“ AVA Adelsakt Oswald, Gottfried und Heinrich SALBURGER 1561, fol. 3

⁵⁴AVA Adelsakt Dominik HÄRING 1623, fol. 2r

„So sind wir doch mehrers geneigt, derenjenigen Nahmen und Stammen in höhere Ehre und Würde zu erheben, und mit kaiserl. Gnaden zu bedenken, deren Voreltern und sie selbst sich in unseren und des hl. römischen Reichs treu gehorsamsten Diensten vor anderen mit unterthanigster Ergebenheit besonders hervorgethan, und wohl verhalten haben, damit noch mehrere durch dergleichen milde Belohnung zur Nachfolge guten Verhaltens und Ausübung adelicher Thaten gleichfalls bewegt und aufgemuntert werden.“⁵⁵

Beide Formulierungen bestätigen die Annahme der Bedeutung intergenerationalen Wohlverhaltens durch den Hinweis auf die Eltern des Supplikanten. Aus Crayens Nobilitierungsdekret ging außerdem hervor, daß Handlungen, die im Sinn des Staats verdienstvoll und erwünscht sind, als dem Adel entsprechend anzusehen sind.⁵⁶ Der Verleihungstext läßt offen, ob unter *adeligen Taten* die Aufgaben von Beamten im Sinn eines Herrschaftsstands gemeint sind, oder bestimmte konkrete Verdienste als adelswürdig zu klassifizieren sind. Jedenfalls bezieht er sich immer auf die im jeweiligen Fall nobilitierte Person und gibt damit zu erkennen, daß diese Person und ihre Taten durch die Standeserhebung zum Vorbild erklärt werden. Der Monarch handelte hier konsequent nach dem Prinzip der fürstlichen Souveränität und im Sinn der absolutistischen Adelstheorie. Adelig war, was er für adelig hielt, und ein Edelmann war der, den er zum Edelmann erklärte. Anstatt die Kriterien für die Adelswürdigkeit zu explizieren, definierte er sie ostensiv: Adelswürdig sei der, den der Kaiser als Adeligen gekennzeichnet hat.⁵⁷ An ihrem Beispiel habe sich zu orientieren, wer wissen will, wie es geht.

4. Angesichts der Häufigkeit kaiserlicher Nobilitierungen kann man davon ausgehen, daß dieses Konzept tatsächlich wirksam war. In manchen Anträgen finden sich Hinweise, daß in der Praxis die Entscheidung, eine Nobilitierung zu beantragen, von Präzedenzfällen beeinflusst worden war. Insbesondere die Beförderungen von Verwandten und Bekannten schienen bei manchen einen erheblichen Konkurrenzdruck ausgelöst zu haben.⁵⁸ Ohne Zweifel wurde die Attraktivität der Nobilitierung und ihre Verbreitung auch durch Fälle gefördert, die zu belegen schienen, daß die Schwelle für eine Standeserhebung keineswegs so hoch war, als daß sie nur von außerordentlich qualifizierten und verdienten Personen überschritten werden konnte. Beispiele von Personen, deren Anträge genehmigt worden waren, obwohl bekannt war, daß sie über keine Eigenschaften verfügten, die man in der Öffentlichkeit gewöhnlich mit den Adel assoziierte, dürften die Entscheidung für diesen Schritt beträchtlich erleichtert haben.

1762 wurde der Göttinger Student Bernhard Richter in den Reichsadelsstand erhoben. Zwar sind auch in diesem Fall die Hintergründe und genauen Umstände (sofern solche bestanden hatten) nicht bekannt, aber aus seinen eigenen Angaben könnte man den Eindruck gewinnen, es wäre ihm daran gelegen gewesen den Beweis zu erbringen, Nobilitierungen seien nichts weiter als eine bloße bürokratische Formalität. In seiner Hand verwandelten sich die Argumente der Adelswürdigkeit in reine Phrasen, so, als ob sie lediglich standardisierte

⁵⁵AVA Adelsakt August Wilhelm CRAYEN 1788, fol. 2

⁵⁶Vgl. AVA Adelsakten Franz Bernard BRUNS 1786, fol. 2. Andreas Josias KILIAN 1778, fol. 2. Johann Ferdinand RZIHA 1758, fol. 2. Johann Friedrich, Georg Christian, Wallfried Daniel TRÖLTSCHE 1765, fol. 2. Johann Friedrich UNGER 1776, fol. 2

⁵⁷Ostensive Definition := Definition durch Hinweis, d. h. durch Angabe der Extension eines Begriffs. Sie kann u. U. rein demonstrativ und nonverbal sein.

⁵⁸Vgl. AVA Adelsakten DINCKLER 1697, fol. 7. Johann EDER 1667, fol. 9. Johann Jakob SICHART 1750, fol. 9. Andreas (OCHS) von SONNAU 1633, fol. 4

Formeln in einem administrativen Routineverfahren gewesen wären. Wie viele andere vor ihm leitete er den Antrag mit einer Präambel ein, die sich stark am Text der Verleihungsurkunden orientierte, wobei er wohlweislich die in der Regel darin enthaltenen Hinweise auf Verdienste und Erfahrung vermied und ihm durch stilistisch geschickte Reformulierungen einen ganz anderen Sinn gab.

„Ew Kayl. May. sind jederzeit, nach dem Beyspiel Allerhöchstdero Glorwürdigsten Vorfahren am Reich, geneigt gewesen, diejenige, welche nicht allein von gutem Geschlecht und wackere Eltern geboren, sondern auch durch ihre Tugenden und Geschicklichkeit sich vor anderen hervor zu thun zu scheinen berühmt sind, besonders aber Ew. Kay. Majst. und dem Teutschen Vaterland dermaleinst nützliche und erspriessliche Dienste zu leisten sich beyffern, mit Kayserl:n Allerhöchsten Gnaden anzusehen [...]“⁵⁹

Ähnlich wie die zuvor erwähnten Brüder Ditterich setzte er den Schwerpunkt des Zwecks der Nobilitierung auf die Vorteile, die der Monarchie durch die Förderung loyaler Untertanen erwachsen würden. Richters Vorgehensweise war indessen wesentlich raffinierter und suggestiver: Mit der Formel, *die Majestät sei jederzeit geneigt, ihre treuen Untertanen zu belohnen*, wurde stets eine Aussage eingeleitet, die sich auf bereits *geleistete erspriessliche Dienste* bezog. Richter formulierte diese Aussage so um, daß aus ihr hervorging, der Adelsstand würde nicht auf der Basis *geleisteter*, sondern („dermaleinst“) *zu leistender* Verdienste erteilt. Er kopierte den Stil des Dekretstexts dabei so überzeugend, daß man beinahe von einer Täuschung sprechen kann, denn sie vermittelt den Eindruck, er habe den Kaiser zitiert und sich folglich auf seinen ausdrücklichen Willen bezogen. Tatsächlich legte ihm Richter seine eigene, von der Regel deutlich abweichende Auffassung gleichsam in den Mund.

Richters Angaben zur Person zeichnen das Bild eines jungen Manns aus guter Familie: die Vorfahren hatten nicht näher bezeichnete „ansehnlichste Ehrenstellen mit vielem Ruhm“⁶⁰ bekleidet, der Vater war Professor in Marburg, die Mutter aus adeliger Familie. Von ihnen sei er stets „zu allen wohlstandigen Tugenden und Sitten an[ge]halten“ worden.⁶¹ Strategisch klug erwähnte er, daß ihn seine Eltern außerdem in Sprachen und „anderen adeligen Studien“ hatten unterrichten lassen. Damit war gemeint, daß er über Fertigkeiten verfügte, die üblicherweise nur jungen Adeligen an Ritterakademien gelehrt wurden und die zur typischen Qualifikation von Höflingen gehörten. Er stellte sich somit als Person dar, die bereits das Leben eines Adeligen führt oder jedenfalls zu führen bereit und in der Lage ist und der dafür nur noch die formelle Berechtigung fehlt. Etwas weniger wohlwollend könnte man ihn als *Snob* bezeichnen.⁶² Über Verdienste konnte er natürlich nicht berichten, was angesichts seines Berufs verständlich ist. Wie in kaum einem anderen Fall geht jedoch aus Richters Antrag hervor, daß er das auch nicht für erforderlich hielt. Der Zweck der Nobilitierung sollte darin bestehen, seine eigene Laufbahn zu beschleunigen und durch die Förderung eines loyalen, eifrigen und dienstbefissenen Untertanen zugleich den Interessen des Staats dienen:

⁵⁹AVA Adelsakt Bernhard RICHTER 1762, fol. 8r

⁶⁰AVA Adelsakt Bernhard RICHTER 1762, fol. 8r

⁶¹AVA Adelsakt Bernhard RICHTER 1762, fol. 9

⁶²Die Herkunft des Begriffs „Snob“ ist nicht vollkommen aufgeklärt. Einer verbreiteten ethymologischen Hypothesen zufolge ist er eine Verballhornung des Ausdrucks *sine nobilitate*. Die Anwendung dieses Begriffs auf Richter ist daher auch unter einem formalen Gesichtspunkt nicht unberechtigt.

„[...] wodurch also bey mir die Begierde erwachsen, mich vor anderen hervorzuthun und durch Erhebung in einen höheren Stand mein Glück mit mehrerem Nachdruck zu befördern, und dadurch Ew. Kay. Majst. und dem Teutschen Vaterlande zu Leistung nützlicher und ersprießlicher Dienste mich immer mehr fähig zu machen.“⁶³

Es ist äußerst bemerkenswert, daß die Reichskanzlei diesen Antrag mit allergrößtem Wohlwollen behandelte. Im Gegensatz zu den meisten anderen Nobilitierungsfällen waren die Formulierungen des Ernennungsdekrets fast noch schmeicheilhafter, als das Bewerbungsschreiben. Es würdigte Richters Fortschritte im Studium und lobte seinen Ehrgeiz und seine guten Vorsätze. Wie auch in anderen Verleihungsurkunden hob man besonders die Absicht hervor, die Ehre der Vorfahren zu vermehren „[...] in welche löbl.e Fußstapfen fortzuwandeln, und dem teutschen Vatterland sich dermaleinsten nützlich zu machen [...]“ er sich bereit erklärt habe.⁶⁴ Die Begründung im Verleihungsdekret folgte exakt der Argumentation des Antragstellers. Eine Nobilitierung in gutem Glauben (*ex ante*) sei die Voraussetzung, um ihn zu einem treuen und leistungsbereiten Untertanen zu machen. Die Behörde bestätigte daher,

„[...] daß er nunmehr [...] Uns [...] getreue und ersprießliche Dienste leisten zu können sich die angenehme Hoffnung mache; Zu desto vollkommener Erreichung dieses seines vorhabenden Endzwecks aber nichts mehrers wünsche, als in den heil. Röm. Reichs Adelstand [...] erhoben zu werden.“⁶⁵

Damit erkannte die Behörde offiziell an, daß ein Kandidat, der zu den schönsten Hoffnungen Anlaß gab die Chance erhalten mußte, seine lobenswerten Ambitionen zu realisieren, selbst wenn dafür einem Antrag stattgegeben werden mußte, dessen Forderungen völlig unangemessen und mit der sozialen Praxis nicht vereinbar waren. Sie formulierte die Rechtfertigung so, als ob der Kaiser die moralische Verpflichtung hätte, die Erwartungen des Supplikanten nicht zu enttäuschen. Daß Richter die üblichen Voraussetzungen, an die die Standeserhebungen gebunden waren in keiner Weise erfüllte, durfte dafür kein Hindernis darstellen. Folgt man der Begründung der Reichskanzlei, dann war allein die Möglichkeit und die Aussicht auf eine verdienstvolle Zukunft ein mehr als ausreichender Beförderungsground. Einen Beweis für seine Vertrauenswürdigkeit schien man nicht für erforderlich zu halten.

Selbst wenn man über keine Quellen verfügt, die die Reaktionen auf diese Nobilitierung belegen würden, so kann man sich dennoch unschwer vorstellen, wie die Öffentlichkeit die Nachricht aufnahm, daß es einem Studenten gelungen war, in den Adelsstand erhoben zu werden. Sie dürften sich kaum von den Reaktionen unterscheiden haben, mit denen zu allen Zeiten ungerechtfertigte Bevorzugungen durch Behörden wahrgenommen werden. Wahrscheinlich wurden sie ähnlich beurteilt, wie die Usancen der Sancta Romana Rota im Fall der Auflösung kirchlich geschlossener Ehen in unserer Zeit: Wenn sich die Vermutung wiederholt bestätigt, daß alten und prominenten (häufig hochadeligen) Familien der Antrag auf Eheannullierung wesentlich häufiger stattgegeben wird als anderen Katholiken, dann leidet darunter die Glaubwürdigkeit sowohl der betreffenden Institution (der kirchlichen Ehe), als auch der zuständigen Behörde. In solchen Fällen besteht die Gefahr, daß der Eindruck entsteht, Gerechtigkeit wäre teilbar, könne durch Beziehungen manipuliert oder einfach gekauft werden.

⁶³AVA Adelsakt Bernhard RICHTER 1762, fol. 9f

⁶⁴AVA Adelsakt Bernhard RICHTER 1762, fol. 3

⁶⁵AVA Adelsakt Bernhard RICHTER 1762, fol. 3r

Daher ist denkbar, daß die Öffentlichkeit auf Fälle, wie den Richters, resigniert und desillusioniert reagierte. Sie könnten zur Festigung der verbreiteten Auffassung beigetragen haben, der Adelsstand wäre primär eine käufliche Ware und daher jedem zugänglich, der aus einigermaßen reputierlichen Verhältnissen stammte und ihn sich leisten konnte. Insbesondere Personen, die sich echte Verdienste erworben hatten und meinten, es erst im vorgerückten Alter wagen zu dürfen, sich um die Nobilitierung zu bewerben, konnten Fälle wie diesen als Affront aufnehmen. Das schadete zweifellos dem Ansehen des neuen Adels und der Attraktivität der Institution der Nobilitierung.

Gleichwohl kann ein Rückgang der Attraktivität kaiserlicher Standeserhebung empirisch nicht nachgewiesen werden. Für bestimmte Gruppen behielt sie eindeutig ihre soziale Relevanz und ihre Funktion als Statussymbol. Die Erklärung hierfür liegt einerseits in ihrer starken traditionellen Legitimation, die gegen relativ harmlose und endemische Fälle von Mißbrauch offensichtlich resistent war. Dazu trug bei, daß der Adelsstand für Beamte und Offiziere weiterhin das äußere Zeichen ihrer obrigkeitlichen Autorität war und die Nobilitierung dadurch ihre symbolische Verbindung mit der ehrenvollen (prestigereichen) Sphäre der Herrschaft nicht verlor.

Andererseits war es für die Attraktivität des Adelsstands günstig, ihn nicht allzu schwer zugänglich zu machen. Eine zu hohe Schwellenangst hätte seine politische Funktion als Motivationsmittel beeinträchtigt. Wenn man will, daß Aufstiegschancen wahrgenommen werden, dann muß man sie so gestalten, daß sie für Aufstiegswillige praktisch realisierbar sind. Wären die Hürden zu hoch gewesen, sodaß man die Standeserhebung für praktisch unerreichbar gehalten hätte, dann wäre ihre Reichweite und damit ihre Wirkung als Stimulanz für Loyalität viel geringer gewesen. Zudem hätte der Kaiser eines seiner wohlfeilsten Mittel zur Belohnung und Motivation loyaler und leistungswilliger Untertanen eingebüßt. Solange sich aber auch Personen mit durchschnittlichen Qualifikationen berechnete Hoffnung auf Honorierung ihrer Dienste und ihrer Treue machen konnten, blieb die Nobilitierung ein praktikables politisches Instrument mit sozialer Relevanz. Für solche Supplikanten ermöglichte das Motivationsargument eine formale Kompensation ihrer Defizite und war damit quasi eine argumentative Hintertür auf dem Weg zu ihrem Ziel.

4.1.3 Kinder und Fußstapfen

In 22 von 85 untersuchten Nobilitierungsanträgen (25,88 %) brachten die Antragsteller ihre Kinder in der einen oder anderen Form ins Spiel.⁶⁶ Auf welche Weise waren Kinder für Standeserhebungen relevant? Welche Information übermittelten Supplikanten mit der Erwähnung ihrer Kinder? Obwohl in machen

⁶⁶Vgl. AVA Adelsakten Johann B. Martin ARAND 1798, fol. 7f. Maria Magdalena BEROLT 1747, fol. 6. Christian BROKES 1773, fol. 6f. Franz Bernard BRUNS 1786, fol. 6r. August Wilhelm CRAYEN 1788, fol. 7. Anton ECKHARD 1623, fol. 3. Johann EDER 1667, fol. 9. Dominik HÄRING 1623, fol. 4. Hermann HÖPFNER 1673, fol. 7. Bertram Joseph KESSELER 1783, fol. 5r. Andreas Josias Kilian 1778, fol. 7r. Georg Niklas LÜBBERS 1786, fol. 5r. 8. Adolf Friedrich PFREUNDT 1708, fol. 10r. Jakob Ernst PLÖCKNER 1690, fol. 11r f. Johann Georg RAUCHBAR 1698, fol. 3r. Laurenz Ignaz SAFFRAN 1711, fol. 10r. Jakob SCHAKHY (SACCO) 1677, fol. 3. Agatha SCHWEIZER 1776, fol. 6. Joseph SENGER 1772, fol. 12r. Johann Thomas TRATTNER 1764, fol. 8 f. Johann Friedrich UNGER 1776, fol. 6. Anton WALTER 1664, fol. 5r

Fällen die Kinder des Supplikanten im Verleihungsdekret unter den *Meriten* erwähnt werden, erscheint es dennoch inadäquat, sie als adelswürdige Verdienste zu klassifizieren. Selbst unter Berücksichtigung einer hohen Kindersterblichkeit und den Bedingungen des *European marriage pattern* war Elternschaft auch in der frühen Neuzeit nicht so außergewöhnlich, als daß es vorstellbar gewesen wären, sie als Argument für Standeserhebungen zu akzeptieren. Im Unterschied zu den Vorfahren hatten Kinder überdies kaum Verdienste, die zur Festigung der Ehre der Familie und zur Begründung einer Standeserhebung wesentlich beitragen hätten können. Trotzdem erfüllten sie im Kontext einer Antragsbegründung eine Funktion, die aber eher rhetorischer als substantiell legitimatorischer Natur war.

Grundsätzlich erscheint die Erwähnung von Kindern nur sinnvoll, wenn man davon ausgeht, daß solche beim Adressaten einen guten Eindruck hervorrufen. Dieser positive Effekt konnte sich auf rein subjektive, emotionale Faktoren stützen: Die Supplikanten konnten erwarten, daß auch der Kaiser und seine Beamten als Väter empfanden und verantwortungsvollem Handeln in dieser Art Verständnis und Sympathie entgegenbrachten. Zugleich waren Kinder aber auch objektive Indikatoren für soziale Verhältnisse: Sie waren ein Hinweis auf eine materiell gefestigte Existenz. Beide Faktoren waren gleichsam indirekte Belege für die Glaubwürdigkeit und die Berechtigung des Adelsanspruchs.

Im Zusammenhang mit Nobilitierung hatten Kinder zudem eine familienpolitische Bedeutung. Der Adelsstand war eine erbliche Auszeichnung und daher nur sinnvoll, wenn er tatsächlich vererbt werden konnten. Er wurde theoretisch unter der impliziten Bedingung verliehen, daß durch die Nobilitierung eine neues Geschlecht begründet wurde. Diese Voraussetzung wurde natürlich nur erfüllt, wenn die Aussicht auf die Fortsetzung des Adelsstands in einer Familie bestand. Nachkommenschaft (*Descendenz*) war ein wesentliches Element in jeder Adelskonzeption. Ihr wurde besondere Aufmerksamkeit gewidmet, denn der Fortbestand einer Familie war das primäre Ziel sämtlicher Bemühungen und jeder politischen Strategie des Adels.⁶⁷ Daher war es zweifellos opportun, wenn Antragsteller darauf hinwiesen, daß sie diese Erwartungen erfüllten und sich außerdem der grundsätzlichen Bedeutung der *Descendenz* für den Adelsstand bewußt waren und dementsprechend handelten bzw. gehandelt hatten.

Der Aspekt der Verantwortung gegenüber der Nachkommenschaft mußte daher nicht ausführlich spezifiziert werden. Es schien auszureichen, die Existenz von Kindern und den Wunsch der Eltern zu erwähnen, ihnen eine möglichst aussichtsreiche Laufbahn zu ermöglichen. Ein Beispiel für diese Art, die Kinder und die Elternschaft quasi en passant einzuwerfen gab 1690 der Wiener Hofagent Dr. Jakob Ernst Plöckner, der zwischen zwei Argumenten beiläufig erwähnte, er habe sich um den Adelsstand beworben „[...] auch umb meinen Kindern Einen weeg ad alteriora zu bannen“⁶⁸ Im 17. Jahrhundert waren Nobilitierungen noch meistens mit der Verleihung weitreichender Immunitäten und Privilegien zum Schutz der Person (*Schutz und Schirm*, *Salva guardia* etc.) verbunden. Der Kaufmann Jakob Schakhy (Sacco) aus Schärding in Niederbayern vertraute auf die Autorität und die schützende Wirkung kaiserlicher Immunitäten, wenn er sich 1677 auf diesen Aspekt bezog. Er wünschte für seine Kinder

⁶⁷ Vgl. Bastl, S. 271

⁶⁸ AVA Adelsakt Jakob Ernst PLÖCKNER 1690, fol. 11r f. Vgl. auch AVA Adelsakt Johann Friedrich UNGER 1776, fol. 6

„[...] denenselben inskünftig zu besserer fortpflanzung ihres glückhs unter Eüer Kaysl. Mays. und obgedacht dero Durchleuchtigst-Hochlöblichsten Erzhausses Österreich Schuz, gern merere anlaß geben wolte.“⁶⁹

Verhältnismäßig früh erkannte auch der Stadtrichter von Linz, Anton Eckhard, daß ein Adelsprädikat gewisse Karrierevorteile mit sich bringt und beantragte 1623 dieses mit dem ausdrücklichen Verweis auf seine Kinder.⁷⁰ Der schon erwähnte wohlhabende Unternehmer Andreas Josias Kilian aus dem Breisgau unterstrich die Selbstlosigkeit seines Anliegens, indem er auf den Anspruch einer finanziellen *Remuneration* seiner Verdienste zu Gunsten einer Nobilitierung verzichtete, da seine Kinder davon mehr profitieren würden.⁷¹

Etwas weniger unverbindlich und deutlich nachdrücklicher wurden Kinder argumentativ instrumentalisiert, wenn sie dem Antragsteller die Möglichkeit boten, seine Loyalität und sein Pflichtbewußtsein gegenüber der Monarchie zum Ausdruck zu bringen. In dieser Argumentvariante wurde vorgebracht, daß die Kinder durch den Adelsstand in die Lage versetzt würden, sich für den Dienst am Staat fähig und brauchbar zu machen. Damit würden sie außerdem verpflichtet, sich in gleicher Weise wie die Vorfahren dem Staat zur Verfügung zu stellen und ihm loyal zu dienen. Durch den Adelsstand würden die Nachkommen gleichsam dem Kaiser und dem Staat geweiht. Es handelte sich dabei also um eine Ausdehnung des Motivationsarguments auf die folgenden Generationen. Ebenso wie gute Eltern mußte auch der Kaiser daran interessiert sein, den Kindern eine effektive Tugendstimulanz zukommen zu lassen, besonders, wenn es sich um Kinder bewährter Eltern handelte. Supplikanten, die sich darum bemüht hatten, ihre Kinder darauf vorzubereiten, Verantwortung für die Monarchie zu übernehmen und sie, im Sinn der Erwartung der Monarchie, *zur Nachfolge guten Verhaltens* angehalten hatten, durften damit rechnen, daß diese Erziehungsmaxime von der Behörde günstig aufgenommen wurde. In dieser berechtigten Hoffnung führte der Geheimrat Hermann Höpfner, Kanzler im Herzogtum Braunschweig-Lüneburg, im Jahr 1675 an:

„Wan ich nun also geraume Zeit hero adeliche Chargen bedienet, und darin noch itzo würcklich stehe, meine Kinder auch zu denen qualitetes anweisen und erziehen lassen, das dieselbe mit göttliche Hülfe sich zu adeligen Bedienungen ferner capable machen werden [...]“⁷²

Wie der Kanzler Höpfner seine Kindern auf die Übernahme obrigkeitlicher Funktionen vorbereitete, so hatte der Klagenfurter Apotheker Josef Senger seine Descendenz, seinem Status und seinen Möglichkeiten entsprechend, nach mittelständischen Werten erzogen:

„[...] und endliche durch meinen ohnermiedeten fleiß, und gespahrsamkeit, daß ich meinen drey Söhnen eine solche Auferziehung geben können, wodurch selb zu allerhöchstem Dienst, und Nuzen des Vaterlands heut oder Morgen ersprißliche Dienste zu leisten, fähig gemacht werden möchten.“⁷³

Beide Supplikanten gaben zu erkennen, daß sie ihre Elternpflichten als Untertanenpflichten aufgefaßt und wahrgenommen und auf diese Weise die Erwartungen des Staats von loyalen Vasallen erfüllt hatten. Adelskandidaten, die ihre

⁶⁹AVA Adelsakt Jakob SCHAKHY (SACCO) 1677, fol. 4

⁷⁰Vgl. AVA Adelsakt Anton ECKHARD 1623, fol. 3

⁷¹Vgl. AVA Adelsakt Andreas Josias KILIAN 1778, fol. 8

⁷²AVA Adelsakt Herrmann HÖPFNER 1673, fol. 7. Vgl. auch AVA Adelsakt Laurenz Ignaz SAFFRAN 1711, fol. 11r

⁷³AVA Adelsakt Joseph SENGER 1772, fol. 12r

Loyalität nicht nur bekannten, sondern nachweisbar auch in der Familie lebten, konnten erwarten, ihre Chancen auf Standeserhebung entscheidend zu verbessern.⁷⁴

Häufig waren Nobilitierungsanträge durch konkrete ungünstige Anlässe motiviert. Manchmal waren Kinder von diesen Problemen betroffen oder hatten sie sogar hervorgerufen. Es kam vor, daß ein Supplikant, der über geringe materielle Ausstattung verfügte, seinen Kinder wenigstens einen Titel und die damit verbundenen Vorteile hinterlassen wollte. Johann Eder aus Sterzing (1667) hoffte, daß seine Nachkommen mit dem Adelsstand auf andere Art gut versorgt sein würden und er es ihnen ermöglichen würde, leichter zu dem zu gelangen, was er selbst ihnen nicht geben konnte.⁷⁵ Meistens handelte es sich darum, daß eine Karriere, zu der die Kinder neigten oder für die sie von den Eltern vorgesehen waren, ohne den Adelsstand nicht oder nur schwer realisierbar war. Gelegentlich sind die Überlegungen der Eltern schwer nachvollziehbar, wie etwa im Fall des Regensburger Sattlermeisters Anton Walter, der 1664 annahm, der Adelsstand würde seinem Sohn ein Universitätsstudium erleichtern:

„Willen Ich nun vnder andren meinen Kindern, auch ein kleinen Sohn von Ailff Jahren noch im leben habe, Welchem Ich zwar auß tragender Vätterlicher fürsorg, wie zu mahlen auch Vmb seines im Studieren verspürenden Ingenij, gehren nach meinem zeitlichen ableiben eine Kayl. gnad vnd gedachtnus hinerlassen wolte.“⁷⁶

Im 18. Jahrhundert begannen Beamte und Bürger den Ausschluß von bestimmten Berufen und Rängen und das Zutrittsverbot zu gewissen Korporationen zunehmend als Diskriminierung zu empfinden. Das schlug sich in den Motiven für die Beantragung der Nobilitierung nieder. Der kaiserliche Oberamtsrat und Landschreiber Johann B. Martin Arand aus Altdorf in Oberschwaben sprach dieses Problem 1798 direkt an:

„Itens Wird der Unterzeichnete keineswegs von der Stimme des Vorurteils, von Stolz, oder eigennütziger Vorliebe geleitet, diese Bitte zu wagen, sondern blos das Beste seiner Kinder, denen er fünf hat, hat ihn dazu bewogen weil besonders unter diesem Vorzuge Söhne eher Stiftungen erhalten und eben dadurch zu rechtschaffenen Bürgern und würdigen Staatsdienern gebildet in der Welt eher ihr Fortkommen finden können.“⁷⁷

(Der Antragsteller unterstrich die Bedeutung dieses Faktors, indem er ihm den ersten Platz in einer zehnteilige Liste von Argumenten einräumte.)

Bereits genau hundert Jahre zuvor verweigerte die Landschaft der Grafschaft Waldeck dem hessischen Geheimrat Johann Georg Rauchbar aus Darmstadt die Rezeption als Landmann. Er mußte sich damit abfinden, daß für ihn selbst keine Möglichkeit mehr bestand, auf den Landtag geladen zu werden, obwohl er mit einer Frau aus dem landsässigen Adel verheiratet war und mehrere adelige Güter besaß. Mit einer Nobilitierung, die er 1698 beantragte, würden, laut seinen Angaben, wenigstens deren Kinder Aussicht auf den Rang haben, der ihnen zustünde.⁷⁸

⁷⁴Vgl. AVA Adelsakten Maria Magdalena BEROLT 1747, fol. 6. Adolf Friedrich PFREUNDT 1708, fol. 10. Bertram Joseph KESSELER 1783, fol. 5r

⁷⁵Vgl. AVA Adelsakt Johann EDER 1667, fol. 6r

⁷⁶AVA Adelsakt Anton WALTER 1664, fol. 5r

⁷⁷AVA Adelsakt Johann B. Martin ARAND 1798, fol. 7 f

⁷⁸Vgl. AVA Adelsakt Johann Georg RAUCHBAR 1698, fol. 3

Eine vergleichbare Zwangslage veranlaßte 1776 Friedrich Graf Wiser, einen kurpfälzischen Offizier, die Nobilitierung für seine Gattin Agatha zu beantragen. Weil diese Ehe nicht standesgemäß war, wurden deren Kinder von Teilen des väterlichen Erbes ausgeschlossen, was nur durch eine Standeserhebung verhindert werden konnte.⁷⁹ Schon erwähnt wurden die Fälle der Lübecker Bürger Brokes und Bruns, die mit ihrer Initiative indirekt einer Aufforderung der Stadtregierung nachkamen, dafür zu sorgen, daß ihre Söhne die formalen Bedingungen der Ratsfähigkeit erfüllten.⁸⁰

Besonders die Offiziersstellen des Militärs waren für junge Männer aus dem Bürgertum ebenso attraktiv wie unzugänglich. Gerade in den angesehensten Regimentern war der Adelsstand die Bedingung für die Bewilligung eines Offizierspatents. Diese Notwendigkeit stand als Motiv hinter den Nobilitierungsanträgen des dänischen Étatsrats und Brigadiers Georg Niklas Lübbers und des gleichfalls schon erwähnten Leipziger Kaufmanns August Wilhelm Crayen. Lübbers sprach bei dieser Gelegenheit noch ein weiteres Grundproblem sozialer Mobilität in der frühen Neuzeit an:

„Weil aber ein solcher persönlicher Adel nicht erblich ist und gleichwohl in Beförderung des Glücks meines einzigen Sohnes, der eine unwiderstehliche Neigung zum Militäristande hat, worin ein Unadelicher selten es weit zu bringen pflegt mir gar sehr am Herten liegt. [...] wodurch mein Sohn noch mehr ermuntert werden und Gelegenheit bekommen wird sich durch rühmliche Thaten hervorzuthun und sein Glück zu machen“⁸¹

Die Ränge und Amtstitel, die sich staatliche Funktionäre erworben hatten, waren nicht übertragbar. Auch wenn es einflußreichen Amtsträgern möglich war, ihre Söhne gut zu positionieren, blieb ihr Status informell und damit prekär. Die Übertragung des Status einer Person – so hoch er auch war – auf seine Familie, war unter den Bedingungen der ständischen Gesellschaftsordnung nur durch eine formelle und durch eine obrigkeitliche Autorität beglaubigte Standeserhöhung möglich. Erst durch den Adelsstand wurde ein elitärer Status für die Nachkommen langfristig gesichert. Während der Status handel- und gewerbetreibender Bürger primär materiell definiert war und daher auch eher mit materiellen Mitteln abgesichert werden konnte, war für Beamte und Militärs ohne nennenswertes Vermögen der Formalakt der Standeserhöhung unumgänglich, wenn der Status dauerhaft erhalten werden sollte. Erst die Nobilitierung kennzeichnete eine Familie endgültig als etabliertes Mitglied der administrativen und militärischen Funktionselite.

Verglichen mit der relativ gefestigten und wohletablierten Position des königlich dänischen Majors fehlten den Söhnen des Leipziger Kaufmanns Crayen alle ständischen Qualifikationen für eine aussichtsreiche Offizierslaufbahn. Dennoch war der Vater entschlossen, alle Möglichkeiten auszuschöpfen, um für sie die erstrebte Karriere und sich selbst eine signifikante Statusverbesserung zu erwirken.

„Da nun erstere [die Söhne] Neigung zu Kriegsdiensten zeigen, und der Adelstand zur Beförderung des Glückes in solchen eine wesentliche Erfordernis ist, so wird die Erwerbung dieses Vorzuges in Rücksicht der Gründung des Glückes meiner Kinder und meiner Nachkommen einer meiner heißesten Wünsche.“⁸²

⁷⁹Vgl. AVA Adelsakt Agatha SCHWEIZER 1776, fol. 5-6

⁸⁰Vgl. AVA Adelsakten Christian BROKES 1773, fol. 6-7. Franz Bernard BRUNS 1786, fol.

6-7

⁸¹AVA Adelsakt Georg Niklas LÜBBERS 1786, fol. 5r, 8

⁸²AVA Adelsakt August Wilhelm CRAYEN 1788, fol. 4r

Der Offizier war eine der wenigen traditionellen Berufsfelder, die dem Adel offenstanden und mit seinem Standeskonzept ohne Einschränkungen kompatibel waren. Mangels standesgemäßer Alternativen wurde aus diesem Grund die Offizierskarriere für den jüngeren Nachwuchs des Adels reserviert und die Zugangsbestimmungen entsprechend definiert und eingeschränkt. Derartige Barrieren behinderten allzu oft die Verwirklichung persönlicher Ambitionen und Neigungen, zu denen Nicht-adelige sich berechtigt glaubten. Für das Bürgertum stellten sie eine Last und ein Ärgernis dar, wurden sichtlich als Zumutung wahrgenommen und als unangemessene Einengung des sozialen und individuellen Handlungsspielraums. In Fällen wie diesen war der Anlaßcharakter der Anträge so dominant, daß sie die Vermutung nahelegen, sie wären nicht gestellt worden, wenn die Bedingungen es nicht erfordert hätten.

Von der Notwendigkeit, mit dem Adelsstand materielle Defizite symbolisch zu kompensieren war Lübberts freilich nicht betroffen. In seinem Fall läßt sich vermuten, daß sein Status wohl auch ohne Titel ausreichend abgesichert gewesen wäre. Er hatte sich mit dem *ansehnlichen Vermögen*, das er sich als Söldner im Dienst der Ostindischen Kompanie in Indien erworben hatte, ein Landgut in Holstein gekauft, sodaß er und sein Familie finanziell unabhängig waren. Hingegen bedeuteten Crayens Pläne ein Eindringen in die reservierte Domaine des Adels durch ständisch minderqualifizierte, für die der Wunsch nach einer Offizierslaufbahn eher durch eine Laune oder übertriebenem sozialen Ehrgeiz, als einer existentiellen Notwendigkeit motiviert war. In Frankreich hatte die Regierung 1781 (sieben Jahre vor Crayens Antrag) mit dem *loi Ségur* das Offizierskorps – auch im Interesse der Erhaltung der Professionalität – gerade gegen solche ehrgeizigen Eindringlinge abgeschirmt. Wie wohlervogen diese Maßnahme war, zeigt der Zusatz in Crayens Antrag, mit dem er das *privilegium de non usu* beantragte, durch das der Adelsstand jederzeit wieder abgelegt werden konnte, wenn seine Beschränkungen hinderlich oder mit der praktischen Lebensführung nicht mehr vereinbar waren (oder man es sich einfach anders überlegt hatte). Das legt die Vermutung nahe, daß er weder besonderes Vertrauen in die beruflichen Pläne seiner Söhne setzte, noch die Absicht hatte, wirklich ein Leben als Edelmann zu führen.

Im Zusammenhang mit dem Aspekt der familialen Kontinuität wurde auffallend häufig die Redewendung von den *Fußstapfen* der Eltern gebraucht, in die der Antragsteller stets getreten sei. In zwölf von 83 untersuchten Nobilitierungsanträgen (9,96 %) wird diese oder eine damit äquivalente Wendung gebraucht.⁸³ Es kann in diesem Kontext nicht festgestellt werden, ob es sich dabei um einen allgemein gebräuchlichen Topos handelte, oder sich seine Verwendung auf bestimmte Anlässe, wie die amtliche Korrespondenz, Curricula oder Bittgesuche beschränkte. Auch kann er keinem bestimmten regionalen Idiom zugeordnet werden, denn er findet sich in Texten aus allen Teilen des Reichs. Ebenso wenig läßt sich ermitteln, ob seine Verwendung von der behördlichen Korrespondenz der kaiserlichen Kanzleien, oder von den Supplikanten selbst ausging. Beide Seiten begannen gleichzeitig seit dem Beginn der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts

⁸³Vgl. AVA Adelsakten Johann B. BODISSONI 1749, fol. 4. Franz Bernard BRUNS 1786, fol. 6 f. Balthasar LUZ 1742, fol. 13. Heinrich PERGEN 1663, fol. 5. Adam SÄTZL 1673, fol. 6. Johann Jakob SICHART 1750, fol. 8r. Johann Friedrich, Georg Christian, Wallfried Daniel TRÖLTSCHE 1765, fol. 5. Johann B. WINKLER 1678, fol. 8. Josef Honorat ZÖPFF 1717, fol. 12

diese Metapher zu verwenden. Somit kann die Annahme, die Antragsteller hätte dabei eine stereotype Wendung der kaiserlichen Dekrete aufgegriffen, um einen argumentativen Vorteil zu erzielen, nicht bestätigt werden.

Relativ eindeutig kann dagegen die rhetorische und argumentative Funktion der *Fußstapfen* beschrieben werden. Was zuvor über den emotionalen Faktor der Elternschaft gesagt wurde, trifft reziprok auch auf die Kindschaft zu: Der Kaiser und seine Beamten wurden damit sowohl an die Pflicht der Kinder erinnert, die sie selbst waren und die erfüllt zu haben sie sich wahrscheinlich schmeichelten, als auch an die Erwartungen, die sie in ihre eigenen Kinder setzten. Der rhetorische Zweck dieser Wendung bestand offenkundig darin, die Antragsteller als familienbewußte und moralische Wesen auszuweisen, die die göttlichen Gebote und die gesellschaftlichen Normen respektierten.

Abgesehen vom grundsätzlich lobenswürdigen und achtenswerten Vorsatz der Elternliebe wies diese Metapher auch einen Aspekt auf, der die Substanz des traditionellen Adelskonzepts berührte. Da der Adelsstand auf Grund seiner theoretischen Konzeption keine individuelle und persönliche Ehrung war, sondern die offizielle Anerkennung erblicher Vorzüge einer ganzen Familie, erforderte sie vom Adelswerber den Nachweis intergenerationeller Tugend. Entsprechend dieser ideologischen Vorgabe wurde das Bild von den Fußstapfen als Zeichen der Kontinuität adelswürdiger Eigenschaften zwischen den Generationen der Familie eingesetzt. Nachdem der Supplikant die Aktivitäten der Vorfahren beschrieben hatte setzte er seine eigenen Verdienste mit ihnen in Beziehung, indem er sie – mittels des Bilds der *Fußstapfen* – als Konsequenz einer Familientradition auslegte. Das konnte in der Praxis in Form einer eher kursorischen Andeutung geschehen wie im Antrag des Kitzbüheler Gerichtsschreibers Balthasar Luz aus dem Jahr 1742:

„Und zumahlen nicht nur alleine meine Vor- und Älteren sowohl zu frid- als Kriegszeiten Vile Nützlich- und erspriesßliche Dienste prostieret, sonderen auch ich deren Fuesßstapfen folgende, meine wenigkeit [...] nütlicher habe gebrauchen lassen.“⁸⁴

In der Beschreibung seiner Meriten stellte Luz eine strukturelle Kontinuität zwischen seinen Vorfahren und sich selbst her, indem er, die auf die Eltern bezogene Unterscheidung zwischen *Friedens- und Kriegszeiten* aufgreifend, seine eigenen Verdienste in Friedens- und Kriegsverdienste gliederte.

Je prominenter die Vorfahren waren, umso ausführlicher und nachdrücklicher konnten Supplikanten sich auf deren Errungenschaften berufen. Am deutlichsten zeigte sich das in Fällen von Wiederverleihungen, wie etwa im Fall des Berchtesgadener Kanzlers Dr. Josef Honorat Zöpff aus dem Jahr 1717:

„vnd gibe anbey gehorsambist zuuernemen, welchergestalten meine voreltern vätterlicher seits schon von vngefehr einem Sæculo her [...] Trey gehorsambste Dienst gelaistet, vnd in verschidenen Adelichen chargen [...] lange Jahr befunden haben. Nit weniger zeigt auch die [Beilage] daß bey Eur Kayl. Mayen Grosmächtigsten Vorfahren Am Röm. Reich meine Voreltern Muetterl. er seits [...] ihren vnderthenigisten Eyfer dermassen haben contestieret, das dieselbe [...] die würckliche nobilitet allergdist. verlichen worden. Nach welchem Beyspill meiner Eltern vnnd Voreltern mich dan auch dahin beeyfert, vnd in deren Fuesstapfen einzutretten möglichste Krefftten angewendet habe.“⁸⁵

⁸⁴AVA Adelsakt Balthasar LUZ 1742, fol 13 f

⁸⁵AVA Adelsakt Josef Honorat ZÖPFF 1717, fol. 11 f

Bei Zöpff waren die Fußstapfen der Vorfahren nicht nur relativ groß und erlegten eine entsprechend große Verpflichtung auf, sie kreuzten auch die Fährte der Vorfahren des Kaisers, was ihre Bedeutung weiter hervorhob. An diesem Beispiel läßt sich außerdem die Relevanz des oben beschriebenen emotionalen Aspekts erkennen. Der Supplikant deutete eine gemeinsame Kontinuität zwischen ihm und dem Kaiser an: Beide waren sie Nachkommen ihrer Vorfahren, die gleichermaßen für die Interessen des Reichs gelebt hatten, und beide erfüllten die Pflicht der Nachfahren. Doch je länger eine Familie sich um das Reich verdient gemacht hatte, umso länger war auch das moralische Schuldenkonto, das der Kaiser zu begleichen hatte. Mit der ausführlichen Beschreibung der Meriten der Vorfahren und der Versicherung, ihnen in dieser Hinsicht nachgefolgt zu sein, schienen die Antragsteller die Erwartung andeuten zu wollen, daß es nun am Kaiser sei, seinen glorreichen Vorfahren ebenfalls nachzufolgen, indem er seiner Funktion als *fons honorum* großzügig nachkam. Diese Verpflichtung war umso größer, wenn von der Genehmigung eines Antrags die Aufrechterhaltung oder Wiederherstellung des Status und der Ehre einer Familie abhängig war. Nur schwer konnte sich ein Monarch, der sich in jedem Nobilitierungsdekret dazu bekannte, die alten, treuen und verdienten Geschlechter zu ehren und zu fördern, dem Argument verschließen, eine Standeserhebung würde dazu beitragen, den alten Glanz einer Familie wieder herzustellen.⁸⁶

Die zuständigen Behörden schienen diese Sichtweise zu teilen. Jedenfalls griffen sie diesen Topos inklusive seiner impliziten Bedeutung als Appell an die kaiserlichen Pflichten bereitwillig auf. Zunächst läßt sich dieser Sachverhalt daran erkennen, daß Verleihungsdekrete auch dann das Bild der Fußstapfen verwendeten, wenn es im Antrag nicht gebraucht wurde.⁸⁷ Noch deutlicher geht der Umgang mit dem Faktor der Elternnachfolge aus dem Gutachten über die Berechtigung des Antrags des Bozener Richters Franz Josef Stickler hervor. 1776 kam die Hofkanzlei in seiner Angelegenheit zu folgendem Votum:

„Da der Bittsteller die von seinen Voreltern erworbene Verdienste immer zu vermehren ereifert gewesen, auch von ihm die lobwürdige Verwendung für das künftige um so mehr zu hoffen ist, [...], so ist diese treuehorsaamste Hof Kanzley ebenfalls der allerunterthänigsten Meinung, daß Eure Maj., den Bittsteller in den Adelstand [...] allergnädig zu erheben geruhen könnten.“⁸⁸

Stickler hatte in seinem Antragstext weder von Fußstapfen gesprochen, noch auf andere Weise eine familiäre Kontinuität explizit hergestellt. Diese wurde von den zuständigen Beamten aus der Beschreibung der generationenlangen Beamtentätigkeit der Familie selbständig abgeleitet. Was die relativ häufige Verwendung des Bilds der *Fußstapfen* nahelegt, wird in diesem Argument bestätigt: Für die kaiserlichen Behörden war die Erhaltung einer Familientradition ein selbständiger Wert und eine adelswürdige Tugend an sich. In einer traditionellen Gesellschaft kann Traditionspflege nicht auf einen bestimmten Stand beschränkt werden. Sie war nicht nur für den Adel typisch. Doch konnte man, auf der Grundlage praktischer Erfahrungen mit dem beinahe obsessiven Familienbewußtsein des Adels ein besonders ausgeprägtes Bewußtsein für die Familienehre als Indiz für eine aristokratische Mentalität interpretieren. Hinweise auf eine derartige

⁸⁶Vgl. AVA Adelsakten Johann B. BODISSONI 1749, fol. 5. Friedrich Gottlieb RAUMER 1693, fol. 17. Adam SÄTZL 1673, fol. 17

⁸⁷Vgl. AVA Adelsakt Johann Friedrich SICHART 1696, fol. 6r

⁸⁸AVA Adelsakt Franz Josef STICKLER 1776, fol. 14

Einstellung sprachen daher für die Anerkennung der Adelswürdigkeit und die Genehmigung eines Antrags.

4.1.4 Das Argumentationsstrategem der kaiserlichen Belohnung

In 26 von 83 untersuchten Antragstexten (21,58 %) gaben die Supplikanten den Grund für ihr Ansuchen mit der Bemerkung an, sie hätten sich auf der Basis des allgemein bekannten Sachverhalts, daß der Kaiser verdiente Personen mit dem Adelsstand belohne, zu diesem Schritt entschlossen.⁸⁹ Aus der Häufigkeit und der Art, in der diese Aussage vorgetragen wurde, geht hervor, daß es sich dabei um ein geläufiges rhetorisches Muster handelte, mit dem die Initiative zur Standeserhebung einer unpersönlichen und unbeeinflussbaren Instanz zugeschrieben wurde. Auf diese Weise konnte der eventuell ungünstige Eindruck vermieden werden, der Supplikant wäre durch Ehrgeiz und Eitelkeit veranlaßt worden, mehr zu wollen, als ihm zusteht. Die Kunde war die Instanz, die die Verantwortung für die Entstehung des Wunschs nach Nobilitierung trug. Sie war der Vorwand für das prinzipiell ungebührliche und irreguläre Anliegen, den aktuellen Stand verlassen zu wollen.

Zunächst bestand die Funktion dieser Aussage darin, eine Standeserhöhung als Normalität erscheinen zu lassen. Sie sollte als gebräuchliche, häufig geübte und allgemein bekannte Praxis dargestellt werden, die durch eine lange Tradition und zahlreiche Präzedenzfälle legitimiert war. Dazu wurden in der Regel zwei rhetorische Verfahren angewandt, die sich beide in der Einleitung des Antrags von Mathias Dollinger, 1668 Verwalter im Kremnitzer Goldbergbau, finden:

„Es ist Weltdkundig, daß E. Kayl. May. nit allein nach dem Exempel dero höchstgeehrter Vorfahren am Reich Römischer Kayser vnd Könige, sondern auch aus angeborner milde, dieiehnige, so sich ie vnd allerwegen in Adelichen vnd gueten Tugenden aufzunehmen vnd zuwachsen, auch in dero vnd gemeinen weesens diensten meritirt zumachen beflissen, mit sonderbarer Kayl. gnaden vnd ergezlichkeiten anzusehen vnd vor andern zu würdigen pflegen.“⁹⁰

Mehrfach beriefen sich Supplikanten wie Dollinger auf die hohe Bekanntheit der Nobilitierung. Die häufig gebrauchte Wendung *es ist weltkundig* in Verbindung mit der Information, der Kaiser belohne treue Dienste, hob die starke Verbreitung der Kenntnis dieser Praxis hervor.⁹¹ In einer hauptsächlich im 18. Jahrhundert üblichen Variante dieser Wendung wurde die Bekanntheit nicht

⁸⁹Vgl. AVA Adelsakten Maria Magdalena BEROLT 1747, fol. 6. Christian BROKES 1773, fol. 6. August Wilhelm CRAYEN 1788, fol. 3. Georg Niclas DELLACHER 1688, fol. 11r. Franz Anton, Niclas Wolfgang, Justus Adam DITTERICH 1786, fol. 6. Mathias DOLLINGER 1668, fol. 14. Johann EDER 1667, fol. 6. Alexius FREY 1623, fol. 6. Johann Joachim GREDELY 1657, fol. 10. Dominik HÄRING 1623, fol. 3. Franz HEFFENER 1723, fol. 7. Hermann HÖPFNER 1673, fol. 6. Bartholomäus HÖSSLIN 1695, fol. 10. Bertram Joseph KESSELER 1783, fol. 5. Georg Niklas LÜBBERS 1786, fol. 5. Jakob Christoph MAYER 1710, fol. 14r. Jakob Ernst PLÖCKNER 1692, fol. 11. Abraham PÜCHLER 1666, fol. 11. Johann Ambros REICHMANN 1705, fol. 10. Bernhard RICHTER 1762, fol. 8. Joseph SENGEL 1772, fol. 12. Franz Joseph Ignaz STEINER 1742, fol. 2 f. Johann Paul STRICKLER 1776, fol. 14. Paul Heinrich TILEMAN 1700, fol. 8. Franz TRATTNER 1734, fol. 9. Johann B. WINKLER 1678, fol. 8r

⁹⁰AVA Adelsakt Mathias DOLLINGER 1668, fol. 14

⁹¹Vgl. AVA Adelsakten Georg Niclas DELLACHER 1688, fol. 11r. Abraham PÜCHLER 1666, fol. 11

der Nobilitierungspraxis, sondern der Gnade des Monarchen zugeschrieben, die die eigentliche Ursache der Standeserhebung sei. (Sie wurde z.B. in der oben zitierten Einleitung des Lübecker Kaufmanns Christian Brokes eingesetzt.)⁹²

Auch ohne ausdrückliche Erwähnung des Bekanntheitsgrads kaiserlicher Gnade führten Adelswerber in der Regel an, daß der Monarch im allgemeinen verdiente Personen zu belohnen pflegt. Sie eröffneten also ihre Argumentation mit der Feststellung eines neutralen Sachverhalts, der den grundlegenden Ausgangspunkt des gesamten Verfahrens bildete. Da Standeserhebungen weder durch Reichsgesetze, noch durch legislativ verbindliches Gewohnheitsrecht codifiziert waren und somit niemand ein Recht darauf geltend machen konnte, waren der Hinweis auf die allgemeine Übung und die unverbindliche Anführung von Präzedenzfällen die einzige Möglichkeit, eine diesbezügliche Anfrage zu begründen. Rechtlich gesehen waren Supplikanten Bittsteller und Nobilitierungen freiwillige Gnadenerweise des Souveräns, auf die kein rechtsgültiger Anspruch erhoben werden konnte. Wenn sie trotzdem beantragt wurden, dann war der Verweis auf eine gebräuchliche Praxis der einzige Weg, diesem Gesuch eine minimale formale Legitimität zu verleihen. Das erreichte man durch Formulierungen, in denen gewisse modifizierende Verben als neutralisierende Operatoren eingesetzt wurden. So vermied man die definitive Behauptung, der Kaiser belohne verdiente Personen, durch die Formulierung, er *pflege* oder er *geruhe* sie (jederzeit) zu belohnen. Dadurch wurde die Behauptung in eine unverbindliche Annahme modifiziert und entschärft. Wenn ein Antrag auf diese Weise allzu neutral und schwach zu geraten drohte, konnte ihm gegebenenfalls mit dem Hinweis auf nicht näher spezifizierte Präzedenzfälle Nachdruck verliehen werden, wie es 1764 der Wiener Verleger Johann Thomas Trattner für angebracht hielt:

„[...] andern Theils aber nichts ungewöhnliches ist, daß Entrepreneurs und Leuthe meines Gleichen die dem Vaterlande auf einige Art sich verdienstlich gemacht haben, nobilitiert zu werden pflegen.“⁹³

Alle diese rhetorischen Maßnahmen dienten letztlich dem Zweck, Standeserhebungen den Anschein einer Ausnahme zu nehmen. Das erschien nötig, weil sie zwar *de facto* ein durchaus alltäglicher Vorgang waren, *de jure* aber in der ständischen Gesellschaftsordnung nicht oder eben nur in Ausnahmefällen vorgesehen waren.

Dieses argumentative Strategem war keine willkürliche rhetorische Fiktion, sondern leitete sich direkt aus dem Standardtext der Nobilitierungsdekrete ab. Seit den frühesten Dokumenten wurde eine Nobilitierung mit folgender Formel eingeleitet:

„Wir [der Kaiser] Bekennen offentlich mit disem brief vnnd thuen khundt allenmeniglich.“⁹⁴

Standeserhebungsurkunden waren also keineswegs private Dokumente, sondern öffentliche Verlautbarungen. Adelsstandeserhebungen der Reichskanzlei mußten

⁹²Vgl. AVA Adelsakten Christian BROKES 1773, fol. 6. Hermann HÖPFNER 1673, fol. 6. Adolf Friedrich PFREUNDT 1708, fol. 10. Johann Ambros REICHMANN 1705, fol. 10. Franz Joseph Ignaz STEINER 1742, fol. 2

⁹³AVA Adelsakt Johann Thomas TRATTNER 1764, fol. 8r. Vgl. auch AVA Adelsakten Maria Magdalena BEROLT 1747, fol. 6. Franz Anton, Niclas Wolfgang, Justus Adam DIT-TERICH 1786, fol. 6. Markus Tobias NEUBRONNER 1692, fol. 5r

⁹⁴AVA Adelsakt Oßwaldt, Gottfried, Hainrich SALBURGER 1561, fol. 1

darüber hinaus in den jeweiligen Reichsterritorien publiziert werden, um Gültigkeit zu erlangen. Sie fanden also nicht diskret im Verborgenen statt, sondern waren grundsätzlich eine Angelegenheit, die die Öffentlichkeit betraf und möglichst vielen Personen bekanntgemacht werden sollte. Abgesehen davon, daß Standeserhebungen nur dann sinnvoll und sozial wirksam waren, wenn sie bekannt wurden, war es daher nicht nur unvermeidlich, sondern durchaus erwünscht, wenn das Publikum sie zur Kenntnis nahm und auf sie reagierte. In Verbindung mit der oben erörterten propagandistischen Intention in Form der expliziten Aufforderung zur *Nachfolge guten Verhaltens* gab diese Praxis allen, die an einer Nobilitierung interessiert waren, ausreichende Anhaltspunkte, auf die sie sich in der Begründung ihrer Entscheidung beziehen konnten.

Wohl um diesen Aspekt zu unterstreichen griffen Supplikanten häufig die Formulierungen der Verleihungsdekrete auf. So stellten sie neben dem inhaltlichen auch einen stilistischen Bezug her. Auf diese Weise konnte angedeutet werden, daß sie derartige Dokumente kannten und daher wußten, daß eine Nobilitierung eine Aufforderung enthielt, die sich an jeden Untertanen des Reichs richtete.⁹⁵

Die zweite Funktion dieses rhetorischen Strategems bestand darin, die Bedingungen einer Nobilitierung stipulativ zu definieren. Neben der Festlegung der formalen Bedingungen und der Rechtmäßigkeit des Wunsches nach Standeserhebung diente es somit auch der inhaltlichen Bestimmung der Voraussetzungen, unter denen sie erteilt wurde. In der Regel enthielten Antragseinleitungen dieser Form eine Liste von Eigenschaften, die die Meinung des jeweiligen Antragstellers bezüglich der Bedingungen für die Nobilitierung wiedergaben. Der Inhalt dieser Tugendkataloge war beinahe so vielfältig wie die Biographien, die ihnen folgten. Sehr allgemein blieb Alexius Frey, 1623 Finanzbeamter der Krainer Landschaft in Laibach. Er war der Meinung, der Kaiser

„[...] remunerirt und ergötzt diejenigen [...] die guetes gemehrt und befördert haben“⁹⁶

Franz Trattner, 1743 Inhaber einer Wechselstube in Linz, nahm an, daß neben Verdiensten auch die Herkunft eine Rolle spielen könnte:

„May [...] geruhen allermüdest diejenige, welche von Ehrlich und wappenmäßigen Eltern geboren, sonderbar aber sich selbst mitls unverrickt bezeugter Treu auch um das Vatterland und Publicum erworbenen Verdiensten einer allerhöchsten gnad würdig gemacht, in den Adelstand zu erhöhen“⁹⁷

Hofagent Dr. Plöckner meinte, der wesentliche Faktor bei der Beurteilung der Qualitäten einer Person sei der Ruf und die Bekanntheit, die sie in der maßgeblichen Öffentlichkeit genieße:

„[...] alß mit welchen Ewr Kayl. Mayl. diejenige, so vor andern Etwan in Sago vel Toga, durch sich selber oder die seinige sich in der Weldt bekannt gemacht, oder sonst durch dero Adeliches Verhalt, vndt qualitäten an: vndt bey dero Kayl. Hoff Statt, Chur vndt Fürsten des Reichs in Consideration kömmen, allernädigst zu bedenken Pflügen.“⁹⁸

⁹⁵Vgl. AVA Adelsakten Mathias DOLLINGER 1668, fol. 14. Johann Joachim GREDELY 1657, fol. 10. Johann Ambros REICHMANN 1705, fol. 10. Bernhard RICHTER 1762, fol. 8. Franz Joseph Ignaz STEINER 1742, fol. 2 f. Franz TRATTNER 1734, fol. 9. Johann B. WINKLER 1678, fol. 8r

⁹⁶AVA Adelsakt Alexius FREY 1623, fol. 6

⁹⁷AVA Adelsakt Franz TRATTNER 1734, fol. 9

⁹⁸AVA Adelsakt Jakob Ernst PLÖCKNER 1690, fol. 11

Weniger prominente Persönlichkeiten, wie der Augsburger Juwelier und Silberschmied Bartholomäus Hößlin, tendierten dagegen zwangsläufig dazu, den Schwerpunkt eher auf positive Charaktereigenschaften zu legen. Demnach beholte der Monarch solche,

„[...] deren VorEltern auch Verwandten auch sie selbst jederzeit durch ein aufrecht Eerlich und Tugendsamben wandel vor andern sich zu distinguieren gesucht [...] allerunterthänigst schuldigste Treue und pflicht zu bezeugen sich befließen haben.“⁹⁹

Im Gegensatz dazu vertrat der Mainzer Hof- und Regierungsrat und spätere Reichshofratssekretär Franz Heffener 1723 die typische Auffassung eines Beamten:

„Ewr Kayl. May. angestammte allerhöchste Milde, nach welcher dieselbe alle diejenige, welche Ihro, dero durchleuchtigstem Erzhaus und dem Publico treue und nützliche dienste zu erweisen sich beEyifferen, mit Kayl. Gnaden anzusehen pflegen Verahnlaßet auch mich zu der Freyheit in tiefster Erniedrigung vorzutragen, [...]“¹⁰⁰

Der dänische Abenteurer Lübbbers schließlich war von der unendlichen Großmut des Kaisers überzeugt, „mit welcher Allerhöchstdieselben jeden glücklich zu machen geneigt sind.“¹⁰¹

Als Bestandteile eines Argumentationsmusters, das die Bedingungen für die Standeserhebung gegenüber der staatlichen Autorität vorsichtig umriß, waren die darin angeführten Eigenschaften ebenfalls nicht mehr als unverbindliche Vorschläge, die gleichsam eine gemeinsame Verhandlungsbasis entwerfen und festlegen sollten. Die Antragsteller beschrieben knapp und andeutungsweise, worin ihrer Auffassung nach die Voraussetzungen für eine Nobilitierung bestünden. Auf der Grundlage dieser Annahme hatten sie ihre eigene Qualifikation beurteilt und für ausreichend befunden. Sie waren stets so formuliert, daß dabei der Eindruck eines anmaßenden Eingriffs in die kaiserlichen Kompetenzen vermieden wurde und sie die Behörde nicht als Vorwegnahme ihre Entscheidung auslegen konnte. Vielmehr waren sie scheinbar objektive Erfahrungsberichte, aus denen hervorgehen sollte, unter welchen Bedingungen der Kaiser in der Vergangenheit bereits Personen nobilitiert hatte. Wenn diese Voraussetzungen – so die implizite Struktur des Arguments – tatsächlich gültig und auf einer korrekten Auslegung des kaiserlichen Willens beruhten, so würde nichts gegen eine Annahme des eigenen Antrags sprechen.

Der analytische Wert dieser Präambeln besteht in der subjektiven Charakterisierung adelswürdiger Tugenden durch Adelswerber. In ihnen brachte die Schicht der bürgerlichen Aufsteiger ihre Auffassung von Bedeutung und Wert des Adels am direktesten zum Ausdruck. Indirekt charakterisierte sie sich damit auch selbst, denn natürlich waren die beschriebenen Tugenden stets auf die jeweilige Person bezogen, die die Nobilitierung erwartete. Zugleich skizzierten sie die präsumptiven Eigenschaften (oder eher das Ideal) jener neuen Elite, der sie anzugehören wünschten. Aus einer Untersuchung dieser Eigenschaften läßt sich daher die Vorstellung ermitteln, die sich diese Gruppe vom Adel machte.

⁹⁹AVA Adelsakt Bartholomäus HÖSSLIN 1695, fol. 10

¹⁰⁰AVA Adelsakt Franz HEFFENER 1723, fol. 7

¹⁰¹AVA Adelsakt Georg Niklas LÜBBERS 1786, fol. 5

4.2 Die Begründung des Adelsanspruchs

Es kann angenommen werden, daß der Initiative zur Nobilitierung ein Entscheidungsprozeß vorausging, in dem die Supplikanten die Chancen für die Genehmigung ihres Antrags beurteilten (wenn man davon ausgeht, daß derartige Entscheidungen in der Regel das Resultat rationaler oder wenigstens intersubjektiv nachvollziehbarer Überlegungen waren). Bei einer so heiklen Angelegenheit wie einer Standeserhebung war das Risiko als Hochstapler entlarvt zu werden und sich lächerlich zu machen zu groß, als daß man auf eine sorgfältige Erwägung dieses Schritts hätte verzichten können. Also stand jeder Interessent vor der Frage, ob sein Status und seine persönlichen Errungenschaften für eine Standeserhebung ausreichten. Da keine verbindlichen Richtlinien über die Voraussetzungen für Nobilitierungen erhalten sind und es auch keine Hinweise auf die Existenz solcher Bestimmungen gibt, bestand die einzige Möglichkeit, diese Frage zu beantworten in einem Rückgriff auf die individuellen Vorstellungen vom Adel und die Erfahrungen mit ihm. Nur durch einen Vergleich des eigenen sozialen Profils mit diesem individuellen Adelskonzept und u. U. mit dem Sozialprofil von Personen, deren Anträge erfolgreich waren, konnte beurteilt werden, ob ein Antrag Aussicht auf Genehmigung haben würde. Auch Personen, die sich bisher nie eingehender mit der Bedeutung des Adelsstands auseinandergesetzt hatten, waren nun gezwungen, ihre Vorstellungen von ihm zu reflektieren und zu konkretisieren. Ihre Entscheidung sowie ihre Einschätzung der eigenen Adelswürdigkeit waren das unmittelbare Resultat dieses Reflexionsprozesses. Jedes Argument, mit dem sie ihren Anspruch begründeten, mußte daher dem persönlichen Adelskonzept entsprechen und aus ihm ableitbar sein.

Mit den Anträgen auf Nobilitierung besitzen wir eine Quelle, aus der indirekt die Vorstellung der Antragsteller über den Adel hervorgeht. Sie stellten sich als Personen dar, die die Bedingungen für den Adelsstand erfüllten und deren Eigenschaften diesen Stand rechtfertigten. Aber indem sie sich selbst als Edelleute beschrieben, beschrieben sie damit zugleich ihr Bild vom Adel. Aus einer Sammlung und Systematisierung der Eigenschaften, mit denen sich die Antragsteller charakterisierten mußte, sich somit ihre Vorstellung vom Adel rekonstruieren lassen. Das soll in diesem Abschnitt versucht werden.

Im Abschnitt *Die Eigenschaften des Adels* wurde bereits eine gleichartige Rekonstruktion vorgenommen, jedoch nur auf der Basis aktueller Forschungsergebnisse. Dabei wurden die zentralen und substantiellen Eigenschaften des frühneuzeitlichen Adels, wie sie aus den einschlägigen Forschungsbeiträgen hervorgehen, expliziert und als Modell skizziert. Wenn die Forschung recht hat, dann mußte sich dieses Modell mit den Vorstellungen, wie sie sich aus den Antragstexten rekonstruieren lassen, decken. Methodologisch dient diese Untersuchung also der Überprüfung des Modells und damit des gegenwärtigen Forschungsstands. Allerdings muß hier differenziert werden, denn nicht alle der im Abschnitt über die adeligen Eigenschaften konstruierten Modell behaupteten Eigenschaften sind in Bezug auf Adelswerber relevant. Manche Eigenschaften ergaben sich erst als Folge des Adelsstatus. Besonders die Kategorien, die oben als *Merkmale* unterschieden wurden, konnten theoretisch nur auf Individuen zutreffen, die bereits adelig waren, nicht auf solche, die erst adelig werden sollten. So konnten etwa adeliges Konnubium und Privilegien als Merkmale nur auf Adelige zutreffen bzw. nur auf sie als Statuskriterien angewandt werden. Beim Antrag auf Nobilitie-

rung ging es schließlich darum, durch den Nachweis von adeligen Eigenschaften die Berechtigung zu adeligen Standesmerkmalen zu erhalten.

Von diesen Eigenschaften bzw. Merkmalen, konnten folgende von Adelswerbern zur Rechtfertigung des Anspruchs herangezogen werden: Führungsqualitäten im Sinn der Eignung zur Herrschaft, Absenz von Erwerbsarbeit, *adelige Sitten* im Sinn von Grundbesitz, Reichtum und Vermögen als Möglichkeit zur ehrenvollen Standesrepräsentation und Fertigkeiten im Sinn der Beherrschung des kulturellen Codes der Elite. Zu den Tugenden des Adels und seinen spezifischen Talenten zählten besonders die Disposition zum verdienstvollen Handeln, zur Tapferkeit (*Ethos der Haltung*), Großzügigkeit und Selbstlosigkeit, die Fähigkeit zur Selbstkontrolle und Mäßigung, aber auch die Vernunft. Tatsächlich wurden alle diese Faktoren von Antragstellern aufgegriffen und kommen daher trotz unterschiedlichster konkreter Umstände und Kontexte in allen ihren Texten vor. Noch merkwürdiger ist, daß auch die Faktoren vornehmer Geblüt, Konnubium und adelige Privilegien bisweilen in Anspruch genommen wurden, obwohl das eigentlich nicht sinnvoll erscheint. Dieses paradoxe Phänomen muß die Untersuchung der betreffenden Fälle erklären.

4.2.1 Die Eigenschaften des Adels in den kaiserlichen Nobilitierungsdekreten

In der Analyse der in Antragstexten angeführten adelswürdigen Eigenschaften muß ein zusätzlicher praktischer Faktor berücksichtigt werden: Der häufige stilistische Bezug auf den Standardtext der Verleihungsurkunden läßt darauf schließen, daß ihr Inhalt relativ gut bekannt war. Es war angesichts der hohen Verbreitung der Nobilitierung durchaus nicht unwahrscheinlich, daß potentielle Adelskandidaten solche Dokumente zu Gesicht bekamen und somit ihren Inhalt kannten. Nun enthielten diese Urkunden eine Passage, in der alle Eigenschaften aufgelistet wurden, die nach Auffassung der Regierung den Adel kennzeichneten und deren Besitz sie als Bedingung für die Standeserhebung deklarierte. Einige Nobilitierungskandidaten schienen diesen Tugendkatalog als Ersatz für die fehlenden gesetzlichen Richtlinien zu behandeln und daher ihre Argumentation gezielt auf diese Anforderungen auszurichten. Diese Vorgangsweise bot sich v. a. deshalb an, weil man davon ausgehen konnte, daß dieser Tugendkatalog die Adelsauffassung der Regierung authentisch wiedergab und er sich zudem seit dem 16. Jahrhundert kaum veränderte. Gewiß stand jedem neuen Adeligen die Aufgabe bevor, seine Standeserhöhung gegenüber seiner jeweiligen Lebenswelt glaubwürdig zu vermitteln um sie praktisch wirksam zu machen. Vordringlich war aber die Behörde davon zu überzeugen, daß der Bewerber ihre Kriterien erfüllte.¹⁰²

¹⁰²Der formale Aufbau eines Nobilitierungsdekrets folgte, wie die meisten kaiserlichen Urkunden, einem festen Schema: Auf die vollständige Titulatur folgte eine Einleitung, in der der Kaiser sein Recht zur Standeserhöhung und seine Absicht zu erkennen gibt, sie anzuwenden. Daran schloß sich der Abschnitt *Merita* an, in dem die Verdienste des Supplikanten und gegebenenfalls seiner Vorfahren beschrieben wurden. Anschließend wurde im Abschnitt *Creatio* die Ernennung ausgesprochen und die damit verbundenen Rechte ausgeführt. Im Abschnitt *Arma* wurde das Wappen beschrieben. In der *Concessio* wurde angegeben, in welchen Fällen das Wappen verwendet werden durfte. Im letzten Abschnitt, dem *Mandatum* wurden alle Reichsuntertanen aufgefordert, die vorliegende Standeserhöhung zur Kenntnis zu nehmen alle, die sie nicht beachteten, mit Sanktionen bedroht. In manchen Fällen konnte dieses Schema durch die Abschnitte *Prædicat*, in dem das Prädikat oder das Ehrenwort *von* verliehen wurde, und

Dank ihrer erstaunlichen Konstanz lassen sich diese Kriterien relativ leicht darstellen. Sie treten in den Urkunden in der Regel an zwei Stellen auf: Zuerst in sehr allgemein gehaltener Form in der Einleitung. Diese Passage diente zunächst der Erklärung, daß es sich bei diesem Akt um einen Eingriff in die göttliche Ordnung handelte: Der Kaiser stellte fest, daß er verdiente Untertanen befördere, obwohl der Allmächtige sein Reich bereits mit vielen Edlen hinlänglich ausgestattet hätte. Die Standeserhebung wurde dabei als Teil der kaiserlichen Vollmachten und Regierungsaktivität ausgewiesen und hiermit offizieller Charakter verliehen. In der bereits erwähnten Urkunde der Brüder Salburger aus dem Jahr 1561 findet sich dafür folgend Formulierung:

„So würdet doch vnser Khaiserlich gemueth viel mehr bewegt Denen unser gnad vnnd Sanfftmutighkheit mit zuthaillen, Auch Iren Namen vnnd Stamen in noch höhere Ehr vnnd würde zusezen, Deren VorEltern vnnd Sy in altem Erbaren Redlichen Standt herkhomen, Sich auch Adendlich guether Sitten, Tugendt wandl vnnd weesens befeissen vnnd dan Vnns, dem hail. Reich, vnnd vnseren loblichen Hauß Österreich, mit stätter getrewer vnnd bestendig Dienstparkheit für anndere anhengig vnnd Verwandt sein.“¹⁰³

Die Konstanz und Invariabilität dieser Erklärung läßt sich am Beispiel des Dekrets für Johann Gustav Gottfried Schröder verdeutlichen, die aus dem Jahr 1782 stammt. Hier lautete die entsprechende Stelle:

„So sind Wir doch mehrers geneigt, derenjenigen Nahmen und Stammen in höhere Ehre und Würde zu erheben, und mit kaiserlichen Gnaden zu bedenken, deren Voreltern und sie selbst sich in Unseren und des heiligen Reichs treu=gehorsamsten Diensten vor anderen mit unterthänigster Ergebenheit besonders hervorgethan, und wohlverhalten haben.“¹⁰⁴

Erst der in alle Rechte eingesetzte Josef II. veranlaßte eine Inhaltsverschiebung, mit der die Nobilitierung stärker den profanen Charakter einer Auszeichnung für Verdienste annahm. So heißt es in der vier Jahre jüngeren Urkunde für Georg Niklas Lübbers:

„So sind Wir doch mehrers geneigt, derjenigen Namen und Geschlechtern, welche fürtreffliche Sitten und Thaten auszuüben sich bestreben, in höhere Ehre und Würde zu erheben, und mit Unseren kaiserlichen Gnaden zu bedenken.“¹⁰⁵

Es fällt auf, daß in der josephinischen Formel der Bezug auf die Vorfahren entfernt wurde und damit die Vorstellung der Nobilitierung als Anerkennung einer ererbten Disposition zur Tugend fallen gelassen wurden. Ganz im Sinn eines aufgeklärten Absolutismus wurde damit zum Ausdruck gebracht, daß auch Personen, die ihre individuellen Anlagen zum Wohl des Staats entfaltet hatten, das Recht auf höchste Ehre beanspruchen durften. Dem Leistungsverständnis des modernen Staats entsprach auch die Betonung des aktiven und objektivierbaren Handelns gegenüber der passiven Haltung der untertänigen Treue und dem

andere Zusatzprivilegien, wie die *Salva guardi*, das *Privilegium de non usu*, die Exemption von bürgerlichen Ämtern und dergleichen ergänzt werden.

¹⁰³AVA Adelsakt Oßwaldt, Gottfried, Hainrich SALBURGER 1561, fol. 2

¹⁰⁴AVA Adelsakt Johann Gustav Gottfried SCHRÖDER 1782, fol. 2

¹⁰⁵AVA Adelsakt Georg Niklas LÜBBERS 1786, fol. 2. Vgl. auch Adelsakt Franz Bernard BRUNS 1786, fol. 2. Das im Abschnitt *Nobilitierung als Motivation* angeführte Zitat aus dem Ernennungsdekret für August Wilhelm Crayen ist ein weiteres Beispiel aus dem 18. Jahrhundert.

ergeben zu *Diensten stehen*, das ein Angebot ausdrückt, aber keine vollendete Handlung.¹⁰⁶

Während des 17. Jahrhunderts wurde in der Einleitung generell – wie in der Grundsatzerklärung einer Präambel – festgelegt, daß die Nobilitierung für Personen bestimmt war, die sowohl aus *altem, redlichem, ehrbarem* oder bereits *adeligem Stand* hervorgegangen waren, als auch sich *guter adeliger Sitten, Tugend und Wandels* beflißen hatten. Außerdem sollten sie sich gegenüber dem Reich und der Dynastie *mit steter getreuer und beständiger Dienstbarkeit gehorsam, anhängig (oder zugetan) und verwandt* gezeigt haben.¹⁰⁷ Diese Formel blieb, von stilistischen Anpassungen abgesehen, mindestens zweihundert Jahre lang weitgehend konstant. Erst um die Mitte des 18. Jahrhunderts kam es zu einer Veränderung des Einleitungstexts, bei der jener Teil, in dem von adeligen Eigenschaften im engeren Sinn (Sitten, Tugend, Wandel) die Rede war, allmählich verschwand.¹⁰⁸ Erst seit etwa 1750 fanden die Wiener Kanzleien wieder zu einer Formulierung, die als Standard erst ca. 35 Jahre später abgelöst werden sollte. So legte die in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts gebräuchliche Einleitung von Verleihungsdekreten fest, daß nobilitiert werden konnte, wer selbst und dessen Vorfahren sich mehr als andere *in treu gehorsamsten Diensten und beständiger Ergebenheit* gegenüber dem Reich und der Dynastie verhalten hätte. Der Faktor der politischen Loyalität hatte die Komponenten, die an die traditionellen Vorstellungen vom Adel anschlossen, endgültig verdrängt.

Adelige Eigenschaften waren indessen nicht gänzlich aus dem Dekretstext verschwunden. Zur gleichen Zeit verlagerte sich die Nennung der adeligen Tugenden von der Einleitung ausschließlich an den Anfang des daran anschließenden, *Merita* benannten Abschnitts. In diesem Teil wurde spezifiziert, was die Behörde unter Tugenden und adeligem Wandel verstand und welche Eigenschaften dazu nötig waren. Bis zur Reformulierung während der Regierung Josefs II. begann dieser stets mit der Formel: *Wann Wir nun gnädiglich angesehen, wahrgenommen und betrachtet . . .*, oder später auch mit den Worten: *Wann Uns nun von Unserem und des Reichs lieben getreuen [der Supplikant] allerunterthänigst vorgetragen worden, . . .* Hierauf folgte ein Satz wie dieser:

¹⁰⁶ Sofern das Äquivalent des *Motivationsarguments* im Dekretstext enthalten war, in dem „zur Nachfolge guten Verhaltens, und Ausübung adelicher und redlicher Thaten“ angeregt wurde, konnte der Begriff „Dienst“ eine konkretere und verbindlichere Bedeutung erhalten. Wenn der Adelsstand zu Taten motivieren sollte, dann konnte daraus geschlossen werden, daß auch der Dienst, der dazu führte, nicht gänzlich passiv sein durfte. Allerdings wurde das Motivationsargument im 17. Jahrhundert nur in wenigen Einzelfällen gebraucht. Die Häufung der Erwähnung dieses Aspekts der Standeserhebung im 18. Jahrhundert scheint daher mit der tendenziellen Veränderung der Auffassung vom verdienstvollen Handeln im Sinn einer Konkretisierung und Aktivierung zu korrelieren. Zitat aus: AVA Adelsakt Johann Friedrich UNGER 1776, fol. 2r

¹⁰⁷ Vgl. u. a. AVA Adelsakten Niclas Eberhard AYBLINGER 1672, fol. 2r. Christoph ERBERMANN 1623, fol. 2r. Cyriak GÜNTHER 1661, fol. 2. Dominik HÄRING 1623, fol. 2. Hermann HÖPFNER 1673, fol. 3. Konrad MERZ 1623, fol. 2. Felix PFLANZEMAN 1695, fol. 2. Abraham PÜCHLER 1666, fol. 2. Jakob SCHAKHY (SACCO) 1677, fol. 2. Andreas Bonifacius SCHOTT 1696, fol. 2. Johann Joachim WECKHERLIN 1653, fol. 3. Johann B. WINKLER 1678, fol. 2. Josef Honorat ZÖPFF 1717, fol. 2f. Diese Formulierung scheint auf einen Entwurf von Reichshofrat Hildbrandt zurückzugehen. Vgl. AVA Adelsakt Herrmann MYLIUS 1652, fol. 3

¹⁰⁸ In den Vierziger Jahren des 18. Jahrhunderts schienen die Reichs- und die österreichische Hofkanzlei mit verschiedenen Formulierungsvarianten experimentiert zu haben. Beispiele für Übergangsformen wären etwa die Formulierungen in den Verleihungsdekreten in AVA Adelsakten Balthasar LUZ 1742, fol. 2r. Johann B. BODISSONI 1749, fol. 2r

„Wan Wir dan gnädiglich angesehen, wargenommen, und betrachtet, die Erbarkeit, Redlichkeit adeliche gute Sitten, Tugend, und Vernunft, damit Unser und des Reichs lieber getreuer Johann Georg Metzger Unser derzeitiger Postmeyster zu Brünn vor Unserer Kay. May. berühmmt worden, auch die angenehm getreu gehorsam, und willige Dienst so Unsern Vorfahren Auß dem Hey. Röm. Reich, und Unseren löbl. Erzt [sic] Hauß Oesterreich seine Voreltern, Eltern, Verwandte und Er ohn verdrossen geleistet, [...]“¹⁰⁹

Dieses Beispiel aus dem Verleihungsdekret für den mährischen Postbeamten Johann Georg Mezger wurde ausgesucht, weil in ihm eine Kombination genau jener Eigenschaften vorkommt, die am häufigsten gebraucht wurden und es daher als besonders typisch und repräsentativ gelten kann.¹¹⁰ Denn anders als in der Einleitung bestand hier für die Kanzlei ein größerer Formulierungsspielraum, der sich in größeren Abweichungen vom Standard äußerte. Die Eigenschaften konnte gegebenenfalls so gewählt und die Formulierung so variiert werden, daß der Urkundentext die relevanten Merkmale der zu beschreibenden Person zu berücksichtigen schien. Dadurch konnte er seinen Formularcharakter abschwächen und glaubwürdiger wirken. Weil die Formulierungen aber trotzdem auf der Grundlage eines Standardentwurfs gebildet wurden, waren die Grenzen der Variationsmöglichkeiten ziemlich eng. Eher wurde ein Set aus Standardeigenschaften, die immer im Tugendkatalog enthalten waren, mit zum jeweiligen Fall passenden Attributen ergänzt. Diese Standardeigenschaften waren:

- Ehrbarkeit
- Redlichkeit
- gute adelige Sitten
- Tugend
- Vernunft

An diese Liste schloß die erste Nennung des Namens des Adelswerbers und eventuell sein Beruf an. Danach folgte eine weitere Charakterisierung, die die Dienste behandelte, die der Antragsteller dem Reich und der Dynastie geleistet hatte. Auch für die Wahl der Ausdrücke, mit denen diese Dienste beschrieben wurden, ist das obige Beispiel typisch. Sie waren in jedem Fall wenigstens *angenehm*, *treu* und *gehorsam*, konnten aber darüber hinaus auch *willig*, *nützlich*, *ersprießlich*, *emsig*, *tapfer*, *fleißig*, *standhaft* und *aufrichtig* sein.

Tugendkatalog, Namensnennung und Spezifikation der Dienste waren stets Teil desselben Satzes und standen somit in einem unmittelbaren Bedeutungszusammenhang. Andererseits fällt auf, daß der Tugendkatalog und die Spezifikation der Dienste durch den Satzbau getrennt wurden. Wenn es sich dabei nicht um eine rein stilistische Maßnahme handelte, so kann angenommen werden, daß die Behörde durch diese Formulierung eine kategoriale Unterscheidung zwischen diesen Komponenten vornehmen wollte. Im semantischen Sinn besteht zwischen ihnen freilich ein objektiver Unterschied: *Ehrbarkeit*, *Redlichkeit* usw. sind Eigenschaften, die nur einer Persönlichkeit zukommen können. Sogar die *Vernunft*

¹⁰⁹AVA Adelsakt Johann Georg MEZGER 1690, notariell beglaubigte Abschrift aus dem Jahr 1760, ohne Folioseitenangabe

¹¹⁰Vgl. auch AVA Adelsakten Konrad MERZ 1623, fol. 2r. Johann EDER 1667, fol. 3r. Johann Philipp WURZELBAUER 1692, fol. 2

war nach den zeitgenössischen Begabungsauffassung in hohem Maß eine Frage des Charakters. Dagegen bezeichnet „Dienst“ eine Handlung, konnte aber auch eine generelle Haltung oder Einstellung bedeuten. Es ist möglich, daß die Kanzleien auf diese Weise zwischen individuellen Dispositionen einerseits und objektivierbaren und konkretisierbaren Verhaltensweisen andererseits differenzieren wollten. Man könnte darin auch eine Unterscheidung zwischen Ursache und Wirkung erkennen, wobei das verdienstvolle Handeln im Sinn des traditionellen Adelskonzepts als Konsequenz der angeführten Eigenschaften aufzufassen wäre.

Eine demgegenüber relativ sichere Erklärung besteht in der Annahme einer kategorialen Unterscheidung zwischen der Ebene des Individuums und seinen persönlichen Eigenschaften und der Ebene, in dem dieses Individuum zum sozialen Subjekt wird, indem es mit dem Kaiser in Beziehung tritt. Der Tugendkatalog charakterisiert ausschließlich das Individuum, während die Spezifikation der Dienste sein Verhältnis zum Souverän beschreibt. Daß sich beide Ebenen im selben Bedeutungskontext befinden, drückt die Äquivalenzbeziehung zwischen ihnen aus: Beide hatten als notwendige Bestandteile der Qualifikation für den Adelsstand zu gelten. Ohne treue Dienste für den Staat bleiben günstige Eigenschaften sozial irrelevant und können daher die Aufnahme in den Herrschaftsstand nicht rechtfertigen. Andererseits wurde dadurch auch festgestellt, daß die Nobilitierung nicht nur eine Verdienstauszeichnung war, sondern außerdem besondere Ansprüche an die Persönlichkeitsstruktur und die Lebensführung stellte.¹¹¹ Die Reihung beider Ebenen deutet zudem auf die Annahme einer kausalen Beziehung hin. Obwohl keine Formulierungen benutzt wurden, die diesen Satz eindeutig als Implikation kennzeichnen würden (*wenn der Supplikant ehrbar, redlich usw. ist, dann leistet er Dienste*), weist die Reihung darauf hin, daß die Eigenschaften der Persönlichkeit als Ursache der Verdienste angenommen wurden. Auch wenn die Hinweise nicht ausreichen, um der Behörde die Behauptung einer notwendigen Kausalität zu unterstellen, wie es das traditionelle Adelskonzept annahm, so scheint sie doch eine *Folge* vermutet zu haben, die sie durch den Satzbau abbildete.

Zur Minimalvariante des Tugendkatalogs, wie sie oben angeführt wurde, konnten eventuell weitere Attribute treten. Fälle, in denen die reguläre Liste der Tugenden durch zusätzliche Eigenschaften ergänzt wurde sind deshalb besonders aufschlußreich, weil sich bei ihnen zeigt, welche Persönlichkeitsmerkmale und Vorzüge für ausreichend bedeutsam eingeschätzt wurden, um sie den traditionellen adeligen Tugenden gleichrangig beifügen zu können. Auch wenn diese Ergänzungen z. T. relativ willkürlich und oft durch die konkreten Umstände motiviert erscheinen, hatten sie entscheidende Auswirkungen auf die Nobilitierungspraxis. Erstens enthielt nur eine Minderheit der Verleihungsdekrete jene oben angeführte Minimalvariante, die mit den traditionellen Adelsvorstellungen völlig vereinbar war. Die Regel war eine veränderte Liste, die die Nobilitierungspraxis vom traditionellen Adelskonzept mehr oder weniger stark abweichen ließ.

Zweitens ergibt sich die Bedeutung dieser Veränderungen aus der logischen

¹¹¹Noch deutlicher als im Einleitungssatz der *Meriten* kommt diese Äquivalenz in einer Formulierung im Verleihungsdekret für den kurmainzischen Geheimrat Johann Lorenz Scharpff zum Ausdruck. Er wurde nobilitiert, weil er „nicht nur seiner capazität und geschicklichkeit, sondern auch Uns und dem Reich sowie auch Unserm Erzhaus Österreich zutragende allerunderthgste. devotion trew und eifer durch Vielteltige angenehme und erspießliche Dienst“ erwiesen hatte. AVA Adelsakt Johann Lorenz SCHARPFF 1704, fol. 3r

Struktur einer Nobilitierung. Der Tugendkatalog hatte die Funktion einer Prämisse in einem Argument: Die Prämisse bestimmt die Bedingungen, unter denen ein Individuum nobilitiert werden kann. Werden diese Voraussetzungen verändert, so ändert sich damit die Menge der Individuen, auf die die Nobilitierung anwendbar ist. Daher mußte selbst die kleinste Veränderung in der Liste der adeligen Eigenschaften signifikante Auswirkungen auf die Handhabung der Nobilitierung haben. Jede dieser Entscheidungen für eine Ergänzung der Standardtugenden gibt den Prozeß der Veränderung der inhaltlichen Substanz des Adels wieder, den sie unter dem Einfluß absolutistischer Politik erfuhr. Wenn immer Eigenschaften wie z. B. *Gelehrsamkeit* oder *Experienz* durch die Aufnahme in die Präambel als Eigenschaften des Adels ausgegeben wurden, dann wurde damit der Adelsanspruch von Personen legitimiert, die über Eigenschaften verfügten, die insbesondere Beamte und andere für die staatliche Administration besonders geeignete Spezialisten aufwiesen. Mittels eines unscheinbaren administrativen Verfahrens bemächtigte sich die Behörde der Definition einer gesellschaftlichen Institution und veränderte sie entsprechend den Erfordernissen des Verwaltungsstaats.

Eine der häufigsten, aber vergleichsweise harmlosen Abweichungen von der Standardvariante des Tugendkatalogs bestand darin, die Forderung nach *guten adeligen Sitten und Tugenden* durch (*ehrbaren*) *Wandel* zu ergänzen. Offenkundig verfolgte die Behörde damit die Absicht, von den Supplikanten die Realisierung und Konkretisierung der Dispositionen Sitte und Tugend zu verlangen. Sittlichkeit habe sich demnach in einer konkreten Lebensführung zu erweisen. Plausibel wäre die Erklärung, daß die Nobilitierung Personen erteilt wurde, die durch aktive Lebensweise den Besitz adeliger Tugenden nachgewiesen hatten. Daher widerspricht diese Ergänzung auch nicht dem traditionellen Adelskonzept, das von Adeligen lediglich die Disposition zur Tugend verlangte. Nur im Fall der Standeserhebung mußte die Existenz dieses Potentials bewiesen werden.

Ebenso häufig war die Ergänzung durch die Kategorie der (*Fähig- und*) *Geschicklichkeit*. Betrachtet man die Supplikanten, auf die diese Kategorie angewandt wurde, so stellt man fest, daß es sich fast immer entweder um Beamte, Personen mit höherer Bildung oder Gewerbetreibende handelte. Dadurch hätten sie sich noch nicht vom Durchschnitt der Adelswerber unterschieden, wären es nicht immer Personen gewesen, die sich, dank ihrer fachlichen Qualifikation, in ihrem Beruf praktisch bewährt hätten. Sie hatten in ihrem Amt schwierige Aufgaben bewältigt bzw. ihr Gewerbe besonders erfolgreich betrieben. Am deutlichsten tritt diese Regel hervor, wenn die Kategorie mit dem Ausdruck *sonderbar* gesteigert wurde. Unter den vier Adelswerber, denen *sonderbare Vernunft und Geschicklichkeit* zugeschrieben wurden, befanden sich so hohe Beamte, wie der langjährige salzburgische Hofkammerrat Pflanzeman, der braunschweigische Kanzler Höpfner und der berühmte österreichische Hofkanzler Hoher.¹¹² Auf Supplikanten, wie z. B. die erwähnten Johann Gustav Gottfried Schröder oder Bernhard Richter, die keinerlei konkrete Verdienste erbracht hatten, wurde die Kategorie *Geschicklichkeit* nicht angewandt. Auch bei Militärs wurde sie in der Regel nicht gebraucht.

In der Kombination mit der Kategorie *Geschicklichkeit* wurde der Tugendkatalog auch in das Zedlersche Lexikon aufgenommen, wo es heißt:

¹¹² Vgl. AVA Adelsakten Johann B. BODISSONI 1749, fol. 2r. Johann Paul HOCHER 1667, fol. 3r. Hermann HÖPFNER 1673, fol. 3r. Felix PFLANZEMAN 1695, fol. 2

„Es ist also unstreitig, daß der Ursprung des Adels von Tugend, Vernunft und Geschicklichkeit herkomme.“¹¹³

Hierzu muß angemerkt werden, daß diese Aussage bei Zedler die Konklusion einer mehr als dubiosen Argumentation ist und ihre historische Begründung ein Produkt der Phantasie. Für den Autor dieses Artikels war die Kategorie *Geschicklichkeit* als Adelskriterium lediglich das Resultat der Ritterspiele, die er eher als akrobatische Kunststücke, denn als militärische Übungen schilderte und zu denen er u. a. auch den Stierkampf zählte. (*Tugend* und *Vernunft* nach Meinung des Autors mit dem Adel insofern in Beziehung, als diese Eigenschaften typische Kennzeichen des antiken römischen Nationalcharakters gewesen seien und die Erfindung des Adels durch die Römer (!) dadurch veranlaßt worden war. Er sei daher im wesentlichen ein unmittelbares Produkt der *tugendhaften* und *vernünftigen* Staatskunst der Römer gewesen und deshalb – so wird nahegelegt – selbst eine tugend- und vernunftfördernde Einrichtung.¹¹⁴) Es ist kaum denkbar, daß dieser Unsinn tatsächlich den Ursprung der Eigenschaften des Adels erklärte, aber es ist den gebildeten Ständen des 18. Jahrhunderts zuzutrauen, daß sie ihn glaubten. Mit anderen Worten: Ein Tugendkatalog, dessen ursprüngliche Bedeutung allmählich verloren ging, der aber weiterhin gültig war, verlor auch seine Legitimation und hinterließ einen akuten Erklärungsbedarf. Er mußte jedenfalls wissenschaftlich begründet werden, auch wenn die Erklärung offenkundig absurd war.

Aber viel wichtiger als die rationale Begründung des Tugendkatalogs ist in diesem Kontext die auffallende und kaum zufällige Übereinstimmung der Formulierung in der verbreiteten und einflußreichen Enzyklopädie mit der in den Nobilitierungsdekreten der kaiserlichen Behörden. Nun kann aus evidenten Gründen ausgeschlossen werden, daß diese beiden Autoritäten die Begründung für den Tugendkatalog aus Traditionen abgeleitet hatten, die das Lexikon anführte, weil das nicht möglich ist. Der Autor des Zedlerschen Artikels muß die Elemente seiner Definition aus anderen Quellen bezogen haben, und es ist durchaus wahrscheinlich, daß sich die kaiserlichen Dekrete darunter befanden. In jedem Fall wäre die Übernahme der kaiserlichen Adelskriterien durch eine eminente Bildungsautorität wie das Zedlersche Lexikon ein deutlicher Hinweis auf die große Reichweite und die nachhaltige Wirkung der kaiserlichen Nobilitierungspolitik. Wenn man überdies davon ausgeht, daß die Beiträge des Zedlerschen Lexikons den aktuellen Konsens in Wissens- und Bedeutungsfragen wiedergaben, dann belegt seine Charakterisierung des Adels den Einfluß der kaiserlichen Adelsauffassung auf den gesellschaftlichen Bedeutungskonsens und zugleich den Erfolg der Nobilitierungsstrategie der kaiserlichen Regierungen.

In manchen Fällen wurde die *Erfahrenheit* oder *Experienz* eines Supplikanten gewürdigt. Die Kontexte, in denen diese Kategorie auftritt, entsprechen etwa denen der Kategorie *Geschicklichkeit*, sie wurde allerdings nicht auf hochrangige Funktionäre angewandt. Auch der Anteil der Gewerbetreibenden, die diese Charakterisierung erfuhren, war bei beiden Kategorien etwa gleich.¹¹⁵ Anders als die

¹¹³ Zedlersches Universallexicon. Artikel *Adel*, Bd. 1, Kolumne 470

¹¹⁴ Vgl. Zedlersches Universallexicon. Artikel *Adel*, Bd. 1, Kolumne 467 f. Der Autor des Artikels erklärte den ethymologischen Ursprung des Worts „Adel“ damit, daß die Römer den Adel mit Adlern verglichen, weil diese die am höchsten fliegenden Vögel seien. Daß die antiken Römer nicht Deutsch sprachen stellte für ihn offensichtlich ein vernachlässigbares Detail dar.

¹¹⁵ Der Anteil der Gewerbetreibenden, auf die in den untersuchten Nobilitierungsdekreten die Kategorie *Geschicklichkeit* oder *Erfahrung* angewandt wurden, betrug 36,11 % bzw. 35,29 %.

Geschicklichkeit wurde sie auch auf Militärs angewandt.¹¹⁶ Viel bemerkenswerter als der Kontext ihres Auftretens ist jedoch der Umstand, daß *Erfahrung* überhaupt als adelige Eigenschaft ausgegeben wurde. Diese Auffassung widerspricht dem traditionellen Adelskonzept radikal, denn Erfahrung konnte auf keinen Fall erblich sein. Die Entscheidung, diese Kategorie in den Tugendkatalog des Adels aufzunehmen kann nur dadurch erklärt werden, daß sie entweder als Konsequenz der Vernunft aufgefaßt wurde, oder als Anerkennung der Bereitschaft einer Person, die Kenntnisse, die sie im Lauf ihres Lebens gesammelt hatte, in den Dienst des Staats zu stellen. Keine dieser beiden Hypothesen kann auf der Basis der hier untersuchten Quellen bestätigt oder widerlegt werden, denn es lassen sich unter den Supplikanten, die als *erfahren* beschrieben wurden, außer den oben angeführten, keine signifikanten Gemeinsamkeiten feststellen.¹¹⁷

Erfahrung war nicht die einzige Kategorie, die mit der traditionellen Adelsauffassung kollidierte. Vereinzelt erscheinen im Tugendkatalog auch die Kategorien *Gelehrsamkeit* und *Wissenschaft*.¹¹⁸ Einerseits war es nicht ungewöhnlich, daß akademische Qualifikation oder wissenschaftliche Leistungen von der Behörde gewürdigt und als adelswürdige Meriten anerkannt wurden. Andererseits ist es merkwürdig, daß diese Kategorien durch die Aufnahme in den Tugendkatalog als Kriterien für die Adelsfähigkeit deklariert wurden. Abgesehen von der umstrittenen und seit dem 17. Jahrhundert kaum noch gebräuchlichen Anerkennung des juristischen Doktorats als adelsähnlichem Rang bestand keine Tradition, nach der höhere Bildung als Charakteristikum des Adels hätte gelten können. Diese Form der Ergänzung scheint daher eher darauf hinzuweisen, daß der Tugendkatalog mitunter recht willkürlich dazu benutzt wurde, um dem Supplikanten zu schmeicheln indem ihm der Eindruck vermittelt wurde, er würde die Adelskriterien in jeder Hinsicht erfüllen. In manchen Fällen ist diese Maßnahme verständlich, etwa bei dem Mainzer Hof- und Regierungsrat und späteren Reichshofratssekretär Franz Heffener, der als Rechtsberater in diplomatischen Verhandlungen eingesetzt worden war oder bei Johann Erasmus Senckenberg (1717-1795) aus Frankfurt, der nicht nur ein kompromißloser Dissident, sondern auch Rechtslehrer war.

Solche willkürlichen Annäherungen der Adelskriterien an das spezifische Leistungsprofil eines Supplikanten konnte allerdings so weit gehen, daß sogar konkrete Fertigkeiten in den Tugendkatalog aufgenommen wurden. So ergänzte die Reichskanzlei 1692 für den Nürnberger Stadtrat Johann Philipp Wurzelbauer die Liste der adeligen Eigenschaften in der Präambel durch die Kategorie *freie Künste*, weil sich dieser u. a. mit Astronomie und der Herstellung astronomischer Beobachtungsgeräte beschäftigt hatte.¹¹⁹ Bei Heffener verirrte sich neben der *Wissenschaft* auch die *Verschwiegenheit* in den Tugendkatalog – ein Vorzug, der bei Sekretären anscheinend so geschätzt wurde, daß er als Begründung für eine Nobilitierung genannt werden durfte.¹²⁰

¹¹⁶Vgl. AVA Adelsakten Valentin SCHNEIDER 1778, 2r. Georg Andreas, Johann Erenreich SONNAU 1653, fol. 2r

¹¹⁷Daß es sich bei ihnen eher um ältere Personen handelte, kann ebenfalls nicht nachgewiesen werden, weil die Adelsakten nur selten Altersangaben enthalten.

¹¹⁸Vgl. AVA Adelsakten Leopold Ulrich DANNHAUSER 1691, fol. 2. Ferdinand FRÖLICH 1682, fol. 2. Franz HEFFENER 1722, fol. 2r. Herrmann MYLIUS 1652, fol. 2. Laurenz Ignaz SAFFRAN 1711, fol. 2. Johann Erasmus SENCKENBERG 1751, fol. 2r. Franz Josef STICKLER 1776, fol. 2

¹¹⁹Vgl. AVA Adelsakt Johann Philipp WURZELBAUER 1692, fol. 2

¹²⁰Vgl. AVA Adelsakt Franz HEFFENER 1722, fol. 2r. Vgl. auch AVA Adelsakten Georg

Dagegen waren *Tapferkeit* und *gutes/altes/adeliges Herkommen* schon nahezu klassische Adelskriterien. Allerdings gibt ihre Verwendung durch die kaiserlichen Behörden Rätsel auf. Es verwundet nicht, daß die Kategorie *Tapferkeit* bei Militärs erwähnt wurde.¹²¹ Auch in der Adelsbestätigung eines Mitglieds der alten Reichsritterschaft, wie bei Schweickhard von Sickingen (1623), ist sie nicht deplaciert.¹²² Andererseits wurde sie nicht auf alle Offiziere angewandt, auch nicht auf alle Personen, die sich in anderer Form aktiv an Kriegen beteiligt hatten. Schwer verständlich ist auch die Anwendung der Kategorie *Tapferkeit* auf den kaiserlichen Rat und Comes palatinus Christoph Erbermann (1623) und den Hamburger Postmeister Johann B. Vrints (1664).¹²³ Beide waren eindeutig Zivilisten und hatten – im Unterschied zu etlichen anderen, die nicht als *tapfer* bezeichnet wurden – keine Verdienste geltend gemacht, durch die sie in gefährliche Situationen geraten wären. Ihre Beurteilung dürfte die Folge einer behördlichen Routine gewesen sein, die in Kriegszeiten auftreten konnte.¹²⁴

Eine der häufigsten Ergänzungen zu den Standardeigenschaften war die *gute Herkunft*. Sie wurde auf unterschiedlichste Weise als *gut*, *ehrbar*, *redlich*, *alt*, *uralt* und *adelig* beschrieben und konnte sowohl in der Präambel, als auch in der Einleitung zu den Meriten erwähnt werden. Korrelative Zuordnungen dieser Adjektive zu bestimmten Gattungen von Supplikanten ist wegen ihrer starken Streuung und der relative großen Unterschiede zwischen den einzelnen Fällen problematisch. Dennoch läßt sich (mit Vorbehalt) aussagen, daß die Kategorie des *guten Herkommens* in der Regeln nur auf Supplikanten angewandt wurde, die, für die Behörde glaubwürdig, einen ehrbaren ständischen Hintergrund dokumentieren konnten. In der Praxis genügte die Erwähnung einiger Vorfahren und Verwandter, die ausreichend respektable Funktionen bekleidet hatten. Bürgern und Gewerbetreibenden ohne nennenswerte Familientradition wurde diese Bewertung jedenfalls nicht zuteil. *Adeliges Herkommen* war auf Supplikanten beschränkt, deren Adelsstand bestätigt wurde. Ein *altes Herkommen* gestand die Behörde Adelswerbern zu, die aus rats- oder wappenfähigen Familien stammten. Alle, die aus einer der ungezählten Familien kamen, denen im 15. und 16. Jahrhundert ein Wappen verliehen worden war, aber auch Gewerbetreibende aus Reichsstädten kamen in den Genuß dieser Klassifikation. Diese Regel hatte mitunter den paradoxen Effekt, daß etwa bei einem Antragsteller, wie dem Schärdinger Kaufmann Jakob Schakhy, der weder eine bedeutende Funktion, noch einen standesgemäßen Beruf ausübte, 1677 die angebliche Herkunft „von gutem Geschlecht“ die Würdigung eines „alten ehrbarem, rädlichem Standt herkomen“ rechtfertigte, während 1685 eine gleichbedeutende Formulierung aus dem Verleihungsdekret für den fürstenbergischen Oberamtman Johann Jakob Pflieger getilgt wurde, dessen Vater zwar hochverdient, aber nicht wappenfähig war.¹²⁵

Niclas DELLACHER 1688, fol. 2r. Johann Ambros REICHMANN 1705, fol. 10r. Johann Friedrich WENING 1687, fol. 3r

¹²¹Vgl. AVA Adelsakten Maria Rudolph von ANDLAU 1676, fol. 2r. Cyriak GÜNTHER 1661, fol. 2r. Georg Andreas, Johann Erenreich SONNAU 1653, fol. 2r

¹²²Vgl. AVA Adelsakt Schweickhard von SICKINGEN 1623, fol. 2r

¹²³Vgl. AVA Adelsakten Christoph ERBERMANN 1623, fol. 2. Johann B. VRINTS 1664, fol. 2

¹²⁴In besagten Fällen handelte es sich um den Aufstand der böhmischen Stände bzw. den Türkenkrieg von 1663/64.

¹²⁵AVA Adelsakt Jakob SCHAKHY (SACCO) 1677, fol. 2 und 4. Vgl. AVA Adelsakt Johann Jakob PFLIEGER 1685, fol. 2r

Besonders wenn man die letzten Beispiele betrachtet könnte der Verdacht aufkommen, die Behörden hätte die Auswahl und Anwendung der Adelskategorien wohl eher willkürlich oder jedenfalls ziemlich unreflektiert gehandhabt. Nun könnte sich der Beobachter mit der toleranten Beurteilung zufriedengeben, daß im administrativen Alltag in der barocken Wortfülle die Begriffe durcheinandergeraaten können, gäbe es nicht Beispiele, wie den erwähnten Fall Johann Jakob Pfliegers oder den des Kanzlers Niclas Eberhard Ayblinger aus Oettingen, in dessen Verleihungsdekret der Kanzlist die offenbar fehlerhafte Beurteilung mit der Kategorie *Tapferkeit* im Konzept nachträglich korrigiert hätte.¹²⁶ In bestimmten Belangen zeigte sich die Behörde keineswegs nachlässig, sondern im Gegenteil besonders penibel. Als sie beispielsweise 1653 anlässlich der Freiherrnstandserhebung von Georg Andreas und Johann Erenreich von Son nau deren Herkunft aus „guettem Adelichen standt“ feststellte, wurde diese Formulierung nachträglich durch *alt* ergänzt.¹²⁷ Derartige Korrekturen sind von enormer analytische Bedeutung, denn sie belegen sowohl die überlegte und bewußte Handhabung der adeligen Eigenschaften als Kriterien der Adelswürdigkeit, als auch die differenzierte Beurteilung der Kompetenzen und Argumente der Supplikanten durch die kaiserlichen Behörden. Freilich sind manche ihrer Beurteilungsprozesse nur mehr schwer nachvollziehbar und verständlich, was v. a. an der gelegentlich inkonsequenten Anwendung der Adelskategorien liegt. Angesichts des Fehlens verbindlicher Richtlinien wäre das auch nicht anders zu erwarten. Daher sind Schlüsse aus der Anwendung der Adelskriterien in den Verleihungsdekreten nicht restlos verläßlich. So berechtigt die relativ häufige Anwendung der Kategorien *Geschicklichkeit* oder *Erfahrung* gewiß nicht zur Annahme, Supplikanten, die nicht so beschrieben wurden, hätten über diese Eigenschaften nicht verfügt. Etliche Beamte wurden nicht als *geschickt* oder *erfahren* gelobt, obwohl sie objektiv die gleiche fachliche Qualifikation hatten, wie solche, denen diese Eigenschaften zugeschrieben wurden. Ein Kontrollgruppentest ist unter diesen Bedingungen nicht sinnvoll.

Trotzdem können manche außergewöhnliche oder nachträgliche Einschätzungen der Behörde nicht zuletzt deshalb überraschen, weil sie zeigen, wie sie ihre Prioritäten setzte. So mag es ein Zufall gewesen sein, daß die Kanzlei 1673 beim braunschweigischen Kanzler Hermann Höpfner zwar „sonderbahre Vernunft, geschicklichkeit vnd Verstand“ konstatierte, aber auf die Erwähnung seiner *adeligen Sitten* vergaß. Wie der Kanzlei diese Nachlässigkeit unterlaufen konnte ist unerklärlich, sobald man entdeckt hat, daß die *adeligen Sitten* 1641 beim Fiskaladvokaten am Reichskammergericht Johann Schweickhart Emmerich nachträglich eingefügt wurden, was auf die Bedeutung dieser Kategorie schließen läßt.¹²⁸ Dergleichen hielt die Behörde also für wichtig, sonst hätte sie es auch kaum für nötig befunden, 1691 beim geheimen Sekretär Leopold Ulrich Dannhauser dessen *altes Herkommen* nachträglich einzufügen.¹²⁹ Ebenso gibt zu denken, warum die Reichskanzlei glaubte, der Lübecker Prediger Bruns könne andere zwar zu löblichen, aber nicht zu adeligen Taten aufmuntern.¹³⁰ Welche Verfehlung ließ sich der niederösterreichische Amtsarzt Michael Hofer

¹²⁶Vgl. AVA Adelsakt Niclas Eberhard AYBLINGER 1672, fol. 2

¹²⁷Vgl. AVA Adelsakt Georg Andreas, Johann Erenreich SONNAU 1653, fol. 2

¹²⁸Vgl. AVA Adelsakt Johann Schweickhart EMMERICH 1641, fol. 2r

¹²⁹Vgl. AVA Adelsakt Leopold Ulrich DANNHAUSER 1691, fol. 3

¹³⁰Vgl. AVA Adelsakt Franz Bernard BRUNS 1786, fol. 2

zu Schulden kommen, daß seine Dienste 1601 zwar als *treu*, aber nicht als *beständig* bewertet wurden?¹³¹ War es Zufall oder Absicht, daß die Behörde dem Breisgauer Unternehmer Kilian 1778 *Ehrbarkeit* und *Redlichkeit* und dem Regensburger Sattlermeister Walter 1664 gar die *Vernunft* absprach?¹³² Der geheime Justizrat Johann Friedrich Unger aus Braunschweig-Lüneburg hatte sich wohl in „*treu gehorsamsten Diensten vor anderen mit unterthanigster Ergebenheit hervorgethan*“, aber nicht *besonders* hervorgetan, wie möglicherweise andere seinesgleichen.¹³³

Nicht weniger interessant war das Verhalten der Behörden in Fällen, in denen man den Supplikanten auch beim besten Willen keine adeligen Eigenschaften zuschreiben konnte oder wollte. So würdigte die Majestät 1734 beim Linzer Wechsler und Gastwirtssohn Franz Trattner nicht die üblichen adeligen Eigenschaften, sondern statt dessen „*wohlanständige gemüthsgaben*“.¹³⁴ In seinem Fall war die Regierung offenbar der Ansicht, es wäre absurd oder mindestens unangemessen, ritterliche Tugenden mit Geschäftsleuten in Verbindung zu bringen. Bei Johann Gustav Gottfried Schröder, der keinerlei Verdienste vorbrachte, verzichtete die Kanzlei auf die Nennung des Tugendkatalogs gänzlich.¹³⁵ Der Wiener Verleger und Industrielle Johann Thomas Trattner (1717-1798) hatte sein Vermögen nicht nur durch staatliche Großaufträge, sondern auch durch Raubdrucke im großen Stil erworben. Als er 1764 die Nobilitierung beantragte galt er zwar als außerordentlich erfolgreicher und einflußreicher Unternehmer, stand jedoch in zweifelhaftem Ruf. Diesen Sachverhalt schien die Hofkanzlei berücksichtigt zu haben, als sie, gänzlich im Widerspruch zur gebräuchlichen Praxis, in seinem Fall auf die Nennung adeliger Tugenden völlig verzichtete.¹³⁶ Ob diese Entscheidung ein Ausnahmefall war, oder ob die kaiserlichen Behörden der thesesianischen Epoche die moralischen Qualitäten von Financiers, Kapitalisten und Unternehmern modernen Zuschnitts generell bezweifelten, müßte durch eine weitere einschlägige Untersuchung geklärt werden.

Mit der genaueren Kenntnis der Prinzipien, nach denen die Wiener Kanzleien die Nobilitierungsanträge behandelten und die die theoretische Grundlage für ihre Beurteilung der Adelswürdigkeit bildeten fällt es nun leichter, an den Ausgangspunkt der Untersuchung anzuknüpfen und die Argumentation der Antragsteller zu erklären. Es liegt auf der Hand, daß Supplikanten, die den Tugendkatalog der Verleihungsdekrete kannten alles versuchen würden, um die darin ausgesprochenen Erwartungen zu erfüllen. Antragstext und Argumentation konnten dann so weit wie möglich auf die behördlichen Kriterien abgestimmt werden. Solche Anträge mußten dazu tendieren, die Adelsvorstellungen der Regierung zu reproduzieren. Wäre das tatsächlich immer der Fall gewesen, so würde es ausreichen, die Auffassungen der Regierung zu ermitteln und einfach zu unterstellen, daß sich die Antragsteller dieser Ansicht anpaßten. Natürlich ist diese Methode nicht zulässig, denn sie läßt außer Acht, daß auch die Regierungsauffassung von den Supplikanten auf den eigenen Fall angewandt und daher interpretiert werden mußte. Also auch wenn Supplikanten den Tugendkatalog kannten, konnten sie die Erörterung der Frage nicht vermeiden, ob

¹³¹ Vgl. AVA Adelsakt Michael HOFER 1601, fol. 2r

¹³² Vgl. AVA Adelsakten Andreas Josias Kilian 1778, fol. 2. Anton WALTER 1664, fol. 3

¹³³ AVA Adelsakt Johann Friedrich UNGER 1776, fol. 2

¹³⁴ AVA Adelsakt Franz TRATTNER 1734, fol. 2

¹³⁵ Vgl. AVA Adelsakt Johann Gustav Gottfried SCHRÖDER 1782, fol. 2r

¹³⁶ Vgl. AVA Adelsakt Johann Thomas TRATTNER 1764, fol. 3r

ihre persönlichen Eigenschaften und Errungenschaften den Anforderungen des Adelsstands, wie ihn die kaiserliche Regierung sah, entsprachen.

Wenn Adelswerber zur Ansicht gelangten, daß sie die Erwartungen der Regierung an die Adelswürdigkeit erfüllten, dann nahmen sie damit implizit die im Tugendkatalog enthaltenen Eigenschaften für sich in Anspruch. Aber wenn Supplikanten diese Erwartungen nicht kannten (weil sie etwa auch den Text der Verleihungsdekrete nicht kannten) oder sich dafür entschieden, den Tugendkatalog nicht wörtlich zu nehmen, dann blieb die Beurteilung ihres Anspruchs völlig im Ermessen der jeweiligen Beamten. Es wäre durchaus nicht undenkbar, daß Antragsteller die Klassifizierung ihrer Meriten mit voller Absicht der Behörde überließen, weil sie dadurch eine verzerrte oder unqualifizierte Einschätzung ihrer Leistungen vermeiden konnten. An den Beispielen von Friedrich Jakob Lautitz und zweier Gewerbetreibender aus den 18. Jahrhundert, Johann Jakob Sichart und Johann Paul Strickler, wurde bereits gezeigt, daß sich manche Adelswerber bei der Bewertung ihre Qualifikation keineswegs sicher gewesen zu sein schienen.¹³⁷ Aus diesem Grund ist es unumgänglich, die Beurteilung der eigenen Adelswürdigkeit durch die Antragsteller selbst nicht nur aus den Kategorien abzuleiten, die sie aus bekannten Vorlagen entnommen und auf sich angewandt hatten, sondern darüber hinaus v. a. die Beschreibungen ihrer konkreten Lebensumstände und Leistungen zu berücksichtigen. Insbesondere aus der Art dieser Beschreibungen, d. h. aus der Auswahl bestimmter Lebensabschnitte, Erfolge und Verdienste läßt sich auf die individuellen Adelskonzepte schließen, weil sie durch individuelle Vorstellungen motiviert gewesen und durch ebenso persönliche Adelskriterien geleitet worden sein müssen. Die Einschätzung der Bedeutung des Adels geht daher indirekt aus der Wahl der Prioritäten hervor.

Meistens waren die Argumente der Adelswerber in ihren Lebensläufen integriert. Sie ließen ihre Curricula für sich selbst sprechen und verließen sich auf einen vorausgesetzten gemeinsamen Wertekonsens, durch den das Personal der kaiserlichen Behörden in der Lage sein sollte, die besonders hervorgehobenen Abschnitte ihres Berichts als Argumente für die Nobilitierung zu erkennen. Nur selten setzten Supplikanten ihre Leistungen explizit mit vorgegebenen Tugendkategorien in Verbindung. Aus diesem Grund erlauben die Argumente keine starke Differenzierung. Man wird auch der Vielfalt der individuellen Kontexte, in die sie eingebunden sind, besser gerecht, wenn sie als größere thematische Gruppen behandelt werden, in denen unterschiedliche Aspekte der Motivation bzw. der Interpretation berücksichtigt werden können. Jeder der folgenden Abschnitte behandelt ein wichtiges Nobilitierungsargument in dieser Form.

4.2.2 Verdienste

Geschicklichkeit, *Vernunft* und *Sittlichkeit* sind Gaben, die sich (nicht nur in der Anschauung der frühen Neuzeit) in verdienstlichen Tätigkeiten manifestieren. Günstige Eigenschaften, besonders solche, die die Gesellschaft dem Adel zuschrieb, konnten allerdings Verdienste unterschiedlichster Art hervorbringen, mitunter auch solche, die man heute kaum mehr als außergewöhnliche Leistungen einstufen würde. Daß gewisse Aktivitäten und Errungenschaften von Menschen des 17. und 18. Jahrhunderts aus heutiger Perspektive manchmal nicht

¹³⁷Vgl. im Abschnitt *Argumentative und rhetorische Strategien*.

leicht als Verdienste zu identifizieren sind, liegt zunächst an der andersartigen Vorstellung, die man mit diesem Begriff verband.

Im Zedlerschen Universallexikon wurde der Begriff „Adel“ folgendermaßen definiert:

„Adel, Ist ein Ehrenstand, welcher vorhergehender Tugenden und Verdienste willen von der höchsten Obrigkeit verliehen wird, und auf die Nachkommen erbet.“¹³⁸

Diese, für das 18. Jahrhundert typische Charakterisierung enthält mit den Kategorien Tugend und Verdienst nicht unbedingt alle relevanten Adelskriterien der Zeit, aber die wichtigsten für die formale Legitimation des Adelsstands. Wer auf regulärem Weg adelig werden wollte, mußte in der Tat tugendhaftes und verdienstvolles Handeln nachweisen. Kaum zufällig wählte der kurpfälzische Hofrat Bertram Joseph Kessler 1783 in der Einleitung zu seinem Nobilitierungsantrag eine ganz ähnliche Formulierung. Er stellte fest, der Kaiser würdige mit Standeserhebungen „vorzüglich diejenige, welche sich durch rühmliche Eigenschaften und Verdiensten im Heiligen Römischen Reiche ausgezeichnet haben.“¹³⁹ Kesslers Feststellung ist aber nicht nur ein Hinweis auf die Verbreitung der Auffassung, die auch das Lexikon wiedergab, in ihrem Kontext zeigt sie auch die argumentative Funktion dieser beiden Kategorien. Die Bedeutung der *rühmlichen Eigenschaften* wurde im vorhergehenden Abschnitt erörtert; Dagegen ist die argumentative und legitimatorische Funktion der Verdienste schwieriger zu beurteilen, weil sie nicht zu den Kernbestandteilen des traditionellen Adelskonzepts zählten und überdies auf Grund ihrer enormen Vielfalt nicht standardisierbar sind.

Bereits im 17. Jahrhundert konnte die Meinung vertreten werden, der Adel wäre ursprünglich eine Leistungselite gewesen und somit Verdienste durchaus ein wesentlicher und notwendiger Bestandteil der Qualifikation für den Adel. Die konzeptionelle Verbindung des Adels mit Verdiensten war also keine Innovation des modernen Staats bzw. des aufgeklärten Zeitalters. 1666 erklärte der oberösterreichische Herrschaftsbeamte Abraham Püchler im Anschluß an die Nennung seiner Verdienste, quasi als Resümee, „[...] in Erwägung, daß dergleichen bene merita vnnd Verdiensten aller uralter Geschlechter ursprung und aufkommen ist,“ seinen Adelsanspruch für gerechtfertigt.¹⁴⁰ Püchler argumentierte historisch, und insofern konnte er mit dieser Einschätzung recht gehabt haben (wenn man davon ausgeht, daß der Beruf des Ritters verdienstvoll war). Aber auch er mußte gewußt haben, daß spätestens seit der Neuzeit verdienstvoller Lebenswandel längst keine notwendige Voraussetzung für eine aristokratische Existenz mehr war. Es scheint daher realistischer, seine Auffassung als Resultat der Überlegung zu deuten, daß auch der älteste Adel nicht von Gott erschaffen worden war, sondern irgendwann kreiert worden sein mußte. Dafür mußte ein Anlaß und ein legitimer Grund bestanden haben, der nur durch Verdienste gerechtfertigt werden konnte. Er untermauerte seinen Anspruch, indem er sich in eine Tradition stelle, die bei den *uralten Geschlechtern* begonnen hatte; was für sie galt, galt auch für ihn.

Wie früher bereits ausgeführt wurde waren die Kategorien Tugend und Verdienst nicht gleichwertig. Anhand einiger Fälle konnte gezeigt werden, daß der

¹³⁸ Zedlersches Universal-Lexicon. Artikel *Adel*, Bd. 1, S. 273, Kolumne 467

¹³⁹ AVA Adelsakt Bertram Joseph KESSELER 1783, fol. 5

¹⁴⁰ AVA Adelsakt Abraham PÜCHLER 1666, fol. 11r

Faktor Tugend eindeutig prioritär behandelt wurde. Sogar eine mehr oder weniger glaubwürdige Beteuerung, sich zukünftig tugendhaft zeigen zu wollen, war in manchen Fällen ein ausreichender Nobilitierungsgrund. Bei der Kategorie Verdienst kann dergleichen nicht beobachtet werden. Es kam sogar vor, daß einige und manchmal sogar sämtliche Verdienste, die im Antrag angeführt wurden in der Verleihungsurkunde nicht erwähnt wurden und somit wohl auch bei der Beurteilung der Adelswürdigkeit nicht berücksichtigt worden waren, wie 1701 bei dem bedeutenden Maler und Bildhauer Peter Strudel (1660-1714).¹⁴¹ Nach der traditionellen Adelskonzeption waren Verdienste die Konsequenz einer tugendhaften Persönlichkeit; daher konnten Tugenden ohne Verdienste den Adelsanspruch rechtfertigen, nicht hingegen Verdienste ohne Tugenden. Aus dieser Praxis geht hervor, daß es keinen Grund für die Annahme gibt, der Adel wäre in der frühen Neuzeit als Leistungselite aufgefaßt worden. In dieser Hinsicht war das traditionelle Adelskonzept mit seiner Vorstellung von einer ererbten Tugenddisposition bis ins 18. Jahrhundert intakt und diente auch der kaiserlichen Nobilitierungspolitik als Prinzip und Richtlinie für ihre Entscheidungen. Wenn es eine Entwicklung gab, dann bestand sie in der Veränderung der Klassifizierung einzelner Handlungen als Verdienste und damit deren Anerkennung als Indiz für die Tugenden eines Supplikanten.

Die nachfolgenden Erörterungen werden zeigen, daß Verdienste keine bestimmten Handlungen bezeichneten. Sie waren auch nicht auf bestimmte Tätigkeitsbereiche beschränkt. Nicht nur hohe Beamte und Militärs konnten Verdienste erbringen, sondern grundsätzlich jeder Untertan konnte sich in seinem Lebensfeld verdienstlich verhalten. Diese Praxis entsprach dem Konzept der ständischen Gesellschaft, das jedem Stand ein anderes Maß an Ehre zuschrieb und deshalb an jeden Stand andere präskriptive Ansprüche stellte. Politische Großtaten wurden nur von großen Männern erwartet, denn nur bei ihnen waren sie ihrem Stand angemessen. Von Bürgern und Gewerbetreibenden wurden sie weder verlangt, noch waren sie erwünscht. In keinem der untersuchten Nobilitierungsfälle wurde jemals ein Verdienst vorgebracht, daß nicht den Erwartungen entsprach, die einer Person ihres Stands zukam und damit die ständischen Grenzen gesprengt hätte. Vor dem Hintergrund dieses Sachverhalts ist fraglich, ob die kaiserlichen Behörden Aktivitäten als Verdienste anerkannt hätten, die weit über das hinausgingen, was dem jeweiligen Stand angemessen war und ob sie es begrüßte, wenn Untertanen über ihren ständischen Schatten sprangen.

Die Nobilitierungschancen von Beamten konnten durch ständische Rangkonventionen kaum beeinträchtigt werden. Erstens positionierte sie ihr Beruf in der Sphäre der Herrschaftsbefugten und damit in den oberen Rängen der ständischen Hierarchie, deren Tätigkeit per se für den Staat wichtig war und daher kaum der Erklärung bedurfte, warum ihre Leistungen verdienstvoll waren. Durch diese Position waren sie zweitens nicht in der Situation, außergewöhnliche Verdienste entschuldigen zu müssen, da von ihnen besondere Opferbereitschaft und Einsatz für den Dienst erwartet werden konnte. Theoretisch konnten Ihre Verdienste gar nicht groß genug sein. Bei Offizieren war selbst der Einsatz von Leib und Leben zumutbar.

Im Fall bürgerlicher Adelswerber war die Situation anders. Leistungen, die politisch relevant und im engeren Sinn im Dienst des Staats erbracht wurden, waren ihrem Stand nicht angemessen und kamen somit für sie nicht in Frage.

¹⁴¹ Vgl. AVA Adelsakt Peter STRUDL 1701, fol. 2f

Verdienste, die so außergewöhnlich waren, daß ihre Effekte über den Wirkungsbereich hinausgingen, der ihren Urhebern zugeordnet war, hätten als übertriebenes Engagement ausgelegt werden und sie in den Verdacht bringen können, mehr zu wollen als ihnen zukam. Sofern sie dennoch Verdienste leisteten, dann waren diese daher entsprechend unauffälliger und nicht so leicht als solche zu erkennen. Bürgerliche Antragsteller fühlten sich daher oft dazu veranlaßt, den Kaiser/die Kanzlei darauf aufmerksam zu machen, daß ihre Leistungen an Maßstäben gemessen werden müßten, die bei Leuten ihres Stands angebracht waren. Das war es, was der Leipziger Kaufmann Crayen in jenem schon angeführten Zitat meinte, wenn er schrieb, daß der Kaiser „[...] die Verdienste jedes Rechtsschaffenen Mannes nach dem Maaße derselben belohnen [...]“ würde.¹⁴²

Der geringere Handlungsspielraum für Verdienste wurde eventuell durch Formulierungen zum Ausdruck gebracht, die an die praktischen Möglichkeiten der Supplikanten erinnerten. Beispielsweise schrieb der Augsburger Juwelier Bartholomäus Hößlin 1695 über seinen Vater, dieser habe „nach seinem Stand vnd Vermögen“ Dienste geleistet, und in Münster hatte Conrad Meyrer während des Dreißigjährigen Kriegs das Reichsheer „nach seinem geringen Vermögen“ zu unterstützen versucht.¹⁴³ Eine ähnliche Intention scheint aus der ebenfalls bereits erwähnten umfangreichen Einleitung im Antrag des Sterzinger Ratsherrn Johann Eder aus dem Jahr 1667 hervorzugehen, in der es heißt, daß der Kaiser „jederzeit nach beschaffenheit der diensten, ämptern vnnd Personen, vnnd ieder nach seinen Meriten, Mildtreichst begnadet“ habe.¹⁴⁴ Damit artikulierte Eder die Erwartung, die Beurteilung der Verdienste einer Person habe sich an der Funktion, die sie ausübt, zu orientieren. Je nach *Dienst, Amt und Person* müßten ihre Leistungen jeweils entsprechend bewertet werden. Eder bezog sich zwar nicht mehr auf die inzwischen offensichtlich obsoleten traditionellen Berufsstände, dafür umso eindeutiger auf ebenso strenge ständische Rangkategorien. Für ihn begründete der Unterschied zwischen den Rängen und Funktionen, aber auch zwischen Persönlichkeiten, die Anwendung jeweils unterschiedlicher Beurteilungsmaßstäbe.

Der Begriff „Verdienste“ bezeichnete keine Menge konkreter Handlungen, weshalb es auch nicht möglich war, den Wert von Verdiensten zu objektivieren. Ein allgemein verbindlicher Standard, an dem sich alle ambitionierten Untertanen gleichermaßen hätten orientieren können, stand nicht zur Verfügung. In einer Gesellschaftsordnung mit institutionalisierter Ungleichheit wäre das weder möglich, noch sinnvoll gewesen. Das machte ihre Beurteilung schwierig, denn eine Handlung, die für einen gewerbetreibenden Bürger verdienstlich war, war es nicht für einen hohen Beamten. Das einzige Kriterium, das mit gewisser Objektivität beurteilt werden konnte und für alle Untertanen galt, war die Einstellung, mit der verdienstvolle Handlungen vollzogen worden waren. Sie mußten in irgendeiner Form dem Wohl des *gemeinen Wesens* und dem Reich gedient haben, d. h. die Loyalität gegenüber der sozialen und politischen Ordnung und Treue zum Souverän bewiesen haben. Verdienstvolles Handeln mußte der Erhaltung und Förderung der öffentlichen Ordnung und damit auch ihrer obrigkeitsstaat-

¹⁴²AVA Adelsakt August Wilhelm CRAYEN 1788, fol. 8

¹⁴³AVA Adelsakten Bartholomäus HÖSSLIN 1695, fol. 10. Conrad MEYRER 1638, fol. 6. Vgl. ferner AVA Adelsakten Dominik HÄRING 1623, fol. 5. Johann Jakob SICHART 1750, fol. 8r

¹⁴⁴AVA Adelsakt Johann EDER 1667, fol. 6

lichen Struktur gewidmet sein. Bei diesem Aspekt wird die politische Intention der Standeserhebung am deutlichsten sichtbar. In einer von obrigkeitsstaatlichen Maximen absolutistischer Prägung geleiteten Nobilitierungspraxis konnten Handlungen nur verdienstvoll sein, wenn sie Konformität gegenüber dem Prinzip des Fürstenstaats, seiner Politik und seiner Ordnung dokumentierten.

Aus mindestens zwei Gründen war also der Wert von Verdiensten relativ: Erstens mußte ihre Bewertung den unterschiedlichen Handlungsspielräumen der Untertanen entsprechen, die durch die ständische Sozialstruktur vorgegeben waren. Zweitens scheint die Bedeutung, die die Behörde Loyalität und Treue beimaß darauf hinzuweisen, daß die erbrachten Leistungen nicht der eigentliche Zweck des verdienstvollen Handelns waren. Es ist bemerkenswert, daß das einzige universelle Beurteilungskriterium für Verdienste sich gar nicht auf die Verdienste selbst bezog, sondern auf die Motive, durch die sie erbracht worden waren. Nicht das Resultat des Handelns war Gegenstand der Bewertung, sondern die Einstellungen und die Werte, die sich durch die konkrete Aktion realisiert hatten. Die Bewertung adelswürdiger Handlungen erfolgte also eindeutig auf der Basis einer deontologischen Normtheorie. Konkrete Handlungen verwiesen dabei lediglich auf eine bestimmte Werthaltung. Ihr Zweck bestand im indirekten Nachweis von Loyalität und Treue, also von Eigenschaften, die sich nicht auf der materiellen Handlungsebene befinden.

Die Beachtung der Relativität des Werts und damit der Bedeutung von Verdiensten ist daher eine notwendige Voraussetzung für das Verständnis ihrer argumentativen Funktion. Das gleiche traf nämlich noch auf einen dritten Faktor zu, der den Kern der Konzeption der Nobilitierung betraf. Verdienstliche Leistungen sollten im Rahmen eines Nobilitierungsverfahrens die Bewertung der Persönlichkeit und der moralischen Qualitäten der Supplikanten ermöglichen. Ihre Schilderung diente weniger dem Nachweis von Fertigkeiten und professioneller Kompetenz, sondern wies primär auf eine Qualifikation hin, die über die praktische Fähigkeit zum verdienstvollen Handeln hinausging. Die Eigenschaft der Adelswürdigkeit konnte nicht durch konkrete Leistung und Verdienste erworben werden. In diesem Fall wäre der Adelsstand eine Ware oder ein Leistungszeugnis gewesen. Sie konnte lediglich dokumentiert werden. Dazu eigneten sich u. a. Verdienste, aber nicht um Leistungsfähigkeit, sondern moralische Überlegenheit nachzuweisen. Daher war es auch möglich, daß Supplikanten aus verschiedenen Ständen für Verdienste unterschiedlicher Wertigkeit dieselbe Auszeichnung erhielten. Adelswürdige Tugenden, sofern sie vorhanden waren, mußten sich in unterschiedlichen sozialen Kontexten und Milieus und auf verschiedenen Ehrniveaus unterschiedlich realisieren. Bei einem emsigen Kaufmann oder einer sittsamen Haushofmeisterin würde sich die Adelswürdigkeit auf andere Weise äußern, als bei einem mächtigen Geheimrat. Gleichwohl lag in jedem Fall dieselbe Qualifikation vor. Sobald sie nachgewiesen war, wurde sie dementsprechend mit derselben Anerkennung gewürdigt.

Es darf daher bei der Analyse dieser Errungenschaften niemals außer Acht gelassen werden, daß Adelskandidaten ihre Verdienste beschrieben, weil sie damit ihre günstigen Eigenschaften dokumentieren wollten. Verdienst war nicht Selbstzweck und in diesem Zusammenhang kein Wert an sich. Wäre es lediglich um Leistungshonorierung gegangen, so hätten sowohl die Supplikanten, als auch der Kaiser einen anderen Weg gewählt. Zur Belohnung von Verdiensten hielt der Kaiser eine Reihe von Auszeichnungen bereit, von nichterblichen Titeln bis zu Gnadenketten und anderen ehrenvollen Geschenken, die keinen umständlichen

Beweis einer adelswürdigen Persönlichkeit erforderten und außerdem kostenlos waren. Wenn manche verdienstvolle Personen dennoch dieses Verfahren auf sich nahmen, dann deshalb, weil die Nobilitierung eben nicht oder nicht nur die Funktion einer Belohnung hatte. Der Zweck der Argumentation in Adelsanträgen bestand vielmehr im Nachweis einer adelswürdigen Persönlichkeit, also von abstrakten Eigenschaften jenseits der konkreten verdienstvollen Handlungen, die sie hervorgebracht hatten.

Aus diesem Grund ist es auch nicht sinnvoll zu fragen, welche Art von Leistungen die Behörde bevorzugt als adelswürdige Verdienste anerkannte. Militärische, administrative sowie merkantile Leistungen, selbst gute Charaktereigenschaften konnten gleichermaßen eine günstige Beurteilung begründen, obwohl sie sich grundlegend unterschieden. Abgesehen von ihrem enormen Aufwand wäre daher eine systematische Untersuchung der Meriten in den Nobilitierungsquellen nicht zweckmäßig. Zunächst könnte die enorme Vielfalt der Verdienste bzw. der Leistungen, die als solche ausgegeben wurden, kaum sinnvoll systematisiert werden. Eine Analyse dieser Art würde aber weniger an methodischen oder praktischen Problemen scheitern. Die Unmöglichkeit der Systematisierung deutet vielmehr darauf hin, daß sich die Beurteilung der Adelswürdigkeit nicht am Wert der Verdienste orientierte. Eine Analyse der Verdienste selbst würde eine Systematik voraussetzen, die objektiv nicht bestand. Das definitive Kriterium für die Adelswürdigkeit würde sich daraus nicht erschließen lassen, weil es nicht existierte. Wenn es überhaupt ein solches Kriterium gab, dann bestand es nicht im objektiven Wert eines Verdiensts, sondern in der Bereitschaft zum verdienstvollen Handeln, d. h. im Willen zum Dienst im Interesse der Allgemeinheit bzw. der Monarchie.

Die einzige Gemeinsamkeit die etwa zwischen der Anfertigung astronomischer Beobachtungsgeräte und der Teilnahme an einer diplomatischen Delegation bestand und bestehen konnte, war der Nutzen, der dem Allgemeinwohl daraus erwuchs. Dieser Nutzen ist jedoch kaum meßbar und daher nicht eindeutig bewertbar. Nur in Fällen, in denen wohlhabende Supplikanten dem Staat höhere Geldbeträge zukommen hatten lassen, war der Beitrag zum Allgemeinwohl quantifizierbar und objektivierbar. Wohl aus diesem Grund führten bürgerliche Adelswerber im späten 18. Jahrhundert gelegentlich ihre beträchtlichen Steuerleistungen an, obwohl dieses Argument der traditionellen Adelskonzeption radikal widersprach, denn gerade die Steuerfreiheit galt als eindeutiges Adelskriterium.¹⁴⁵

Andererseits trägt jede Form von Produktivität, Pflichterfüllung und generellem Wohlergehen in gewisser Weise zum Allgemeinwohl bei, jedenfalls wenn man es vom Standpunkt der Obrigkeit aus betrachtet. Doch um als Verdienste bezeichnet werden zu können, mußten Handlungen auch in der frühen Neuzeit noch ein zusätzliches Kriterium erfüllen. Verdienstvoll waren Leistungen, wenn sie, möglichst auf freiwilliger Basis, das notwendige Minimum überschritten. Sie sollten über das hinausgehen, was regulär erwartet bzw. verlangt werden durfte. So geht es auch aus der Definition im Zedlerschen Lexikon hervor:

„Insbesondere nennet man das Verdienst das Verhältniß derjenigen Verrichtungen, die wir dem andern zu gefallen thun, so ferne sie gegen dasjenige gehalten

¹⁴⁵Vgl. AVA Adelsakten Andreas Josias KILIAN 1778, fol. 6r. Johann Jakob SICHART 1750, fol. 9r

werden, das man deswegen von dem andern entweder vermöge eines Vertrags oder nach der Billigkeit zu erwarten hat.“¹⁴⁶

Die Bewertung, was über das notwendige Minimum hinausgeht, würde wiederum einen festen Maßstab voraussetzen, der das Plansoll jedes Untertanen festlegt, doch in diesem Fall war eine Messung nicht erforderlich. Dieses Kriterium stellten die Normen der ständische Gesellschaftsordnung bereit. Der Autor des Zedlerschen Artikels konnte voraussetzen, daß die Leser eine ausreichend konkrete Vorstellung von der *Billigkeit* hatten, also von den jeweiligen Pflichten und Erwartungen, die erfüllt werden mußten. Daher war Johann Philipp Wurzelbauers Betätigung als Astronom – die sogar von Mitgliedern der Royal Society (u.a. Edmund Halley) gelobt wurde – verdienstvoll, denn diese Aktivität ging eindeutig über die Erwartungen hinaus, die die Gesellschaft an den Rat einer Reichsstadt stellte.¹⁴⁷ Worin aber das eigentliche Verdienst bestand, das letztlich seine Adelswürdigkeit begründete, geht aus der Begründung der Reichskanzlei hervor:

„[...] zu seinem ewigen lob mit ausübung freyer künsten, insonderheit aber mit allerhand rar: vnd curiosen werkhübungen, vmb dardurch die Astronomi= oder Himmelskunst aus eignen mitln höher zu treiben, nit weniger durch seine observationes uranicas, vns wie Vns von ihm glaubwürdig attestiert worden, darzue schön elaborirte grosse vnd kostbare Instrumenta, bey der Astronomi erfahren sich allenthalben beliebt vnd berühmbt zumachen, mithin auch hieraus gemeinem weesen eine erspießliche Wohlfahrt zuerzüglen, [...] damit er Vnser genaigtes gd.stes gemüeth vnd wolmainung, so Wir vor andern auch zu Nachforsch= vnd ausarbeiter derley freyen Kunstwerkh vnd Übungen gemeiniglich zu tragen pflegen, würrlich verspühren möge, zu seiner vernern aneyerung dise besondere gnad gethan.“¹⁴⁸

Der letzte Zweck von Verdiensten, so stellte die Behörde unmißverständlich fest, müsse des Allgemeinwohl sein. Selbst die erstaunlichsten Leistungen wurden erst durch ihre günstige Wirkung auf das *gemeine Wesen* zu Verdiensten, die eine Standeserhebung rechtfertigten. Der Aspekt der Freiwilligkeit geht aus der Bemerkung hervor, Wurzelbauer habe diese Leistungen *aus eignen mitln* bestritten. Ohne auf die Frage einzugehen, ob die Astronomie einen produktiven Beitrag zum Allgemeinwohl leisten könnte, interpretierte die Behörde seine Tätigkeit als Ausdruck seiner Bereitschaft, sich in diesem Sinn zu betätigen. Damit war sein Willen zum Dienst im Interesse der öffentlichen Ordnung nachgewiesen und zugleich das entscheidende Kriterium für die Adelswürdigkeit erfüllt. Indem der Kaiser zudem seine persönliche Sympathie für die freien Künste erklärte, war diese Wissenschaft schließlich auch gleichsam politisch legitimiert, denn was dem Kaiser gefiel, konnte nicht gegen das öffentliche Interesse gerichtet sein.

Generell brachten Leistungen, die unmittelbar für den Kaiser bzw. in seinem Dienst erbracht wurden, einen entscheidenden Argumentationsvorteil. Die kaiserlichen Behörden identifizierten das kaiserliche Interesse mit dem öffentlichen Interesse. Praktisch unterschieden sie nicht zwischen dem privaten und dem politischen Interesse. So konnte 1695 Bartholomäus Hößlin in den Adelsstand erhoben werden, weil er ...

¹⁴⁶ Zedlersches Universal-Lexicon. Artikel *Verdienst*, Bd. 47, S. 181, Kolumne 335

¹⁴⁷ Vgl. AVA Adelsakt Johann Philipp WURZELBAUER 1692, Beilagen A-C, fol. 11-16

¹⁴⁸ AVA Adelsakt Johann Philipp WURZELBAUER 1692, fol. 2r f

„[...] sich meritirt gemacht, inmaßen er die Zeit über, daß er in unsern Diensten stehet, bei aller ihm ob gebenden obsorge so wohl bey lieferung Unserer Kirchen sachen als andern praesenten on gleiche verschiedenen Jahren mit seinen Carmisierten Stücken alles nach Unserm gnädigsten Verlangen jedes mahl [nach seinen mögliche Cräften nach] Verförtigen lassen“¹⁴⁹

Daß der Augsburger Juwelier zuvor gleichartige Stücke für den Kurfürsten von Sachen und König von Polen und andere prominente Auftraggeber angefertigt hatte, ließ die Reichskanzlei unerwähnt. Auf derselben argumentativen Grundlage konnte 1591 der Prager Lakai Christoph Ranfft nobilitiert werden, weil er lange Jahre die Schuhe Rudolfs I. geputzt hatte.¹⁵⁰ Diese Praxis belegt zwei für die frühmoderne Herrschaftsauffassung charakteristische Sachverhalte: Die Person des Kaisers verkörperte das Reich in jeder Hinsicht. Sie konnte nicht in eine private und eine politische Komponente geteilt werden. Wer dem Kaiser diente, diente dem Reich und erwarb sich Verdienste, egal worin die Leistung bestand. Im Kontext der Relevanz von Verdiensten für die Adelswürdigkeit zeigen derartige Fälle ein weiteres Mal, daß nicht primär die Art und der Wert von Verdiensten beurteilt wurde, sondern die Loyalität und die Dienstbereitschaft, die sie dokumentierten.

Diese Praxis begünstigte alle, für die der Kaiser nicht nur Reichsoberhaupt, sondern auch Landesherr war, d. h. die Untertanen der böhmischen Krone und der österreichischen Erbländer. Ausländische Supplikanten, die keine unmittelbare Beziehung zum kaiserlichen Hoflager hatten, mußten auf das Argument ausweichen, daß auch Verdienste für einen Reichsfürsten oder das *gemeine Wesen* eines Reichsterritoriums indirekt die Interessen des Kaisers förderte.¹⁵¹ Geschenke konnten diesen Nachteil u. U. kompensieren. Der Nachteil dieses Arguments mußte sich zeigen, wenn das jeweilige Territorium in Opposition zum kaiserlichen Lager stand. Obwohl dieser Fall nicht untersucht worden ist und aus methodischen Gründen nicht leicht untersucht werden kann, mußte es als außerordentliche Überraschung gewertet werden, wenn sich etwa in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts eine Nobilitierung für einen loyalen Untertanen des Kurfürsten von der Pfalz fände.

So wie gewerbetreibende Bürger unter den neuen Adeligen in der Minderheit waren, so waren die in diesen Fällen praktizierten Argumentationsstrategien eigentlich Ausnahmen. Die Mehrheit der Supplikanten waren Beamte, die durch ihre gesellschaftliche Stellung und berufliche Tätigkeit für die Nobilitierung prädestiniert waren. Umso mehr fällt auf, daß die meisten Beamten, im Gegensatz zu gewerbetreibenden Bürgern und Freiberuflern, keinerlei außerordentliche Verdienste anführten. In der Regel beschränkte sich die Angabe ihrer Meriten auf die Liste der Ämter, die sie im Lauf ihrer Karrieren ausgeübt hatten. Einen Hinweis auf die Ursache für dieses paradoxen Phänomen liefert zunächst ein Beispiel für die Art, wie die Behörden Tätigkeit und Leistung von Beamten

¹⁴⁹AVA Adelsakt Bartholomäus HÖSSLIN 1695, fol. 3. Vgl. ferner AVA Adelsakt Anton WALTER 1664

¹⁵⁰Vgl. AVA Adelsakt Christoph RANFFT 1591, fol. 3

¹⁵¹Drei von fünf Adelsanträgen, in denen wörtlich auf die Förderung der kaiserlichen *Interessen* Bezug genommen wurde, stammten von Beamten aus Territorien außerhalb des österreichischen Herrschaftsbereichs. Vgl. AVA Adelsakten Adolf Friedrich PFREUNDT 1708, fol. 11r (Erbach). Johann Lorenz SCHARPFF 1704, fol. 12 (Kurmainz). Paul Heinrich TILEMAN 1700, fol. 10r (Sachsen-Meiningen). Angesichts der relativ engen zeitlichen Koinzidenz dieser Fälle läßt sich vermuten, daß man sich dabei konkret auf die Auseinandersetzungen um die spanische Erbfolge bezog.

auffaßten. In diesem Fall stammt die Beurteilung aus dem Ernennungsdekret für den niederösterreichische Salzamtskontrollor Georg Niclas Dellacher. 1688 stellte die Hofkanzlei fest, er habe sich

„[...] auch dem gemainen weesen nit allein seines in Vnserm Herzogthumb Khärnten als Erb=Vnderthan angesessene Vor= vnd Eltern, sondern auch zuzorderist er selbst in mancherley weg, an vnterschiedliche orthen und endten, zu Friedens= vnd Kriegs=Zeiten, mit sonderbarem fleiß, sorgfalt vnd eyfer treugehorsambist gelaistet, inmassen er sich von Jugendt auf beflissen, seine habende gute talenten dahin anzuwenden, dadurch Vnsere Ministri, folglich auch Vns Selbsten er vnterth. Dienste zu laisten sich qualifiziren möchte.“¹⁵²

Diese Charakterisierung ist ein Schlüssel für die Beurteilung der Adelswürdigkeit administrativer Leistungen. Wo die Kanzlei bei bürgerlichen Supplikanten eine mehr oder weniger detaillierte Schilderung konkreter Leistungen in den Dekretstext aufnahm, da führte sie bei Beamten die Eigenschaften an, mit denen diese ihre regulären Aufgaben bewältigt hatten. Sie zeigt, daß die Behörden den Adelsanspruch von Beamten grundsätzlich anders behandelten und ihn nach anderen Kriterien beurteilten, als den von Supplikanten ohne administrativen Berufshintergrund.

Geht man von der Hypothese aus, daß administrative Tätigkeit im Auftrag des Kaisers oder einer anderen hochrangigen politischen Autorität grundsätzlich adelswürdig war, weil sie die Ausübung obrigkeitlicher Herrschaft inkludierte, dann erforderte der Adelsanspruch bei Beamten keine Begründung. Ein Amt auszuüben war an sich eine adelswürdige Tätigkeit. Daher konnte sich die Argumentation von Beamten auf den eigentlich relevanten Faktoren für die Beurteilung der Adelswürdigkeit konzentrieren. Worin diese bestanden geht exemplarisch aus dem Antrag des kurmainzischen Beamten Johann Christoph Chrisostomus Keller aus dem Jahr 1765 hervor:

„Ich habe mich von meiner ersten Jugend an der Rechts Gelehrtheit ergeben, und es durch meinen unermüdeten Fleiß und Eyfer dahin gebracht, daß ich den Gradum Doctoratus [...] erlanget habe; zunächst bin ich bey der Churfürstl. Maynzischen Regierung auch bey dem Churfürstl. Revisions-Gericht so wohl, als bey dem Kriegs- wie auch Commercial-Rath daselbsten angestellet worden.“¹⁵³

Mehr ist über ihn, seine Position und seine Eigenschaften nicht zu erfahren. Mehr war in der Tat auch nicht notwendig. Kellers Argument (sofern man es überhaupt als solches bezeichnen kann) ist eben deshalb besonders instruktiv, weil er sich in seiner Antragsbegründung ausschließlich auf die Faktoren beschränkte, die in seinem Fall wichtig waren. Als Beamter hatte er bei Gericht und in Regierungsbehörden obrigkeitliche Funktionen wahrgenommen, zu denen er fachlich qualifiziert war. Aber v. a. hatte er seine günstigen Charaktereigenschaften in den Dienst des Staats gestellt, worauf er hinwies, damit auf seine loyale Gesinnung geschlossen werden konnte.

Für die Reichskanzlei enthielt Kellers Antrag alle Argumente, die sie brauchte, um in seinem Fall die Standeserhebung zu begründen und im Sinn des Antragstellers zu erledigen. Einerseits wurde bei Beamten das Kriterium der Dienstbereitschaft und der Loyalität schon dadurch erfüllt, daß sie Dienste im öffentlichen Interesse leisteten. Angesichts wiederholter Fälle von Amtsmißbrauch,

¹⁵²AVA Adelsakt Georg Niclas DELLACHER 1688, fol. 2r

¹⁵³AVA Adelsakt Johann Christoph Chrisostomus KELLER 1765, fol. 5f. Ähnliche Fälle vgl. AVA Adelsakten Friedrich Jakob und Heinrich Karl LAUTITZ 1698, fol. 12 f. Franz Joseph Ignaz STEINER 1742, fol. 2 f. Josef Honorat ZÖPFF 1717, fol. 12 f

Korruption und Verrat konnte es andererseits nicht schaden, die verlässliche und pflichtbewußte Amtsführung hervorzuheben. Administrative Tätigkeit konnte als verdienstvoll beurteilt werden, wenn sie umsichtig und gewissenhaft ausgeübt wurde. Genau nach diesem Prinzip behandelte die Behörde diese Argumentation. Sie ging nur formal auf die Aufgaben des Supplikanten bezüglich seines konkreten Wirkungs- und Kompetenzbereichs ein und widmete sich eher seiner *Dienstauffassung*, weil sich in ihr seine Einstellung und seine Bereitschaft zum Dienst äußerten. Die Loyalität des Beamten erwies sich durch Eigenschaften wie *Fleiß*, *Sorgfalt* und *Eifer* in der Amtsführung; mehr wurde nicht erwartet.

Die spezielle Art der Behandlung der Nobilitierungsanträge von Beamten durch die kaiserlichen Behörden bestätigt die Hypothese von der generellen Adelswürdigkeit administrativer Tätigkeit. Für die Regierung stand grundsätzlich fest, daß die Tätigkeit von Beamten adelswürdig und verdienstlich war. Daher finden sich in ihren Anträgen selten Berichte über konkrete Leistungen, wie etwa erfolgreich durchgeführte Projekte und Aufträge oder ungewöhnlich hohe Produktivität etc. Allerdings gab es Ausnahmen, die bemerkenswert sind, weil sie sich fast immer auf dieselbe Art von Handlungen bzw. Anlässen bezogen. Es handelte sich entweder um Vorfälle im Zusammenhang mit Kriegen, um Ereignisse, in denen die Supplikanten in Lebensgefahr geraten waren oder wenn sie mit diplomatischen Missionen beauftragt worden waren. Auch Bürger erwähnten bevorzugt solche Ereignisse.

Selbstverständlich waren Leistungen im Krieg bei Militärs in jeder Hinsicht das primäre Beurteilungskriterium. Aber ebenso natürlich waren Kriege nicht nur für sie, sondern für alle Betroffenen Ereignisse von schwerwiegender Bedeutung. Für den Staat waren sie immer ernste politische Krisen und für die Untertanen darüber hinaus häufig mit persönlichem Unglück verbunden. Damit bedeuteten derartige Anlässe für beide Seiten – den Kaiser und seine Untertanen – eine Herausforderung für ihr politisches Verhalten. Jede Handlung erhielt in solchen Ausnahmesituationen ein besonders Gewicht, weil sie dazu zwangen, in der Wahrnehmung der politischen Verantwortung bis an die Grenze des Erträglichen und oft genug darüber hinaus zu gehen. In Kriegen wurde die Zumutbarkeitsgrenze gegenüber der Normalität extrem verschoben. Der Souverän hatte in noch größerem Umfang seiner Schutzfunktion nachzukommen und trug in noch stärkerem Maß die Verantwortung für das Leben der Untertanen. Diese ihrerseits waren in Krisenzeiten dazu aufgerufen, ihre Loyalität unter Beweis zu stellen. Ihnen durfte noch mehr abverlangt werden als die Treuepflicht unter normalen Bedingungen von ihnen forderte. In diesem Zusammenhang muß man sich außerdem vergegenwärtigen, daß der Adelsstand eine konzeptionelle Affinität zum Krieg hat. Ritterliche Tugend erweist sich primär im Kampf. In der sublimierten Form muß dieser nicht notwendig gewaltsam ausgetragen werden; jede Krisensituation erfordert Kampf und bietet auch Zivilisten die Möglichkeit zur Bewährung.

Verdienste
unter Kri-
senbedin-
gungen

Aus diesem Grund verschob der Krieg auch die moralischen Kriterien, mit denen Verhalten beurteilt wurde. Loyalität und Wohlverhalten in Kriegszeiten mußte noch höher eingeschätzt und noch gnädiger belohnt werden. War der Kaiser schon zu Friedenszeiten zu Gerechtigkeit und Gnade verpflichtet, so durfte im Krieg von ihm erwartet werden, daß er die schwierigeren Bedingungen der Loyalität angemessen berücksichtigte und entsprechend großzügiger honorierte. Nicht nur der Wert der Leistungen war in einer Krise objektiv höher, auch die Bereitschaft sie zu erbringen mußte angesichts des größeren Risikos höher

bewertet werden. Im Gegensatz zu Leistungen im Frieden waren Verdienste in Krisenzeiten daher erwähnenswert. So wurden solche Unterstützungen oft mit ungewöhnlicher Ausführlichkeit genannt und beschrieben. Selbst ein relativ geringfügiger Beitrag – so schien mancher Adelswerber zu vermuten – konnte zum Erfolg eines militärischen Unternehmens beitragen. Ohne Zweifel war der Linzer Wechsler Franz Trattner überzeugt, daß die Zelte, die er während des spanischen Erbfolgekriegs auf eigene Kosten nach Spanien geschickt hatte, der Sache des Kaisers förderlich waren.¹⁵⁴ Der Regensburger Beamte Andreas Bonifacius Schott und der Tiroler Gerichtsadvokat Johann Martin Drescher hatten das Reichsheer logistisch unterstützt und der ungarische Finanzbeamte Mathias Dollinger hatte im Türkenkrieg sechs Soldaten aus eigenen Mitteln ausgerüstet.¹⁵⁵ Auch ein Ereignis, wie die Vertreibung der Salzburger Protestanten 1730-31, zu deren reibungslosem Ablauf der Tiroler Gerichtsschreiber Balthasar Luz beigetragen hatte, konnte in diesem Sinn als Ausnahmesituation angesehen werden.¹⁵⁶ Nicht minder schätzte die Regierung die tatkräftige Unterstützung gegen den inneren Feind. Wenn es galt, die Teilnehmer an der gewaltsamen Niederschlagung von Aufständen zu belohnen zeigte sie sich stets besonders großzügig. So konnte der oberösterreichische Landschaftssekretär Simon Lanzinger sicher sein, daß die Erwähnung seiner Beteiligung an der Niederwerfung der „widersessigen wildneggischen Paurschafft“ 1658 günstig aufgenommen wurde.¹⁵⁷ Ihren Möglichkeiten entsprechend konnten sich auch wohlhabende Gewerbetreibende nützlich machen. Der Trientiner Manufakturist Johann Jakob Sichart rühmte sich 1750, er habe „[...] nicht weniger, bey denen vorgewesenen Kriegstrouben mit unterschiedenen Darlehen meine treu devoteste Schuldigkeit zu bezeugen, [...] bestens beflissen“¹⁵⁸

Nicht selten gingen allerdings die Opfer mancher Untertanen deutlich über das Maß großzügiger Spenden hinaus. Einige Adelsanträge bezeugen eine geradezu erschütternde Opferbereitschaft, bei der schwer vorstellbar ist, daß sie in jedem Fall freiwillig war. Es muß nicht ausdrücklich erwähnt werden, daß der Krieg zahlreiche Untertanen an den Rand des persönlichen Ruins und darüber hinaus trieb, und doch wird diese traurige Wahrheit dadurch weiter veranschaulicht, wie selbst noch die drastischsten Opfer als Untertanenpflichten empfunden wurden. In derartigen Fällen änderte sich freilich der Ton in den Antragstexten von einem unverbindlichen Hinweis in eine Klage und die unüberhörbare Forderung, die Majestät möge nun ihrerseits ihrer Herrenpflicht nachkommen. Abgesehen von der unglaublichen Leidensfähigkeit geben diese Berichte einen konkreten Eindruck davon, was Untertanen mit einem relativ engen Vasallitätsverhältnis zum Kaiser, also besonders Beamten, zugemutet werden konnte.

¹⁵⁴Vgl. AVA Adelsakt Franz TRATTNER 1734, fol. 9r

¹⁵⁵Vgl. AVA Adelsakten Mathias DOLLINGER 1668, fol. 14r. Johann Martin DRESCHER 1767, fol. 7. Andreas Bonifacius SCHOTT 1696, fol. 9r. Vgl. ferner AVA Adelsakten Daniel HÜBER 1660, fol. 5r. Conrad MEYERER 1638, fol. 6

¹⁵⁶Vgl. AVA Adelsakt Balthasar LUZ 1742, fol. 13r. Die erzwungene Emigration der Salzburger Protestanten wurde in der Öffentlichkeit allenthalben als anachronistische Maßnahme bewertet. Obwohl die Reichsregierung keine Maßnahmen dagegen ergriff, dürfte sie sich trotzdem dieser Meinung angeschlossen haben, weshalb sie es wohl auch für unstatthaft hielt, dieses Verdienst im Verleihungsdekret für Luz zu erwähnen.

¹⁵⁷Vgl. AVA Adelsakt Simon LANZINGER 1664, fol. 2r. Vgl. ferner AVA Adelsakt Franz Andreas HEHN 1788, fol. 5

¹⁵⁸AVA Adelsakt Johann Jakob SICHART 1750, fol. 10. Vgl. ferner AVA Adelsakt Johann Paul STRICKLER 1776, fol. 14

Mehr als in den meisten Nobilitierungsfällen tritt in diesen der Anlaßcharakter von Standeserhebungen hervor. Weil Nobilitierungen in der Praxis zwar Belohnungen waren, aber nicht als solche intendiert waren, mußte dieser Aspekt in der Verleihung verschleiert werden. So detailliert Willkür, Ungerechtigkeit und Plagen geschildert wurden, so vornehm hielten sich die Kanzleien bei der Würdigung solcher Leistungen zurück. Es ist nicht zu übersehen, daß damit der Eindruck vermieden werden sollte, der Supplikant wäre nicht wegen seiner adelswürdigen Persönlichkeit, sondern seiner Widerstandsfähigkeit halber in den Adelsstand erhoben worden. Insbesondere wenn Geld im Spiel war bestand die Gefahr, daß ein mehr oder minder bescheidener Obolus zum *gemeinen Wesen* als Kaufpreis für die Standeserhebung ausgelegt würde. Keinesfalls durfte in einer Nobilitierungsurkunde ein konkreter Betrag genannt werden!¹⁵⁹

Bevor Georg Niclas Dellacher 1683 in das niederösterreichische Salzamt kam, war er Mitarbeiter der Wiener Hofkammer gewesen, wo er „ein, vndt andere anticipation aufgebracht, auch de propriis Etlich tausend gulden hergegeben“ hatte.¹⁶⁰ Zur Beglaubigung seiner Argumente ließ er sich vom Hofkammerpräsidenten ein Gutachten darüber ausstellen, in dem dieses Scherflein nicht erwähnt wurde. Womöglich warf es auch im 17. Jahrhundert kein gutes Licht auf den Leiter einer Finanzbehörde, wenn er seine untergebenen Beamten nötigte, das Defizit in seiner Kassa mit ihrem eigenen Einkommen und Vermögen zu begleichen.¹⁶¹ Die Regierung jedoch bezog Dellachers finanziellen Beitrag, ganz im Sinn des Antragstellers, unmittelbar auf sich, indem sie ihn als Ausdruck seiner Loyalität interpretierte:

„[...] worbey Vnßer forderst bey so schwären Kriegs=rüstungen wider den Erbfeindt Christlichen Nahmbens, den Türcken, sowohl mit aufbringung ein vnd anderer nahmbhafter anticipationen, als auch sonsten seiner zu Vns beständig tragenden treuesten devotion vnd sinceritet nach, nuzbar vnd ersprießliche dienste gelaister“¹⁶²

In dieser Version der Geschichte wurde aus einer kaum verschleierte Willkür, die zu einem beträchtlichen materiellen Verlust geführt hatte, unversehens ein zwar nennenswerter, aber nichtsdestoweniger einem treuen Untertanen angemessener Beitrag zum Fortbestand der Monarchie und der Christenheit. Erscheinen derartige Praktiken bereits skandalös, so konnte es unter Kriegsbedingungen schlechterdings zu ganz und gar katastrophalen Mißständen kommen. Dr. Johann Schweickhart Emmerich war seit 1633 Fiskaladvokat beim Reichskammergericht in Speyer. 1641 berichtete er, daß

„[...] mir vber das Sechste iahr, auch in högsten nöthen begriffen, der geringste pfennig nicht geleistet werden können sondern Allerdingß lehr beygehen müssen, vnd annoch so Vieler iahrens derselben biß zu Verbesserung gantzlichen ermangeln auch Ahnietzo des iahrß mit dem wenigen so pro rata meineß Ahn sich sehr geringen, honorars bey lauffenden vberschweren Zeitten zu meines bloßen ohn endt bahrlichen vnderhalt bey Weiten nicht erglecklichen Salary, von eingehender schlechter Kammergerichts vnderhaltung mir gedeyen mag, mich gedulden muß, daß demenach, zumahlen solche quota nicht den Vierdten theil vbersteigen thuet, Von tag zu tag der hinderstandt in mehrers außstellet [...]“¹⁶³

¹⁵⁹ Ausnahmen vgl. AVA Adelsakt Andreas Josias KILIAN 1778, fol. 2. Johann Friedrich SICHART 1696, fol. 6

¹⁶⁰ AVA Adelsakt Georg Niclas DELLACHER 1688, fol. 11

¹⁶¹ Ein ähnlicher Fall vgl. AVA Adelsakt Laurenz Ignaz SAFFRAN 1711, fol. 14

¹⁶² AVA Adelsakt Georg Niclas DELLACHER 1688, fol. 3r

¹⁶³ AVA Adelsakt Johann Schweickhart EMMERICH 1641, fol. 6

Nicht genug damit, daß er unter jahrelangen Gehaltsrückständen zu leiden hatte, so mußten er und seine Familie eine der gefürchteten Militäreinquartierungen ertragen und wurde er von der Soldateska Bernhards von Sachsen-Weimar verhaftet und drangsaliert.¹⁶⁴ Zum Zeitpunkt der Antragstellung war er bereits schwer verschuldet. (Mit besonderem Bedauern erwähnte er, er habe auch das Heiratsgut seiner Frau bereits verbraucht.) Wenn er schließlich hinzusetzte, daß er sich trotz allem nicht davon abbringen ließ, dem Kaiser die Treue zu halten, so klingt das beinahe als Vorwurf, denn in seinem Fall hatte der Dienstherr in der Ausübung seiner Schutzpflicht versagt. In einem Appell, der noch deutlich die Züge des feudalen Vasallenverhältnisses trägt, erinnerte er den Kaiser daran, daß die Mitglieder des Reichskammergerichts nur ihm persönlich unterstünden, womit er andeutete, daß dieser für ihr Schicksal persönlich verantwortlich war.¹⁶⁵ In dieser Situation könnte es tatsächlich hilfreich gewesen sein, daß ihm die Regierung neben dem Adelsstand sämtliche Immunitäts- und Schutzprivilegien verlieh, die es gab.

Unter den Bedingungen politischer und wirtschaftlicher Krisen ist die Gefahr des Status- bzw. Standesverlusts besonders groß. In einer Gesellschaftsordnung, in der soziale Mobilität nicht normal ist, kann die politische Instanz, die für die Aufrechterhaltung der Sozialstruktur zuständig ist, im Fall eines unverschuldeten Standesverlusts belangt werden. Das gilt umso mehr, wenn dieser Verlust eine Folge von Ereignissen war, die durch die verantwortliche Instanz ausgelöst worden waren. Mit anderen Worten: Wenn Untertanen im Verlauf eines Reichskriegs oder generell durch den Dienst oder zu Gunsten des Kaisers der Standesverlust drohte, dann konnte von ihm verlangt werden, daß er diese Irregularität korrigierte. Dieses Prinzip konnte auch manches dubiose Anliegen rechtfertigen. Der Stadtschreiber Adam Sätzl aus der Steiermark behauptete 1673, daß

„[...] endlich aber durch das bluet dürtstige Erbfeindes Christlichen Nahmens vergewaltigt – und einäschering bemelter Statt [Fürstenfeld] aller und alles, sambt dem so theur an sich erworbene Nobilitations privilegio in Rauch-, Raub- und Prant verhorhen lassen müssen.“¹⁶⁶

Wäre Sätzls Vater tatsächlich nobilitiert worden, dann wäre es in der Wiener Hofkanzlei aktenkundig und eine ausführliche Beschreibung seiner Qualitäten und Verdienste nicht nötig gewesen. Doch auch wenn ihm der Krieg als Vorwand gedient haben mag, sich eine kostenlose Adelsbestätigung zu erschleichen, so spricht aus dieser Initiative und ihrer Begründung die Furcht, den gewohnten Status nicht halten und gegenüber der Umwelt nicht mehr glaubwürdig repräsentieren zu können. In einer ständischen Gesellschaftsordnung konnte eine derartigen Zwangslage durch die offizielle Bestätigung des Standes durch die Obrigkeit behoben oder wenigstens entschärft werden.

¹⁶⁴ Einquartierungen wurden in Nobilitierungsanträgen häufig im Zusammenhang mit Schäden erwähnt, ohne sie genauer zu beschreiben. Daß sie für die Betroffenen eine außerordentliche Belastung darstellten wurde offenbar als bekannt vorausgesetzt. Sehr wahrscheinlich trugen solche Erfahrungen zur Entscheidung für einen Nobilitierungsantrag bei, denn der Adel war von Einquartierung befreit. Vgl. AVA Adelsakten Johann Schweickhart EMMERICH 1641, fol. 7. Johann Joachim GREDELY 1657, fol. 10r. Martin MEZGER 1630, fol. 2. Anton WALTER 1664, fol. 5r.

¹⁶⁵ Vgl. AVA Adelsakt Johann Schweickhart EMMERICH 1641, fol. 7. Emmerich verlangte von der Regierung nicht nur die Nobilitierung, sondern, als konkrete Kompensation für seine Verluste, auch die Expektanz auf ein höheres Amt und die Ernennung zum Comes Palatinus.

¹⁶⁶ AVA Adelsakt Adam SÄTZL 1673, fol. 6.

Für Gewerbetreibende, deren Status wesentlich stärker als bei Beamten materiell definiert war, war ein krisenbedingter Einkommensausfall nicht nur materiell, sondern auch sozial existenzbedrohend. Diesen Umstand sprach der Kaufmann und Wechsler Franz Trattner aus Linz durch den Hinweis an, er habe im Verlauf des spanischen Erbfolgekriegs

„[...] mithin ville schaden und ungemach erleiden – ja ohne etwas erwürschaffen zu können, etlich tausend gulden einbiessen müssen“¹⁶⁷

Gewiß konnte das Kaiser von treuen Untertanen in Krisenzeiten Opfer verlangen, aber wenn sie zu Standesverlust führten – so scheint die Argumentation andeuten zu wollen – konnte das nicht im Interesse der Regierung sein. Es widersprach dem Auftrag der Regierung zur Erhaltung der legitimen Ordnung sowie des besonderen Schutzes loyaler Vasallen und mußte überdies demotivierend wirken.

Die höchste Steigerung erfuhr die Opferbereitschaft, wenn die Untertanen in der Ausübung ihrer Pflicht in akute Lebensgefahr gerieten. Im Krieg waren davon nicht nur Militärs betroffen, sondern allzu häufig auch Zivilisten. Obwohl oder gerade weil Beamte als Exponenten der Obrigkeit durch Immunität und ihre Amtsautorität geschützt waren, wurden sie zum Ziel von äußeren oder inneren Feinden. Natürlich konnte von Personen, die den Adelsstand anstrebten, die ritterliche Tugend der totalen persönlichen Verausgabung für den Lehnsherrn erwartet werden, doch mußte gerade in diesem Fall der Souverän davon erfahren, daß der Adelskandidat über diese Fähigkeit verfügte.¹⁶⁸ Sofern Supplikanten in Situationen geraten waren, die geeignet waren, ihre Bereitschaft zur Selbstaufgabe im Dienst des Kaisers nachzuweisen, dann mußten sie folglich mit angemessenem Nachdruck referiert werden. Unter diesen Berichten finden sich in der Tat beeindruckende und erschütternde Zeugnisse über die riskante Existenz von Beamten im Krieg. So war Adolf Friedrich Pfreundt, geheimer Rat und Oberamtmann in der Grafschaft Erbach, 1688 in die Wirren des Pfälzischen Kriegs geraten, dabei von der französischen Armee nach Heidelberg verschleppt (wo er Zeuge der Zerstörung der Stadt wurde) und schließlich in Straßburg als Geisel in Festungshaft genommen wurde.¹⁶⁹ Aus seinem Bericht geht hervor, daß er sein Los als unmittelbare Konsequenz seiner kompromißlosen Loyalität gegenüber dem Kaiser betrachtete, womit er wohl nicht unrecht hatte.

Unter gewissen Bedingungen verlangten die bürgerlichen Pflichten, daß sich auch zivile Bewohner einer Stadt aktiv an ihrer Verteidigung beteiligten. Als 1757 der preußische Eroberer die böhmischen Länder überfiel, übernahm Johann Ferdinand Riha die Verwaltung eines Magazins der Stadt Prag, für die er

¹⁶⁷AVA Adelsakt Franz TRATTNER 1734, fol. 9r

¹⁶⁸Bis in unsere Zeit können Verdienste dieser Art nicht verjähren. Informationen über Leistungen im Krieg werden an die Nachkommen mit erstaunlicher Genauigkeit weitergegeben. Auch im 17. und 18. Jahrhundert wußten zahlreiche Adelswerber Details über die Kriegsverdienste ihrer Eltern und Großeltern zu berichten und als legitimes und gültiges Argument für ihren eigenen Anspruch einzusetzen. Vgl. AVA Adelsakten Andreas ASSIG 1670, fol. 2r. Mathias DOLLINGER 1668, fol. 14. Johann Joachim GREDELY 1657, fol. 10. Cyriak GÜNTHER 1661, fol. 7r. Franz Andreas HEHN 1788, fol. 7r. Friedrich Jakob und Heinrich Karl LAUTITZ 1698, fol. 13. Johann Conrad PEYER 1650, fol. 10r. Friedrich Gottlieb RAUMER 1693, fol. 10-11. Laurenz Ignaz SAFFRAN 1711, fol. 2r. Adam SÄTZL 1673, fol. 6. Johann Gustav Gottfried SCHRÖDER 1782, fol. 6. Agatha SCHWEIZER 1776, fol. 5r. Johann Abundius SOMIGLIANO 1670, fol. 18. Franz TRATTNER 1734, fol. 8

¹⁶⁹AVA Adelsakt Adolf Friedrich PFREUNDT 1708, fol. 15r-16

„[...] aller maassen weder Kugel noch Bomben welche auf dem von mir in das Magazin zu passiren gehabten Welischen Platz gefallen, gescheuet oder geforchten, umb nur den mir anvertrauten Dienst in Voller maaß und Schuldigkeit so wie zu Versehen, und die obgehabte Pflichten in wirksamer befolgerung zu sehen [...]“¹⁷⁰

Ob freiwillig oder nicht; der Nachweis selbstloser Pflichterfüllung war erbracht und der Adelsanspruch dadurch ausreichend legitimiert.

In noch größerer Schuld stand die kaiserliche Regierung gegenüber einem Untertanen, der in ihrem Dienst bleibende Schäden erlitten hatte. Üblicherweise war sie ausgesprochen undankbar, was die Versorgung von Kriegsinvaliden betraf. Im Fall von Valentin Schneider war sie ihrer Sorgepflicht immerhin insofern nachgekommen, als sie ihn von der Militär- in die Zivilverwaltung transferierte und dadurch seine Subsistenz sicherte. Mit dieser Versetzung war er Beamter und damit Herrschaftsträger geworden und kam somit für eine Standeserhöhung in Frage. In der Begründung seines Nobilitierungsanspruchs erwies sich seine Verwundung letztlich als Argumentationsvorteil. So brachte er vor, er habe im Bayerischen Erbfolgekrieg 1778 als Oberrechnungsführer im Offiziersrang

„[...] gefährliche Schlachten unter dem Feuer-Gewöhr beygewohnet, Wunden geschlagen, und wiederum eingefangen. Die gehemmtten Kräften, und vorhandenen Untüchtigkeit bemüssigen denselben sich zum Dienst der Feder zu schicken.“¹⁷¹

Die Beurteilung dieses Arguments durch die Hofkanzlei ist für die Behandlung solcher Anlässe durch die Regierung bezeichnend. Zunächst attestierte sie dem Supplikanten, er habe sich nicht etwa befehlsgemäß, sondern aus reiner Dienstbeflissenheit aus der Steiermark ins ferne Böhmen begeben, um sich daselbst für die Monarchie zu opfern:

„Jedoch aus blosser Zuneigung zu Unseren K. K. Kriegs Diensten sein Vaterland verlassen, und sich demselben mit größtem Eifer gewidmet, in dem letzten Preussischen Krieg durch 4 Jahren alle ihn betroffene feindliche Begebenheiten ungeachtet der dabey überkommenen Blessuren so tapfer, und standhaft wie es einem rechtschaffenen, und ehrliebenden Soldaten zustehet, auszuhalten habe, und noch mehrere Proben seiner Tapferkeit, und Erfahrungheit in den Kriegs Übungen abgelegt hätte, wenn er nicht wegen durch die ausgestandenen vielen Beschwerlichkeiten geschwächten Leibes Kräften sich zu dem Dienst der Feder zu verwenden bemüssiget worden wäre.“¹⁷²

Auch an diesem Beispiel läßt sich erneut erkennen, daß die Behörde in Nobilitierungsverfahren konkreten Leistungen und Taten keine Beachtung schenkte. Auf Schneiders Kriegsverdienste ging sie gar nicht ein. Selbst die schauerlichen Erlebnisse, die dem Geheimrat Adolf Friedrich Pfreundt widerfahren waren, wurden im seinem Verleihungsdekret mit keinem Wort erwähnt. Dagegen widmete sie sich ausführlich den Tugenden, die bei diesen Anlässen hervorgetreten waren. Nicht Heldentaten oder Spitzenleistungen wurden bei Standeserhebungen in Betracht gezogen, sondern Eigenschaften wie *Tapferkeit*, *Standhaftigkeit* oder *Erfahrung* und nicht zuletzt die Bereitwilligkeit, mit der sie in den Dienst der Monarchie gestellt wurden. Aus diesem Grund war es nicht unbedingt erforderlich, Schaden an Leib und Leben real erlitten zu haben. Entscheidend war, daß sich Untertanen dieser Gefahr bereitwillig ausgesetzt hatten. So konnte der

¹⁷⁰AVA Adelsakt Johann Ferdinand RZIHA 1758, fol. 4

¹⁷¹AVA Adelsakt Valentin SCHNEIDER 1778, fol. 11

¹⁷²AVA Adelsakt Valentin SCHNEIDER 1778, fol. 3

Krainer Finanzbeamte Alexius Frey 1623 damit rechnen, daß die Behörde gebührend zu würdigen wissen würde, daß er „die geföllen ohne schaden (darunter Ich aber oft in Leib, vnd Lebensgefahr gestanden,) in das Hopffennigmeisteramt Graz geliefert“ hatte, auch wenn er dabei mit dem Leben davongekommen war und keine gravierenden Blessuren erlitten hatte.¹⁷³

Wenn das Prinzip, nach dem außerordentliche Leistungen und Opfer beurteilt wurden, darin bestand, sie als Nachweis bestimmter Einstellungen und Tugenden zu behandeln, dann war es eigentlich nicht nötig, konkrete Verluste und Entbehrungen ausführlich zu beschreiben. Daß die Existenz in Kriegszeiten äußerst riskant und die Ausübung verantwortungsvoller Ämter gefährlich war dürfte den Wiener Kanzleibeamten ohnedies bekannt gewesen sein. Manche Supplikanten schienen über diese Praxis besser informiert gewesen zu sein als andere.¹⁷⁴ Als ob er gewußt hätte, worauf es in der Argumentation ankam, hielt sich der ungarische Finanzbeamte und ehemalige Offizier Mathias Dollinger bei der Beschreibung seiner Opfer zurück. Er begnügte sich mit der Erwähnung, er habe sich

„[...] wider des Reichs vnd dero hochlöbl. Erzhauses Feinde mich in allen vor-
gefallenen occasionen mit darsetzung des meinigen auch Leib vnd Lebens bis auf
geschlossenen Frieden gehorsamblich gebrauchen lassen“¹⁷⁵

Er beschränkte sich auf den wesentlichen Faktor, nämlich die nachgerade selbstverständliche Tatsache, daß sowohl die Tätigkeit eines Soldaten, als auch die eines Verwalters im Goldbergbau mit beträchtlichen Risiken verbunden ist, die er dennoch bereitwillig eingegangen war.

Auch Reisen konnte lebensgefährlich sein. War das Reisen in der frühen Neuzeit schon im Frieden kein harmloses Unternehmen, so wurde es im Krieg extrem riskant. Beamte in offizieller Mission waren dann nicht nur ein willkommenes Ziel krimineller Wegelagerer, sondern v. a. von Feinden, die wertvolle Informationen abzufangen hofften. Aufträge dieser Art erforderten außer hoher Vertrauenswürdigkeit daher viel Geschicklichkeit und Umsicht. Nicht jeder wurde mit *Commissionen und Verschickungen* betraut. Wenn immer Beamte mit Missionen beauftragt worden waren, konnte das umgekehrt als Hinweis auf ihre besonderen Fähigkeiten und hohe Wertschätzung bei ihren Vorgesetzten gelten. Daher wurden solche Aufträge in Adelsanträgen häufig erwähnt.¹⁷⁶

Diplomatie

¹⁷³AVA Adelsakt Alexius FREY 1623, fol. 7

¹⁷⁴Vgl. AVA Adelsakten Johann B. Martin ARAND 1798, fol. 7-8. Jakob Christoph MAYER 1710, fol. 14r. Abraham PÜCHLER 1666, fol. 11. Johan SCHULTE 1635, fol. 2. Johann Joachim WECKHERLIN 1653, fol. 4

¹⁷⁵AVA Adelsakt Mathias DOLLINGER 1668, fol. 14r

¹⁷⁶Vgl. AVA Adelsakten Niclas Eberhard AYBLINGER 1672. Andreas ASSIG 1670. Georg Niclas DELLACHER 1688, fol. 2r f. Philipp Werner EMMERICH 1654, fol. 2r. Johann Schweickhart EMMERICH 1641. Hanns ERDINGER 1615. Ferdinand FRÖLICH 1682. Cyriak GÜNTHER 1661, fol. 8. Dominik HÄRING 1623, fol. 2r. Franz HEFFENER 1723, fol. 7r. Johann Paul HOCHER 1667. Hermann HÖPFNER 1673, fol. 4 und 7. Daniel HÜEBER 1660, fol. 3. Konrad MERZ 1623. Johann Georg MEZGER 1690. Herrmann MYLIUS 1652, fol. 2r. Felix PFLANZEMAN 1695, fol. 3, 10. Johann Jakob PFLIEGER 1685. Adolf Friedrich PFREUNDT 1708, fol. 11. Jakob Ernst PLÖCKNER 1692, fol. 3. Johann PRENNER 1684. Johann Georg RAUCHBAR 1698. Friedrich Gottlieb RAUMER 1693, fol. 4r, 12. Johann Ambros REICHMANN 1705, fol. 10r. Johann Lorenz SCHARPFF 1704. Karl SCHÖNBECK 1686. Otto SCHWATZ 1685, fol. 8. Johann Abundius SOMIGLIANO 1670. Franz Joseph Ignaz STEINER 1742. Paul Heinrich TILEMAN 1700, fol. 3, 10. Franz TRATTNER 1734. Johann Joachim WECKHERLIN 1653, fol. 4r

Für Commissionen galt das gleiche, wie für alle anderen besonders gefährlichen Aufgaben. Sie qualifizierten den Supplikanten als adelswürdig, weil er die damit verbundenen Gefahren nicht gescheut hatte. 1623 konnte daher die Adelsbestätigung für den Hofkontrolleur Konrad Merz bewilligt werden, weil er sich „in Vielen, schwären, vnd weiten reißen, mit außerstandener großer Leibsgefahr, gehorsamst erzeigt, vnd bewiesen“ hatte.¹⁷⁷ Noch zwingender waren freilich die Argumente von Johann Georg Mezger aus Brünn. Seine erstaunliche Karriere begann 1648 als Küchenmeister im Stab des kaiserlichen Botschafters bei der Hohen Pforte. Danach wurde er als Kurier eingesetzt, wobei er sich mit dem Postwesen vertraut machen konnte. Dadurch gelangte er zunächst in den Besitz einer Postlizenz für die Verbindung der Reichshauptstadt mit Paderborn, später wurde ihm die Postmeisterei in Brünn übertragen, wo er schließlich auch in den Stadtrat berufen wurde. Anlässlich der großen Türkenbelagerung von 1683 wurde er gleichsam reaktiviert, als die Regierung auf die Fähigkeiten aufmerksam wurde, die er sich im Basar von Istanbul erworben hatte. Zum Feldpostmeister (im besonderen Einsatz) ernannt, erwiesen sie sich als unentbehrlich, als er sich

„[...] als ein dieser Sprach erfahrener mit höchster Lebensgefahr gebrauchen vnd von dasigen Unsern Land=Ständen auch Unserem Kayl. Hoff hat abschicken lassen, vnd wie wohl in der gantzen Refier gleichsamb alles in Feuer gestanden, nicht weniger in seinem Durchreisen zu Porliz die Türken vnd Tataren wirklich gewesen Er sich mit seiner erlernter türckischer Sprach dextré als wan er von ihrer gesellschaft wehre, durch= vnd Vnsere Verordnung glücklich zurück gebracht, wodurch der Feundt wider aus dem Landt verjagt“¹⁷⁸

Diese Aufträge könnte nicht zuletzt auch deshalb von entscheidender Bedeutung gewesen sein, weil er bei dieser Gelegenheit wohl nicht nur wichtige Kurier-, sondern auch Kundschafterdienste geleistet hatte. Die Regierung bewilligte seinen Antrag schließlich u. a. mit der Begründung:

„[...] da Er zu Maturierung des Pohlnischen Succurs auf eigene speesen sich in Pohlen beigegeben [sic], damit Unsere Kay. Dienste desto schleiniger Fürtgang genommen,“¹⁷⁹

Dank des eher seltenen Falls einer ausführlichen Schilderung von Kriegsabenteuern ist man in der Lage, sich eine Vorstellung zu davon machen, welches Risiko mit *Commissionen und Verschickungen* verbunden sein konnte, wie viel Einsatzbereitschaft sie verlangten und was sich hinter der lakonischen Formulierung, jemand habe sich „insonderheit in den schweren kriegszeiten zu verrichtung unterschiedlicher commissionen vnd verschickungen gebrauchen lassen“, verbergen konnte.¹⁸⁰

Abgesehen von der besonderen Auszeichnung, die die Betrauung mit Commissionen bedeutete, gab es noch einen zweiten, möglicherweise wesentlich triftigeren Grund, sie gerade im Zusammenhang mit einem Nobilitierungsantrag zu erwähnen. Natürlich waren offizielle Missionen keine ganz normalen Aufgaben im Rahmen administrativer Tätigkeit. Trotzdem gehörten sie zu den regulären Amtspflichten hoher Beamter. Was solche Aufgaben im Kontext von Standeserhebungen aber besonders relevant machte, war der Umstand, daß es sich bei ihnen um die vornehmste und damit adelswürdigste Verrichtung handelte, zu

¹⁷⁷AVA Adelsakt Konrad MERZ 1623, fol. 2

¹⁷⁸AVA Adelsakt Johann Georg MEZGER 1690, fol. 10

¹⁷⁹AVA Adelsakt Johann Georg MEZGER 1690, fol. 11

¹⁸⁰AVA Adelsakt Johann Joachim WECKHERLIN 1653, fol. 4r

der ein Nicht-adeliger herangezogen werden konnte. In einem früheren Abschnitt wurde bereits darauf hingewiesen, wie sich der diplomatische Dienst im Lauf des 17. Jahrhunderts zu einer Domaine des alten Adels entwickelte und im 18. Jahrhundert zu einem charakteristischen Bestandteil seines Standesprofils wurde.¹⁸¹ Wenn Beamte erwähnten, daß sie zum diplomatischen Dienst herangezogen worden waren, dann gaben sie damit zu erkennen, daß sie Aufgaben übernommen hatten, die üblicherweise vom Adel wahrgenommen wurden. Ausgedehnte Reisen gestatteten es ihnen überdies eine Weltläufigkeit zu entwickeln, die ebenfalls dem Adel zugeschrieben wurde. Daran schien Jakob Ernst Plöckner erinnern zu wollen, wenn er stolz berichtete, er habe bei seinen zahlreichen *Commissionen*, *negotiiis* und *Consilien* Reisen „per mare per terra“ gemacht und dabei Sprachen und Sitten kennengelernt.¹⁸²

Schließlich fällt auf, daß Beamte eine vorgebliche politische Bedeutung immer nur im Zusammenhang mit außenpolitischen Ereignissen vorbrachten, als ob administrative Tätigkeit innerhalb des jeweiligen Landes irrelevant gewesen wäre. Georg Niclas Dellacher wurde 1688 bescheinigt, er habe

„[...] auch in Vnterschiedlichen, von Vns seinem Graffen gdst. aufgetragenen hochwichtigen commissionen, vnd insonderheit bey dem ao 1681 vnd 1682 zu Franckfurth mit der Krohn Frankreich gehaltenen Congress sich zu seinem lob vnd Rhumb ganz verschwigen vnd geschicklich appliciren lassen“¹⁸³

Nicht weniger eindrucksvoll schilderte 1654 die Reichskanzlei das politische Wirken von Philipp Werner Emmerich. Dieser hatte die

„[...] aufgetragenen commissionen, vnd Verrichtung, sonderliche aber bey denen allhie zu Regenspurg angestellten Reichstag, alß Unsers Kayl. Cammergerichts abgeordneter dem gemeinen Reichsweß zu besten, neben andern auch bei dem vorkombenen geschäft der wiederaufricht vnd restauration der heylsamen Justiz im reich mit sonderbarem eyffer, fleiß, vnd dexterität zu seinem lob, vnd Rhumb geleistet“¹⁸⁴

Der Zweck dieser aufwendigen Würdigungen und Komplimente bestand darin, den Supplikanten und sein Wirken mit der Sphäre des Adels in Verbindung zu bringen. Wo Politik gemacht wurde, da war der Adel nicht fern. Wer in diese Sphäre gezogen wurde, der mußte die gleichen Fähigkeiten und Qualitäten haben wie ein Adelige. Doch mußte es internationale Politik sein, denn normale Administration war – abgesehen von den obrigkeitlichen Befugnissen – zunächst kein typisches Betätigungsfeld des Adels.

Auf einen weiteren Aspekt, der mit Diplomatie zusammenhängt, hat Bernd Wunder hingewiesen. Nach seiner Auffassung wurde im 17. Jahrhundert die Gewährung einer Audienz beim Kaiser als Bestätigung eines Adelsanspruchs begriffen. Aus der verbreiteten Meinung, daß sich der Kaiser in der Regel mit Adeligen umgebe wurde geschlossen, daß jeder, den die Majestät in ihre unmittelbare Umgebung zog, adelig sein müsse. Eine Audienz wäre daher praktisch als unausgesprochene Expektanz auf die Nobilitierung verstanden worden, sodaß der Hinweis auf dieses Ereignis einen Adelsantrag ausreichend begründen hätte können. Wunder nimmt an, regierende Fürsten hätten Beamte, die sie für die Standeserhebung vorsahen, in offizieller Mission an den Kaiserhof gesandt, weil

¹⁸¹ Vgl. im Abschnitt *Hof und Habitus*.

¹⁸² AVA Adelsakt Jakob Ernst PLÖCKNER 1692, fol. 3

¹⁸³ AVA Adelsakt Georg Niclas DELLACHER 1688, fol. 2r

¹⁸⁴ AVA Adelsakt Philipp Werner EMMERICH 1654, fol. 2r

sich dadurch die Möglichkeit einer Audienz ergab, die sich später als Argument für die Nobilitierung einsetzen ließ.¹⁸⁵ Auch wenn es sich bei diesem Argument um einen logischen Fehlschluß handelt, kann nicht ausgeschlossen werden, daß diese Auffassung dennoch vertreten wurde. Allerdings kann Wunders durchaus plausible Hypothese auf der Basis von Adelsakten nicht generell bestätigt werden. Es ist zwar der Fall, daß Audienzen, insbesondere dann, wenn sie im Rahmen diplomatischer Delegationen stattfanden, erwähnt wurden. Aber es läßt sich nicht eindeutig erkennen, daß Supplikanten daraus einen Rechtsanspruch abgeleitet hätten, den die Behörde akzeptiert hätte. Aus den fünf untersuchten Nobilitierungsfällen, in denen eine Audienz erwähnt wird, geht vielmehr hervor, daß die Antragsteller lediglich darauf hinweisen wollten, daß sie mit dem Kaiser persönlich bekannt waren.¹⁸⁶ Adolf Friedrich Pfreundt etwa erwähnte, er habe dem Kaiser 1685 anläßlich eines Botschafterempfangs persönlich zum Sieg über die Türken gratuliert, womit er ein direktes positives Bekanntschaftsverhältnis unterstrich.¹⁸⁷

4.2.3 Arbeit

Neben den Verdiensten wirft die häufige prominente Erwähnung der Kategorie *Fleiß* die Frage auf, wie der Faktor Arbeit in Nobilitierungsverfahren bewertet wurde. Einerseits wissen wir, daß Erwerbsarbeit mit dem traditionellen Adelskonzept unvereinbar war und – trotz regional unterschiedlich strenger Auslegung dieses Verbots – zum Standesverlust führen konnte. Die Existenz und fortgesetzte Beantragung des *Privilegium de non usu* zeigt an, daß diese Regel im Römischen Reich prinzipiell während des gesamten Untersuchungszeitraums gültig war, sodaß die Notwendigkeit bestand, sich gegebenenfalls dagegen gesetzlich abzusichern.¹⁸⁸ Andererseits können Verdienste unmöglich ganz ohne Bemühung oder ein Minimum an produktiver Aktivität erbracht werden. Für aristokratische Grundbesitzer, deren materielle Basis die Erträge ihrer Landgüter bzw. Herrschaften waren, warf diese Regelung keine Probleme auf, denn ihre politischen, diplomatischen oder kulturellen Aktivitäten trugen nicht wesentlich zu ihrem Einkommen bei. Bei den meisten Adelsanwörtern hingegen war die Tätigkeit, in der sie Verdienste erbrachten der wichtigste Teil ihrer materiellen Subsistenz. Sie hatten ihre Verdienste im Zusammenhang mit Erwerbsarbeit geleistet und dafür Geld erhalten, von dem sie ihren Unterhalt bestritten, und das widersprach objektiv dem Prinzip des Adels.

Wie kann der Widerspruch aufgelöst werden, daß Adelsanwärter mit dem gleichen Argument nobilitiert wurden, mit dem andere Adelige degradiert werden konnten? Die Quellen erlauben eine zur Beantwortung dieser Frage notwendige Differenzierung bezüglich der Bedeutung und Bewertung von Erwerbsarbeit. Anhand dreier Fälle, in denen die Supplikanten explizit darauf hinwiesen,

¹⁸⁵Vgl. Wunder, S. 202

¹⁸⁶Vgl. AVA Adelsakten Herrmann MYLIUS 1652, fol. 2r. Adolf Friedrich PFREUNDT 1708, fol. 11. Jakob Ernst PLÖCKNER 1692, fol. 3. Friedrich Gottlieb RAUMER 1693, 4r, 12. Paul Heinrich TILEMAN 1700, fol. 3, 10

¹⁸⁷Vgl. AVA Adelsakt Adolf Friedrich PFREUNDT 1708, fol. 11

¹⁸⁸Der späteste Fall einer Verleihung des *Privilegium de non usu* in den untersuchten Nobilitierungsakten stammt aus dem Jahr 1788. Vgl. AVA Adelsakt August Wilhelm CRAYEN 1788, fol. 9

sie hätten keine Erwerbsarbeit geleistet, läßt sich ableiten, welche Form von Arbeit hier gemeint war.

1749 berichtete der Venezianer Johann B. Bodissoni, er sei zunächst seinem Vater im Beruf des Arzts nachgefolgt, habe auch in Padua promoviert,

„[...] so ist dennoch diese Kunst von mir niemahlen zur Übung gekommen, anerkennen mein Vatter, nach dessen Absterben, zu meiner standtmässigen Unterhalt und Aufführung, solche hinreichende Mitteln zurückgelassen, wodurch ich ohnehin vermögend gewesen, meinen Namen und adeliches Herkommen, in dem bisherigen Rühmlichen Flor, zuerhalten“¹⁸⁹

Für einen Venezianer ist diese Argumentation merkwürdig, denn die norditalienischen Städte gehörten zu den Regionen, in denen das Erwerbsarbeitsverbot für Adelige nicht galt.¹⁹⁰ Denkbar ist, daß er befürchtete, die kaiserliche Regierung könnte davon nichts wissen oder diese Verhältnisse nicht akzeptieren, was wahrscheinlicher war. Er könnte sich daher bemüht haben, ihr keine Argumente für eine Ablehnung des Antrags zu geben und ging daher aus strategischen Gründen von der Gültigkeit des Arbeitsverbots aus. Dadurch brachte er sich allerdings um die Möglichkeit, zu seinen Gunsten Verdienste und gute Qualitäten der Art vorzubringen, wie sie die Regierung schätzte. Auch waren Ärzte, die ihren Beruf ausübten, bereits nobilitiert worden.¹⁹¹ Vor dem Hintergrund der kaiserlichen Nobilitierungspraxis muß Bodissonis Annahme, die Regierung würde einen müßiggängerischen Privatier eher nobilitieren als einem aktiven Arzt, jedenfalls als grobe Fehleinschätzung bewertet werden. Wahrscheinlich liegt die Erklärung für seine Vorgangsweise darin, daß sein Antrag zu den heiklen Fällen einer Adelsbestätigung gehörte. Allem Anschein nach führte er nämlich bereits das Leben eines Patriziers, wozu eine Arztpraxis wohl wirklich kaum paßte. Daß er mit einer Patrizierin aus alten Haus verheiratet war, bestätigt diese Vermutung.

Dr. Markus Tobias Neubronner aus Ulm wußte besser um die Usancen der kaiserlichen Behörden. 1692 beschwerte sich der Syndikus über die Weigerung der Ulmer Stadtregierung, seinen Adelsstand, der ihm vor über zwanzig Jahren verliehen worden war, weiterhin anzuerkennen. Der Grund (oder der Vorwand) bestand in seiner und seines Sohns Mitgliedschaft in der örtlichen Zunft der Kaufleute. Die Zugehörigkeit zu einer Zunft war in der Reichsstadt Ulm für ratsfähige Bürger obligat. Als Konsulenten der Stadt mußten die Neubronners einer Zunft angehören. Weil aber die adelige Partiziergesellschaft keine neuen Familien aufnahm, waren sie gezwungen, auf die Kaufleutezunft ausweichen – „weylen Ich und mein Sohn, alß Ewrer Kayserl. May. und des Heyl. Reichs Statt Ulm Rätthe und Consulanten, die Wir unser LebTag keine Handlung gelernet oder getriben“,¹⁹² Das Problem, das Neubronner der kaiserlichen Regierung zur Entscheidung vortrug, bestand also in der Frage, ob Kaufleute adelig sein könnten. Zur Präzisierung der Umstände fügte er hinzu, daß

„[...] die KauffLeuth-Zunft, [...] auß keinen Krämern mit offenen Läden, sondern nur auß KauffLeuthen ins groÙe, von guter acht und herkommen, auch gelährten, graduirten und andern der Statt Consulanten Bestehet.“¹⁹³

¹⁸⁹AVA Adelsakt Johann B. BODISSONI 1749, fol. 5

¹⁹⁰Dieses Faktum ist zu gesichert, als daß es von einem Fall wie diesem angefochten werden könnte.

¹⁹¹Vgl. AVA Adelsakt Michael HOFER 1601

¹⁹²AVA Adelsakt Markus Tobias NEUBRONNER 1692, fol. 5

¹⁹³AVA Adelsakt Markus Tobias NEUBRONNER 1692, fol. 5

Neubronner bemühte sich den Eindruck zu widerlegen, die Mitgliedschaft in einer Händlervereinigung sei für Personen seines Stands ehrenrührig. Zunächst betonte er, daß die Mitglieder einer derartigen Zunft nicht notwendigerweise aktive Kaufleute sein mußten. Aber v. a. nannte er präzise, welche Art von Kaufleuten respektabel waren und welche nicht. *Krämer mit offenen Läden* waren seiner Ansicht nach mit dem Adelsstand unvereinbar, wohingegen Großhandelskaufleute für Standeserhebungen grundsätzlich in Frage zu kommen schienen. Diese Unterscheidung entsprach in der Tat einer alten Tradition, die aber wegen ihrer graduellen Natur angreifbar war und auch nicht allgemein akzeptiert wurde. Für den alten französischen und auch den deutschen Adel um 1700 bestand zwischen Krämern und Handelsherren kein prinzipieller Unterschied. Wahrscheinlich aus diesem Grund berief sich Neubronner auf Präzedenzfälle, die gezeigt hätten, daß die Regierung in dieser Frage eine andere Auffassung vertreten habe:

„Wie ich mich dann dabey Billich erinnerte, daß Ew Kayl. May. und dero Allerhöchst-Selige Vorfahren am Reich nicht allein den Adelstand vielen Kauffleuthen in Teutsch- und Welschland allergnädigst conferirt, und sonder Zweifel aus allerhöchster Kayserl. Macht noch ferner, ohne alle Verhinderung von jemande, conferiren, auch Sie dabey erhalten und schützen werden, ob Sie gleich ihr Gewerh und Handlung continuiren und fortreiben.“¹⁹⁴

Anders als Bodissoni überließ es Neubronner der Regierung, über die Adelswürdigkeit von Gewerbetreibenden zu befinden. Diese stimmte schließlich seiner Argumentation zu und verurteilte die Politik des Ulmer Regiments. Der Grund für diese Zustimmung muß allerdings nicht in Neubronners Überzeugungsfähigkeit bestanden haben. Gewiß hätte die Regierung seinem Antrag nicht stattgegeben, wenn seine Argumentation nicht korrekt gewesen und ihrer Intention widersprochen hätte. Aber in diesem Fall ging es außerdem darum, einer Regierungsentscheidung Nachdruck zu verleihen und einen Angriff gegen kaiserliche Reservatrechte abzuwehren. Der Souverän konnte keinesfalls akzeptieren, daß seine Entscheidungen von einer rangniedrigeren Instanz für ungültig erklärt wurden.¹⁹⁵

Johann Georg Rauchbar wurde 1698 mit einem ähnlichen Problem konfrontiert, (das bereits erwähnt wurde): Obwohl der Darmstädter Geheimrat in der Grafschaft Waldegg adelige Lehen besaß, verweigerte die Ritterschaft seine Rezeption als Landmann. Der Betroffene empfand diese Abweisung als Erniedrigung, weil sie die Bezweiflung seiner Adelswürdigkeit implizierte. Angesichts des Umstands, daß er und seine Vorfahren zwei Jahrhunderte lang „jeder zeith ahnsehnliche Raths vnd dergl. honorable Stellen bedient“ hatten und insbesondere weil keiner von ihnen – wie er ausdrücklich betonte – jemals Händler oder Handwerker war, mußte er diese Behandlung als Affront auffassen.¹⁹⁶

Diese drei Fälle zeigen, welche Art von Betätigung Personen für adelsunwürdig hielten, die sich selbst für adelswürdig hielten. Trotzdem kann dieser Befund nur mit Vorbehalt als für den gesamten Untersuchungszeitraum gültig angenommen werden. Es wäre möglich, daß sich diese Einschätzung im Prozeß des Aufstiegs und der Emanzipation des Bürgertums in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts veränderte, sodaß sie auf die Verhältnisse dieser Periode nicht mehr oder nur mehr eingeschränkt anwendbar ist. Denn im Zusammenhang

¹⁹⁴AVA Adelsakt Markus Tobias NEUBRONNER 1692, fol. 4r

¹⁹⁵Vgl. auch den Fall AVA Adelsakt Johann Friedrich SICHART 1696

¹⁹⁶AVA Adelsakt Johann Georg RAUCHBAR 1698, fol. 3

mit der Öffnung der höfischen Gesellschaft, ihrer Annäherung an außerhöfische Milieus und der Entstehung jener ständeübergreifenden *guten Gesellschaft*, von der oben bereits die Rede war, könnte auch die aristokratische Intoleranz gegenüber gewerblicher Arbeit erodiert sein. Unter den untersuchten Quellen befindet sich kein Fall aus dieser Zeit, der die Hypothese von der prinzipiellen Unwürdigkeit des Gewerbes bestätigen könnte. Außerdem kann die Bewertung auch aus methodischen Gründen nicht endgültig sein, weil der untersuchte Quellenbestand keinen Kontrollgruppentest zuläßt. Denn um die Aussage, Großhandel wäre adelswürdig gewesen und Einzelhandel nicht, sicher zu bestätigen, wäre eine diesbezügliche Einschätzung seitens Gewerbetreibender erforderlich, d. h. der Fall eines Großhandelskaufmanns, der sich von seinen Kollegen vom Einzelhandel distanzierte. Grundsätzlich muß daher festgehalten werden, daß die hier vorgenommene Untersuchung und ihr Resultat eine einschlägige Studie zur Entwicklung des Verhältnisses des Adels zur Arbeit nicht ersetzt.¹⁹⁷

Es entspricht der Hypothese von der prinzipiellen Adelswürdigkeit administrativer Tätigkeit mit obrigkeitlicher Kompetenz, daß es sich bei zwei der drei oben behandelten Fälle um hohe Beamte handelte. Diese beschrieben ihre Auffassung von der Adelswürdigkeit aber nicht nur negativ, indem sie adelsunwürdige Tätigkeit von ihrer eigenen abgrenzten. In manchen Nobilitierungsakten bezeichneten Beamte ihre Funktionen bzw. die ihrer Vorfahren und Verwandten als *adelige Chargen*.¹⁹⁸ In gleicher Weise wurden die Bezeichnungen *vornehme Ämter*, *Dienste*, *Bedienungen* bzw. *Ehrenstellen* gebraucht.¹⁹⁹ In allen Fällen handelte es sich bei solcherart gekennzeichneten Tätigkeiten um öffentliche Funktionen mit administrativem Charakter. Damit wurden der Beruf des Beamten und generell Tätigkeiten, die mit obrigkeitlichen und administrativen Entscheidungskompetenzen verbunden waren und höhere Bildung erforderten als besonders ehrenhaft ausgewiesen. Auf diese Weise wurde ausgedrückt, daß Verantwortungsträgern im öffentlichen Bereich in der vormodernen Sozialstruktur ein Status zukam, der sie in der ständischen Hierarchie im Bereich der Herrschaftsträger und damit in der Nähe des Adels positionierte. Wenn die Bezeichnung *adelige Chargen* usw. im allgemeinen Sprachgebrauch auf hohe administrative Funktionen angewandt wurde – was in diesem Zusammenhang nicht geklärt werden kann, aber dennoch der Fall gewesen zu sein scheint –, dann kann daraus geschlossen werden, daß solche Funktionen in der öffentlichen Meinung mit dem Adel in Beziehung gebracht wurden und deren Träger als adelsähnlich und damit jedenfalls adelswürdig angesehen wurden.²⁰⁰

adelige
Chargen

Was die Bedeutung höherer Bildung im allgemeinen und des Universitätsstudiums im besondern betrifft, lassen die Quellen keine eindeutige Beurteilung zu. Es wurde bereits oben erörtert, wie sich der Wert akademischer Grade, ins-

¹⁹⁷ Vgl. Stollberg-Rillinger

¹⁹⁸ Vgl. AVA Adelsakten Hermann HÖPFNER 1673, fol. 7. Friedrich Jakob, Heinrich Karl LAUTITZ 1698, fol. 13. Georg Niklas LÜBBERS 1786, fol. 5

¹⁹⁹ AVA Adelsakten Daniel HÜEBER 1660, fol. 5. Johann Conrad PEYER 1670, fol. 10r. Johann Ambros REICHMANN 1705, fol. 10. Bernhard RICHTER 1762, fol. 8r. Karl SCHÖNBECK 1686, fol. 8. Franz Josef STICKLER 1776, fol. 14. Johann Friedrich, Georg Christian, Wallfried Daniel TRÖLTSCHE 1765, fol. 5

²⁰⁰ Johann Friedrich Unger übte im Herzogtum Braunschweig-Lüneburg zahlreiche wichtige staatliche Ämter aus, zuletzt u. a. das eines geheimen Justizrats. Die einzige seiner Funktionen, die nicht direkt zur fürstlichen Administration gehörte, die eines ersten Bürgermeisters der Stadt Göttingen, wurde 1776 aus dem Text des Verleihungsdekrets nachträglich getilgt. Vgl. AVA Adelsakt Johann Friedrich UNGER 1776, fol. 3r

besondere der juristischen, im Lauf der frühen Neuzeit verringerte: Wurden die Doktoren der Rechtswissenschaft (*gelehrte Räte*) im 16. Jahrhundert noch offiziell dem Adel gleichgestellt, schwand ihr Ansehen im Zusammenhang mit der Entwicklung des adeligen Habitus' seit dem 17. Jahrhundert.²⁰¹ Spätestens im 18. Jahrhundert ermöglichten akademische Studien zwar noch immer sozialen Aufstieg und einen hohen Status, rechtfertigten aber in der Praxis keinen Adelsanspruch mehr. Die Entstehung des neuen aristokratischen Bildungsideals hatte beim Adel im Gegenteil eine ausgeprägte Abneigung gegen Schulwissen und Expertentum hervorgebracht, denn erworbenes Fachwissen widersprach den Idealen der *honnêteté* und der *sprezzatura* und war nicht geeignet, die von ihm angestrebte natürliche Überlegenheit zu demonstrieren. Für diesen Sachverhalt findet sich im Adelsantrag des Lübecker Kaufmanns Christinan Brokes von 1773 ein expliziter Beleg: Sein Sohn

„[...] hat nun derweilen keinen akademischen gradum angenommen, weil er die Absicht hat, ein Mitglied der hiesigen Juncker=Compagnie des ersten unserer zwölf bürgerlichen Collegiorum zu werden.“²⁰²

Im Umgang der Adelswerber mit ihrer akademischen Qualifikation spiegelt sich diese Entwicklung wieder. Vor dem Hintergrund der Entwertung von Universitätsgraden als symbolischem Kapital war die Beurteilung ihrer Funktion in einem Nobilitierungsverfahren problematisch und schwierig. Führt sie ihren Grad und ihr akademisches Curriculum an, so bauten sie einerseits auf das immer noch relativ hohe Ansehen eines Universitätsstudiums und die Ehre, die mit einer Promotion verbunden war, riskierten aber andererseits, sich als pedantische Philister bloßzustellen. Jedenfalls mußten sie damit rechnen, daß ihre akademische Würde nicht als Argument für die Erhebung in den Adelsstand akzeptiert werden würde. Ein Doktorat war in der höfischen Gesellschaft kein Adelsattribut und paßte v. a. in kultureller Hinsicht nicht recht zum Adel.

So ambivalent das Verhältnis zwischen dem Adel und den Akademikern war, so widersprüchlich waren auch die Einschätzungen der Bedeutung akademischer Qualifikation für graduierte Adelswerber. Noch im 18. Jahrhundert wurde von einzelnen Supplikanten, wie den braunschweig-lüneburgischen Beamten Gustav Carl und Esaias Scharnhorst, Universitätsstudien als „dem Adel anstehenden Wissenschaften“ bezeichnet.²⁰³ Diese Einschätzung teilte 1700 der Meininger Hofrat Paul Heinrich Tileman, der seine Qualifikation keineswegs unter den Scheffel stellte, als er von sich sagte, daß er

„[...] auch in den Reichs=Satzungen so wohl, als auch in denen allgemeinen Geist= und Weltl. ja auch privat und Landt Rechten wohl versirt und erfahren, annebends zugleich durch viele andere adl. und polite Wissenschaften und geschicklichkeiten wohl qualifizirt seye.“²⁰⁴

Die Klassifizierung der Rechtswissenschaft als adeliger Wissenschaft ist ebenso bemerkenswert wie konsequent deduziert, denn selbstverständlich muß die Ausbildung, die eine Person erst zu einer *adeligen Charge* qualifiziert, ebenfalls vornehm und ehrenvoll sein.

In der konzeptionellen Annäherung akademischer Bildung an den Adel ging der fürstenbergische Amtmann Johann Jakob Pflieger 1685 noch einen Schritt

²⁰¹ Vgl. im Abschnitt *Reaktion und Adaption* sowie *Hof und Habitus*

²⁰² AVA Adelsakt Christian BROKES 1773, fol. 7r

²⁰³ AVA Adelsakt Gustav Carl, Esaias SCHARNHORST 1716, fol. 3

²⁰⁴ AVA Adelsakt Paul Heinrich TILEMAN 1700, fol. 3r

weiter. Er deutete einen wesentlich profunderen und essentielleren Zusammenhang zwischen Akademikertum und Adel an, indem er anführte, „[...] wie Er durch seine vorgenommene Studia, und andere einem adelichen Gemüth wohl-anständige Tugendten“ zu seiner Beamtenlaufbahn qualifiziert gewesen wäre.²⁰⁵ Aus seiner Formulierung scheint hervorzugehen, daß akademische Studien mit der Idee und der Mentalität des Adels korrespondierten. Studien werden zwar nicht mit adeligen Tugenden gleichgesetzt, aber in eine enge Beziehung gesetzt, mit ihnen sozusagen *in einem Atemzug genannt*. Hinter dieser Formulierung verbirgt sich die Aussage, Studien wären – im Sinn der oben vorgeschlagenen Unterscheidung – nicht nur ein *Merkmal* des Adels, sondern eine adelige *Eigenschaft*, also ein wesentlich substantiellerer, die Kernschichten adeliger Identität berührender statusrelevanter Faktor, als ein äußerliches Statussymbol.²⁰⁶ Darüber hinaus ist aufschlußreich, daß die Tileman und Pflieger betreffenden Passagen nicht aus den jeweiligen Anträgen, sondern den Verleihungsdekreten stammen, in denen ihre akademischen Curricula detailliert wiedergegeben werden. Wenn die Kanzlei die in den Formulierungen der Antragsteller zum Ausdruck gebrachten Auffassungen teilte, dann übernahm sie sie in der Regel beinahe wörtlich. Bei Tileman und Pflieger war das der Fall.

In der Praxis war und blieb wissenschaftliche und künstlerische Betätigung jedenfalls ein ausreichender Nobilitierungsgrund. So wurde beispielsweise der Wiener Hofagent Johann B. Alxinger 1794 „in mildester Erwegung seiner ausnehmenden Geschiklichkeit, dann anderer ihm beiwohnenden stattlichen Eigenschaften, besonders aber in Rücksicht seiner sich um das gelehrte Fach unnd den schönen Wissenschaften gesammelten Verdiensten“ nobilitiert.²⁰⁷ Auch Johann Friedrich Unger aus Lüneburg rechnete 1776 damit, daß die Erwähnung seiner wissenschaftlichen Aktivitäten, die er neben seinem Beruf als Justizbeamter ausgeübt hatte, seinen Ansuchen nicht schaden würde: Er legte seinem Antrag seine Publikationen bei, die neben Traktaten über politische und ökonomische Fragen auch eine mathematische Abhandlung und Konstruktionspläne für eine Notenschreibmaschine umfaßten.²⁰⁸

Auf den Fall von Dr. Georg Christian Tröltzsch aus Nördlingen scheint die Reichskanzlei dagegen andere Bewertungskriterien angewandt zu haben. Im Nobilitierungsdekret für ihn und seine Brüder führte sie alle wichtigen Funktionen und Details seiner Laufbahn (er war Leibarzt zweier Reichsfürsten) gemäß den Angaben im Antragstext, an, außer seinen akademischen Grad und seinem Studium an der Universität Erlangen.²⁰⁹ Soll daraus geschlossen werden, daß ein medizinisches Doktorat 1765 für einen Adeligen nicht mehr standesgemäß war und in der Nobilitierungsurkunde daher besser verschwiegen wurde? Im Dekret für Johann Christoph Chrisostomus Keller aus demselben Jahr wurde das juristische Doktorat für den Hof-Revisions-Gerichts- und Comerzialrat aus Mainz hingegen ausdrücklich erwähnt.²¹⁰ Josef Honorat Zöpff aus Berchtesgaden und Christoph Erbermann aus Franken verzichteten hingegen gänzlich auf die Erwähnung von Studium und Promotion. Daß es sich bei ihnen um Doktoren der

²⁰⁵AVA Adelsakt Johann Jakob PFLIEGER 1685, fol. 2r

²⁰⁶Vgl. im Abschnitt *Die Eigenschaften des Adels*

²⁰⁷Vgl. AVA Adelsakt Johann B. ALXINGER 1794, fol. 2r

²⁰⁸Vgl. AVA Adelsakt Johann Friedrich UNGER 1776, fol. 7r

²⁰⁹Vgl. AVA Adelsakt Johann Friedrich, Georg Christian, Wallfried Daniel TRÖLTZSCH 1765, fol. 3, 5r. Vgl. ferner AVA Adelsakt Jakob Ernst PLÖCKNER 1690

²¹⁰Vgl. AVA Adelsakten Johann Christoph Chrisostomus KELLER 1765, fol. 2r

Rechtswissenschaft handelte erfahren wir nur aus den Absenderangaben auf den erhaltenen Briefcouverts.²¹¹ Warum die Einschätzung der sozialen Relevanz eines akademischen Studiums so uneinheitlich war und so viele Supplikanten den durchaus ehrenvollen Stand eines Universitätsabsolventen im Zusammenhang mit Standeserhöhungen verschämt verbargen, kann an dieser Stelle nicht hinlänglich erklärt werden. Die Vermutung einer schleichenden ständischen Deklassierung akademischer Qualifikation in der frühen Neuzeit muß eine Hypothese bleiben.²¹²

Bei Gewerbetreibenden war die Erringung ihres Status' durch Erwerbsarbeit schlechterdings nicht zu leugnen. In Anbetracht des prinzipiellen Widerspruchs mit dem traditionellen Adelskonzept, den sie dadurch zu überwinden hatten ist es erstaunlich, daß in keinem der untersuchten Anträge von Gewerbetreibenden auch nur der Versuch gemacht wurde, diese Tatsache zu verschleiern. Ganz im Gegensatz zu den Doktoren schienen sie vom Wert ihrer Errungenschaften überzeugt gewesen zu sein. Was allerdings die Adelswürdigkeit dieser Errungenschaften betrifft, so schienen auch ihnen Zweifel gekommen zu sein. Weiter oben wurde anhand der Einleitung zweier Handelsbürger (Johann Jakob Sichart und Johann Paul Strickler) gezeigt, daß gewisse Spezifika in ihrer Ausdrucksweise die Vermutung zulassen, sie wären sich der Berechtigung ihres Anspruchs nicht ganz sicher gewesen und hätten ein argumentatives Defizit mit besonders devoten Formulierungen kompensieren wollen.²¹³ Daraus wäre einerseits zu schließen, daß sie sich ihres Makels nur allzu bewußt waren. Gerade deshalb ist es andererseits so merkwürdig, mit welcher Freimütigkeit sie ihn demonstrierten. Der in diesem Zusammenhang bereits erwähnte Brixener Kaufmann Johann Paul Strickler brachte 1776 den Ursprung seines sozialen Erfolgs mit unverblümter Aufrichtigkeit auf den Punkt wenn er vortrug, daß er „mit dem Seegen Gottes durch Mühe und Arbeit in Waaren Handlungs-geschäften mir ein ansehnliches Vermögen erworben habe“.²¹⁴ Indem die Hofkanzlei seine Formulierung in das Verleihungsdekret übernahm, bestätigte sie die Vereinbarkeit von *Mühe und Arbeit* mit ihren Vorstellungen von der Adelswürdigkeit. Ebenso verfuhr sie 1772 beim Kärntner Apotheker Joseph Senger, der *unermüdeten Fleiß und Sparsamkeit* als Grundlage seines Erfolgs anführte.²¹⁵ Das ist erstaunlich, wenn man bedenkt, daß Sparsamkeit weder in Theorie und noch weniger in der Praxis eine typische Eigenschaft des Adels war.

Noch unmißverständlicher unterstellte Andreas Josias Kilian 1778 die Respektabilität eines aktiven und produktiven Lebenswandels. Der Enthusiasmus, mit dem er seine Leistungen und seine Leistungsfähigkeit vortrug, läßt keinen Zweifel daran zu, daß er sich selbst der höchsten Ehren für würdig hielt. Daß er mit der Aufzählung seiner Meriten keine adeligen Tugenden und Eigenschaften

²¹¹Vgl. AVA Adelsakten Christoph ERBERMANN 1623. Josef Honorat ZÖPFF 1717

²¹²Diese Frage ist seit einiger Zeit Gegenstand eines eigenen Forschungszweigs, der sich mit dem Status des Gelehrten in der frühen Neuzeit beschäftigt. Auf die Resultate dieser Forschung sei hier verwiesen. Vgl. exemplarisch: Bleek/Garber: S. 72-78. Brakensiek: S. 269-289. Hansert: S. 113-148. Lange, Hermann: Vom Adel des doctor. – In: Das Profil des Juristen in der europäischen Tradition. Symposium aus Anlaß des 70. Geburtstages von Franz Wienacker. Hg. von Klaus Luig und Detlef Liebs. – Ebelsbach: 1980, S. 279-294

²¹³Vgl. im Abschnitt *Argumentative und rhetorische Strategien*.

²¹⁴AVA Adelsakt Johann Paul STRICKLER 1776, fol. 14

²¹⁵Vgl. AVA Adelsakt Joseph SENGER 1772, fol. 12r. Vgl. das Zitat im Abschnitt *Kinder und Fußstapfen*.

beschrieb, sich ganz im Gegenteil implizit von traditionellen Adelsvorstellungen distanzierte, schien ihn nicht zu berühren:

„Der Eifer, Allergnädigste Kaiserin, den ich von Jugend auf für das Beste allerhöchstdero Diensten gehabt habe, hat mich auf unterschiedlichste Speculationes geführt, wodurch das allerhöchste Interesse nicht nur treu besorgt, sondern auch um vieles vervollkommenet worden. [...] Das Postamt Waldshut, welches meiner Obsorge allergnädigst vertraut ist, und welches ich durch meinen unermütheten Fleiß in so einen guthen Stand gesetzt habe, ist ein untrüglicher Beweis. Allerhöchstdero Hof-Cammer und das Oberste Hof-Postamt haben den erweiternden Nutzen, den meine Mühe, meine Sorgfalt, meine unaussetzliche Industrie diefalls verschaffet hat, eingesehen, und vollkommen belobt. [...] Bey dem Zollamt, welches ich nur erst ein Jahr versehe, habe ich ebenmäßig schon eine ziemliche Vermehrung herausgebracht, und die Folge der Zeit wird meine Wachsamkeit meinen Eifer, meine unermüdete Sorgfalt und die Vermehrung alles dessen, was den allerhöchsten Aerario zufließen kann, in seiner vollen Maaß an Tag legen.“²¹⁶

Der Gegensatz zwischen ritterlichen und höfischen Werten wie Zurückhaltung, Großzügigkeit und bedenkenloser Verausgabung einerseits und der von Kilian an den Tag gelegten Attitüde andererseits könnte nicht größer sein. (Lediglich Tapferkeit kann man ihm nicht absprechen.) Er unternahm nicht einmal den Versuch, sich auf traditionelle Adelsvorstellungen zu beziehen und seine Eigenschaften und Leistungen als adelige Tugenden zu beschreiben. Geht man von der Gültigkeit des traditionellen Adelskonzepts für die kaiserliche Nobilitierungspolitik aus, dann hätte seine Argumentation nicht schlechter sein können.

Doch Wien war nicht Königsberg. Die Regierung handelte nach dem Prinzip des pragmatischen Imperativs und entschied, wie es die jeweilige Situation erforderte. Sollte man einen so strebsamen und nützlichen Untertanen wie Kilian brüskieren, indem man ihn mit einem Argument der Art abwies, seine Leistungen seien für den Staat zwar wichtig und profitabel, aber adelswürdig sei er deshalb noch lange nicht? Konnte es sich eine Regierung leisten, sich gegenüber ihren ökonomisch produktivsten Untertanen undankbar zu zeigen? In diesem Fall war damit zu rechnen, daß der Hinweis, Profitgier und das Talent zum Geldscheffeln seien keine adeligen Tugenden, die Betroffenen demotiviert hätte.

Doch letztlich waren die traditionellen adeligen Tugenden in Nobilitierungsverfahren selten entscheidend. Wirklich ausschlaggebend waren die loyale Einstellung und die Dienstbereitschaft des Supplikanten. Auch das erforderte im Fall von Erwerbsarbeit eine ideologische Anpassung, die eine theoretische Legitimation ermöglichte. Damit Erwerbsarbeit als adelswürdige Eigenschaft bewertet werden konnte mußte sie als Ausdruck dieser Faktoren aufgefaßt werden. Die Voraussetzung war, daß Handel und Gewerbe als Verdienste im Sinn aktiv praktizierter Loyalität verstanden wurde. Der Wiener Großverleger Johann Thomas Trattner wies die Hofkanzlei 1764 darauf hin, daß es „nichts ungewöhnliches ist, daß Entrepreneurs und Leuthe meines Gleichen die dem Vaterlande auf einige Art sich verdienstlich gemacht haben, nobilitiert zu werden pflegen.“²¹⁷ Der Supplikant erlaubte sich auf diese Weise die Behörde daran zu erinnern, daß sie bereits nach diesem Grundsatz vorgegangen war, d. h., gewisse Formen der Erwerbsarbeit u. U. als adelswürdiges Verdienst anerkannt hatte.

Daß die meisten dieser Fälle aus der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts stammen legt die Vermutung nahe, der gestiegene Status des Bürgertums in

²¹⁶AVA Adelsakt Andreas Josias KILIAN 1778, fol. 6f

²¹⁷AVA Adelsakt Johann Thomas TRATTNER 1764, fol. 8r

Verbindung mit neuen nationalökonomischen Erkenntnissen könnte die Nobilitierungspraxis beeinflusst haben. Die Regierung könnte sich gewissen frühliberalen Lehren angeschlossen haben, die die Prosperität von Handel und Gewerbe als Grundlage des Wohlstands der gesamten Gesellschaft betrachteten. Diese Annahme ist plausibel und durchaus wahrscheinlich; als relevanter Faktor für die Regierungsentscheidungen kann sie aber nicht akzeptiert werden, denn die kaiserlichen Behörden hatten mit demselben Argument bereits wesentlich früher die Nobilitierung Gewerbetreibender begründet. So stellte die Hofkanzlei 1696 im Verleihungsdekret für Johann Friedrich Sichart aus Nürnberg fest:

„wie er dan nun bereits vor 18 Jahren mit Unserer gnädigsten erlaubnis auch aus sonderm gnaden hierzu ertheilten Privilegio, in Unseren Erblanden ein Handels-Haus vnd Seiden Fabrique mit grossen unkosten auffgerichtet, vnd seithero also lobwürdig unterhalten hat, daß davon überhundert Personen ihre tägl. nahrung haben vnd jährlichen mehr als hundert tausend gulden baares gelds in gedachte Unsere Erblände nicht ohne merkliche Ereyfferung der commercien eingeführt vnd darinnen consumirt worden seynd, auch sonst alle underthanigste Dienste zu leisten des gehorsamsten erbietens ist, auch wohl tun kan mag vnd soll.“²¹⁸

Die Förderung der gewerblichen Wirtschaft konnte also bereits im 17. Jahrhundert ein ausreichender Grund für die Erhebung in den Adelsstand sein.²¹⁹ Somit wäre denkbar, daß nicht erst die Emanzipation des Bürgertums und der Liberalismus eine Veränderung der Vorstellungen von der Adelswürdigkeit bewirkten, sondern bereits der Merkantilismus Argumente für eine höhere ständische Klassifizierung von Gewerbetreibenden bereitstellte. Diese Argumente verhinderten eine theoretische Kollision der eigentlichen Ursachen einer Nobilitierung und ihrer pragmatische Handhabung mit dem traditionellen Adelskonzept. Wenn schon die Qualität von Waren und aufmerksamer Kundendienst als Verdienst legitimiert werden konnte, dann war es auch möglich, als Handwerksmeister in den Adel aufzusteigen. Anton Walter aus Regensburg hatte vier Jahre lang österreichische Reichstagsabgeordnete in seinem Haus einquartiert, und wahrscheinlich war ihn dafür die Nobilitierung in Aussicht gestellt worden. Die formelle Begründung der Adelswürdigkeit eines Sattlermeisters brachte die Reichskanzlei auch schon 1664 nicht mehr in argumentative Verlegenheit:

„[...] alwo Er nunmehr under andern sein woll erfahrmes Gewerb der Sattler, ganz aufrichtig vnd Fleissigist getrieben, in deme Er so wohl hohen vnd Niedern Standts, als auch der Chur: Fürsten, Grafen, vnd Herren Abgesandten mit Verfertigung unterschiedlicher form Caretten vnd Wägen, bestem fleiß nach, ohne ruhm iederzeit beliebig: Vnd Sattsamben Contento von ihm gegeben worden.“²²⁰

Die einzige erkennbare Konzession, die die Kanzlei dem niedrigen Stand Walters gegenüber machte, war, ihm die bei Primärnobilitierungen obligate Verleihung von vier adeligen Ahnen zu verweigern.

Natürlich war das bürgerliche Standesbewußtsein nicht bei allen Gewerbetreibenden so ausgeprägt, wie etwa bei Trattner oder Kilian. In manchen Fällen versuchten Antragsteller, ihre Tätigkeit respektabler erscheinen zu lassen, in dem sie sie mit höheren Werten oder ehrenvolleren Aktivitäten in Verbindung brachten. Der Kaufmann August Wilhelm Crayen aus Leipzig gestand zwar seinen

²¹⁸AVA Adelsakt Johann Friedrich SICHART 1696, fol. 6

²¹⁹Vgl. auch AVA Adelsakt Jakob SCHAKHY (SACCO) 1677

²²⁰AVA Adelsakt Anton WALTER 1664, fol. 3r

Mangel an konkreten Verdiensten ein, brachte aber dafür zu seiner Verteidigung vor, daß er

„[...] durch Verbreitung der Cultur und des Kunstfleißes in Handel und Wandel der Unterthanen erhebliche Dienste zu leisten [...] glücklich genug war.“²²¹

Gewiß waren viele Formulierungen dieser Art nicht mehr als Schönfärberei, was sie aber deshalb nicht weniger interessant macht. In diesem Kontext interessiert v. a. die Wahl der Farben, mit denen vermeintliche Mängel übertüncht wurden. Obwohl Crayens Argument allzu allgemein und vage ist erkennt man dennoch den Versuch, seinen merkantilen Beruf mit höheren kulturellen Werten in Beziehung zu setzen. Was immer er unter *Kultur und Kunstfleiß* verstanden haben mag; aus kalkulierendem Streben nach Gewinn wird hier selbstloses Engagement für das zivilisatorische Niveau der Gesellschaft. Solche argumentativen Kunstgriffe erleichterten es auch der Reichskanzlei, Crayens Geschäfte als Verdienste auszulegen und damit seine Adelswürdigkeit formell zu legitimieren.

Wenn immer eine Antragsbegründung die Möglichkeit bot, die Rechtfertigung der Nobilitierung eines Gewerbetreibenden auf andere Faktoren, als sein Gewerbe zu gründen, nahm die Behörde sie bevorzugt wahr. Ein Beispiel hierfür ist die Behandlung des Antrags von Matthias Wilhelm Fischer aus Riga. Er hatte das Glück, zur Hälfte vom Adel abzustammen, was ihm einen gewichtigen Argumentationsvorteil verschaffte. 1786 schrieb er u. a.:

„Wenn meine Vorfahren mütterlicher Seits aus adelichem Geblüte entsprossen sind, [...]; ich mit dato noch blühenden adelichen Familien in Verwandtschaft stehe; so stamme ich väterlicher Seits von nicht minder untadelhaftem Herkommen ab; und haben sich auch diese meine väterlichen Vorfahren durch Tugend und Rechtschaffenheit im bürgerlichen Stand besonders ausgezeichnet.“²²²

Die Reichskanzlei nahm seinen Antrag mit der Begründung an, daß er sich „durch Tugend und Rechtschaffenheit im bürgerlichen Stande besonders ausgezeichnet, mütterlicher Seits aber aus adelichem Geblüthe entsprossen sey“²²³ *Tugend und Rechtschaffenheit* Fischers und seines Vaters bestanden konkret in der Führung eines *ansehnlichen Großhandels* und ihrer Funktionen in der bekannten Gilde der Schwarzen Häupter. Er überließ es nicht der Behörde, die Ehre seines Stands zu klassifizieren, sondern gab ihr die Kategorien, mit denen er bewertet werden wollte, vor. Diese übernahm seinen Vorschlag unwidersprochen, wohl u. a. deshalb, weil sie dadurch von der Pflicht befreit wurde, selbst eine Begründung für die Adelswürdigkeit eines Großhändlers zu finden. Seine Abstammung mütterlicherseits stand mit den üblichen behördlichen Adelskategorien in keinem Zusammenhang. Ihre Verwendung als Argument war vielmehr ein Rückgriff auf traditionelle Adelskriterien aber jedenfalls geeignet, Fischers ständischen Mangel zu kompensieren und die Begründung seiner Nobilitierung zu vervollständigen.²²⁴

In engem Zusammenhang mit der Problematik der Erwerbsarbeit steht die Praxis der Vergabe des *Privilegium de non usu*. Es berechnete den Inhaber, den Adelsstand vorübergehend abzulegen ohne damit einen Standesverlust zu erleiden. In den 107 untersuchten Nobilitierungsfällen wurde das *Privilegium de*

Privilegium de non usu

²²¹AVA Adelsakt August Wilhelm CRAYEN 1788, fol. 4r

²²²AVA Adelsakt Matthias Wilhelm FISCHER 1786, fol. 6

²²³AVA Adelsakt Matthias Wilhelm FISCHER 1786, fol. 2r

²²⁴Vgl. im Abschnitt *Familiäre und materielle Verhältnisse*.

non usu insgesamt elf Mal verliehen.²²⁵ Das Datum seiner Einführung konnte nicht ermittelt werden; die früheste Verleihung in den untersuchten Fällen stammt aus dem Jahr 1653.²²⁶ In der Struktur des Verleihungsdekrets bildete das *Privilegium de non usu* einen eigenen Abschnitt zwischen *Praedicatum* und *Mandatum*. Seine Formulierung veränderte sich nur unwesentlich. In der Urkunde für den geheimen Justizrat Johann Friedrich Unger aus Hannover von 1776 beispielsweise hatte es folgenden Wortlaut:

„Und da es sich begäbe, daß mehrgemelter Johann Friedrich von Unger oder dessen eheliche Erben und Nachkommen für gut befänden, sich dieses von Uns Ihnen gnädigst verliehenen Reichs Adelstands auf einige Zeit nicht zu bedienen sich aber dessen über kurz oder lang wiederum zu gebrauchen willens wären, so solle Ihnen solchens nicht allein zu keinem Nachtheil gereichen, sondern Ihnen, wenn sie selben wiederum anzunehmen und zu führen vorträglich und nöthig erachten, dessen sich neuerdings zu erfreuen unverwehrt und erlaubt seyn.“²²⁷

Der Zweck dieses Privilegs ist offensichtlich. Adelswerber, die ihren Status für nicht ausreichend abgesichert hielten (oder besonders vorsichtig oder pessimistisch waren) konnten damit verhindern, daß Statusinkonsistenz zum Standesverlust führte. Gelang es einem Nobilitierten nicht, die mit seinem Status verbundene Ehre langfristig zu halten und auf seine Familie zu übertragen, dann war die soziale Bedingung für Adel nicht erfüllt. Für neue Adelige konnte das in der frühen Neuzeit auch rechtliche Konsequenzen haben: Wenn sie nicht mehr in der Lage waren, sich standesgemäß zu führen, konnte sie den Adelsstand verlieren. Verarmung ist damit nicht gemeint, denn Armut war mit dem Adel bekanntlich durchaus vereinbar, solange sie mit Würde ertragen wurde. Vielmehr war vom Standesverlust bedroht, wer, um der Armut zu entgehen, ein weniger respektables oder gar unehrenhaftes Gewerbe betrieb. Sofern Nobilitierte nicht bereit waren, um ihres Standes willen ihren materiellen Standard zu gefährden und zu darben, so erlaubte ihnen das *Privilegium de non usu*, den Adelsstand zu suspendieren und ihn, nach der unstandesgemäßen Wiederherstellung des Vermögens, zu restaurieren. Im Verlauf der Untersuchungen konnte kein derartiger Fall ermittelt werden, was natürlich nicht ausschließt, daß es tatsächlich zur Anwendung des *Privilegium de non usu* gekommen ist.²²⁸

Ob die Regierung bei der Einführung des *Privilegium de non usu* beabsichtigte, eine bestimmte Zielgruppe zu favorisieren kann ohne eine eigene Untersuchung der Umstände nicht geklärt werden. Doch liegt die Vermutung nahe, daß das Interesse bei Supplikanten am höchsten war, die entweder ein Gewerbe betrieben oder bei Beamten, die kein größeres Vermögen hatten erwerben können. Die Fälle, in denen das Privileg verliehen wurde, teilen sich daher auf beide Gruppen auf: sieben waren Beamte, drei waren Gewerbetreibende.²²⁹ Welche Umstände die Beantragung des *Privilegium de non usu* motivieren konnten

²²⁵ Vgl. AVA Adelsakten August Wilhelm CRAYEN 1788. Johann Joachim GREDELY 1657. Johann Paul HOCHER 1667. Franz Wilhelm PRANGHE 1732. Abraham PÜCHLER 1666. Laurenz Ignaz SAFFRAN 1711. Johann Friedrich SICHART 1696. Paul Heinrich TILEMAN 1700. Johann Friedrich UNGER 1776. Johann Joachim WECKHERLIN 1653. Johann Philipp WURZELBAUER 1692.

²²⁶ Vgl. AVA Adelsakt Johann Joachim WECKHERLIN 1653, fol. 6r.

²²⁷ AVA Adelsakt Johann Friedrich UNGER 1776, fol. 11r. Vgl. ferner die Definition im Glossar zu: Standeserhebungen und Gnadenakte für das Reich und die Österreichischen Erblande bis 1806. Bd. 1. – Hg. v. Karl Friedrich von Frank. – Schloß Sentenegg: 1967, S. XII.

²²⁸ Solche Fälle aufzuspüren und zu analysieren wären ein äußerst lohnendes Forschungsprojekt.

²²⁹ Bei Johann Joachim Gredely läßt sich der Beruf nicht feststellen.

zeigt der Fall von August Wilhelm Crayen, der für seine Söhne ein Offizierspatent erwerben wollte. Anscheinend hatte er keineswegs die Absicht, seinen lukrativen Großhandel aufzugeben. Die Nobilitierung sollte lediglich zur Erfüllung des Berufswunschs seiner Nachkommen beitragen. Daher stelle er den Antrag

„[...] dieser Allerhöchsten Gnade aber, wegen der leidigen Veränderlichkeit der Menschlichen Schicksale, und da ich jene vorzüglich des Glückes und des Wohles meiner Kinder und Nachkommen wegen erlehe, das *privilegium ut non usus non praejudicet* allermildest beyzufügen.“²³⁰

Das Schicksal konnte es aber auch fügen, daß sich einer seiner Söhne doch noch entschloß, das Geschäft zu übernehmen. Crayen wäre ein schlechter Kaufmann gewesen, hätte er nicht bedacht, daß in diesem Fall die Investition in die Standeserhebung verloren gewesen wäre. Das gleiche konnte auch Beamten passieren, denen es nicht gelang, eine vom Dienst unabhängige materielle Existenzgrundlage aufzubauen und ihre Nachkommen in vorteilhaften Stellen bzw. Ehen zu positionieren. Wenn sich Beamte nicht als fester Bestandteil einer regionalen administrativen Elite etablieren konnten, dann blieb die Gefahr des sozialen Abstiegs bestehen. Die Nobilitierung war ein wichtiger Faktor bei der Festigung ihrer Position, doch selbst danach blieben sie in hohem Maß von der Gnade ihres Fürsten abhängig und ihre materiellen und sozialen Existenzen prekär. Mit dem *Privilegium de non usu* ausgestattet konnte ein gescheiterter Beamter (oder seine Nachkommen) leichter ein Comeback machen.

Soll aus dieser Vorgangsweise geschlossen werden, daß die kaiserlichen Behörden Geschäft und Gewerbe für adelswürdig hielten? Dieser Hypothese kann grundsätzlich zugestimmt werden, vorausgesetzt, man nimmt keine Äquivalenz zwischen Gewerbe und Adel an, was ohnehin offensichtlich absurd wäre. Gewerbe war also nur unter gewissen Bedingungen adelswürdig. Hätten diese Bedingungen nicht bestanden, dann müßte allerdings eine grundlegende Veränderung des Konzepts des Adels angenommen werden. Denn wenn Verdienste der Art, wie sie Gewerbetreibende vorbrachten, als Rechtfertigung für Nobilitierungen akzeptiert wurden, dann hätte das bedeutet, daß sich mit der Veränderung der Bedeutung der Verdienste für den Adel auch die Bedeutung des Adels selbst verändert hätte. Ein Adel, der (auch) auf der Grundlage profitablen Wirtschaftens erworben werden kann ist ein anderer Adel, als einer, der nur tapferen Kriegen und staatlichen Funktionären mit Herrschaftsgewalt verliehen wird. Von einem sozialpolitischen Standpunkt aus gesehen, hätte eine absolutistische Regierung, die die Etablierung einer neuen loyalen Elite beabsichtigte, gute Gründe gehabt, die wohlhabendsten Untertanen in diese Führungsschicht zu integrieren und damit stärker an sich zu binden. Doch gerade in dieser Hinsicht war der Absolutismus (auch der aufgeklärte) zu konservativ.

Die Einschränkungen, mit denen Gewerbetreibende nobilitiert wurden, zeigen, daß die Elitenpolitik der Regierung nicht so konsequent war, wie sie hätte sein können. Einerseits wies sie Anträge von Gewerbetreibenden nicht zurück, selbst dann nicht, wenn ihre Begründungen ausschließlich auf kommerziellen Argumenten beruhten und dem traditionellen Adelskonzept eindeutig widersprachen. Antragsteller wie Andreas Josias Kilian abzuweisen war nicht opportun. Andererseits blieb die Anzahl der nobilitierten Gewerbetreibenden in der frühen Neuzeit noch weit hinter der der Beamten und Militärs zurück, sodaß eine Kommerzialisierung des Adels nicht zu befürchten war. Unter den neuen Adeligen

²³⁰ AVA Adelsakt August Wilhelm CRAYEN 1788, fol. 5

blieben sie eine Minderheit. Außerdem wurde schon darauf hingewiesen, daß nur eine bestimmte Kategorie von Gewerbetreibenden für die Standeserhebung in Frage kam. Im Gegensatz zu Beamten wurden nur solche Gewerbetreibende nobilitiert, deren Status und Vermögen es gestatteten, den gehobenen Lebensstil des Adels zu praktizieren.

Schließlich ist die Praxis der Nobilitierung von Gewerbetreibenden ein weiterer Beleg für die Gültigkeit des Prinzips, daß weniger konkrete Leistung, sondern Loyalität der wichtigste Faktor für die Bewertung der Adelswürdigkeit war. Auch wenn sich die Loyalität von Geschäftsleuten auf andere Weise äußerte als bei Beamten – worauf sie regelmäßig hinwiesen –, so konnte sie dennoch gleich groß und mindestens ebenso wertvoll sein. Jedenfalls erkannte die Regierung diesen Sachverhalt an und handelte dementsprechend. Das Resultat dieser Politik entsprach sowohl der konservativen Tendenz des Absolutismus, als auch seinen elitenpolitischen Interessen. Sie beließ den alten Adel weitgehend unverändert, brachte aber zugleich einen neuen Adel hervor, der den Vorstellungen der Regierung vom idealen Untertanen und einer loyalen Elite besser entsprach und der ihr als Reservoir ihrer Patronagepolitik diente.²³¹

4.2.4 Treue

Im Abschnitt über die Bedeutung von Verdiensten wurde dargelegt, daß der wichtigste Faktor für die Adelswürdigkeit im glaubwürdigen Nachweis einer loyalen Haltung bestand. Auch die ausführlichsten und umfangreichsten Beschreibungen konkreter Leistungen dienten letztlich nur einem Zweck: dem Beweis der dauerhaften Treue zum Kaiser, seiner Regierung und seinem Haus. Betrachtet man Antragstexte im Ganzen, so entsteht der Eindruck, als ob es um nichts anderes gegangen wäre, als ob die Treue der eigentliche Gegenstand des Schreibens, der Argumentation und des gesamten Verfahrens gewesen wäre. Sämtliche Anträge kreisen inhaltlich um die Themen Treue und Loyalität. So erzeugen sie den Eindruck, diese Faktoren wären die zentrale Anliegen der Supplikanten gewesen und wurden wohl auch in dieser Absicht verfaßt. Überbordende Devotionsphrasen und Beteuerungen tragen natürlich wesentlich zur Entstehung dieses Effekts bei.

Ferner wurde am Beispiel der Fälle von Johann Gustav Gottfried Schröder und des Studenten Bernhard Richter gezeigt, daß bereits ein nachdrücklich abgegebenes Treueversprechen eine Standeserhöhung praktisch ausreichend begründete. Diese und eine Reihe anderer Hinweise belegen die zentrale Rolle des Faktors Treue für die Bewertung der Adelswürdigkeit im administrativen Entscheidungsprozeß. Für die Analyse der Bedeutung des Adels bzw. ihrer Veränderung durch die Nobilitierungspolitik ist dieser Befund von größter Tragweite, denn er weist die Standeserhöhung als primär politischen Vorgang aus. Treue als gegenseitiges persönliches Vertrauensverhältnis zwischen Vasallen und Lehnsherrn war zwar schon für den ritterlichen Adel des Mittelalters ein zentraler Bestandteil seines Standesprofils gewesen, aber trotzdem nur einer von mehreren wesentlichen sozialen und ethischen Faktoren. Darüber hinaus war ritterliche Treue niemals bedingungsloser Gehorsam und inkludierte ursprünglich auch das Recht zum gewaltsamen Widerstand.²³²

²³¹Vgl. im Abschnitt *Der neue Adel*.

²³²Vgl. im Abschnitt *Adel und Absolutismus*.

Bei der Beurteilung der Adelswürdigkeit durch die Regierung traten hingegen alle anderen Faktoren, die in der traditionellen Konzeption den Adel charakterisierten, hinter den Faktor der Treue zurück. Im administrativen Nobilitierungsverfahren wurde die Loyalität des Untertanen zum einzig relevanten Bewertungskriterium, wohingegen ständische und moralische Eignung als sekundär behandelt wurden. Damit erweist sich die Nobilitierung als überwiegend politisch motivierte Entscheidung; Weniger die soziale, sondern die politische Eignung eines Untertanen entschied letztlich über die Adelswürdigkeit. Im Gegensatz zum alten Adel war der neue daher nicht als soziale, sondern als politische Elite intendiert.

Das methodische Problem bei dieser Hypothese besteht darin, daß sich ihr Sachverhalt in den Texten nicht explizit äußert. In den Verleihungsdekreten vermittelten die Regierungen den Anschein, die Adelswerber wären auf Grund freiwilliger Vasallentreue nobilitiert worden, ihre Verdienste hätten sie aus persönlicher Anhänglichkeit gegen den Souverän geleistet, und ihre Dienstbereitschaft sei Ausdruck einer aus Überzeugung, Sympathie und Neigung frei gewählten Subordination unter die legitime Autorität des Kaisers. Erst die freiwillige Entscheidung für die einzig gerechte Sache machte ihre Leistungen und Haltungen verdienstlich. Mit dieser Auffassung reproduzierte die Regierung das Konzept der traditionellen Vasallentreue und gab der Nobilitierung die Bedeutung eines zeitgemäßen Äquivalents zum mittelalterlichen Vasalleneid. Erst wenn die konkreten Umstände betrachtet und die sozialen Bedingungen berücksichtigt werden, unter denen diese Verdienste erbracht wurden und mit welchen Prädikaten sie beschrieben wurden, wird die reale politische Intention der Standeserhebung erkennbar. Abgesehen davon, daß kaum ein Untertan in der Situation war, sich eine Obrigkeit frei wählen zu können – der entwickelte Fürstenstaat hatte diesen Handlungsspielraum drastisch eingeschränkt – wird aus der Art der Verdienste und ihrer Würdigung durch die Behörde sichtbar, daß ihr verdienstlicher Aspekt im Eifer bestand, mit dem sie ihrer Gehorsamspflicht nachgekommen waren. Es war die bedingungslose Verlässlichkeit und die beharrliche Loyalität, die ihre Aufnahme in den Herrschaftsstand begründete. Der Bezug auf die Tradition von Schwertleite und Ritterschlag sowie auf gewisse Aspekte der Ritterethik erweist sich bei näherer Betrachtung als moralisch verbrämte Legitimationsstrategie einer typisch neuzeitlichen Konzeption des Untertanentums. Die neuen Adeligen waren nicht mehr die ritterlichen Edelleute, die auf der Grundlage moralischer Prinzipien und eines autogenen Standesethos' frei entschieden, sondern ein elitärer Untertanenkader, deren Handlungsmaximen vom Willen der Regierung vorgegeben wurden und die sich durch ihre außergewöhnliche Einsatzbereitschaft und exemplarische Konformität vor anderen Untertanen auszeichneten. Sie glichen eher einer Kommandotruppe für dirty jobs als einer Miliz.

Diese Auffassung von Treue, wie sie von der Regierung favorisiert wurde, kommt in den Nobilitierungsakten auf vielfältigste Weise zum Ausdruck. Sie ist das zentrale Thema aller Adelsanträge. Mit jedem Satz schienen die Antragsteller die absolute Verfügungsgewalt des Kaisers über die eigene Person verdeutlichen zu wollen. Den glaubwürdigsten Beweis für diese Haltung erbrachten konkrete Verdienste, die das Ausmaß der Zuverlässigkeit und Beanspruchbarkeit dokumentierten. Nicht zuletzt dazu dienten die Berichte über außergewöhnliche Belastungen wie Commissionen und Verschickungen sowie unter Lebensgefahr und unter Erleidung persönlichen Schadens geleistete Dienste. Möglicherweise erklärt dieser Umstand, warum Beamte solche Verdienste nicht in einem demon-

strativ anpreisenden oder anklagenden, sondern – gemessen am Gewicht dieser Leistungen – in durchwegs lapidarem Ton vortrugen. Objektiv außerordentliche Leistungen wurden nicht als außergewöhnlich dargestellt, weil die Opferbereitschaft als Selbstverständlichkeit erscheinen sollte. Dadurch wurde aus einem gewöhnlichen Untertanen ein vorbildlicher Untertan, dessen Einsatzbereitschaft keine Grenzen hatte.

Für den neuen Adel sollte der Dienst für das Reich und das *gemeine Wesen* Existenzzweck sein. Die Untertananelite gab sich nicht damit zufrieden, Regierungsanordnungen wie alle anderen gehorsam zu befolgen, sondern sie widmete den Kaiser das Leben. Ihre Treue mußte grenzenlos belastbar sein. Daher erzeugten sie in den Antragstexten den Eindruck, alle ihre Leistungen, ja ihr gesamtes bisheriges Leben habe nur dem Dienst gegolten und die Treue zum Kaiser sei ihr einziger Lebensinhalt gewesen. Um diese Haltung zum Ausdruck zu bringen konnten verschiedene Wege gewählt werden. Manchmal wurde sie explizit artikuliert, wie 1670 vom Nürnberger Postmeister Johann Abundius Somigliano, der

„nichts wünschent, Alß nach der Ehr, vnd dem Exempel meines Vattern, [...], alß ein Underthänigster threw gehoresamster Vasall vnd Diener, Ewer Kayl. May. vnd dero Hochlöblichen Ertzhauses zu leben vnd zu sterben.“²³³

Die Erwartung lebenslanger Treue wurde in den Dekretstexten auch häufig durch die charakteristische stereotype Formulierung ausgedrückt, der Supplikant wäre bereit, in seiner Dienstbereitschaft *bis in seine Gruben* zu verharren. Gelegentlich wurde sie von Antragstellern übernommen, was ihren Texten eine noch drastischere Wirkung verlieh.²³⁴ Diese Wendung läßt zwei unterschiedlich weit reichende Auslegungen zu, die jeweils von der Art des Lebensendes abhängen: Sie kann bedeuten, der Supplikant werde *im* Dienst sterben, aber auch *für* ihn. Für den Dienst zu leben konnte in letzter Konsequenz auch bedeuten, für ihn zu sterben.

Es gehörte ferner zum Standard von Adelsanträgen, ein ausdrückliches Treueversprechen abzugeben. Dabei versicherten die Antragsteller, sie würden sich bemühen, sich der Gnade, die ihnen zuteil wurde, würdig zu erweisen und sie mit beständiger Treue zu vergelten, etwa in der Art wie es z. B. der braunschweigische Kanzleirat Friedrich Jakob Lautitz 1698 tat:

„Ich auch des festen Vorsazes bin, jederzeit guter Adel. Sitten, Tugendt, Wandels vndt Wesens mich ferner zu befeisigen, vndt gegen Euer Kayl. May. wie auch des Heyl. Röm. Reichs vndt dero Erzhaus Österreich, in meiner ohne dem schuldigst gehorsamsten devotion vndt Trew lebenslang beständigst zuverharren.“²³⁵

Noch wohlklingender in den Ohren der Funktionäre der Reichskanzlei dürfte die etwas deutlichere Formulierung des kurbayerischen Beamten Andreas Bonifacius Schott aus Regensburg gewesen sein, der sich 1696 anbot „[...] welche Kayl. allerhöchste Gnad nach kräftten allerunterthänigst abzu dienen ich keine gelegenheit verabsäumen werde.“²³⁶

Die stereotype Formulierung der Dekretstexte:

²³³AVA Adelsakt Johann Abundius SOMIGLIANO 1670, fol. 19

²³⁴Vgl. AVA Adelsakten Christoph ERBERMANN 1623, fol. 3r. Franz Joseph Ignaz STEINER 1742, fol. 3

²³⁵AVA Adelsakt Friedrich Jakob, Heinrich Karl LAUTITZ 1698, fol. 13r

²³⁶AVA Adelsakt Andreas Bonifacius SCHOTT 1696, fol. 9r

„[...] und da er in diesem seinem Diensteifer noch fernershin, und bis in seine Grube fortzufahren des allerunterthänigsten Erbietens ist, solches auch seinen besitzenden guten Eigenschaften nach wohl thun kann, mag, und solle.“²³⁷

war die Antwort der Regierung auf das Angebot der Supplikanten. Mit dieser Formel nahm der Kaiser die Huldigung und den Vasalleneid des Untertanen entgegen. Dadurch ist sie als Relikt der feudalen Ritterernennung erkennbar und somit ein wesentlicher formaler Bestandteil des Nobilitierungsverfahrens. Zudem stellte sie eine Kontinuität zum mittelalterlichen Vasallenverhältnis her, das weiterhin die traditionale Legitimationsbasis der Nobilitierung bildete, auch wenn dieses Verhältnis zwischen neuzeitlichen Fürsten und Untertanen real nicht mehr bestand. Die rein formale Funktion dieser Formel wird in Ausnahmefällen erkennbar, wenn sie im Verleihungsdekret erscheint, obwohl der Antragsteller gar kein Treueversprechen abgegeben hatte.²³⁸

Einerseits war das Treueversprechen gewiß keine leere Worthülse, denn sie konstituierte – insbesondere in Verbindung mit der Verleihung des Reichsadelsstands – ein direktes politisches Verhältnis zum Reichsoberhaupt im Sinn einer institutionalisierten persönlichen Patronagebeziehung. Andererseits kann es aber in der Form, in der es abgegeben wurde, nicht wörtlich genommen werden. Wenn es wirklich bedeutet hätte, was es verbaliter aussagt, dann hätte es den Supplikanten unweigerlich in einen Loyalitätskonflikt mit seinem unmittelbaren Landesherrn gebracht. Solange ein Reichsuntertan nur dem Reichsoberhaupt unbedingte Treue verspricht, war der Vorgang politisch unverfänglich. In der Regel bezog sich das Versprechen aber auch auf das Haus Österreich, schon weil im offiziellen Schriftverkehr der Kaiser und seine Dynastie immer kombiniert genannt wurden (*Wir, das heilige Reich und das löbliche Erzhaus*). Selbst wenn der Kaiser mit dem Landesherrn eines Supplikanten gerade nicht in offenem Konflikt stand, war es nicht unproblematisch, dem österreichischen Landesherrn Treue zu versprechen, wenn man sie auch dem heimischen Fürsten schuldete. Besonders Beamte durften niemals Diener zweier Herrn sein, schon gar nicht, wenn sie unterschiedlichen Konfessionen angehörten. Das Treueversprechen in seiner wörtlichen Form ignorierte die politischen Verhältnisse des Reichs, und es ist nicht anzunehmen, daß Personen, deren politisches Bewußtsein gewürdigt wurde, ein Mißverständnis riskiert hätten, wenn nicht bekannt gewesen wäre, daß die Referenz gegen das kaiserliche Haus nur diplomatische Courtoisie war.

Auch in den Quellen zur Nobilitierung kann der Prozeß nachvollzogen werden, in dem sich die Vorstellung vom Staat von der Person des Souveräns löste und die Form eines abstrakten Konzepts annahm. Im 18. Jahrhundert bezogen sich Antragsteller neben dem Kaiser zunehmend auf das *geliebte* oder *deutsche Vaterland* als dem Objekt ihrer Dienste und Treue.²³⁹ Ob diese Wendungen als Synonym für das Römische Reich, das der Kaiser verkörperte, verstanden wurde oder bereits Ausdruck eines modernen Staatsverständnisses war, kann in diesem Zusammenhang nicht geklärt werden. Die Art ihrer Verwendung läßt beide Er-

Vaterland

²³⁷AVA Adelsakt Johann Paul STRICKLER 1776, fol. 2r

²³⁸Vgl. u. a. AVA Adelsakten Johann Thomas TRATTNER 1764. Josef Honorat ZÖPFF 1717

²³⁹Vgl. AVA Adelsakten Franz Anton, Niclas Wolfgang, Justus Adam DITTERICH 1786, fol. 7r. Adolf Friedrich PFREUNDT 1708, fol. 10r. Bernhard RICHTER 1763, 9r. Adam SÄTZL 1673, fol. 6 Paul Heinrich TILEMAN 1700, fol. 8. Franz TRATTNER 1734, fol. 9. Johann Friedrich UNGER 1776, fol. 6r

lärungsvarianten zu, was für eine Übergangsphase nicht untypisch ist.²⁴⁰ In dem oben zitierten Ausschnitt aus dem Antrag von Bernhard Richter beispielsweise wurde das *deutsche Vaterland* an die Stelle gesetzt, an der üblicherweise vom Hl. Reich gesprochen wird.²⁴¹ Im Antrag von Johann Friedrich Unger wird diese Bezeichnung als Ersatz gebraucht, die bedeuten sollte, daß seine Vorfahren zwar nicht dem Kaiser unmittelbar Verdienste geleistet hätten „so haben sich selbig doch um das werthe teutsche Vaterland dadurch vorlängst verdient gemacht [...]“.²⁴² In seinem Text hatte das *Vaterland* eine ähnliche Funktion, wie die Formulierung, man habe „auf solche Arth Euer Kayserlichen Mayestät per indirectum, oder sonsten bei sich ergebender anderen Gelegenheiten ersprießliche Allerunterthänigste Dienste leisten zu können.“ bei Christian Brokes aus Lübeck.²⁴³ Bemerkenswert ist hingegen, daß sich diese Wendung vereinzelt bereits im 17. Jahrhundert finden läßt. So schrieb Adam Sätzl aus der Steiermark 1673:

„[...] daß ich mit trew geleisten beharlichen diensten den gelibten Vatterland vnd gemeinem weßen in publicis officiis [...] viel nuzbares fürdersambes vnd fürtrügliches mit sonderbahrer satisfaction verrichtet“²⁴⁴

Daß auch der Regierung die Bedeutung dieser Bezeichnung nicht fremd war, zeigt der Dekretstext für den Tiroler Richter Johann B. Winkler aus dem Jahr 1678, in dem sie feststellte, er und die Seinen hätten sich

„[...] auch sonsten in anderen mehr Wege zu Vnsers Lobl. Erzhauses, vnd geliebten Vatterlandes Diensten vnd Wolfahrt Ihre schuldigste Trewe Devotion, vorderist aber zu vnserm gd.sten gefallen, vnd Ihrem Vnauslöschlichem Ruhm erwiesen,“²⁴⁵

(Hier könnte sich die Benennung *geliebtes Vaterland* auch auf die Erbländer bezogen haben.)

Fünf Supplikanten aus dem Sample bezeichneten sich entweder selbst als *Patrioten* bzw. *patriotisch* oder wurden im Verleihungsdekret so bezeichnet.²⁴⁶ Was den semantischen Bezug betrifft, so gilt für den Patriotismus das gleiche, wie für das deutsche Vaterland. Aus der Formulierung von Franz Andreas Hehn aus Tabor scheint bereits der sentimentale Geist des Nationalgefühls zu sprechen. 1788 versicherte der böhmische Syndikus, daß er

„[...] aus seinen allerunterthänigst treuen patriotischen Herzen zur Beförderung der allerhöchsten landesfürstlichen Herrn- und Kriegsdiensten alle Mittel, und Kräften angewandt hat,“²⁴⁷

Ein ähnliches Verständnis des Patriotismus' kommt in der bereits zitierten Einleitung zum Nobilitierungsantrag von Andreas Josias Kilian zum Ausdruck, wo

²⁴⁰In den untersuchten Nobilitierungsdiplomen erscheint der Begriff „Vaterland“ erstmals 1601. Vgl. AVA Adelsakt Michael HOFER 1601, fol. 3

²⁴¹Vgl. im Abschnitt *Nobilitierung als Motivation*.

²⁴²AVA Adelsakt Johann Friedrich UNGER 1776, fol. 6r

²⁴³AVA Adelsakt Christian BROKES 1773, fol. 6

²⁴⁴AVA Adelsakt Adam SÄTZL 1673, fol. 6

²⁴⁵AVA Adelsakt Johann B. WINKLER 1678, fol. 2r. Vgl. ferner AVA Adelsakt Johann Abundius SOMIGLIANO 1677, fol. 3 und 23r

²⁴⁶Vgl. AVA Adelsakten Franz Andreas HEHN 1788, fol. 7r. Andreas Josias KILIAN 1778, fol. 6. Jakob Christoph MAYER 1710, fol. 14r. Conrad MEYRER 1638, fol. 2. Friedrich Gottlieb RAUMER 1693, fol. 10 f

²⁴⁷AVA Adelsakt Franz Andreas HEHN 1788, fol. 7r

behauptet wird, es sei der *wahre Patriotismus*, der mit einer Standeserhebung anerkannt würde.²⁴⁸ Doch auch dieses politische Konzept war keine Innovation des 18. Jahrhunderts. Bereits 1638 wurde Conrad Meyrer aus Münster von der Reichskanzlei als „ein getrew gehorsamer Patriot“ bezeichnet.²⁴⁹ Merkwürdig an dieser Bewertung ist, daß er sie während eines Bürgerkriegs erhielt, an dem zwar auch ausländische Staaten beteiligt waren, aber in jedem Fall auch gegen evangelische Reichsuntertanen gekämpft wurde. *Patriotisch* in diesem Sinn war also, wer auf der Seite des Kaisers stand; Zum Reich oder zu Deutschland besteht kein logischer Bezug.

Adelsanträge boten auch die Möglichkeit, ein politisches Statement abzugeben. Im weiteren Sinn verstanden war das Treueversprechen an sich bereits eine politische Aussage, und die Selbstcharakterisierung als *Patriot* oder der Bezug auf das *deutsche Vaterland* können als persönliche Bekenntnisse zu einer politischen Verfassung oder einer bestimmten politischen Praxis aufgefaßt werden. Einige in Anträgen gemachte Aussagen zeigen, daß ihre Interpretation in diesem Sinn beabsichtigt war. Nicht immer war das politische Statement so deutlich erkennbar wie bei Georg Niklas Lübbers aus Dänemark, der 1786 schrieb, er sei

„[...] mit Eifer und Neigung für Ew Kayserl. und Königl. Apostolische Maj. glorreiche Glück und Aufklärung unter den Menschen verbreitende Regierung erfüllet.“²⁵⁰

In dieser Formulierung wird die sehr generelle Treueversicherung spezifiziert und präzisiert, indem ein konkreter und nicht unumstrittener Aspekt der Politik des Kaisers – die Aufklärung – explizit genannt und hervorgehoben wird. Weniger eindeutig, aber für den Adressaten immer noch ausreichend verständlich, war die Erwähnung mancher Supplikanten, sie hätten sich stets für die *Interessen* der Regierung eingesetzt.²⁵¹ Wenn diese Aussage so formuliert wurde wie es der kurmainzische Geheimrat Johann Lorenz Scharpff 1704 tat und wenn man weiß, daß er Deputierter des Kurfürsten bei zahlreichen wichtigen zwischenstaatlichen Verhandlungen war, ging daraus unmißverständlich hervor, daß es sich dabei um sehr konkrete politische Angelegenheiten gehandelt haben mußte. Es genügte der Hinweis, daß er sich „dabey iedesmahl Ihre Kayl. May. als auch dero durchleuchtigstes Haus Österreich interesse Ihme eyffrigst hätte angelegen seyn lassen,“ um die Art seiner Dienste zu verdeutlichen.²⁵²

Die Regierung nahm Beweise aktiver Loyalität und das offene Bekenntnis zu ihrer Politik natürlich stets mit explizitem Wohlwollen auf. Am meisten wußte sie es naturgemäß in Phasen ernster politische Bedrohung zu schätzen. Besonders innere Krisen waren Proben, in denen sich die Grenzen der Loyalität zeigten. Wenn Untertanen in solchen Fällen unter nicht unbeträchtlichen persönlichen Risiken der Obrigkeit gegenüber loyal blieben, dann war ihre Treue nicht nur hinreichend bewiesen, sondern auch ein praktisches politisches Statement abgegeben worden. Dafür wurde 1623 der Stadtrichter von Linz Anton Eckhardt belohnt:

²⁴⁸Vgl. im Abschnitt *Nobilitierung als Motivation*.

²⁴⁹AVA Adelsakt Conrad MEYRER 1638, fol. 2

²⁵⁰AVA Adelsakt Georg Niklas LÜBBERS 1786, fol. 8

²⁵¹Vgl. AVA Adelsakten Adolf Friedrich PFREUNDT 1708, fol. 11r. Johann Lorenz SCHARPFF 1704, fol. 12. Paul Heinrich TILEMAN 1700, fol. 10r. Johann B. WINKLER 1678, fol. 8r

²⁵²AVA Adelsakt Johann Lorenz SCHARPFF 1704, fol. 12

„Er sich dann jüngst fürgegangener Rebellion wie Unß in glaubwürdigem Schein vorbracht, nit theilhaftig gemacht, Sonder in Unsrem gehorsam bestendig verplieben.“²⁵³

Der Niederschlagung des Aufstands der böhmischen Stände und der Vertreibung Friedrichs von der Pfalz durch die Liga folgte die größte Nobilitierungswelle der frühen Neuzeit. Im Jahr 1623 stieg die Anzahl der Nobilitierungen auf das Fünffache des Durchschnitts. Diese Politik ist nicht nur durch den dringenden Geldbedarf der Regierung zu erklären, sondern diente ohne Zweifel auch der notwendigen Etablierung einer neuen loyalen Elite, die die unzuverlässige alte Elite ersetzen sollte. Mit dem Adelsstand band man diese Personen noch stärker an die Monarchie.

Bei erbländischen Beamten (wie Johann B. Winkler und Anton Eckhard) wäre diese Art des Treuebeweises nicht nur verständlich gewesen, sondern hätte als selbstverständlich vorausgesetzt werden können. Wenn aber Funktionäre ausländischer Fürsten die Interessen der Habsburger wahrnahmen, hätte daraus theoretisch ein ernster Loyalitätskonflikt entstehen können. Umso bemerkenswerter ist, wenn ausländische Beamte ihre Treue zu Österreich nicht nur berichteten, sondern auch weiterhin anboten, wie der Graubündner Sekretär Otto Schwatz, der 1685 berichtete, daß

„[...] auch Ewer Röm. Kail. May. von selbstn allergnädigster Wissenschaft haben, daß zwischen dero Hochlöblichen Ertzhaus Österreich, vnd vor wolbemeltem Drey Pündten, wegen naher angrenzung immerzu die correspondenz zu pflegen ist, mitles welcher Jch verhoffentlich occassionen haben werde, diese Kayl. gnad bei allerhand voffallenheiten durch meine darby anzuwendenden habende officia allerunderthenigst zu demerieren.“²⁵⁴

Ist es denkbar, daß die Reichskanzlei das Angebot, die eigene Obrigkeit zu Gunsten des Kaisers zu verraten, als Ausdruck aner kennenswürdiger Treue und Ergebenheit auffaßte? Wie weit durften rhetorische Treuebezeugungen gehen, bevor sie sich gegen den Untertanen selbst richteten? Eine Vorstellung von Treue und Loyalität, mit der vereinbar ist, daß ein Beamter die Geschäfte seines Landes im Interesse des Fürsten des Nachbarlandes erledigt ohne die Gesetze zu brechen, scheint paradox zu sein und ist jedenfalls erklärungsbedürftig.

Mit dem letzten hier darzustellenden Standardargument, mit dem die Treue zum Kaiser dokumentiert wurde, stellten die Supplikanten ein besonderes Verhältnis mit dem Souverän her, indem sie ihre persönlichen Interessen umfassend an den Erwartungen der Regierung orientierten. Sie verbanden ihre berufliche Laufbahn und damit ihre materielle Existenz mit dem Dienst. Ihr Argument bestand darin, daß ein vorgeblich freiwillig eingegangenes direktes Abhängigkeitsverhältnis der verlässlichste und zwingendste Ausdruck unbegrenzten Vertrauens in die Majestät war. Wer seine Existenz in die Hände des Kaisers legte und ihm sein Leben widmete, hatte objektiv keine andere Wahl, als auch bedingungslos treu zu sein. Wenn Juristen und andere einschlägige Experten behaupteten, ihr größter Wunsch hätte darin bestanden, dem Kaiser in der Verwaltung oder einer ähnlichen Funktion zu dienen, dann war das nicht einmal übertrieben, denn dieses Berufsbild war das wichtigste Motiv für eine Ausbildung in diesem Fach. In der Argumentation für eine Standeserhebung verschoben sie allerdings den

²⁵³AVA Adelsakt Anton ECKHARD 1623, fol. 2r

²⁵⁴AVA Adelsakt Otto SCHWATZ 1685, fol. 8

Schwerpunkt bei der Motivation für ihre Berufswahl rhetorisch von der Möglichkeit der Existenzsicherung auf den persönlichen Wunsch zu dienen. Nicht materielle und soziale Faktoren hätten ihre Entscheidung motiviert, sondern das Bedürfnis, dem Kaiser zu Diensten zu sein. Christian Brokes war zwar kein Beamter, aber durch die Ratsfähigkeit seiner Familie in die Regierung seiner Stadt involviert. In seinem Antrag bezieht sich dieses Argument daher auf die Stadt Lübeck:

„ich aber habe mir von meinem [sic] Jüngsten jahren an zum wahren Gegenstandt gesetzt, durch Mühsahme Verwendung auf die Studia, und durch mehrere Reisen mich so geschickt zu machen, um dermaleinst in meiner Vaterstadt zur Raths Herren Würde befördert zu werden.“²⁵⁵

Durch diese Schwerpunktverschiebung bekamen die Ausbildung und auch die damit verbundenen Bemühungen die Bedeutung von Verdiensten. Sich für den Dienst qualifiziert gemacht zu haben machte den Supplikanten auch im moralischen Sinn für hohe Funktionen würdig. Auf diese Weise konnten die fachliche Eignung für den Dienst als Tugend ausgegeben werden, denn sie diene einem höheren Zweck. 1663 wurde dieses Argument vom niederösterreichischen Beamten Heinrich Perger so formuliert:

„waß gestalt ich mich von Jugent auf beflissen, [...] mittls der tugent, mich dahin qualificirt zumachen, das ich zu E. M. Diensten würdig geschätzt werden möchte“²⁵⁶

Ebenso wurde gegenüber der Regierung als Treuebeweis vorgebracht, wenn Eltern ihre Kinder dazu angehalten hatten, sich einer ähnlichen Berufung zu widmen.²⁵⁷ Es bedeutete, daß sie dafür gesorgt hatten, daß das existenzielle Abhängigkeitsverhältnis zwischen ihnen und dem Souverän prolongiert wurde. Kanzler Hermann Höpfner teilte der Reichskanzlei 1673 mit,

„Wan ich nun [...] meine Kinder auch zu denen qualitetes anweisen und erziehen lassen, das dieselbe mit göttlicher Hülffe sich zu adeligen Bedienungen ferner capable machen werden.“²⁵⁸

Die in diesem Kontext öfter gebrauchte Wendung *sich capable machen* bedeutete, daß der Supplikant sich bzw. seine Söhne darauf vorbereitet hatte, in ein besonders enges Vertrauensverhältnis zum Kaiser und dem Landesherrn einzutreten. Der Bezug auf die Kinder zeigte außerdem an, daß der Antragsteller die ernsthafte Absicht hatte, diese Praxis zur Tradition werden zu lassen und ein Geschlecht von loyalen Fürstendiener zu gründen. Damit war schließlich die Verbindung zum Konzept des neuen Adels als einer erblichen politischen Elite (Herrschaftsstand) hergestellt.

War die Haltung, die aus diesen Treuebezeugungen spricht, noch dieselbe, die der alte Adel auf der Grundlage der Ritterethik entwickelt hatte? Zieht man sich die Prinzipien des *Ethos' der Haltung* als Entscheidungskriterien heran, so muß diese Frage verneint werden. Die ritterliche Treue unterschied sich von der

²⁵⁵AVA Adelsakt Christian BROKES 1773, fol. 6r

²⁵⁶AVA Adelsakt Heinrich PERGER 1663, fol. 5. Vgl. ferner AVA Adelsakte Dominik HÄRING 1623, fol. 3

²⁵⁷Vgl. AVA Adelsakten Hermann HÖPFNER 1673, fol. 7. Bertram Joseph KESSELER 1783, fol. 5r. Adolf Friedrich PFREUNDT 1708, fol. 10r, Laurenz Ignaz SAFFRAN 1711, fol. 10r. Joseph SENGER 1772, fol. 12r (vgl. das Zitat im Abschnitt *Kinder und Fußstapfen*)

²⁵⁸AVA Adelsakt Hermann HÖPFNER 1673, fol. 7

Untertanentreue sowohl durch das Motiv, als auch durch die Praxis. Beim alten Adel war die Treue, wie die Tapferkeit, nicht das Resultat einer politischen Wertung oder Einstellung, sondern Bestandteil der ständischen Identität. Ritter waren treu, weil es zu ihrem traditionellen Berufsbild und damit zu ihrer Vorstellung von der Funktion der Aristokratie in der Gesellschaft gehörte. Ihre Treue war prinzipiell nicht an ein bestimmtes Objekt gebunden; Sie konnten jedem Fürsten treu sein, der bereit war, ihre Ehre zu respektieren. Andernfalls durfte die Treue aufgekündigt werden, ohne daß der betreffende dadurch seine Ehre verlor. Für den modernen Untertanen hingegen war es undenkbar, die Fehde gegen seinen Souverän zu führen oder einfach die Seite zu wechseln, wenn seine Erwartungen nicht erfüllt oder seine Dienstbereitschaft überbeansprucht wurden. Auch wenn die aristokratische Treueauffassung durch die politischen Bedingungen der Neuzeit zunehmend marginalisiert wurde, so war sie trotzdem noch nicht ganz aus der Welt. Es darf nicht vergessen werden, daß in Mitteleuropa die letzte massenhafte Treueaufkündigung durch adelige Vasallen während des Dreißigjährigen Kriegs stattfand, und der ungarische Adel stellte diese Rute auch noch im 19. Jahrhundert ins kaiserliche Fenster.

Ohne Zweifel zeugen die Opferbereitschaft und die Treue der Antragsteller von einem außerordentlich hohen Grad an der heroischen Bereitschaft zur bedenkenlosen Verausgabung. Doch darf die Haltung des Untertanen trotzdem nicht mit dem aristokratischen *Ethos der Haltung* verwechselt werden. Der wakkere Roland opferte sein Leben nicht für seinen Kaiser, sondern weil er Krieger war und der Tod im Kampf zu seinem Berufsrisiko gehörte. Sein Heroismus bestand darin, daß er nicht nach dem Zweck fragte und nicht den Versuch machte, seinem Schicksal zu entinnen. Das aristokratische Ethos beurteilte Handlungen danach *wie* sie ausgeführt wurden, nicht *wofür* oder *für wen* oder danach, ob der Aufwand dem Zweck angemessen war. Was viel später *Nibelungentreue* oder *Kadavergehorsam* genannt werden sollte inkludierte ebenfalls heroische Selbstaufgabe, unterschied sich aber von der ritterlichen Treue in einem wesentlichen Punkt: Bei dieser Art von Treue war ihr Objekt der einzige relevante Faktor. Sie galt ausschließlich *Kaiser und Vaterland* und hatte ohne diesen Bezug keinen Sinn. Daher ist auch die Ehre des Untertanen direkt an das Objekt der Treue geknüpft. Weil in einem derartigen Verhältnis die Treue nicht aufgekündigt werden kann, verliert der Untertan die Ehre, sobald er die Treue – egal aus welchen Ursachen – verletzt. Aus diesem Grund mußte ein neuer Adel, dessen Ehre – im Unterschied zu der des alten Adels – unauflöslich mit dem Fürsten verbunden und durch ihn definiert war, als Elite eines Obrigkeitsstaats wesentlich geeigneter sein als Vasallen, die primär sich selbst treu waren.

4.2.5 Familiäre und materielle Verhältnisse

Von einer Verdienstauszeichnung im engeren Sinn unterschied sich die Nobilitierung am deutlichsten durch den Faktor der Erbllichkeit. Der Konzeption des Adels folgend bestand das Prinzip der Nobilitierung in der offiziellen Anerkennung adelswürdiger Eigenschaften einer Familie. Die Verdienste und Leistungen des Supplikanten wurden als Konsequenz einer günstigen Veranlagungen aufgefaßt, die sich durch ungünstige Bedingungen und *iniuria temporum* erst verspätet manifestiert hatten. Das war die theoretische und ideologische Voraussetzung für die Möglichkeit, nicht nur den Supplikanten selbst, sondern auch seine Familie zu nobilitieren. Zwar reichte in der Regel die Adelswürdigkeit ei-

ner Person, der des Supplikanten, zur Begründung des erblichen Adelsstands aus, aber die Erwähnung ebenso verdienstvoller und treuer Vorfahren und Verwandten war ein zusätzliches relevantes Argument. Nur selten fehlt daher in Adelsanträgen der Hinweis auf eine respektable oder wenigstens ehrbare familiäre Herkunft, weil dadurch das Bestehen der Adelswürdigkeit als Eigenschaft der Familie bekräftigt wurde.

Auf die Bedeutung, die die familiäre Herkunft für die Regierung hatte, wurde bereits im Abschnitt über die *Begründung des Adelsanspruchs* eingegangen. Dabei wurde gezeigt, daß die Anerkennung eines *guten Herkommens* ein Standardbestandteil des Dekretstexts war, der nur fehlte, wenn ein Supplikant dieses Kriterium in keiner Weise erfüllte. Das Gewicht, das der Erhaltung oder der Entwicklung einer Familientradition beigemessen wurde zeigte sich ferner an der positiven Aufnahme, die Argumente erfuhren, in denen die Sorge um die Nachkommenschaft oder der Wunsch, den Vorfahren nachzufolgen (*Fußstapfen*), geäußert wurde. Wie die Kategorien *Treue* und *Tugenden* wurde die familiäre Herkunft in der Präambel des Dekrets als Bedingung für die Nobilitierung postuliert. Damit deklarierte die Regierung den Faktor der Herkunft als wesentlichen und notwendigen Bestandteil der Qualifikation für die Standeserhebung.

Doch die Kriterien *Ehrbarkeit* und *Redlichkeit*, die die Herkunft erfüllen mußte, bezeichneten nicht unbedingt die materiellen Verhältnisse und den Status einer Familie, sondern waren ständische Kategorien, die sich bis in die zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts auf Faktoren wie Unbescholtenheit, eheliche Geburt, die Freiheit von persönlichen Abhängigkeitsverhältnissen und einen ehrlichen Beruf bezogen. Mit dieser Klausel konnten Leibeigene, Vaganten, Gesinde oder Henserker und andere Außerständische von Standeserhebungen ausgeschlossen werden, nicht aber Personen bzw. Familien ohne Vermögen oder mit Berufen, die mit Erwerbsarbeit verbunden waren. Diese Beschränkung ging nicht über die Bestimmungen hinaus, an die etwa die Ausübung höherer öffentlicher Funktionen und Ehrenämter in einer ständischen Gesellschaft generell gebunden waren.

Wenn ein Nobilitierter allerdings beabsichtigte, seine adeligen Rechte und Privilegien in vollem Umfang zu beanspruchen, etwa indem er die Aufnahme in eine ritterschaftliche Korporation anstrebte, wurde er unausweichlich daran erinnert, daß der Adelsstand in der Praxis nicht nur eine rechtliche Kategorie war und nur die Erfüllung der minimalen Bedingungen der ständischen Rechtsschaffenheit nicht genügte.²⁵⁹ Für den alten Adel bestand das Wesen des Adels u. a. in einer langen familialen Kontinuität, die eine Standeserhebung nicht bewirken konnte. Diese Beschränkung behinderte sowohl die praktische Gültigkeit als auch die soziale Wirksamkeit der kaiserlichen Nobilitierung. Daher übten die Kaiser im Rahmen der Nobilitierung das *jus majorum* aus, das Recht, gleichzeitig mit dem Supplikanten auch seine Eltern und Großeltern rückwirkend zu nobilitieren. Supplikanten wurde so in den Adelsstand erhoben,

Jus majorum

„[...] als ob sie von Ihren Vier Ahnen, Vatter, Mutter vnd Geschlechte beiderseits rechtgeborne Lehen Thurniers genoss vnd rittermässiger Edlleütt wehren.“²⁶⁰

wie es in einer Verleihungsurkunde aus dem Jahr 1641 heißt. Man könnte diese Praxis leicht als bürokratisches Kuriosum unterschätzen, würde dieses Verfahren

²⁵⁹ Vgl. Wunder, S. 197 f

²⁶⁰ AVA Adelsakt Johann Schweickhart EMMERICH 1641, fol. 3r

nicht auf besonders eindringliche Weise die Adelskonzeption des frühmodernen Staates reflektieren. Er erkannte an, daß die Anciennität der Familie ein wichtiger Faktor des Adels war und war bereit, ihn formal zu berücksichtigen. Das änderte aber nichts am Prinzip, daß der Adel nur durch den Willen und die Entscheidung des Souveräns existierte. Auch der alte Adel und seine uraltehrwürdigen Vorfahren machten davon keine Ausnahme. Sie waren adelig, weil der Kaiser bzw. einer seiner Vorgänger es so bestimmt oder akzeptiert hatte und aus keinem anderen Grund. Dieses Prinzip galt für jeden Untertanen, erstreckte sich auf Vergangenheit und Zukunft, und mit demselben Recht konnte er jede geeignete Person in den Stand versetzen, den er für angemessen hielt. Indem der Kaiser auch die verstorbenen Vorfahren und ungeborenen Nachfahren eines Adelswerbers („samt allen und jeden seiner iezig und künftigen Ehelichen leibs Erben mann und weibs personen absteigender linie für und für in ewige Zeit“²⁶¹) nobilitierte, dokumentierte er seine absolute Souveränität in Standesfragen.

Abgesehen davon, daß die Mehrheit des alten Adels und seine Korporationen diese Auffassung niemals akzeptierten, erkannte auch die Regierung selbst die praktischen Grenzen dieses Prinzips.²⁶² Selbst durch die Entscheidung der allerhöchsten Obrigkeit konnten Defizite bezüglich der Ehrbarkeit zwar de jure, aber nicht de facto annulliert werden. Es stand dem Souverän frei, jeden Untertanen in den Adelsstand zu erheben, aber daran, daß der Adelsstand höchste Anforderungen an die Ehre einer Person stellte, konnte er nichts ändern. Vollkommen ungeeignete Personen zu nobilitieren war zwar mit dem Prinzip der Souveränität, aber nicht mit dem Prinzip des Adels vereinbar. Wollte die Regierung an der Institution des Adels festhalten, dann war auch hier, wie in vielen anderen Bereichen, ein Kompromiß zwischen politischem Anspruch und sozialer Realität einzugehen.

In gewissen Fällen konnte das *jus majorum* nicht angewandt werden, ohne es praktisch ad absurdum zu führen und damit die Glaubwürdigkeit der Institution der Nobilitierung insgesamt zu gefährden. Leider läßt die Untersuchung solcher Fälle keine Vermutung bezüglich der Erwägungen zu, die die Behörden bei den betroffenen Personen von der Anwendung des *jus majorum* Abstand nehmen ließ. Zwar befinden sich unter ihnen einerseits Supplikanten mit relativ niedrigen Status, wie der oberösterreichische Hofmeister Daniel Hüeber und der bereits erwähnte Sattlermeister Walter (aus dessen Nobilitierungsdekret das *jus majorum* nachträglich getilgt wurde)²⁶³, andererseits befinden sich unter den untersuchten Nobilitierungsansuchen Personen mit ebenso niedrigem oder

²⁶¹AVA Adelsakt Johann Lorenz SCHARPFF 1704, fol. 4r

²⁶²Mit der Verleihung von vier adeligen Ahnen sollte u. a. die Zugangsbedingung für adelige Korporationen umgangen werden. Adelige Stifte, Domkapitel und ständische Körperschaften verlangten die *Stiftsfähigkeit*, also den Nachweis der adeligen Abstammung mittels Ahnenprobe. Daher wurde in jedem Nobilitierungsdekret die Stifts- und Turnierfähigkeit des Nobilitanten ausdrücklich festgestellt. Seit der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts nahm die Regierung zur Kenntnis, daß die adeligen Korporationen die nachträgliche Nobilitierung der Vorfahren nicht anerkannten. Seit spätestens 1750 wurde die Klausel eingefügt, der Nobilitierte könne nach eines jeden Stiftes wohlhergebrachten Gewohnheiten und Statuten aufgenommen werden. Damit wurde den Korporationen die Entscheidung freigestellt, ob der Betreffende die Zutrittsbestimmungen erfüllte und sie ihn aufnehmen wollten. In politischer Hinsicht war dieses Zugeständnis eine Niederlage, denn es bedeutete praktisch, daß das *jus majorum* nur mehr bedingt gültig war und damit die Anerkennung der Zweitklassigkeit des Briefadels gegenüber dem alten erblichen Adel.

²⁶³Vgl. AVA Adelsakten Daniel HÜEBER 1660. Conrad MEYRER 1638. Joseph SENGER 1772. Anton WALTER 1664

niedrigerem Status, deren Vorfahren die Nobilitierung bewilligt wurde. Anderen Antragstellern, deren Vorfahren nicht weniger respektable Funktionen bekleidet hatten wie sie selbst, wurde das *jus majorum* dagegen verweigert.²⁶⁴ Solange die Praxis der Anwendung des *jus majorum* nicht durch eine Einzelstudie untersucht ist, kann an dieser Stelle lediglich sein selektiver Gebrauch festgestellt werden.

Die Bedeutung, die der Faktor des *guten Herkommens* hatte sowie die inkonsequente (oder undurchsichtige) Handhabung des *jus majorum* sprechen dafür, daß der Status einer Familie für die Bewertung der Adelswürdigkeit nur bedingt relevant war. Erstens trat sie gegenüber den Faktoren Treue bzw. Verdienste eindeutig in den Hintergrund. Zweitens behandelte die Regierung die Herkunft primär als ständische Kategorie, die den formellen Rang einer Person oder ihrer Familie in der traditionellen Ständehierarchie angab. Der Stand war zwar eine soziale Kategorie, war aber nicht materiell, sondern funktional definiert. Die Kategorie der Ehre, die das Kriterium für den Stand war, hatte in der frühen Neuzeit seine ursprüngliche materielle Komponente bereits weitgehend verloren. Sie wurde weniger durch den Ertrag einer Tätigkeit, sondern hauptsächlich durch die Art und das Ansehen der Tätigkeit bestimmt. Wie in den meisten sozialpolitischen Angelegenheiten hielt die Regierung auch in der Frage der Standeserhebung an diesem Prinzip fest. Gerade was die Nobilitierung betraf gab es dafür auch einen politischen Grund, denn der Adelsstand sollte eine Anerkennung der Loyalität und Symbol für ein enges Verhältnis zur Obrigkeit bleiben und damit seinen funktionalen Aspekt – in modifizierter Gestalt – bewahren. Jedenfalls mußte der Anschein vermieden werden, er wäre eine Anerkennung für wirtschaftlichen Erfolg. Wäre der Status einer Familie ausdrücklich berücksichtigt worden, so hätte die Nobilitierung den Charakter einer Standeserhebung im eigentlichen Sinn verloren, weil sie sich nicht mehr auf den Stand und die Ehre, sondern das Vermögen eines Adelswerbers und seiner Familie bezogen hätte. Eine Nobilitierung, die den materiellen Standard – so wichtig er in der sozialen Praxis des Adels auch war – als relevanten Faktor anerkannte, hätte dem Prinzip der Standeserhebung widersprochen und zugleich unvermeidlich den Eindruck hervorgerufen, Adel wäre wenigstens teilweise eine Frage des Gelds.

Aus dem 17. Jahrhundert finden sich unter den untersuchten Nobilitierungsfällen kaum Hinweise, die an der Gültigkeit dieses Prinzips zweifeln ließen. Doch im Lauf des 18. Jahrhunderts zeichnete sich in dieser Hinsicht eine Veränderung ab. Seit der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts wiesen Antragsteller immer häufiger auf ihr Vermögen und den Status ihrer Familie hin.²⁶⁵ 1765 schrieb z. B. der Oettinger Hofrat Johann Friedrich Tröltzsch über sich und seine Brüder:

„Daß wir nun in Ansehung unserer Geburth und übrigen Umständen, ingleichen

²⁶⁴ Vgl. AVA Adelsakten Leopold Ulrich DANNHAUSER 1691. Wolfgang MÜLLER 1780. Johann Jakob PFLIEGER 1685. Valentin SCHNEIDER 1778. Johann Abundius SOMIGLIANO 1670. Franz Josef STICKLER 1776

²⁶⁵ Vgl. AVA Adelsakten Johann B. BODISSONI 1749, fol. 3r. Christian BROKES 1773, fol. 6r. Franz Bernard BRUNS 1786, fol. 6r. August Wilhelm CRAYEN 1788, fol. 5. Franz Anton, Niclas Wolfgang, Justus Adam DITTERICH 1786, fol. 7r. Georg Niklas LÜBBERS 1786, fol. 5r. Johann Gustav Gottfried SCHRÖDER 1782, fol. 6r. Joseph SENGEL 1772, fol. 12r. Johann Jakob SICHART 1750, fol. 9. Franz Josef STICKLER 1776, fol. 6. Johann Paul STRICKLER 1776, fol. 8. Johann Thomas TRATTNER 1764, fol. 8. Johann Friedrich, Georg Christian, Wallfried Daniel TRÖLTZSCH 1765, fol. 5. Johann Friedrich UNGER 1767, fol. 6r

des Vermögens, so zur Fortsetzung des Reichsadelichen Standes von nöthen ist, solcher allerhöchsten gnade und Huld nicht unwürdig seyn.“²⁶⁶

In keinem Nobilitierungsdokument wurde jemals behauptet, ein Vermögen wäre Voraussetzung für den Adelsstand oder eine Bedingung für dessen Praktizierung. Wenn Antragsteller wie Tröltsch Verleihungsdekrete als Richtlinien für ihre Argumentation heranzogen, dann hätten sie aus ihrem Inhalt unmöglich schließen können, daß die Regierung Eigentum als Kriterium für die Adelswürdigkeit betrachtete. Nicht einmal die Annahme, die Regierung würde größeren Wert auf einen standesgemäßen Lebenswandel oder eine glaubwürdige Repräsentation des Adels im materiellen Sinn – das sog. *Decorum* – legen, kann den Dokumenten entnommen werden. Wenn sich der Text der Verleihungsdekrete auf die Anwendung des erworbenen Stands und die Zukunft überhaupt bezog, dann ausschließlich in Form der Erwartung, der Supplikant möge in *seinen habenden guten Eigenschaften kontinuierieren*, also weiterhin treu und tugendhaft sein. In diesem Zusammenhang ist es von untergeordneter Bedeutung, ob die Regierung wirklich nach neuen Kriterien entschied. Wichtiger ist, daß die Antragsteller es glaubten. Wenn das formale Nobilitierungsverfahren keinen Anhaltspunkt für eine Argumentation dieser Art gab, dann mußte sie durch einen externen Faktor veranlaßt worden sein.

Worin dieser Faktor bestand erscheint auf den ersten Blick evident: Die Supplikanten sorgten sich um die Glaubwürdigkeit ihres neuen Stands. Sie gingen davon aus, dem Adelsstand müsse in der Praxis eine bestimmte Lebensform entsprechen, die nur mit hohem materiellem Aufwand realisiert werden könne. Ständen die dazu erforderlichen Mittel nicht zur Verfügung, dann konnte der Adel nicht den Erwartungen entsprechend praktiziert werden. Wahrscheinlich war es die Erfahrung der Statusinkonsistenz, die bei manchen Supplikanten die Meinung entstehen ließ, ohne die Möglichkeit einer adäquaten Standesrepräsentation sei eine Standeserhebung sinnlos. Das *glänzende Elend* der zahlreichen adeligen, aber alles andere als wohlhabenden Beamten, die den offenkundigen Widerspruch zwischen ihrem ständischen Anspruch und ihrer sozialen Realität nicht verbergen konnten, machte sie oft genug zu lächerlichen Figuren und zu abschreckenden Beispielen für alle, die trotzdem weiterhin die Nobilitierung anstrebten. Daß eine derartige Fehlentwicklung in seinem Fall nicht zu befürchten war versicherte 1786 Georg Niclas Lübbers aus Dänemark:

„[...] so wird mein allerdevotestes Anliegen von Ew Kayserl. und Königl. Apostol. Majestät in den Reichsadelstand erhoben zu werden, mir hoffentlich nicht zur Eitelkeit ausgelegt um so weniger verärgert werden können; als ich bey der mich dazu Qualificirenden adelichen Charge ein hinreichendes Vermögen besitze den mir allerhuldreichst mitzutheilenden erblichen Familien Adel zu doutenieren.“²⁶⁷

Neben seinem Amt, das ihn als Herrschaftsträger ausweist und von dem er wußte, daß es seinen Adelsanspruch theoretisch bereits ausreichend begründet hätte, führte Lübbers sein Vermögen gleichsam als Zusatzqualifikation an, um seine Argumentation zu vervollständigen. Bei näherer Betrachtung erkennt man aber, daß das Vermögen nicht nur die Funktion einer unverbindlichen Zugabe

²⁶⁶AVA Adelsakt Johann Friedrich, Georg Christian, Wallfried Daniel TRÖLTSCHE 1765, fol. 5. Eine fast gleichlautende Formulierung in AVA Adelsakt Johann Friedrich UNGER 1767, fol. 6r

²⁶⁷AVA Adelsakt Georg Niklas LÜBBERS 1786, fol. 5r

hat, sondern quasi als empirischer Beleg für die Wahrheit seiner Behauptungen dient. Würde sein Besitz nicht seine Fähigkeiten und seine Position bestätigen, so könnte seine Argumentation als Angeberei und Hochstapelei ausgelegt werden. Im Zusammenhang mit der Begründung der Adelswürdigkeit war das ein völlig neuer Aspekt im Verständnis des Adelsstands, denn niemals hatte dieser einer materiellen Bestätigung bedurft. Reichtum war nach der traditionellen Konzeption kein Adelskriterium.

Justizrat Johann Friedrich Unger aus Lüneburg verknüpfte seine materiellen Umstände 1767 mit einem anderen bekannten Argumentationsstrategem. Für ihn belegte sein Besitz die Möglichkeit, seine Nachkommen so zu versorgen wie man es von einer würdigen Standesperson erwarten durfte:

„Was endlich meine Glücksumstände anbetrifft, so hat mich die göttliche Güte dahin gesegnet, daß ich nicht nur selbst den Reichs=Adelstand mit gehöriger Würde zu führen, allerdings im Stande bin, sondern auch hoffen darf, daß meine Söhne solchen mit Anstand werden fortsetzen können.“²⁶⁸

Im Gegensatz zu vielen anderen Adelswerbern behauptete er nicht, die Zukunft seiner Kinder sei von der Standeserhebung abhängig, sondern daß er bereits über die Voraussetzung dafür verfüge. Er gab zu erkennen, daß er aus eigenen Mitteln in der Lage war ein Geschlecht zu gründen. Was bei anderen ein tugendhafter und aner kennenswerter Wunsch war, hatte bei Unger außerdem eine reale Chance auf Verwirklichung. Noch bedeutsamer ist in diesem Zusammenhang die Annahme, der Adelsstand könne nur würdevoll geführt werden, wenn man wohlhabend sei. Daraus folgt, daß Unger den Adel selbst nicht als Würde an sich, sondern als Bestätigung und Symbol einer im materiellen Sinn würdevollen Existenz auffaßte. Der Adelsstand war nicht mehr selbst der Träger der Ehre, sondern nur mehr ihr äußeres Zeichen. Die gleiche Auffassung kommt im Antrag zum Ausdruck, den der Reichshofratsagent Franz Anton Ditterich aus Bamberg 1786 für sich und seine Brüder stellte:

„Wenn nun allerhöchst Dieselbe allermildest geruhen, alle mit derlei wenigern Begabnissen versehene Unterthanen zu begnadigen, besonders wenn solche so viel Vermögen besitzen, als zu Begleitung der nachsuchenden Würde erforderlich ist, wie wir ohne Eitelkeit behaupten und zugleich [...] beweisen können.“²⁶⁹

Noch mehr als in den beiden vorhergehenden Beispielen hat in dieser Formulierung der Besitz die Funktion einer Bedingung, von deren Erfüllung die Adelswürdigkeit abhängt. Wenn ein Vermögen für den Adelsstand *erforderlich* ist, dann hat es in der Argumentation formal das gleiche Gewicht wie Loyalität, Tugend und Verdienste: Es ist eine notwendige Voraussetzung. Die Bedeutung, die Ditterich diesem Faktor beimaß, geht aus seinem Angebot hervor, die Größe seines Besitzes ebenso belegen zu wollen wie seine Verdienste und Qualifikationen. Das Motiv für diesen Vorschlag läßt sich nun freilich weder durch die formalen Kriterien der Adelswürdigkeit, wie sie in den Urkunden definiert sind, erklären, noch durch die Nobilitierungspraxis.

Einen Teil der Antwort auf die Frage nach der Herkunft dieses neuen Adelskriteriums geben die Gutachten, die seit der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts in manchen Nobilitierungsfällen von einer Regierungsbehörde oder einer Vertrauensperson der Regierung erstellt wurden. In der Regel wiederholten und

²⁶⁸AVA Adelsakt Johann Friedrich UNGER 1767, fol. 6r

²⁶⁹AVA Adelsakt Franz Anton, Niclas Wolfgang, Justus Adam DITTERICH 1786, fol. 7r

bekräftigten sie die Angaben aus dem Antrag. Trotzdem kopierten sie sie nicht unreflektiert; sie betonten einzelne Aspekte während sie andere Argumente entweder vernachlässigten oder ganz unberücksichtigt ließen. Die Gutachter nahmen in gewisser Weise eine Korrektur der Schwerpunkte vor, die die Antragsteller gesetzt hatten. Diese Korrekturen sind von größter Bedeutung, weil sie von involvierten Experten vorgenommen wurden, die, anders als die Antragsteller, die Kriterien kannten, nach denen die Qualifikation für Standeserhebungen beurteilt wurden. Umso instruktiver und aufschlußreicher ist die Bewertung des Besitzfaktors durch die Gutachter. Ein großes Vermögen war für sie keine notwendige Bedingung. Oberamtsrat Johann B. Martin Arand aus Altdorf in Oberschwaben beispielsweise hatte sein gesamtes Vermögen im Ersten Koalitionskrieg verloren. Dennoch empfahl die Vereinigte Hofkanzlei 1798 die Annahme seines Antrags.²⁷⁰ Andererseits war das Vermögen in anderen Fällen immerhin ein ausreichender Faktor für die Begründung einer Nobilitierung. Ihre Aussagen sind hinsichtlich dieses Faktors in der Tat von überraschender Eindeutigkeit. So befand Kabinettsminister Fürst Colloredo den Antrag Franz Anton Ditterichs und seiner Brüder mit der Begründung für annehmbar:

„Da nun vorstehende Supplicanten Theils bekanntlich, Theils mit [...] ertheilten Zeugnissen ihre besitzende Ämter und Vermögen bescheinigt haben, wodurch sie die Reichs=Adelstands=Erhebung mit Ehren bekleiden können. [...] So finde ich meines wenigen Orts an vorerwähnten Gesuchen keinen Anstand.“²⁷¹

In gleicher Weise argumentierte 1772 die zuständige Landesbehörde, als sie ein Gutachten über den Kärntner Apotheker Joseph Senger abgeben sollte. Auch ihm wurde ein zur angemessenen Repräsentation des Adelsstands ausreichendes Vermögen attestiert:

„[...] kann diese treuehorsaamste Landeshauptmannschaft das abgeforderte Gutachten mit dem allerunterthänigst erstatten, daß man den Supplicanten in Betrachtung seiner beygebrachten Verdiensten, und zu Bestreitung des Decoris hinlänglich besitzenden Vermögens dieser Allerhöchsten Gnade allerdings würdig zu seyn erachte.“²⁷²

Sollten Zweifel daran bestehen, daß sich die Regierung wirklich primär für die materiellen Verhältnisse der Supplicanten interessierte und unter „Vermögen“ tatsächlich nichts anders verstand als ihr Geld, so können sie durch ein aufschlußreiches Detail in einem externen Gutachten über Franz Bernard Bruns ausgeräumt werden. 1786 teilte Anton Baron von Binder Fürst Colloredo in einem Konfidentenbericht aus Hamburg mit, „daß, den eingezogenen Nachrichten zufolge, dieser Lübeckische Prediger in der that ein sehr wohlhabender Mann, [...] seyn solle.“²⁷³

Im Fall des ehemaligen Offiziers Valentin Schneider berücksichtigte die Hofkanzlei 1778 neben der Bestätigung seiner Fähigkeit zum *Decorum* einen weiteren Faktor, der ihn in materieller Hinsicht adelswürdig machte. Er hatte sein

²⁷⁰ Vgl. AVA Adelsakt Johann B. Martin ARAND 1798, fol. 48. Es ist bezeichnend für die Persönlichkeit Franz' II. (und die Dekadenz des Hauses Österreich), daß er die schriftliche Fassung des Kabinettsvortrags über einen vorderösterreichischen Beamten, der aktiv am Landsturm teilgenommen, dabei sein Vermögen verloren und während der Besetzung u. a. die Begnadigung kaiserlicher Partisanen erwirkt hatte, mit den Worten „Placet gegen Entrichtung der Taxen Franz mpria“ unterzeichnete.

²⁷¹ AVA Adelsakt Franz Anton, Niclas Wolfgang, Justus Adam DITTERICH 1786, fol. 39

²⁷² AVA Adelsakt Joseph SENGER 1772, fol. 11r, 19

²⁷³ AVA Adelsakt Franz Bernard BRUNS 1786, fol. 4

Vermögen in Grundbesitz angelegt und erfüllte dadurch ein traditionelles Adelskriterium. Durch seine Bereitschaft, Besitz in einer einem Edelmann besonders angemessenen Form zu erwerben und zu konsumieren, erwies er sich als Kandidat, der sich der Bedeutung einer Nobilitierung auch in materieller und sozialer Hinsicht bewußt war. Daher war die Behörde geneigt, diesen Umstand dementprechend anzuerkennen.

„So nimmt die [...] Hofkanzley das [...] Gesuch [...] zu unterstützen, um so weniger einen Anstand, als Recurrent ein militar officier ist, den Ritterstand cum decore zu begleiten ein zureichendes Vermögen besizet und ohn erhaltung der Steyrischen Landmannschaft, die aber die Überkommung des Ritterstandes voraussetzet, bey dem Besitz seiner Güter niemals gesicheret seyn könne.“²⁷⁴

Mit der Nobilitierung stand Schneider theoretisch die Möglichkeit offen, seine Landgüter in adeligen Landbesitz umzudeklarieren. Sein Vermögen, das anscheinend zu einem wesentlichen Teil aus Grundbesitz bestand, konnte dadurch legal mit Immunitätsprivilegien ausgestattet und u. U. sogar in ein Fideikommiß umgewandelt werden. Die Regierung drückte auf diese Weise ihr Verständnis für die Notwendigkeit der Besitzsicherung und -erhaltung aus. Ähnlich verhielt sich die Reichskanzlei schon 1749 im Fall von Johann B. Bodissoni, der „sein grossen Vermögen bloß dahin zu verwenden getrachtet, um seinen Namen und adeliches Herkommen in den bisherigen und noch besseren Flor zu setzen und zu erhalten“.²⁷⁵

Der gleiche Effekt konnte erzielt werden, wenn Supplikanten auf ihre familiären und verwandtschaftlichen Verhältnisse hinwiesen. Mit der Information über Stand und Status der Familie wurden der Behörde ein Anhaltspunkt für die Bewertung ihrer materiellen Verhältnisse gegeben. Johann Gustav Gottfried Schröder verfolgte diese Absicht, wenn er sich 1782 gestattete „vorzutragen, wie ich das Glück geniese, aus einer ansehnlichen bürgerlichen Familie abzustammen.“²⁷⁶ Auch das war im Grund kein Verweis auf ein ehrbares Herkommen im traditionellen Sinn, sondern auf die materiellen Bedingungen und das Milieu, aus dem er stammte. Herkunft aus *gutem Haus* mußte bereits im 18. Jahrhundert nicht genau dasselbe bedeuten wie ständische *Ehrbarkeit*, selbst wenn die betreffenden Supplikanten das zu unterstellen schienen. Bezugsobjekt dieser Klassifizierung war in diesen Fällen auch keine ständische Kategorie mehr, sondern die Normen jener ständeübergreifenden *guten Gesellschaft*, die sich im 18. Jahrhundert entwickelte und in der der Lebensstil und damit auch der finanzielle Faktor eine wesentlich größere Rolle spielte als die Ehre der vormodernen Gesellschaft. Berücksichtigt man diese sozialen Hintergründe und Voraussetzungen, dann erklärt sich auch diese Art der Selbsteinschätzung. Selbstverständlich betrachteten sich die Mitglieder des Milieus der *guten Gesellschaft* als ehrenwert, wenn auch nicht unbedingt im traditionellen Sinn. Nicht immer waren Antragsteller zu vornehm, um über Geld zu sprechen, wie oben zu sehen war. Auch Schröder nicht, denn er fügte sicherheitshalber hinzu, er „besitze ein zu Führung dieser Würde hinlängliches Vermögen“.²⁷⁷

Die Bedeutung dieses Faktors wird auch durch den kontrafaktischen Fall bestätigt, d. h., wenn Antragsteller ihre mindere Herkunft eingestanden. Trotz

Konnubium

²⁷⁴AVA Adelsakt Valentin SCHNEIDER 1778, fol. 14r

²⁷⁵AVA Adelsakt Johann B. BODISSONI 1749, fol. 2r

²⁷⁶AVA Adelsakt Johann Gustav Gottfried SCHRÖDER 1782, fol. 6

²⁷⁷AVA Adelsakt Johann Gustav Gottfried SCHRÖDER 1782, fol. 6r

seines respektablen Rangs hielt es Justizrat Unger für erforderlich, sich für seine Eltern zu entschuldigen:

„Denn so viel meine Herkunft betrifft, ohn geachtet freylich meine Voreltern eben nicht in denen höchsten Chargen, und Ehrenstellen gestanden, so haben sich selbig doch um das werthe teutsche Vaterland dadurch vorlängst verdient gemacht, daß solche schon von meinen Urgrosvater her insgesamt Kirchen, und Schulen vorgestanden.“²⁷⁸

Unger erfüllte eindeutig das Kriterium eines ehrbaren Herkommens im traditionellen Sinn. Aber in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts zählten auch in Braunschweig-Lüneburg Lehrer und Pfarrer nicht zur Oberschicht und ihr Einkommen war bestenfalls ausreichend. Seine soziale Selbstbewertung zeigt, daß in dieser Periode die vormoderne Kategorie der Ehre nur noch eingeschränkt galt und gegenüber modernen Statuskriterien an Bedeutung verlor. Stand und Ehre waren keine hinreichenden Kategorien zur Bestimmung des Status' einer Person mehr. Diese modernen Bewertungskriterien wandte er nicht nur auf sich selbst an, sondern er schien darüber hinaus davon auszugehen, daß auch die Reichskanzlei die Adelswürdigkeit auf der Grundlage moderner Statusmerkmale beurteilen würde. Wäre das der Fall gewesen, so hätte er freilich ein Defizit bekennen müssen, denn zur materiell und kulturell saturierten Elite der *hüb-schen Familien* Hannovers zählten seine Vorfahren zweifellos nicht.

Eindeutig die häufigste Form, den Status der Familie zu demonstrieren war der Hinweis auf ein adeliges Konnubium. Jedoch hatte diese Information in einer vormodernen Gesellschaft nicht nur die Funktion der Darstellung einer saturierten und materiell gesicherten Existenz, sondern sprach ein traditionelles Kriterium der Adelswürdigkeit an. Die Bedeutung dieses Arguments war in diesen Fällen dieselbe, die sie bereits im oben erörterten Fall der Maria Magdalena Berolt hatte²⁷⁹: Unter der Voraussetzung, daß Adelige stets standesgemäß heiraten, bedeutete die Vermählung mit einer adeligen Person, daß der nichtadelige Partner als standesgemäß befunden wurde. Natürlich ist dieses Argument widersprüchlich, doch in einer sozialen Praxis, die Ausnahmen zuließ, waren gerade diese außerordentlich signifikant. Mit anderen Worten: Wenn eine adelige Familie bei einer nicht-adeligen Person eine Ausnahme machte, dann mußten die Gründe dafür so schwer wiegen, daß sie eine Standeserhebung rechtfertigten. Die adelige Verwandtschaft – und wer, so schienen die Antragsteller anzudeuten, konnte die Adelswürdigkeit authentischer beurteilen – hatte damit die Nobilitierung praktisch bereits vollzogen. Stammten sie überdies von adelig geborenen Müttern oder Großmüttern ab, dann waren sie aus geblütsideologischer Sicht bereits teilweise adelig. Genau in diesem Sinn argumentierte Franz Anton Ditterich, der 1786 den Status seines Vaters beschrieb, indem er betonte, daß alle seine drei Ehefrauen adelig gewesen waren (die letzte war sogar eine Freiin gewesen) und hinzufügte:

„Seine öftere Vermählungen geben noch besser zu erkennen, wie gut seine eigene Herkunft, und wie groß das Ansehen gewesen seyn mußte“²⁸⁰

Es spricht für die relative Flexibilität der ständischen Sozialstruktur und die undogmatischen Anwendung des Konnubiums durch den Adel, daß der Supplikant

²⁷⁸AVA Adelsakt Johann Friedrich UNGER 1776, fol. 6r

²⁷⁹Vgl. im Abschnitt *Argumentative und rhetorische Strategien*.

²⁸⁰AVA Adelsakt Franz Anton, Niclas Wolfgang, Justus Adam DITTERICH 1786, fol. 7

in 18 von 107 untersuchten Fällen (15,38 %), zum Zeitpunkt der Antragstellung bereits ein adeliges Konnubium aufwies.²⁸¹

Dieser Faktor muß wirklich sehr wichtig gewesen sein, denn jede auch noch so entfernte adelige Verwandtschaft war relevant genug, um im Antrag erwähnt zu werden, wie man am Bericht der Braunschweiger Beamten Friedrich Jakob und Heinrich Karl Lautitz über ihre Vorfahren erkennen kann:

„Es haben dieselbe auch in solche Familien sich verheyrathet, deren nahen anverwandte in Freyherrl. vndt Adel. Standte vergnüget gelebt vndt theils noch leben.“²⁸²

Eine nicht minder interessante Konnubiumsvariante trug 1678 der Tiroler Richter Johann B. Winkler vor. Er schrieb es seinen Verdiensten zu, daß es seinem Sohn gelungen war, eine adelige Braut zu werben.²⁸³ Diese Argumentation ist auf die behördlichen Adelskriterien abgestimmt, denn sie unterstellt (wohl wider besseres Wissen), der Adel bewerte die Adelswürdigkeit nach denselben Kriterien, wie die Regierung, nämlich nach Verdiensten. In Wahrheit dürfte das soziale Anvancement des Sohns eher auf die respektable Position und die hohe ständische Ehre der Funktion des Vaters zurückzuführen gewesen sein. Allerdings ist denkbar, daß Winkler seine Position auch selbst als Konsequenz seiner Verdienste sah und somit kein Widerspruch zu seinem Argument besteht. In jedem Fall war es ein eindeutiger Hinweis auf den etablierten Status seiner Familie. Inwiefern das Konnubium objektiv und real als Kriterium für den Status des Supplikanten gewertet werden kann hängt davon ab, ob es sich bei den Verwandten um Angehörige des alten oder des neuen Adels handelte. Für die Antragsteller selbst ebenso wie für die Behörden war diese Unterscheidung natürlich irrelevant, denn für sie zählte nur die ständische Qualität der Verwandten und in diesem Sinn wurden sie auch behandelt.

Die verwandtschaftliche Verbindung mit einer etablierten Elite ist ein bewährtes Mittel, sozialen Aufstieg zu demonstrieren und abzusichern. Doch während diese Strategie in modernen Gesellschaften eine informelle Statusbestätigung darstellt, galt sie beim Adel als offiziöse Anerkennung der Ebenbürtigkeit. In einer Gesellschaft, die nach dem Prinzip der institutionalisierten Ungleichheit strukturiert ist, ist soziale Mobilität kein informeller Prozeß, sondern eine öffentliche Angelegenheit. Sozialer Aufstieg in einer ständischen Hierarchie bedeutete den Wechsel auf ein höheres Ehrniveau. Ehre aber ist die Anerkennung des Status' durch die Öffentlichkeit. Daher war sozialer Aufstieg von der formellen Anerkennung des jeweils relevanten Teils der Öffentlichkeit (oft in ritueller oder symbolischer Form), im Fall des Aufstiegs in den Adelsstand sogar von der Zustimmung der staatlichen Obrigkeit abhängig. Auch wenn die Auffassung, Adel sollte primär Ausdruck hohen öffentlichen Ansehens sein, erst in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts explizit geäußert wurde (Alès de Corbet), so war

²⁸¹ Vgl. AVA Adelsakten Niclas Eberhard AYBLINGER 1672. Johann B. BODISSONI 1749. Christian BROKES 1773. Leopold Ulrich DANNHAUSER 1691. Franz Anton, Niclas Wolfgang, Justus Adam DITTERICH 1786. Christoph ERBERMANN 1623. Matthias Wilhelm FISCHER 1786. Ferdinand FRÖLICH 1682. Andreas Josias KILIAN 1778. Friedrich Jakob, Heinrich Karl LAUTITZ 1698. Felix PFLANZEMAN 1695. Friedrich Gottlieb RAUMER 1693. Bernhard RICHTER 1762. Valentin SCHNEIDER 1778. Karl SCHÖNBECK 1686. Johan SCHULTE 1635. Franz Josef STICKLER 1776. Johann B. WINKLER 1678. Josef Honorat ZÖPFF 1717

²⁸² AVA Adelsakt Friedrich Jakob, Heinrich Karl LAUTITZ 1698, fol. 13r

²⁸³ Vgl. AVA Adelsakt Johann B. WINKLER 1678, fol. 8r

der Faktor der öffentlichen Anerkennung schon lange vorher wesentlicher Bestandteil des adeligen Standeskonzepts. Aus diesem Grund stellte Jakob Ernst Plöckner 1690 in der Einleitung zu seinem Antrag fest, der Kaiser nobilitiere solche, die u. a. „durch sich selber oder die seinige sich in der Weldt bekannt gemacht“ hätten.²⁸⁴ 1776 führte der Brixner Ratsherr Johann Paul Strickler die öffentliche Meinung als Zeugen für die Richtigkeit seiner Angaben an um zu dokumentieren, daß die Familie in der Gemeinde als Funktionsträger und Teil der lokalen Elite anerkannt war:

„Ich kante mich auch gleichsam auf das allgemeine Wissen der Leute berufen, daß die Stricklers meine nächste anverwohnte Bey 140 Jahren in officiis publicis gestanden [...]“²⁸⁵

In diesem Argument wird ein Sachverhalt angesprochen, den auch Alès de Corbet 1766 als zentralen Aspekt des Adelsstands postulierte: Bevor der Souverän die Nobilitierung offiziell erteilt muß eine Person bzw. deren Familie durch die Meinung ihrer Umwelt nobilitiert werden. Sobald sich hochrangige Personen eine Autorität erworben haben, die stark genug ist, um auf die Mitglieder ihrer Familie überzugehen und sich auf diese Weise über mehrere Generationen erhalten kann, ist diese de facto adelig. Eben das behauptete Strickler von sich und seiner Familie, und genau aus diesem Grund betonte 1670 Johann Abundius Somigliano aus Nürnberg, er stamme nicht nur aus altem Mailänder Geschlecht, sondern sei „auch iederzeith dafür gehalten worden.“²⁸⁶ Mit dieser Argumentation wurde der Regierung quasi nahegelegt, eine Nobilitierung offiziell zu bestätigen, die von der Öffentlichkeit bereits vollzogen worden war. Aus Adel im soziologischen Sinn sollte Adel im rechtlichen Sinn werden.

Sämtliche in diesem Abschnitt bisher besprochenen Faktoren traten gemeinsam im Fall des Stadt- und Landgerichtsanzwalts Franz Josef Stickler aus Bozen auf. 1776 führte er in seinem Antrag an, daß nicht nur seine „Voreltern obrigkeitl. Ämter getragen [...] und meistens in adeliche Geschlechter sich eingeheurathet haben;“ sondern auch seine Gattin aus adeliger Familie stamme „und wir beede zue adelicher Aufführung bis 50: m: fl Vermög besitzen“²⁸⁷ Die Hofkanzlei nahm alle diese Hinweise wohlwollend zur Kenntnis und stellte fest, daß

„[...] der Bittsteller selbst in gutem, und dem Adel allerdings gleichen Ansehen stehe, [...] übrigens aber sowohl er durch seinen Fleiß, und Arbeit mit einem zimlichen Vermögen, als auch seine adelich geborene Ehegattin Barbara von Mayer mit sehr ansehnlichen Mitteln gesegnet seye.“²⁸⁸

Das auf der Basis dieser Erwägungen ergangene Votum war eindeutig und beweist, daß in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts die materiellen Voraussetzung zur angemessenen Repräsentation des Adels (*Decorum*) ein anerkanntes Kriterium und eine formal zulässige Begründung für die Nobilitierung war:

„Da der Bittsteller die von seinen Voreltern erworbene Verdienste immer zu vermehren ereifert gewesen, auch von ihm die lobwürdige Verwendung für das künftige um so mehr zu hoffen ist, benebst, aber derselbe durch die mit seiner Ehegattin gemeinschaftlich benutzende Mitteln den Adel stand mäßig fort

²⁸⁴AVA Adelsakt Jakob Ernst PLÖCKNER 1690, fol. 11. Vgl. ferner AVA Adelsakt Paul Heinrich TILEMAN 1700, fol. 2r

²⁸⁵AVA Adelsakt Johann Paul STRICKLER 1776, fol. 14

²⁸⁶AVA Adelsakt Johann Abundius SOMIGLIANO 1670, fol. 3

²⁸⁷AVA Adelsakt Franz Josef STICKLER 1776, fol. 6

²⁸⁸AVA Adelsakt Franz Josef STICKLER 1776, fol. 14r

zusetzen vermag, so ist diese treuehorsaamste Hof Kanzley ebenfalls der allerunterthänigsten Meinung, daß Eure Maj., den Bittsteller in den Adelstand [...] jedoch gegen Bezahlung der bestehenden Taxen allergnädig zu erheben geruhen könnten.“²⁸⁹

Herr und Madame Stickler erfüllten tatsächlich alle modernen Statuskriterien, die in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts relevant wurden: Sie gehörten der lokalen Oberschicht an und teilten das Ansehen des Adels. Frau Stickler stammte selbst aus dieser Gruppe und praktizierte einen entsprechenden Lebensstil. Für Stickler bedeutete die Standeserhebung, auf das Milieu aufzuschließen, aus dem sein Gattin stammte und dem er kraft seiner Funktion und seiner Ehe angehörte. Der Adelsrang stattete ihn mit dem Statussymbol aus, das als formelles Kennzeichen dieses Milieus galt und konnte damit mit der Gruppe, in die er eingeheiratet hatte, gleichziehen.

Wenn sich Supplikanten des 18. Jahrhunderts auf ihre familiären Verhältnisse bezogen, so geschah das in der Absicht, der Behörde einen Eindruck von ihrer sozialen und materiellen Lage und dem Milieu, in dem sie lebten, zu vermitteln. Die Behandlung dieser Informationen durch die Regierung zeigt, daß diese Hinweise auch in diesem Sinn verstanden und ausgelegt wurden. Solche Argumente wurden im 17. Jahrhundert nicht gebraucht. Das bedeutet aber nicht, daß die Familie in dieser Zeit nicht thematisiert wurde. Auch wenn Beispiele dafür sehr selten und daher kaum repräsentativ sind lohnt es sich, darauf einzugehen, weil in ihnen eine ganz andere Auffassung von der Bedeutung der Familie für eine Standeserhebung zum Ausdruck kommt. Die Seltenheit solcher Aussagen darf nicht zur Vermutung verleiten, der Faktor Familie wäre vor der Entstehung der ständeübergreifenden elitären Milieus irrelevant gewesen, denn auf alle Fälle muß auch den Supplikanten des 17. Jahrhunderts bekannt und bewußt gewesen sein, daß Adel eine Qualität ist, die v. a. der Familie zukommt und durch sie definiert ist. Der Unterschied gegenüber den Verhältnissen der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts bestand vielmehr darin, daß die Familie mit ihrem Stand konzeptionell verbunden und durch Beruf und Funktion ihrer Mitglieder ausreichend bestimmt war. Wenn etwa Beamte im 17. Jahrhundert ihre Funktion und den Stand ihrer Eltern (das *ehrbare Herkommen*) bekannt gaben, war ihr Status ausreichend beschrieben; eine Schilderung der sozialen Verhältnisse ihrer Familie war nicht statusrelevant und daher auch nicht nötig.

Die aristokratische Geblütsideologie leitet sich direkt aus dem Familienkonzept der ständischen Gesellschaft ab. Sie identifiziert die Familie mit ihrem Stand, indem sie die standesspezifischen Eigenschaften, die Individuen zu den ihnen zugeschriebenen sozialen Funktionen qualifizieren, als Effekt ererbter Dispositionen annimmt. Ob diese Eigenschaften in einer Familie biologisch oder durch Sozialisation tradiert werden ist in diesem Kontext sekundär; relevant ist nur, daß sie in einer Familie nachweisbar sind. Vor diesem theoretischen Hintergrund schrieb 1708 Adolf Friedrich Pfreundt über die Erwartungen, die er mit der Nobilitierung verband:

„Wan ich nun meine nach Gottes willen noch ubrige tage nicht nur gegen Ewr Kayserliche Majestät [...], auch das ganze Heilige Römische Reich, main höchst geliebtes Vaterlandt, mit inviolabler Devotion und ohnverwelcklicher treue zu beschliessen, sondern dieselbe auch als das beste erbguth auch die meinige zu verstanmen, und soe wie durch einen Spiegel dahin gleichmäßig nachdrücklichst

²⁸⁹AVA Adelsakt Franz Josef STICKLER 1776, fol. 16r

anzuweisen, des ohnwandelbaren fürsatzes bin; Hierzu aber eine Kayserliche gnade einen kräftigen trieb zu geben vermag.“²⁹⁰

Pfreundts Bezeichnung adelswürdiger Eigenschaften als immaterielles *Erbgut* ist für die ständische Vorstellung von Familientradition charakteristisch. Der Stand und seine spezifischen Eigenschaften sind mit der Familie wesentlich verbunden, gehen somit gleichsam vom *Stamm* auf die Ableger über. Durch die Standeserhebung – so Pfreundts Argument – fördere der Kaiser den Vorgang der Verwurzelung und Übertragung positiver Eigenschaften. Dieser Vorgang veränderte mehr als nur den Status einer Familie. Die Transferierung auf ein höheres Ehre-niveau war mit einer Veränderung der Substanz der Familie verbunden, die sich auf die Gesamtheit ihrer ständischen Qualitäten auswirkte. Wie tiefgreifend dieser Prozeß der fundamentalen qualitativen Veränderung einer sozialen Position wahrgenommen werden konnte, zeigt die Formulierung des Sterzinger Stadtrichters Johann Eder, der 1667 wünschte, „mich [...] von denen vnEdlen zu Separieren in standt des adels allergnedigst zuerheben“.²⁹¹

Noch deutlicher wird das vormoderne Familienkonzept am Beispiel der Argumentation des Stadtschreibers Adam Sätzl aus Leoben in der Steiermark sichtbar. 1673 leitete er seinen Antrag mit einer Erklärung ein, in der die Annahme einer familialen Kontinuität durch ererbte Disposition explizit geäußert wird und insofern ein offenes Bekenntnis zur Geblütsideologie darstellt:

„wan die mitspriessung löblich vnd adelicher tugents gaben von der geburtslini vnd dene Eltern herwurgen dene tugendt, guther Nahmen, Handel, wandel, adeliche Sitten, Vernunft vnd geschicklichkeit offenbar, nuz: vnd erfrewlich genossen, damit durch des geistes abbildung die geflissenheit solcher von Natur eingesetzter Schöner qualiteten vnd eingepflanztes adeliches ornament vnd zier der tugenten für vnd für zierlicher mögte erworben, alß erhalten, erhebt vnd auff die Nachkhimbling verstatmet vnd standthafft perpetuirt werden.“²⁹²

Mit dieser Deklaration legte Sätzl die Grundlage für ein Argument, das die Beständigkeit adelswürdiger Eigenschaften nachweisen sollte. Sobald adelige Standesqualitäten und Tugenden in einer Familie manifest geworden waren und dieser Sachverhalt durch eine formelle Standeserhebung bekräftigt wurde, können diese Eigenschaften nicht mehr verloren gehen, weil sie *von Natur eingesetztes* Erbgut seien. Diese Vorzüge würden sich unfehlbar bei jedem Nachkommen dispositiv festsetzen und wiederum äußern. In Sätzels Argumentation war diese Prämisse die Voraussetzung für den Nachweis der Behauptung, seine eigenen Verdienste wären die unmittelbare Konsequenz solcher Dispositionen, denn seine Absicht bestand in der Anerkennung einer bereits früher erteilten Nobilitierung, deren Dokumentation verloren gegangen war. An seinen günstigen Eigenschaften würde man ihn als Edelmann erkennen, weil nur Adelige (oder jedenfalls Adelswürdige) derartige Qualitäten hervorbringen könnten:

„Wie aber die Tugend des Menschen aignes gueth ist, welches durch einige gewaldt nicht zu underthruken ist, alß hatte auch dies unglückliche Feurs Flutt nicht vermögen können, daß dessen hinderlassener Sohn mein Vatter Adam Sätzl seinen verlort in Kriegswesen, [...] mit tapferen thathen vnd straitthigen muth zur Unsterblicheith seines Nahmens ruhmb hatte praestiren vnd daß nicht erwaißen solle, was streitbaren Personen zur Ehr vnd glori diehnen mogen, dan er auß der

²⁹⁰AVA Adelsakt Adolf Friedrich PFREUNDT 1708, fol. 15r

²⁹¹AVA Adelsakt Johann EDER 1667, fol. 6r

²⁹²AVA Adelsakt Adam SÄTZL 1673, fol. 5

Jenigen Rott gewesen, deren augen sich mit ansehung der übermeisterten mitbeflekken liessen. Darumben da die tugent auch mir desto nächner vnd angeborener: Ia mit solcher glücksehliger fürleuchtung ganz aigen werden wollen, daß ich mit trew geleisten beharlichen diensten den gelibten Vatterland vnd gemeinem weßen in publicis officiis zum wachstumb vnd auf nemb der wehrten posteritet nuhn viel iahr hero mit aller aufrichtigkeit viel nuzbares fürdersambes vnd fürträgliches mit sonderbahrer satisfaction verrichtet, vnd also den verlangten effect erraicht haben werde, daß ich vnd meiner Eltern vnd Voreltern rümblichen Fuesstapfen mit aller würdigkeit guthen tugenden, sitten vnd erfahrenheit nicht alein löbl. nachgefolgt, sondern zum theil lobwürdig vermehret erleuchtet vnd gezieret habe.“²⁹³

Der konkrete Hintergrund dieses Nobilitierungsverfahrens hatte zur Folge, daß sich anhand dieses Falls der Beweis einer adelswürdigen Persönlichkeit als Zweck der Begründung des Adelsanspruchs am eindeutigsten nachweisen läßt. Indem sich Sätzl bereits sicher adelig wähnte, bestand der Zweck seiner Argumentation im Nachweis dieser Behauptung. Alles, was ihm dazu zur Verfügung stand waren seine Verdienste, und das war nicht mehr als alle anderen auch hatten. Aber noch mehr als bei seinen Mitbewerbern sollte in seiner Argumentation zum Ausdruck gebracht werden, daß die Verdienste nur die *natürliche* Konsequenz der Elternnachfolge und damit ererbter adeliger Eigenschaften waren.

Der erkennbare Anstieg der Bedeutung des materiellen Aspekts bei der Beurteilung der Adelswürdigkeit in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts weist eindeutig auf eine Veränderung der gesellschaftlichen Bedeutung des Adels insgesamt hin. Der wichtigste Faktor in diesem Prozeß lag darin, daß Adel in der öffentlichen Wahrnehmung mit hohem Lebensstandard und entsprechend hohem kulturellem Niveau identifiziert wurde. Ohne angemessenen materiellen Aufwand (*Decorum*) war eine adelsgemäße Existenz nicht mehr denkbar und daher auch nicht mehr glaubwürdig. Dieser Prozeß kann mit der gestiegenen Bedeutung des Faktors Repräsentation an sich nicht erklärt werden, denn diese wurde, verglichen mit dem 17. Jahrhundert, insgesamt tendenziell geringer. Ebenso unwahrscheinlich ist, daß gegen Ende des 18. Jahrhunderts und am Beginn des bürgerlichen Zeitalters der materielle Aspekt der Ehre gegenüber dem symbolischen an Bedeutung gewonnen hätte. Damit wäre die gesellschaftliche Aufwertung des materiellen Status' ein atavistisches Phänomen gewesen, was auch der generellen Entwicklung der Ehre als sozialer Kategorie widersprochen hätte.

Eine plausible Erklärung für diesen Vorgang kann nur unter Berücksichtigung der strukturellen Entwicklung der Eliten in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts gegeben werden. Die allmähliche Öffnung der höfischen Gesellschaft einerseits und der wirtschaftliche und soziale Aufstieg des Bürgertums andererseits hatten die Entstehung jener ständeübergreifenden *guten Gesellschaft* ermöglicht, in der traditionelle aristokratische und moderne bürgerliche Statusaspekte konvergierten. Das bürgerliche Segment dieses neuen Milieus war sich der Tatsache bewußt, daß eine Nobilitierung praktisch keine Standeserhebung mehr sein konnte, denn für sie bestanden weder reale Aussichten auf eine Feudalisierung ihrer Existenz, noch strebten sie sie an. Ihr Status reichte aus, um ihnen den Zutritt zu jener Sphäre zu verschaffen, die den Adel mit den neuen Eliten verband. Für die Gruppe, die Nobilitierungen beantragte, brachte sie keine substantielle Verbesserung des Status', weil der Adelsstand im traditionellen

²⁹³AVA Adelsakt Adam SÄTZL 1673, fol. 6

Sinn kein Bestandteil ihrer gesellschaftlichen Ambitionen war. Er kam für sie nicht in Frage, hatte für sie keine Bedeutung und existierte nicht als realistische Perspektive. Unter diesen Bedingungen mußte man erkennen, daß die Investition in eine Nobilitierung überdacht und neu bewertet werden mußte und daß sie nur noch sinnvoll war, wenn sie in dieser neuen gesellschaftlichen Konstellation eine Funktion erfüllte. Wenn sie die Nobilitierung trotzdem beantragten, mußte Adel für sie daher eine andere Bedeutung haben. Diese bestand nicht mehr in der Verbesserung, sondern in der Bestätigung des bereits erreichten Status'. Bei Beamten war es die formelle Anerkennung ihrer Herrschaftskompetenz, bei Gewerbetreibenden die Würdigung ihrer Errungenschaften und für beide Gruppen das Eintrittsbillet in die *gute Gesellschaft*.

Die neue Bedeutung des Adels bestand in der neuen Funktion, die er im Prozeß des sozialen Aufstiegs hatte. Durch die Identifikation des Adels mit einer Tradition von Wohlstand, Einfluß und kulturellem Niveau wurden seine äußeren Merkmale zu Symbolen einer gefestigten Elitenposition. Über diese Merkmale zu verfügen war umgekehrt das Zeichen für einen elitären Status. Nur das machte den Adelsstand für die Aufsteiger attraktiv. Alle anderen Eigenschaften und Charakteristika waren für sie nicht relevant, denn Edelleute im traditionellen Sinn konnte und wollten sie nicht werden, und überdies existierte das traditionelle Adelskonzept mit seinen Vorstellungen von Tugend und *guten adeligen Sitten* nur noch als Idee in den Köpfen konservativer Aristokraten und in den kaiserlichen Adelsdiplomen. Der neuen Elite hingegen lag daran, die Merkmale des Adels zu übernehmen, nicht dessen Eigenschaften. Sie beantragten die Standeserhebung nicht, um ihre Existenz zu feudalisieren und ein adeliges Landleben zu führen, sondern, wie es der Wiener Verleger Johann Thomas Trattner 1764 ausdrückte: „zu Erquickung meines Gemüths und Erhaltung mehrerer Ansehens“.²⁹⁴

Der wesentlichste Unterschied zwischen der alten und der neuen Bedeutung des Adels war die Rolle des materiellen Faktors. Wer den Adelsstand erwerben wollte ohne sich lächerlich zu machen mußte Geld haben. Gerade an diesem Sachverhalt läßt sich am deutlichsten erkennen, daß der neue Adel auch in seiner Konzeption ein anderer war, als der traditionelle. Die Trennung zwischen beiden Konzepten erfolgte, als Adel in der öffentlichen Wahrnehmung mit elitärem Status und Wohlstand identifiziert wurde und Armut mit ihm nicht länger vereinbar war. Andererseits war der Adelsstand, im Gegensatz zu materiellen Statussymbolen, ein äußerst sicher investiertes Kapital. Adelige Prädikate verliehen ihren Trägern auch dann noch hohes Ansehen, wenn der Status, den sie einst repräsentierten, nicht mehr aktuell war. Der in manchen Regionen noch recht zahlreiche Landadel, der unter relativ bescheidenen Verhältnissen lebte, aber nichtsdestotrotz seine Position u. a. dank seines Prestiges halten konnte, schien diesen Effekt zu belegen. Mit Titel, Wappen und roten Absätzen war selbst ein mittelloser Krautjunker eine respektable Persönlichkeit, die Vorrang verlangen durfte und auch erhielt. An diesem Prestige wollte die neue Elite partizipieren. Wie sehr sich die Verhältnisse in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts von der frühmodernen Gesellschaft bereits unterschieden zeigt der Umstand, daß die Bewerber für die Nobilitierung bereits nach dem Prinzip der freien Rekonversion von Kapital handelten – einem Prozeß, der für moderne Gesellschaften charakteristisch ist: Wohlhabende und angesehene Bürger investierten ökonomi-

²⁹⁴AVA Adelsakt Johann Thomas TRATTNER 1764, fol. 8r

sches Kapital, um symbolisches zu erwerben. Als symbolisches Kapital wurde der Adelsstand auf seine äußeren Attribute reduziert, auf Titel, repräsentative Schauobjekte und gewisse Aspekte seines kulturellen Codes; Er wurde nicht mehr durch spezifische Statussymbole repräsentiert – er war selbst zu einem Statussymbol geworden.

4.2.6 Privilegien und Statussymbole

Mehr als alle anderen Stände und gesellschaftlichen Gruppen (mit Ausnahme des katholischen Klerus') verfügte der Adel über spezifische Symbole aller Art, mit denen und durch die er auf ungeheuer effektive Weise öffentlich dargestellt werden konnten. Damit verfügte er allerdings auch über die besten Voraussetzungen, um sich am Ende der frühen Neuzeit selbst zu einem Statussymbol zu entwickeln. In gewisser Weise wurde der Adel schließlich zum Opfer der Eigendynamik, die seine Privilegien entfalteten. Einige der zahlreichen adeligen Privilegien, die ursprünglich eine praktische Funktion gehabt hatten, wie etwa der Waffengebrauch oder das Wappenrecht, schienen in der Neuzeit nur noch durch ihre symbolische Funktion und ihren visuellen Signalwert sinnvoll. Natürlich waren es v. a. die *Reverentia* und *Honores*, die den Stand in der Öffentlichkeit buchstäblich am augenfälligsten dokumentierten.²⁹⁵ Genaugenommen hatten aber sämtliche Privilegien einen symbolischen Aspekt oder ließen sich als Symbole instrumentalisieren. Keines der Privilegien war ganz ohne öffentlichkeitswirksames Potential. So waren die Repräsentationsmöglichkeiten von beinahe unbegrenzter Vielfalt. Selbst noch ein abwesender und unsichtbarer Adeliger demonstrierte seinen Status, z. B. wenn er sein Recht wahrnahm, einer Gerichtsverhandlung fernzubleiben.

So groß die Bedeutung von Privilegien und Statussymbolen auch war; sie waren trotzdem prinzipiell Sekundäreffekte des Adelsstands. Eine Nobilitierung war an sich natürlich keine Privilegienverleihung, auch wenn die Privilegien sicher häufig das Motiv für eine Bewerbung waren.²⁹⁶ Eigentlich war sie eine Beförderungen auf eine höhere Stufe der ständischen Hierarchie. Nur der Rang berechnete Adelige zur Ausübung ihrer Rechte. Nicht die Privilegien machten (theoretisch) eine Person adelig, sondern erst die Ehre des Stands qualifizierte zu seinen politischen Kompetenzen. Der eigentliche Gegenstand der Standeserhebung war daher die Ehre. Durch sie wurden Personen geehrt, was so zu verstehen ist, daß ihnen Ehre verliehen wurde. Anders als Ehrungen in der Gegenwart blieben diese in vor- und frühmodernen Gesellschaften nicht nur auf einer symbolischen Ebene, sondern hatten sozial relevante Konsequenzen. Mehr Ehre bedeutete konkret höhere Autorität, mehr Rechte und damit einen entscheidend größeren Handlungsspielraum. In Gestalt der Privilegien konkretisierte sich die Ehre des Adels. Ihr enormer Umfang und ihr großes Gewicht entsprachen der Ehre, die ihm zugeschrieben wurde. Als *Ehrenrechte* waren die Privilegien auch durch sie legitimiert.

²⁹⁵ S. die Privilegiensystematik im Abschnitt *die Macht des Adels*.

²⁹⁶ Wohl um den Eindruck zu vermeiden, er beantrage die Standeserhebung nur aus materiellen Erwägungen, tilgte Anton Eckhard, Stadtrichter in Linz, 1623 aus seinem Antragstext das Motiv für seine Bewerbung: Die Möglichkeit, ein adeliges Gut zu erwerben. V. a. zu diesem Zweck benötigte er außerdem die formelle schriftliche Ausfertigung der Nobilitierung. Vgl. AVA Adelsakt Anton ECKHARD 1623, fol. 3

Obwohl sich Privilegien und Statussymbole zum Adelsstand eigentlich akzidentuell verhielten waren sie wesentliche und notwendige Bestandteile seines sozialen Profils, denn in der Praxis waren sie die Ursache für den realen Status des Adels. Ohne Privilegien blieb der Adelsstand sozial und politisch wirkungslos. Sie bestimmten die konkreten Handlungsspielräume, und durch sie wurde die Autorität der Ehre zu wirklicher Macht. In den Nobilitierungsurkunden zeigt sich diese merkwürdige Divergenz zwischen dem theoretischen Bedeutungsgehalt und dem realen Status des Adels: Er wird wortreich als Stand höchster Ehre beschrieben, aber an keiner Stelle des Dekretstexts ist auch nur andeutungsweise davon die Rede, daß der Adel mächtig sein soll. Seine gesellschaftliche Bedeutung und politische Funktion und die seiner Privilegien wurde ignoriert. Würde man die soziale Realität nicht kennen, dann müßte man daraus strenggenommen schließen, daß die Funktion des Herrschaftsstands nicht zur Konzeption des Adels gehört. Diese Folgerung wäre natürlich unzulässig, da die adeligen Privilegien zwar nicht in den Standeserhebungsdokumenten, dafür aber umso präziser in Gesetzen und Gewohnheitsrechten festgelegt waren. Mit der Nobilitierung wurde lediglich bestimmt, daß diese Gesetze auf die betreffenden Personen anzuwenden waren.

Nobilitierungsdekrete enthalten keine detaillierten Privilegienkataloge. Auf eine genaue Spezifizierung der Rechte des Nobilitanten konnte verzichtet werden. Der Inhalt der sog. *Concessio* ist daher weniger eine ausführliche Nennung und Darstellung adeliger Rechte, sondern eher eine Charakterisierung des verliehenen Stands. Wenn in dieser Passage etwa das Recht erteilt wurde, an Turnieren teilzunehmen, so wurde damit natürlich auch das entsprechende Privileg verliehen, war aber eher ein Hinweis auf die Art des Stands. Es bedeutete, daß es sich bei dem verliehen Stand um jenen Adel handelte, der u. a. durch die *Turnierfähigkeit* definiert war. Die *Concessio* veränderte sich während des Untersuchungszeitraums kaum. In einem Dekret aus dem Jahr 1687 hatte sie folgenden Wortlaut:

„Thuen das, erheben, würdigen und setzen Sie also in den stand und grad des adels, adlen, gleichen und fügen Sie auch zu der schaar gesell: und gemeinschaft Unserer und des heyl. Reichs, auch Unserer Erbkönigreich, Fürstenthumb und Lande rechtgebohrenen Lehens: Turniers genossen Edlleüthen, Verleichen, geben gönnen, und erlauben ihnen auch obbeschriebenes adeliches wappen und kleynod also zuführen und zugebrauchen, von Röm. Kayl. macht Vollkommenheit hiermit wissentlich in Kraft dies brieffs, und mainen, setzen und wollen, daß nun fürbaßhin der mehrged. Johann Friedrich Wenig, seine eheliche leibs Erben und derselben Erbens Erben, Mann und Weibs persohnen, in ewig Zeit, rechtgebohrne Lehens: und Turniers genossene Edlleuth sein, von männiglich also gehaissen und aller orthen und enden, in allen und leden Geist: und Weltlichen händlen und sachen dafür erkennt, geehrt, genennt und geschrieben werden, auch alle und iegliche gnad, freyheit, ehr, würde, Vortheil, rechte gerechtigkeit, alt herkommen und gute gewonheit haben, mit Beneficien auf Dohm Stifften, hohen und Nidern Ämbtern und Ehren, Geist: und Weltlichen anzunehmen, zuempfangen, zuhaben und zutragen, mit anderen Unsern und des heyl. Reichs, auch Unsern Erbkönigreich, Fürstenthumb und Lande rechtgebohrenen Lehens und Turniers genossen Edelleüthen, in alle Turnier zureitten, zuturnieren, Lehen und all ander gericht und Recht zubesitzen, urthl zuschöpfen und recht zusprechen, auch der und all ander adelichen sachen, handlungen und geschäften, inner: und ausserhalb gerichtes, theilhaftig, würdig, empfänglich, darzu tauglich und guet sein, sich dessen allen, auch vorbeschriebenen adelichen wappens und kleynods in allen und ieglichen ehrlichen, redlichen, adelichen, Ritterlichen sachen und geschäften, zu schimpff und ernst, in streitten, stürmen, schlachten, kämpffen, Turnieren, Ritterspihlen, Veldtzügen, panieren, gezelten, auffschlagen, insiglen, pettschaften, begräbnussen, gemählden, und sonst an allen orthen und enden,

nach ihrer ehren, notdurfft, willen und wohlgefallen gebrauchen sollen und mögen, als andern Unsere und des heyl: Reichs, auch Unseren Erbkönigreich, Fürstenthumb und Lande rechtgebohrne Lehens und Turniers genossene Edel-leüth, von recht oder gewohnheit von allermänniglich unverhindert.“²⁹⁷

Wie die *Creatio* den Adel durch Eigenschaften bestimmte, so wurde er in der *Concessio* durch gewisse Basismerkmale charakterisiert. Dazu gehörten die Turnier-, Stifts-, Lehens- und Wappenfähigkeit. Seine obrigkeitliche Funktion wurde mit der Formel fixiert, er sei befugt *Gericht und Recht zu besitzen, Urteil zu schöpfen und Recht zu sprechen*. Die Berechtigung zu allen weiteren adeligen Privilegien wurde durch die Formulierung abgekürzt, der Nobilitant solle *alle und jegliche Gnad, Freiheit, Ehr usw. haben*. Bemerkenswert ist ferner, daß die relativ ausführliche Beschreibung der Anwendungsfälle des Wappens eindeutig zum Ausdruck bringt, daß es für den Gebrauch in der Öffentlichkeit bestimmt ist. Mit der Spezifizierung der traditionellen Standardmerkmale des Adels hatte die *Concessio* eine doppelte Funktion: Sie diente sowohl der Ausstattung des Nobilitanten mit diesen Merkmalen, als auch der Definition des Adels.

In manchen Fällen konnte die Kanzlei auch konkreter werden. Besonders in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts wurden neben den erwähnten Standardmerkmalen noch weitere Sonderprivilegien erteilt.

Besonders in Kriegszeiten wurde oft *Schutz und Schirm* oder die *Salva guardia* verliehen. Sie berechtigte den Inhaber, die kaiserlichen Hoheitszeichen auf seinem Eigentum anzubringen. Wer sich gegen solche Objekte verging, wurde mit höheren Strafen und schwerer kaiserlicher Ungnade bedroht.

In den meisten Landschaften und adeligen Standeskorporationen war der Besitz eines adeligen Landguts Voraussetzung für die Rezeption als Landmann, die die Nobilitierung rechtlich vervollständigte. Theoretisch durften sie nur von Adeligen erworben werden. Wenn aber die örtliche Obrigkeit den Adelsstand ohne die Landmannschaft nicht anerkannte, dann konnte ein Nobilitant nie zu einem Adelsgut kommen und die Landmannschaft auch nicht erwerben. Obwohl mit dem Adelsstand das Besitzrecht an adeligen Landgütern regulär verbunden war, wurde es aus diesem Grund in manchen Fällen als Extraprivileg separat verliehen und dadurch besonders bekräftigt.²⁹⁸

Ein weiteres Privileg befreite Adelswerber auf ihren besonderen Wunsch von Einstandszahlungen, die sie der zuständigen Herrschaft beim Erwerb eines nicht-adeligen Guts zu entrichten hatten.

Stadtbewohner erhielten häufig Exemtionen und Immunitäten, die sie von kommunalen und anderen Belastungen befreiten. Dadurch wurden sie von der obligaten ehrenamtlichen Ausübung bestimmter Ämter, der Übernahme von kostspieligen Bürgschaften und Vormundschaften und der Leistung diverser kommunaler Abgaben dispensiert.²⁹⁹

²⁹⁷AVA Adelsakt Johann Friedrich WENING 1687, fol. 5-6r

²⁹⁸Auch die kaiserlichen Behörden schienen es nicht gerne zu sehen, wenn Antragsteller als Argument für ihre Adelswürdigkeit den Besitz eines Adelsguts anführten. Georg Niclas Lübbers erwähnte 1786, er besäße ein adeliges Gut, und Cyriak Günther war 1658 vom Kurfürsten von Brandenburg mit einem Rittergut belehnt worden. Im Verleihungsdekret für Lübbers sprach die Reichskanzlei nicht von einem adeligen, sondern einem „beträchtlichen“ Gut, und in der Urkunde für Günther wurde der Lehensbesitz nicht mehr erwähnt. Vgl. AVA Adelsakten Cyriak GÜNTHER 1661, fol. 8. Georg Niklas LÜBBERS 1786, fol. 2r

²⁹⁹Eine besondere Form der Exemption wurde 1666 Abraham Püchler aus Oberösterreich verliehen. Er wurde mit dem fabelhaften Privileg begnadet, keines seiner Privilegien gegenüber Behörden belegen zu müssen. Außerdem wurden alle gesetzlichen Bestimmungen aufgehoben,

Die Einschränkung der Freizügigkeit konnte mittels kaiserlichem Privileg (*Freisitzrecht*) aufgehoben werden. Der Inhaber dieser Freiheit hatte das Recht, seinen Wohnort ohne behördliche Genehmigung zu verlassen oder sich an einem beliebigen Ort niederzulassen.

Für Inhaber des *Privilegium* oder der *Exemptio fori* galten besondere Gerichtszuständigkeiten. Sie konnten vom Hofgericht, einem kaiserlichen Landgericht oder Femgericht nicht belangt werden. Ihre eigenen Anliegen wurden sofort von der zweiten Instanz verhandelt.

Wer größeren Wert auf materielle Statussymbole legte, konnte die *Rotwachs-freiheit* beantragen. Die Inhaber dieses Privilegs waren die einzigen, die roten Siegellack *legal* benutzten.

Am häufigsten wurde das *Privilegium denominandi* verliehen. Die Inhaber waren berechtigt, den Namen ihres adeligen Guts als Prädikat dem Familiennamen beizufügen. (Den Familiennamen abzulegen und ihn durch das Prädikat zu ersetzen war ebenfalls genehmigungspflichtig.) Obwohl (oder weil) es sich bei ihm, im Gegensatz zu den vorher erwähnten Privilegien, eigentlich bloß um eine Äußerlichkeit und ein reines Statussymbol handelte, war es ab dem Ende des 17. Jahrhunderts besonders nachgefragt.

Das *Privilegium de non usu* wurde bereits behandelt. Es berechnete zur zeitweiligen Suspendierung des Adelsstands.

In den meisten Fällen entsprach die Verleihung von Sonderprivilegien einem diesbezüglichen, im Antrag geäußerten Wunsch. Wie die Privilegienverleihung praktisch gehandhabt wurde und an welche Bedingungen sie rechtlich geknüpft war, wäre Gegenstand einer rechtsgeschichtlichen, nicht einer sozialgeschichtlichen Untersuchung. In diesem Zusammenhang interessiert vielmehr, welche Privilegien bevorzugt gewünscht wurden und ob sich die Motive für diesen Bedarf ermitteln lassen. Dazu muß zunächst festgestellt werden, daß der Antrag auf Exemption nicht der Regel entsprach. Nur in zwölf von 83 untersuchten Anträgen (14,46 %) wurden solche Sonderprivilegien gewünscht und nur in 17 von 107 Fällen (15,60 %) erteilt.³⁰⁰ Wie bei anderen, bereits erörterten Entscheidungen bezüglich der Einschätzung der Qualifikation von Antragstellern läßt sich auch bei der Privilegienverleihung aus den Korrekturen der Konzepte erkennen, daß die Behörden dabei nicht oberflächlich oder zu routiniert vorgehen. Im Fall des oberösterreichischen Landschaftssekretärs Simon Lanzinger zog sie ihre Entscheidung, ihm die Gerichtsexemption zu verleihen, nachträglich zurück; die betreffende Passage wurde aus der Verleihungsurkunde getilgt.³⁰¹ Sie vergaß auch nicht, 1747 im Fall der Anna Magdalena Berolt einen von der Routine abweichenden Text zu formulieren, in dem die Turnierfähigkeit fortgelassen wurde.³⁰²

die seinen Privilegien eventuell widersprachen. Vgl. AVA Adelsakt Abraham PÜCHLER 1666, fol. 5

³⁰⁰Vgl. AVA Adelsakten Mathias DOLLINGER 1668. Anton ECKHARD 1623. Philipp Werner EMMERICH 1654. Johann Schweickhart EMMERICH 1641. Ferdinand FRÖLICH 1682. Johann Joachim GREDELY 1657. Hermann HÖPFNER 1673. Bartholomäus HÖSSLIN 1695. Simon LANZINGER 1664. Conrad MEYRER 1638. Martin MEZGER 1630. Johann B. PITTONI 1678. Jakob Ernst PLÖCKNER 1690. Andreas PRINNKHLMANN 1636. Abraham PÜCHLER 1666. Bernhard RICHTER 1762. Karl SCHÖNBECK 1686. Wolfgang THALHAMER 1636. Johann Friedrich UNGER 1776. Johann B. VRINTS 1664. Johann Joachim WECKHERLIN 1653. Johann Philipp WURZELBAUER 1692

³⁰¹Vgl. AVA Adelsakt Simon LANZINGER 1664, fol. 8

³⁰²Vgl. AVA Adelsakt Maria Magdalena BEROLT 1747, fol. 5

Außerdem ist zu bemerken, daß sich die Häufigkeit von Privilegienverleihungen während des Untersuchungszeitraums stark veränderte. Manche Privilegien, v. a. Exemtionen, wurden im 18. Jahrhundert nicht mehr erteilt und auch nur noch selten gewünscht. Eine konsequente quantitative Systematisierung der Motive für den Bedarf an Privilegien ist angesichts ihres endemischen Auftretens nicht sinnvoll, zumal sie in der Praxis ebenso vielfältig waren wie der Wunsch nach Nobilitierung selbst. In manchen Fällen lassen Privilegianträge aber erkennen, daß die damit verbundenen Vergünstigungen wahrscheinlich der eigentliche Hintergrund für den Antrag auf Nobilitierung waren. Ferdinand Frölich aus Innsbruck, der 1682 die Nobilitierung beantragte, besaß bereits ein Landgut, das er in ein adeliges Gut umwandeln lassen wollte, um auf diese Weise Exemtion zu genießen.³⁰³ Die Ursachen für den Wunsch nach Freizügigkeit und die Befreiung von bürgerlichen Belastungen waren besonders in Kriegs- und Nachkriegsperioden evident. Einem jungen Gelehrten, wie Johann Joachim Gredely, der erst am Beginn einer durch den Krieg verzögerten Karriere stand, brachte 1652 die „Exemtion von allen privilegiis oneribus“ gewiß beträchtliche materielle Entlastungen.³⁰⁴ Auf solche war der Augsburger Juwelier Bartholomäus Hößlin 1695 nicht mehr angewiesen: er wollte neben dem Titel eines kaiserlichen Hofjuweliers mit der *Exemptio fori* hauptsächlich von lästigen Anfechtungen der Justiz befreit werden.³⁰⁵ Die neun festgestellten Verleihungen der *Salva guardia* fallen ausschließlich in das 17. Jahrhundert, davon vier in die Zeit des Dreißigjährigen Kriegs, was ebenfalls leicht nachvollziehbar ist.

1653 beantragte der bayerische Pfleger Johann Joachim Weckherlin und zuletzt 1668 der ungarische Beamte Mathias Dollinger das Recht, ein adeliges Gut besitzen zu dürfen.³⁰⁶ Diese beiden Fälle markieren das Ende der realistischen Aussicht auf die Gründung einer feudalen Existenz. Es waren die letzten Anträge, aus denen hervorgeht, daß die Supplikanten die Möglichkeit erwogen, ihre bisherige bürgerliche Lebensform aufzugeben um ein adeliges Landleben zu führen. Um die Mitte des 17. Jahrhunderts waren die Grenzen des alten Adels gerade noch so durchlässig, daß die Verwirklichung dieses Ideals, wenn es konsequent verfolgt wurde, noch denkbar erschien. Diese Vermutung war zwar unwahrscheinlich, aber nicht unbegründet. Der niederösterreichische Beamte Heinrich Perger setzte mit seinem 1663 eingereichten Nobilitierungsantrag einen Prozeß in Gang, der die Familie innerhalb zweier Generationen in den Grafenstand führte und zu bedeutenden aristokratischen Herrschaftsbesitzern machte.³⁰⁷ Es gab noch prominentere Beispiele: Hohe Funktionäre der kaiserlichen Administration, wie Johann Friedrich Seiler und Joachim Enzmillner, die in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts glänzende Karrieren machten und noch zu Lebzeiten in den Hochadel aufstiegen, konnten für manchen ehrgeizigen Supplikanten Vorbilder gewesen sein. Doch schon zu dieser Zeit waren solche Fälle seltene Ausnahmen, und im 18. Jahrhundert kam dergleichen nicht mehr vor. Natürlich war sozialer Aufstieg mit einer Rezeption in den alten Adel nie

³⁰³ Vgl. AVA Adelsakt Ferdinand FRÖLICH 1682, fol. 4r

³⁰⁴ AVA Adelsakt Johann Joachim GREDELY 1657, fol. 11

³⁰⁵ Vgl. AVA Adelsakt Bartholomäus HÖSSLIN 1695, fol. 10

³⁰⁶ Vgl. AVA Adelsakten Mathias DOLLINGER 1668, fol. 17. Johann Joachim WECKHERLIN 1653, fol. 6. Abraham PÜCHLER wurde 1666 noch ausdrücklich das Recht verliehen, Untertanen zu besitzen. Vgl. AVA Adelsakt Abraham PÜCHLER 1666, fol. 4

³⁰⁷ Vgl. AVA Adelsakt Heinrich PERGER 1663

gänzlich ausgeschlossen, aber er war nicht mehr eine Frage der Privilegierung. Auch Heinrich Perger bewerkstelligte seinen Aufstieg ohne Sonderprivilegien.

Für den brandenburgischen Regierungsrat Karl Schönbeck hatten Privilegien bereits keine praktische Funktion mehr, sondern waren standardisierte Aspekte des Adelsstands. Ohne sie genauer zu spezifizieren ersuchte er 1686 um „allen dem Adlstand zu kommenden privilegien, immunitäten, recht und gerechtigkeiten“, als ob sie zur regulären Standardausstattung des Adels gehörten.³⁰⁸ Ihre letzte Funktion bestand in der eines Statussymbols, das die Standeszugehörigkeit kennzeichnete und ohne die eine Nobilitierung nicht vollständig war. Die wenigen, die noch im 18. Jahrhundert Sonderprivilegien beantragten, behandelten sie auf ähnlich unspezifizierte Weise: Bernhard Richter reproduzierte 1762 die *Concessio*, indem er generell Privilegien, Freiheiten und Gerechtsame wünschte, und Johann Friedrich Unger beantragte 1776 nicht näher konkretisierte Privilegien und Prärogative.³⁰⁹

Ganz anders verhielt es sich mit dem *Privilegium denominandi*. Das Recht, Titel ein adeliges Prädikat zu führen war im Lauf des 17. Jahrhunderts einer bemerkenswerten Entwicklung unterworfen, die deshalb von außerordentlicher Bedeutung ist, weil an ihr die Transformation des Adels von einem Stand zu einem Statussymbol am anschaulichsten demonstriert wird. Sie ist der klarste Hinweis auf die allmähliche Reduktion des Adels auf seine äußeren Merkmale. Dieser Prozeß betraf nicht das Recht bzw. das Privileg selbst, sondern die Einschätzung seiner sozialen Relevanz durch die Antragsteller. Es handelt sich um das charakteristischste und unverwechselbarste aller Adelsmerkmale. Was bis in die Gegenwart im deutschsprachigen Raum und in Frankreich als hinreichendes Adelskennzeichen gilt – das Adelsprädikat, also ein Nachname in Kombination mit dem Partikel *von* – war kein traditionelles Element im Repertoire adeliger Statussymbole, sondern das Produkt dieser Entwicklung. Tatsächlich war am Beginn der Neuzeit das Prädikat ebenso wenig fester Bestandteil des adeligen Familiennamens, wie in den meisten anderen Ländern Europas. Natürlich führte die Mehrheit der alten Adelsfamilien einen Namen dieser Form, sodaß sie in der Praxis als Indikator für ihren Stand behandelt wurde. Trotzdem war das Prädikat kein eindeutiges Adelsmerkmal, denn nicht alle Adeligen nannten sich nach einem Ort, und für Nobilitierte mit Namen, die sich nicht auf einen Ort bezogen, war die Kombination mit einem *von* (z. B. *von Fischer*) nicht sinnvoll.³¹⁰ Auch das *Privilegium denominandi* berechnete erst zur Verwendung eines Prädikats, wenn der Inhaber ein Adelsgut besaß, sodaß er sich praktisch erst dann dieses Merkmals bedienen konnte, wenn er die Bedingungen für eine standesgemäße Existenz im traditionellen Sinn (*gute adelige Sitten*, ein adeliges Landleben) erfüllte.

Im 17. Jahrhundert war die Verleihung des *Privilegium denominandi* noch keineswegs die Regel. In insgesamt 63 untersuchten Nobilitierungen aus dem 17. Jahrhundert wurde das *Privilegium denominandi* nur sieben mal erteilt

³⁰⁸AVA Adelsakt Karl SCHÖNBECK 1686, fol. 10r

³⁰⁹Vgl. AVA Adelsakten Bernhard RICHTER 1762, fol. 9. Johann Friedrich UNGER 1776, fol. 9

³¹⁰Im 15. Jahrhundert kam der Namenspartikel *von* vorübergehend auch beim alten Adel aus der Mode und wurde durch Namen mit dem Suffix *-er* bzw. *-erin* ersetzt. Manche Familien behielten die spätmittelalterliche Namensform auch nach der Wiedereinführung des *von* bei, wodurch grammatikalisch überbestimmte Namen entstanden, wie z. B. von Khevenhüller, von Trauner, von Breunner oder von Jörgen (ursprünglich: von Sankt Georg).

(11,12 %), ein Prädikat wurde in 13 Fällen (20,63 %) verliehen. Berücksichtigt man ferner, daß nur eine Minderheit der Nobilitierten ein adeliges Gut besaß und das Privileg somit nicht anwenden konnte, wird man daraus schließen können, daß sich beim Großteil aller Adeligen die Standeszugehörigkeit nicht am Namen erkennen ließ. Zur verbalen Kennzeichnung des Adels dienten in erster Linie spezifische Anredeformen, wie *der/die edle, feste und gestrenge, wohl- bzw. hochgeboren* usw. Seit dem Ende des 17. Jahrhunderts ist diesbezüglich eine signifikante Veränderung bemerkbar. Zunächst wurde das *Privilegium denominandi* immer häufiger verliehen, sodaß kein Supplikant mehr ohne die prinzipielle Berechtigung zu einem Prädikat blieb. Seit Beginn des 18. Jahrhundert wurden erstmals Prädikate ohne das *Privilegium denominandi* verliehen. Im 18. Jahrhundert wurde bei 42 untersuchten Fällen das *Privilegium denominandi* neunmal (21,43 %) erteilt, die Verleihung eines Prädikats oder des *Ehrenworts „von“* konnte in 34 Fällen (80,95 %) ermittelt werden. Wenn das Prädikat nicht bereits vergeben war, dann folgte die Kanzlei dem Vorschlag des Supplikanten. Ihrer Kreativität war dabei keine Grenzen gesetzt. Freilich achtete man darauf, daß das Prädikat dem Klang der alten Namen möglichst nahe kam. Auf diese Weise entstanden Namen wie Dellacher von Dellachsparg, Dollinger von Hornfeld, Luz von Lutzenkirchen, Schröder von Benneck, Strudl von Strudendorf, Sichart von Sichartshoff usw. Das Verbot, den Familiennamen ohne behördliche Bewilligung zu Gunsten des Prädikats abzulegen stand allerdings dem Erfolg dieser Mimikri entgegen. In besonderen Fällen hatte die Behörde ein Einsehen: Aus dem Hofkammersekretär Andreas Ochs wurde der Edle von Sonnaun und Reichersperg, aus dem mährischen Postmeister Johann Georg Mezger wurde Herr von Mezburg, und die Nachfahren von Johann Friedrich Seiler sind heute als Grafen von Seilern-Aspang bekannt.³¹¹ Manchmal konnte die Täuschung auch gelingen: Der Name der Grafen von Pergen läßt kaum noch erahnen, daß sie von Heinrich Perger abstammen.

Anstatt die Ablegung des Familiennamens zur Regel zu machen, ließ die Regierung die Entstehung der Praxis zu, gegen die eigentliche Intention (und gegen die Grammatik) das *von* vor den Familiennamen zu setzten. Es wäre Johann Jakob Sichart nicht gestattet gewesen, sich in der Öffentlichkeit *Herr von Sichartshoff* zu nennen, aber die Adressierung *Herr von Sichart* war legal. Vermutlich um ein möglicherweise umständliches und kostspieliges behördliches Verfahren zu vermeiden, wurde diese Variante so häufig gewählt, daß sie sich schließlich allgemein durchsetzte. Erst dadurch wurde der Namenspartikel *von* zu einem anerkannten Adelsmerkmal. Auch die alten Adelsfamilien, die bisher einen herkömmlichen Familiennamen geführt hatten, übernahmen nun diese Praxis (z. B.: Graf Khevenhüller von Osterwitz/Graf von Khevenhüller zu Osterwitz). Die Regierung akzeptierte diese Entwicklung und paßte sich ihr an, indem sie dem zunehmenden Wunsch der Supplikanten entsprach, nur mehr das *Ehrenwort „von“* zu verleihen. Viele Antragsteller im 18. Jahrhundert gaben sich mit dieser Sparversion zufrieden und verzichteten auf eine möglicherweise mit zusätzlichen Kosten verbundene Verleihung eines Prädikats oder des weitgehend obsoleten *Privilegium denominandi*. Offensichtlich erfüllte das Ehrenwort seinen Zweck ausreichend. Ohne das *von* ging es allerdings nicht mehr, denn ohne die

³¹¹ Vgl. AVA Adelsakten Andreas von SONNAU und Reichersperg 1633, fol. 2r. Johann Georg MEZGER 1690, fol. 11

anerkannten Statussymbole hatte der Adelsstand für die neue Elite des 18. Jahrhundert keinen Sinn. Sie waren der eigentliche Zweck der Nobilitierung.³¹²

Statussymbole waren zwar Akzidenzien des Stands, aber sie deshalb als bloße Äußerlichkeiten abzutun würde ihrer Bedeutung nicht gerecht werden. In einem sozialwissenschaftlichen Kontext kann leicht übersehen werden, daß Symbole, die in der sozialen Interaktion objektiv die Funktion von Statussymbolen erfüllen, für ihre Inhaber manchmal nicht nur Teil ihrer Maske sind, die sie nur auf der gesellschaftlichen Bühne tragen. Zu gewissen Symbolen können Menschen eine Bindung entwickeln, sodaß sie zu Identifikationsobjekten werden. Namen gehören zu diesen Symbolen. In der frühmodernen Gesellschaft war die Identifikation der Person mit dem Namen, v. a. beim Adel, besonders stark. Diese Identifikation konnte – wie Friedhelm Guttandin meint – bis zur substantiellen Gleichsetzung der Person mit dem sie symbolisierenden Objekt gehen:

„Der Name deutet auf Menschsein, auf das Wesen des Menschseins hin, indem er nicht als bloßes Zeichen galt, sondern als mit seinem Träger wesenhaft verbunden geglaubt wurde. Daher herrschte die Meinung vor, daß ein Name nicht nur verpflichtet, sondern daß große Taten aus einem großen Namen nahezu unfehlbar hervorgehen. [...] So gesehen bedeutete eine Verletzung des Namens immer schon einen Angriff auf die Existenz des Namensträgers und nicht bloß eine graduelle Verminderung des Ansehens.“³¹³

In gewisser Weise waren Individuen nicht nur die Träger von Symbolen, sondern auch umgekehrt: Personen wurden von ihren Symbolen getragen. Ein instruktives Beispiel für diesen Sachverhalt war das Wappenrecht. Öffentlich gezeigte Wappen wurden als materielle Personifikationen ihrer Träger behandelt. Ihre Beschädigung oder Beleidigung waren schwere Vergehen, die ebenso hoch bestraft wurden wie Körperverletzung. Vor dem Hintergrund dieser Verhältnisse betrachtet erscheinen die peniblen Hinweise und spitzfindigen Einwände mancher Antragsteller nicht mehr als kleinliche Pedanterien. 1670 legte der Hoffourier Johann Conrad Peyer aus Wien besonderen Wert auf die Verleihung eines dreiteiligen Wappens (zu dem er eigentlich nicht berechtigt war), und Georg Niclas Dellacher aus Kaschau reichte nach seiner Nobilitierung bei der Reichskanzlei eine schriftliche Beschwerde ein, weil ihm nur ein Helm, statt der ihm zustehenden zwei Helme verliehen worden war.³¹⁴ Für Christoph Erbermann war 1623 die Kombination des Wappens seiner Frau, deren uraltfränkisches Geschlecht mit ihr erloschen war, mit dem zu verleihenden eigenen Wappen ein prioritärer Aspekt seiner Argumentation.³¹⁵

Die verbale Kennzeichnung des Adels durch Prädikate und das Ehrenwort ersetzte die seit dem 16. Jahrhundert übliche Praxis der spezifischen Anredeformen. Zwar war auch die Berechtigung zur Verwendung der Adressierungen *der/die edle, feste und gestrenge Frau/Herr* und *hoch-wohlgeboren* durch Verordnungen geregelt, war aber im 17. Jahrhundert trotzdem Ursache ständiger Verwirrung und Gegenstand permanenter Auseinandersetzungen, die auch vor

³¹² Es ist denkbar, daß die zahlreichen Wiederverleihung und Bestätigung des Adelsstands im 17. Jahrhundert beantragt wurden, um den alten Stand den neuen Verhältnissen anzupassen. Bei dieser Gelegenheit wurden nämlich auch die aktuellen Statussymbole verliehen, mit denen der Adel in der Öffentlichkeit besser demonstriert und sichtbarer gemacht werden konnte.

³¹³ Guttandin, S. 182 f

³¹⁴ Vgl. AVA Adelsakten Georg Niclas DELLACHER 1688, fol. 9f. Johann Conrad PEYER 1670, fol. 7

³¹⁵ Vgl. AVA Adelsakt Christoph ERBERMANN 1623, fol. 3r

Gericht ausgetragen wurden. Wenn sich also im 18. Jahrhundert die Kennzeichnung adeliger Namen durch das *von* durchsetzte, so wurde dadurch ein recht chaotischer Zustand durch eine neue, aber allgemein akzeptierte Norm abgelöst. Die Notwendigkeit, eine definitive Regelung für die Kennzeichnung adeliger Namen zu finden, zeigt erneut, wie groß die Bedeutung verbaler Statussymbole für den Adel war. Auch im 17. Jahrhundert waren sie in der sozialen Praxis unverzichtbar, wenn auch in einem anderen Sinn, als später. In einzelnen Nobilitierungsfällen aus dem 17. Jahrhundert läßt sich die Sorge um die Ehre erkennen, die an die korrekte Anwendung der Adelsmerkmale und die Berechtigung zu ihrer Verwendung geknüpft war. Wurde nobilitierten Personen die korrekte Behandlung verweigert, dann wurde ihre Ehre verletzt und – im Sinn Guttandins – auch ihre persönliche Integrität.

Am Beispiel des Nobilitierungsfalls von Johann Friedrich Sichart aus Nürnberg wird erkennbar, wie ernst das Problem einer Verweigerung der Anerkennung von Statussymbolen genommen wurde und welche Konsequenzen es nach sich ziehen konnte. 1693 lehnte die Regierung der Reichsstadt die Adressierung des nobilitierten Kaufmanns und Manufakturists mit adeligen Anredeformeln mit der Begründung ab, er sei auf Grund seines Berufs nicht adelswürdig – ein häufiger Fall in Reichsstädten. Sie hatte auf diese Weise implizit den legalen Stand Sicharts öffentlich in Zweifel gezogen und damit seine Ehre verletzt. Mit der Ignorierung einer kaiserlichen Standeserhebung hatte sie aber zugleich die Ehre und die Souveränität des Kaiser verletzt, was nicht ohne Folgen blieb. Auf Sicharts Beschwerde reagierte die Reichskanzlei mit einer scharfen Drohung:

„Wan nun Uns schon verschiedne dergleichen Klagen und in specie dieses vorgekommen daß die titulaturen bey euch eine Zeithero mercklich verändert, und einigen, hoch Edl gebohren, anderen die prædicat wohl= oder Edl Vest so eigenes gefallens zugelegt worden, anderen hingegen, ob sie schon von Uns ihren adelstand erlangt, dergleichen nach guetfinden verweigert werden, mit hin es sich anstehen lasse, daß die ertheilung der Titulaturen und ehren worthen in der euch anvertrauten Statt, und deren gebieth bloß und allein von euch dependire, wodurch dann Unsere höchste reservata, welche wir in alle weeg zu manutenern gemeint sind, bei euch fast mehr als keine anderen Chur= oder Fürsten gekräncket und geschmählert werden.“³¹⁶

Natürlich erklärt sich die Vehemenz dieser Formulierung z. T. aus den Umstand, daß Sichart aus seinem Fall ein Politikum zu machen gewußt hatte, indem er den Eindruck hervorrief, die Stadt Nürnberg hätte es auf die geheiligten Majestätsrechte abgesehen. Es bleibt jedoch bemerkenswert, daß das Problem der Verwendung von adeligen Statussymbolen sogar in einem Einzelfall ausreichte, um einen diplomatischen Zwischenfall auf höchster Ebene auszulösen.

Kanzler Hermann Höpfner aus Braunschweig-Lüneburg schien Eventualitäten dieser Art vorbeugen zu wollen, wenn er 1673 in seinem Antrag eine ausdrückliche Bestätigung wünschte, sämtliche Adelsmerkmale und -rechte legal anwenden zu dürfen. Der erfahrene Beamte wußte, daß das in der Praxis nicht selbstverständlich war. Er benötigte eine Versicherung, damit ihm Privilegien, Prärogative und Rechte nicht nur formell verliehen, sondern auch

„[...] würrlich und ungehindert zu exercieren haben mügen, die andere aus uhraltem stam und geschlechte gebohrne sich einigermassen zu gebrauchen haben; in specie, das Ich und meine descendenten in allen adeliche Bedienungen

³¹⁶AVA Adelsakt Johann Friedrich SICHART 1696, fol. 32

und officiis, geistlich und weltlichen wie die nahmen haben, auch öffentliche Rit-
termäßigen Exercitien unweigerlich zugelassen.“³¹⁷

Aus dieser Formulierung spricht die Erfahrung, wie verbreitet die Mißachtung kaiserlicher Nobilitierungen und die Herabsetzung ihrer Träger durch die, *die Namen haben*, war. Zugleich scheint der Nachdruck, mit dem Höpfner seinen Wunsch vortrug, zu zeigen, daß es sich bei den unangenehmen Folgen einer öffentlichen Verweigerung adeliger Standesmerkmale nicht nur um gekränkte Eitelkeit handelte, sondern um eine ernste Bedrohung der sozialen Existenz und nicht zuletzt eine schwerwiegende persönliche Kränkung. Ehrverlust war eine reale Gefahr für den Status. Adeligen, denen die Anerkennung ihres Stands von ihrer Umwelt demonstrativ verweigert wurde, verloren unvermeidlich ihre Ehre und erfuhren damit effektiv das Gegenteil einer Standeserhebung. Eine Nobilitierung ohne Rechtssicherheit hatte eine paradoxe Wirkung.

Aus dem Jahr 1670 stammt ein Fall, der den Druck veranschaulicht, den die hierarchische Struktur der höfischen Gesellschaft auf ihre Mitglieder ausübte. Johann Abundius Somigliano, einflußreicher und wohlhabender Postunternehmer in Nürnberg, mußte sich anlässlich seiner Eheschließung mit einer bayerischen Baroness vertraglich verpflichten, umgehend den Freiherrnstand zu beantragen. Dieser Schritt war umso dringender, als seine Braut die Erbin der Familiengüter war, sodaß die Nobilitierung in diesem Fall auch eine lukrative Investition war. Allerdings hatte Somiglianos Entscheidung auch ein persönliches Motiv, dem er eindringlich Ausdruck verlieh. Seine Frau verlangte die Freiherrnstandeserhebung,

„[...] Außer Welchem Standt Sye mit mir, vnd neben ihren aigenen geschwist-
righen, so mit Freyherrn auch vermählet seint, ohne Schamrothe Bey keinem
einizen Hoffe erscheinen könnte.“³¹⁸

Offensichtlich ließ ihn seine Verwandtschaft sein ständisches Defizit als Makel empfinden, indem sie den Konformitätsdruck, den sie durch die Etikette erfuhr, an den Schwager weitergab. Auch in diesem Fall lag eine Ehrverletzung vor, wenn sie auch weniger den Status, als die persönliche Würde des Supplikanten betraf.

Zweifellos war ein Leben als Adeliger ohne die konsequente Verwendung adeliger Standesmerkmale und Statussymbole nicht möglich. Zu allen Zeiten waren sie für die Glaubwürdigkeit seines elitären Anspruchs unverzichtbar und ein wesentlicher Bestandteil seines sozialen Profils. Doch im Prozeß der Entstehung *administrativer Funktionseliten* und des *Beamtenadels* hatten adelige Statussymbole darüber hinaus eine wesentliche Funktion. Für Beamte war ihre Bedeutung ungleich größer, als für alle anderen aufsteigenden Gruppen. Die Behauptung, der Einsatz gewisser Adelsmerkmale wäre eine notwendige Voraussetzung für die Entstehung des Beamtenadels als sozialer Figuration gewesen, ist nicht übertrieben. Der Adelsstand und seine äußeren Zeichen waren für Beamte und ihre Familien in zweifacher Hinsicht bedeutsam. Zunächst wurde mit der Standeserhebung der Sachverhalt formell anerkannt, daß Beamte obrigkeitliche Herrschaftskompetenzen besaßen. Die Nobilitierung bestätigte die Adelswürdigkeit ihrer Funktion, glich den sozialständischen Rang ihrer berufsständischen Position an und stattete sie mit den äußeren Zeichen des Herrschaftsstands aus.

³¹⁷AVA Adelsakt Hermann HÖPFNER 1673, fol. 7

³¹⁸AVA Adelsakt Johann Abundius SOMIGLIANO 1670, fol. 20

Zudem hatten Adelsmerkmale eine konstitutive Funktion bei der Entstehung des Beamtenadels als eigenständiger Gruppe zwischen altem Adel und Bürgertum. Sie ermöglichten die sichtbare Abgrenzung von der Rekrutierungsgruppe und kennzeichneten den Beamtenstand als Gruppe mit großer Autorität und eigenem ständischem Rang.³¹⁹

Die Antragstexte von Beamten geben diese spezielle Situation wieder und belegen damit zugleich die Hypothese, nach der administrative Tätigkeit mit obrigkeitlichen Kompetenzen eine hinreichende Begründung für die Nobilitierung war. Hohe Beamte ohne Adelsrang erfuhren in der täglichen Berufspraxis die Unvereinbarkeit der Ausübung von Herrschaft mit dem bürgerlichen Stand und das Mißverhältnis zwischen ihrem funktionalen und ihrem sozialen Rang. Offenbar war die konzeptionelle Verknüpfung der Berechtigung zur Herrschaft mit dem Adelsstand in der frühmodernen Gesellschaft noch so stark verankert, daß nicht-adelige Beamte unter einem Legitimationsdefizit litten. Dieser Mangel konnte in der Praxis der Amtsautorität staatlicher Funktionäre abträglich sein. Heinrich Perger nützte 1663 dieses Problem für seine Argumentation. Er wies die Regierung darauf hin, daß eine Standeserhöhung nicht nur ihn selbst, sondern auch sein Amt aufwerten würde:

„Wan nun aber ich in disem posto allerunderthenigst zu continuiren verlange, zu mehrerer reputation desselben aber geraichen würde, wan Eure Kayl. May. mich mit einem Praedicat allermassen mit andren beschencken, würdigen und begnaden wurden.“³²⁰

Ein ähnliches Argument brachte 1670 Johann Abundius Somigliano vor. Er hatte seinen Autoritätsmangel zuerst auf seine katholische Konfession zurückgeführt, die ihn in Nürnberg – „ahn Einem dermassen eyffrig-Lutherischen orth / alwo ausser mir kein einziger Katholischer Sesshafft ist“ – benachteiligte und in der Ausübung seiner Funktion als Chef des dortigen kaiserlichen Reichspostamts behinderte.³²¹ 14 Jahre zuvor hatte er gehofft, dieses Defizit mit der Erwerbung des kaiserlichen Ratstitels kompensieren zu können „ynd Vmb desto mehrer an dem Orth Höchst nothwendiger authorität wegen“, was aber nicht den erwarteten Effekt hatte.³²² Neben seiner Verbindung mit einer adeligen Frau war also die Anpassung seiner ständischen Qualität an die reale Bedeutung seiner Funktion ein Hauptmotiv für seinen Nobilitierungsantrag.

Alle Rationalisierungen und Modernisierungen im 18. Jahrhundert sowohl in der Gesellschaft im allgemeinen, also auch in der Verwaltung im besonderen änderten nichts daran, daß Beamte für ihre Funktion nicht nur fachlich, sondern auch sozialständisch qualifiziert sein mußten. Einerseits existierte noch in der zweiten Hälfte des aufgeklärten Jahrhunderts die Vorstellung, manche Ämter könnten nur von Adeligen ausgeübt werden, und nur die Würde des Adelsstands könne der Würde eines hohen Amtes gerecht werden. Andererseits brachte diese Vorstellung nicht-adelige Beamte in Zugzwang, denn je mehr ihrer Kollegen dieser Vorstellung entsprachen, indem sie sich nobilitieren ließen, umso stärker wurde der Erwartungsdruck, der von ihnen konformes Verhalten verlangte. Adelige Beamte genossen in sozialer, wie in rechtlicher Hinsicht Vorteile, wodurch

³¹⁹Vgl. im Abschnitt *Der neue Adel*.

³²⁰AVA Adelsakt Heinrich PERGER 1663, fol. 5

³²¹AVA Adelsakt Johann Abundius SOMIGLIANO 1670, fol. 14r

³²²AVA Adelsakt Johann Abundius SOMIGLIANO 1670, fol. 14. Eine ähnliche Argumentation in: AVA Adelsakt Otto SCHWATZ 1685, fol. 8

nicht-adelige Kollegen in der täglichen Berufspraxis behindert und diskriminiert wurden. Worin diese Nachteile konkret bestehen konnten, wurde von Betroffenen in ihren Antragstexten anschaulich beschrieben. Franz Andreas Hehn deutete an, daß die Funktion eines böhmischen Kreisamtssekretärs ein Amt sei, das dem Adelsstand zukomme (*adelige Charge*) und damit seinen Träger dem Adelsstand gleichrangig mache. Er schlug (über sich in der dritten Person sprechend) eine Anpassung an die Tradition dieses Amts vor:

„6to Begleitet er dormalen eine Dienstwürde, wozu vormalens der Adelsstand unumgänglich erforderliche ware, anheute aber die Erhebung in Adelsstand mit derselben vereinbarlich, und für einen in Wissenschaften habilitirten, und Kenntnisse besitzenden Mann, der sich bei vorkommenden Fällen noch zu weit wichtigeren allerhöchsten Herrn- und Staatsdiensten gebrauchen lassen will – sehr nützlich, und vortheilhaft ist.“³²³

Indem er seine Adelswürdigkeit unmittelbar aus der Würde seines Amts ableitet, entspricht Hehns Argumentation genau der Hypothese. Darüber hinaus wies er darauf hin, daß das, was in seinem konkreten Fall galt, auch auf alle anderen wichtigen Funktionen zutraf. Wenn Hehn den Adelsstand als *sehr nützlich und vortheilhaft* für die Ausübung hoher Ämter im Staatsdienst beschrieb, so darf diese Formulierung nicht als Ausdruck von Opportunismus mißverstanden, sondern muß als realistische Bewertung einer Situation gesehen werden, in der der Adelsrang zunehmend als für Beamte obligatorisch behandelt wurde und Nicht-adelige in hohen Funktionen als Außenseiter galten. Die Auswirkungen dieser Verhältnisse erfuhr Johann B. Martin Arand, der 1798 die Ämter eines Oberamtsrats und Landschreibers bei der Landvogtei für Ober- und Niederschwaben in Altdorf ausübte. Für ihn hatte sich sein Mangel zu einem echten Problem entwickelt:

„So sehr aber auch 8tens der Unterzeichnete überzeugt ist, daß nur Tugend und Rechtschaffenheit auf wahre Achtung giltigen Anspruch machen dürfen, so scheint es doch eine Gattung von Geringschätzung auf einen Oberamtsrath zurückzuwerfen, wenn die meisten seiner Amtskollegen unter den adelichen Gerichtstand gehören, und er allein der Jurisdiktion des Magistrats untergeordnet ist, dessen vorgesetzte Stelle doch das Oberamt und dessen Rätthe sind. 9tens Giebt es mehrere Fälle wo selbst das ämtliche Ansehen dabei leidet, wann nämlich das k. k. Oberamt bei der so sehr vermischten Besitzungen mit den Landständen, oder der Reichsritterschaft zu thun hat, bei welcher Gelegenheit besonders auf Rang und Stand gesehen wird.“³²⁴

Nicht über den Adelsrang zu verfügen hatte in diesem Fall sowohl nachteilige Auswirkungen auf die Amtsführung, als auch für das Ansehen und die persönliche Würde des Supplikanten. In seiner Argumentation gegenüber der Hofkanzlei beschränkte sich Arand allerdings ganz auf die Nachteile, die der Behörde daraus erwuchsen. Zunächst kollidierte sein bürgerlicher Gerichtsstand mit der Ämterhierarchie und den administrativen Zuständigkeiten. Außerdem wurde er offenbar von Personen und Institutionen, deren Angelegenheiten zu behandeln in seine Kompetenz fiel, nicht als gleichrangig anerkannt. Spätestens in solchen Situationen, in denen adelige Standespersonen die Kooperation mit der Behörde und ihren Vertretern aus Standesrücksichten zu verweigern wagen durften, gingen die Benachteiligungen nicht-adeliger Beamter deutlich über eine Behinderung ihrer Amtsführung hinaus. Zwischen den Zeilen lesend kann

³²³AVA Adelsakt Franz Andreas HEHN 1788, fol. 5r

³²⁴AVA Adelsakt Johann B. Martin ARAND 1798, fol. 8, 38

man erahnen, welche persönlichen Kränkungen mit diesen demütigenden Zurückweisungen verbunden gewesen sein mußten. Auch sein Status innerhalb der Behörde war davon betroffen. Dieser Nachteil hatte schon 1623 Alexius Frey zur Beantragung der Nobilitierung bewogen, damit „also Ich den andern meinen mit collegis, umb sovill mehrers gleich gehalten werden möchte“.³²⁵

Schließlich ermöglichte der Adelsstand die Etablierung eines Beamten und seiner Familie in der Gruppe, der er durch seine Funktion bereits angehörte. Amt, Amtsprivilegien und Amtstitel waren nur eine Vorstufe für die Aufnahme in die etablierte Gruppe der administrativen Funktionselite. Sie reichten nicht aus, um den funktionalen Status von Beamten auch in einen sozialen Status zu transponieren und langfristig abzusichern. Erst die Ausstattung mit den erblichen Statussymbolen des Adels erlaubte die Erhaltung und Weitergabe des erreichten Rangs an die Nachkommen und sicherte der Familie ihren Platz in der etablierten Gesellschaft des Beamtenadels. Für Georg Niklas Lübbers war dieser Faktor 1786 explizit ein Hauptgrund für seinen Nobilitierungsantrag,³²⁶ und in diesem Sinn ist auch die Formulierung zu verstehen, mit der der Oettinger Hof- und Regierungsrat Johann Friedrich Tröltzsch 1765 den Nobilitierungsantrag für sich und seine Brüder einleitete:

„Euer Röm. Kayl. Königl Mayestät geruhen uns allerunterthänigst unterzeichneten drey Gebrüdern allergnädigst zu erlauben in allertiefster Erniedrigung vortragen zu dürfen; welchergestalten verschiedene Familien und andere bewegliche Ursachen es erfordern, um den Reichs-Adel-Stand uns allersubmissest zu bewerben.“³²⁷

³²⁵AVA Adelsakt Alexius FREY 1623, fol. 10

³²⁶Vgl. AVA Adelsakt Georg Niklas LÜBBERS 1786, fol. 5r. Vgl. im Abschnitt *Kinder und Fußstapfen*.

³²⁷AVA Adelsakt Johann Friedrich, Georg Christian, Wallfried Daniel TRÖLTSCHE 1765, fol.

Zusammenfassung

Die Entstehung des frühmodernen Staats verlangte vom Adel eine politische und soziale Repositionierung. Sein Anspruch auf autogene Macht war mit dem Herrschafts- und Gewaltmonopol des Staats nicht mehr vereinbar. Während des 16. und 17. Jahrhunderts durchlief der Adel daher einen Transformationsprozeß, durch den er nicht nur seinen Bestand unter veränderten Bedingungen sichern, sondern seine Eliteposition weiter ausbauen konnte. Diese Veränderungen waren tiefgreifend genug, um zu einer substantiellen Veränderung der Bedeutung des Begriffs „Adel“ zu führen. Nicht nur sein soziales Profil hatte sich im Lauf der Adaption an den frühmodernen Staat verändert, auch seine Konzeption und seine theoretische Legitimation hatte eine grundlegende Veränderung erfahren. Das Verhältnis zwischen dem Adel und den frühmodernen Staaten war im 17. Jahrhundert einerseits von politischen Auseinandersetzungen bestimmt, in deren Verlauf die funktionalen und korporativen Elemente des Adels zurückgedrängt wurden. Andererseits forcierte er bestimmte traditionelle Elemente, die seinen Status besser absichern und legitimieren konnten.

Zunächst legte der Adel im Lauf des 16. Jahrhunderts sämtliche berufsständischen Charakteristika zu Gunsten einer geblütsideologischen Legitimation ab. Die aristokratische Geblütsideologie behauptete eine angeborene Disposition zur Tugend, die die Berechtigung zur Herrschaftsausübung begründete. Außerdem gab sich der Adel im Zusammenhang seiner zunehmenden Integration in die höfische Gesellschaft ein neues kulturelles Profil, das mittels des Kontrasts zu den kulturellen Praktiken der Mehrheitsbevölkerung den Anspruch der prinzipiellen Überlegenheit untermauerte.

Mit der Integration des Adels in die Strukturen des Staats und der höfischen Gesellschaft gelang es jedoch nicht, aus ihm einen in jeder Hinsicht loyalen Elitekader zu machen, der seinen sozialen Existenzzweck aus dem Dienst am Staat und am Fürsten ableitete. Obwohl insbesondere Fürsten absolutistisch regierter Staaten an der Idee eines erblichen Herrschaftsstands festhielten und den Adel in dieser Position zu erhalten trachteten, erfüllte der alte Adel diese Erwartungen nicht ausreichend. Daher ging die kaiserliche Regierung seit dem 17. Jahrhundert dazu über, eine erbliche Elite aus nachweislich loyalen und fachlich qualifizierten Untertanen, v. a. dem Beamtenstand, zu rekrutieren. Um diese Elite gegenüber anderen Untertanen zu kennzeichnen und ihren Status zu sichern, wählte die Regierung die Nobilitierung als Mittel zur demonstrativen Anerkennung politischer Loyalität. Herrschaft sollte weiterhin nur vom Adel ausgeübt werden, doch dieser sollte eine Gruppe sein, die dem Souverän seinen Status verdankte, von ihm abhängig war und deshalb eine unbedingt verlässlicher Untertananelite sein, die nur dem Fürsten gegenüber verpflichtet war.

Auf diese Weise entstand ein neuer Adel, der mit dem alten zwar einige

äußere Merkmale teilte und von dessen Prestige profitierte, der aber keine Standestradition im Sinn einer autogenen Herrschaftsberechtigung mehr hatte. Die staatliche Nobilitierungspolitik gab dem Adelsstand eine neue Bedeutung und führte dadurch zu einer Spaltung des Adels in einen, den vormodernen Traditionen verpflichteten und sich zunehmend abschließenden und einen modernen Adel, für den die traditionellen Adelsmerkmale lediglich die Funktion der Statusrepräsentation erfüllte. Für Beamte bekam der Adelsstand die Funktion des Kennzeichens ihrer obrigkeitlichen Kompetenz. In manchen Teilen des Römischen Reichs verdichtete sich diese Gruppe im 18. Jahrhundert zu einem Beamtenadel, der mit Teilen der bürgerlichen Elite zu einer unteren Oberschicht zwischen dem alten Adel und dem Bürgertum konvergierte. Für diese Zwischenschicht war der Adelsstand nur noch ein Statussymbol ohne politische oder kulturelle Implikationen, mit dem der Prozeß des sozialen Aufstiegs abgeschlossen und die Zugehörigkeit zur etablierten Elite dokumentiert wurde. Nur in weniger Einzelfällen gelang neuen Adeligen die Integration in das Milieu des alten Adels.

Mit der Untersuchung kaiserlicher Nobilitierungsakten aus dem 17. und 18. Jahrhundert konnte nachgewiesen werden, daß die Definition des Adels durch die Behörden deutlich von der traditionellen Konzeption abwich: sie zeichnete das Bild exemplarisch loyaler Untertanen und postulierte keinen erblichen Überlegenheitsanspruch mehr. Auch die Qualifikation der Nobilitanten entsprach nicht den traditionellen Vorstellungen von der Adelswürdigkeit. Damit wurde der von der Forschung vermutete Anspruch des Absolutismus auf Statusregulierung empirisch bestätigt.

Anhang

Text des Nobilitierungsdekrets für Dr. Michael Hofer 1601

Wir Rudolf der Andere

Bekennen öffentlich mit disem brief Vnd thun khundt allermeniglich, Wiewol wir aus Römischer Kaiserlicher Hohe Vnd wirdigkait, darein Vnns der Allmechtige nach seinem Göttlichen willen gesezt hat, auch angeborener guete Vnnd mildigkait allzeit genaigt sein aller Vnd yeder, Vnserer Vnd des heiligen Reichs, auch anderer Vnserer Kunigreich; Erblichen Fürstenthumb Vnd Lande Vnderthanen Vnd pesstes zubetrachten Vnd zubefürdern, So wurdet doch Vnser Kaiserliche gemueth vilmehr bewögt, denen Vnser gnadt Vnd senfftmuetigkait mitzuthaillen, auch Iren Namen Vnd Stamen, in noch höhere Ehr Vnd Wirde zusezen, Deren Voreltern Vnd Sy, in altem, Erbaren redtlichen Standt herkommen, Vnd sich adelicher geuter Sitten, Tudendt, Wandl Vnd wesens bev-lissen, auch Vnns, Vnd Vnserm Löblichen Hauß Österreich mit getrewer dienstbarkait, gehorsamlich anhengig Vnd verwandt sein,

Wann wir nun guetlich angesehen, Wargenommen, Vnd betracht, die Erbarkeit, Redlichait, erfarnheit, geschicklichait, adenlich guet Sitten, Tugent, Wandl, vnnd vernunft, damit der Ersam Gelert, vnser getrewer lieber Michael hofer der Arzeney Doctor, Vor Vnser Kayserlichen Maiestett berüembt würdet, Auch die angenommenen, getrewen, gehorsamen Vnd willigen Dienst, so nit allein seine Voreltern, Vnns Vnnd Vnsern Löblichen hauß Österreich Sondern auch Er Doctor Michael hofer, als Vnserer Landtschafft des Erzherzogthums Osterreich Vnter der Enns, nunmehr in die zwainzig Jahrlang bestelter Medicus gemainer Vatterlandt zum Pesster, in mehr weeg Vnndert-henigist erzaigt vnd bewissen, noch täglich thuett, Vnnd hinfüro zuerzaigen erpüttig ist, auch wol thun mag Vnd soll,

So haben wird demnach mit wohlbedachtem mueth, guetem rath vnd rechter wissen, bemeltem Doctor Michael hofer dise besondere gnadt gethan Vnd Freyhait gegeben, Vnd zue, mit allen Vnd yeden seinen Ehelichen leibsErben, Vnd derselben Erbens Erben, Mann Vnd Frawen Personen, in ewige Zeit, in den Standt Vnd gradt des Adls, Vnserer Vnd des heiligen Reichs, auch Vnserer Kunigreich, Erblichen Fürstenthumb Vnd Lande, recht Edl geboren, Rittermessigen Lehen Vnnd Thurniersgenoßleuthe erhebt, darzue gewirdigt, geschöpfft, geadlt, Vnd Sy der Schar, gemeinschafft Vnd gesellschaft des Adls, zugefüegt, zugesellet, Vnd Vergleichen, Allermassen Vnd gestalt, als ob Sy Von Iren Vier Anen, Vatter, Muetter Vnd Geschlechten, baiderseits recht Edl geboren Rittermessige Lehen Vnd Thurnierßgenoßleuthe wären, Vnnd zu mehrer gezeugnus Vnd gedachtnus solcher Vnsrer gnaden, Vnd Erhebung in den Standt Vnd Gradt des Adls, haben wir als Römischer Kaiser, Ime Doctor hofer sein alt anerbt Wappen Vnd Clainot nit allein gdlich Confirmirt Vnd bestättet, Sondern auch Nachuolgendermassen Verändert, geziert Vnd gepessert, Vnd Ime, seinen Ehelichen LeibsErben, Vnd derselben Erbens Erben, Manns Vnd Frawen Personen, hinfüro in ewige Zeit also zuführen Vnd zugeprauchen gegönt Vnd erlaupet, Nemlichen an statt, seines vorigen Plawen oder Lasurfarben, ain schwarzen Schilt, im grundt desselben ain drey Püchelter gelber oder goldtfarber Berg, auf dem mittlern fürsich erscheint ain weisser Schwan, mit rotten offnem Schnabl Vnd Fuess (als sein vorig alt Wappen) Auf dem Schilt ain freyer offner adelicher Thurniershelm, zur linckhen mit weisser vnd rotter,

rechten Seitten aber schwarzer Vnd gelber Helmdeckken, Vnd darob ainen goldtfarben Khunigelichen Cron geziert, Darauf zwischen zweyen, Vnnd yedes in mitte Über zwerch in zweye gleiche thail abgethailten Püffhörnern, deren Mundtlöcher außwärts gekert, vnnd das hinter Vnter rott, oben weiß, vorder vnter aber schwarz, Vnd ober thail des horns, gelb ist, erscheindt ain weisser Schwan, Als dann solch wappen vnd Clainot, sambt derselben Adelichen zier: Vnd Pesserung, in mitte diß gegenwirtigen, vnsers Kaiserlichen Brieffs gemalet, Vnd mit farben aigentlicher ausgestrichen ist,

Thun das auch, Vnd geben Inen solche gnadt Vnd Freyheit, Erheben, wirdigen, Vnd sezen Sy also, in den Standt Vnd Grad des Adls, Adlen, Gesellen, gleichen Vnd füegen Sy auch zu der Schar, Gesellschaft Vnd gemeinschaft, anderer Vnserer Vnd des heiligen Reichs, auch Vnserer Kunigreich, Erblichen Furstenthumb Vnd Lande, recht Edl gebornen Lehens, Thurniergenoß Vnd Rittermessigen Edlleuthen, Confirmirn, verändern, ziern, Pessern, gönnen, Vnd erlauben Inen auch obberurt adenlich Wappen Vnd Clainot, zu füren Vnd zuprauchen alles von Röm: Kaiserlicher Macht, vollkommenhait, hiermit wissentlich in crafft diß Brieffs,

Vnd meinen sezen Vnd wollen, daß nun fürbaßhin der ebgenant Doctor Michael hofer seine Eheliche leibs Erben, Vnd derselben Erbens Erben, Mann Vnd Frawen Personen, für Vnd für ewiglich, rechtgeborn Lehens, Thurniergenoß Vnd Rittermessige Edlleuth sein, gehaissen Vnd von Menigelich, an allen Orthen Vnd Enden, in allen Vnd yedlichen Händlen, geschäftten Vnd sachen, geistlichen vnd Weltlichen, also gehalten, geehrt, genent, Vnd geschriben werden, Auch darzu alle vnd yegliche gnad, Ehr, Freyhait, wurde, vorthail, Recht, gerechtigkeit gewohnhait haben, mit Beneficien auf Thumbstifften hohen Vnd Nidern Ämptern Vnd Lehen, Geistlichen vnd Weltlichen, anzunehmen zuempfangen zuhaben vnd zutragen, mit anderen Vnsern Vnd des hailigen Reichs, auch vnserer Kunigreich, Erblichen Furstenthumb Vnd Lannde, recht gebornen Lehens Thurniergenoß Vnd Rittermessigen Edlleuthen, in all Vnd yedlich Thurnier zureitten zu Turnieren, mit Inen Lehen, Vnd all ander Gericht Vnd Recht zubesizen, Vrtl zu schöpfen, Vnd Recht zusprechen, Auch die Vnd all anderer Adelicher sachen, handlungen Vnd geschäftten, Inner Vnd ausserhalb Gerichts, thailhaftig wirdig, empfanglich Vnd darzu tauglich, schicklich Vnd guet sein, Vnd sich des alles, auch obgeschribner gezierten Vnd gepesserten, Adelichen Wappen Vnd Clainot, in allen Vnd yeglichen, Ehrlichen, Redlichen, Adenlichen, Ritterlichen sachen Vnd geschäftten, zu schimpff Vnd zu ernst, in Stürmen, Streitten, Kempfen, Thurnieren, Gestechen, Gefechten, Ritterspillen, Veldtzügen, Paniern, Gezeltenaufschlagen, Innsiglen, Pettschafften, Clainoten, Begrebnussen, Gemälden, Vnd sonst an allen orten Vnd Enden, nach Iren Ehrn, notturfftten willen Vnd wolgefallen geprauchten, Vnd geniessen sollen Vnd des heiligen Reichs auch Vnserer Kunigreich, Erblichen Furstenthumb vnd Lande, recht geborn Lehens, Thurniergenoß Vnd Rittermessige Edlleuth, solches alles haben, sich des geprauchten, Vnd geniessen, von Recht oder gewohnheit, von aller menigelich vnuerhindert,

Vnnd gepieten darauf, allen Vnd yeden Churfursten, Fursten, Geistlichen Vnd Weltlichen, Prelaten, Grauen Freyen, Herrn Rittersn, Knechten, Landtmarschalchen, Landtsauptleuthen, Landtvögten, Schulthaissen, Burgermaistern Richtern, Räten, Kundigern der Wappen, Ehrnholden Perseuanten, Bürgern, Gemainden, Vnd sonst allen andern Vnsern Vnd des Reichs, auch Vnserer Kunigreich Erblichen Furstenthumb Vnd Lande, Vnderthanen Vnd getrewen, in was wurden, Standt oder wesen sie seind, ernstlich Vnd Vestigelich mit disem Brief, Vnd wollen, das Sy mehrgedachten Doctorn Michaeln hofer, seine Eheliche Leibs Erben, vnd derselben Erbens Erben, Mann Vnd Frawen Personen, für Vnd für in ewige Zeit, als andere Vnser Vnd des heiligen Reichs, auch Vnserer Kunigreich, erblichen Furstenthumb Vnd Lande, recht geborn Lehens Thurniergenoß Vnd Rittermessige Edlleuth, in allen Vnd yedlichen Geistlichen Vnd Weltlichen Stendten, Stifften Vnd sachen, wie vorstehet, annehmen, halten, zuelassen, wirdigen Vnd ehren, Vnd an den oberzelten Vnsern Kay: gnaden, begabungen, Freyhaiten, Priuilegien, Ehre, wurden, vorthaile, Rechten, gerechtigkeiten, gewohnhaiten,

gesellschaften, gemeinschaften, Vnd Erhebung in den Standt Vnd Gradt des Adls, auch obberürten gezierten Vnd gepesserten adenlichen Wappen Vnd Clainot, nit hintern noch Irren, Sondern Sy der, Vnd all anderer obgeschribner gnaden, Freyhaiten, Vnd gerechtigkeiten, in allen Vnd yedlichen Adenlichen sachen Vnd handlungen, Inner Vnd ausserhalb Gerichts, ruhig, Vnd one alle Irrung, frewen geprauchen, geniessen, Vnd genzlich dabey bleiben lassen, Vnd darwider nicht thun, noch des yemandts andern zuthun gestatten, in kain weiß, Als lieb ainem yeden sey: Vnser Vnd des Reichs schwäre Vngnad Vnd Straff, Vnd darzue ain Pöen, Nemblich funffzig Marckh Löttiges Goldes, zuuermeiden, die ain yeder, so oft Er freuentlich hierwieder thette, Vnnd halb in vnser Vnd des Reichs Cammer, Vnd den andern halben thail, offermelten Doctor Michaeln hofer, seinen Ehelichen Leibs Erben, Vnd derselben Erbens Erben, Vnablässlich zu bezallen verfallen sein soll, Doch andern, die villeicht dem Vorgescribten Wappen Vnd Clainot gleichfurten, an denselben Iren Wappen Vnd Rechten, Vnugriffen Vnd Vnschedlich, Mit Vrkhundt diß brieffs, besigt mit Vnserm Kaiserlichen anhangenden Innsigl, Der Geben ist auf Vnserm Kunigelichen Schloß zu Prag, den 30. tag des Monats Augusti, Nach Christi Vnserns lieben Herrn Vnd Seligmachers Geburt Sechzehnhunderts, Vnd in Ersten, Vnserer Reiche, des Römischen im Sechs Vnd zwanizigsten, des hungerischen im Neun Vnd zwanizigsten Vnd des Behaimischen auch im Sechs Vnd zwanigsten Iarn,³²⁸

Text des Nobilitierungsdekrets für Matthias Dollinger 1668

Wir Leopold bekennen für Uns vnd Unsere Nachkommen am Heyl: Röm: Reich auch Vnserer Erkönigreich, Fürstenthum vnd Landen öffentliche mit diesem Brieff vnd thun kundt allermenniglich, Wie wohl Wir aus Römischer Kay: höhe vnd würdigkeit, dar ein Vns der Allmächtige nach seinem Göttlichen willen gesezet hat, vnd zumahlen aus angeborener Guette vnd mildigkeit, iderzeit genaigt seind alle vnd iede Vnsere vnd des Heyl: Reichs, auch Vnserer Erbkönigreich, Fürstenthumben vnd Landen Vnderthanen vnd getrewen, Ehr, Nuz, aufnehmen vnd bestes zubetrachten Vnd zubefürdern, So wirdt doch Vnser Kayl: Gemueth billich mehrers bewägt Vnd begierlicher den iehningen Vnser Kayl: Gnad vnd miltigkeit mitzuthailen, auch ihren nahmen vnd Standt in noch höhere Ehr vnd Würde zusezen, vnd Sie mit Vnseren sondern Gnaden vnd Freyheiten zubegaben vnd zu fürsehen, deren Vorelter vnd Sie selbst in altem ehrlich vnd redlichem Stand herkommen vnd darneben vor andern mit guetten Adelichen Sitten, Tugend Wandel vnd Vernunft begabt vnd geziert, darzu auch gegen Vns, dem Heyl: Reich vnd Vnsern Löbl: Erzhaus Österreich ie vnd allweeg in beständiger Dienstbarkeit geflissen, zugethan vnd verwandt seindt.

Wan Wir nun gnediglich angesehen, wahrgenohmen vnd betrachtet, Die Erbarkeit, Redlichkeit Adeliche guette Sitten, Tugend, Wandel vnd Vernunft Damit vor Vns Vnser Verwalter bey Vnserer Cammer vnd Goldt Kunsthandlung zu Cremniz in Vnserer Hungerischen Perckhstetten vnd lieber getrewer, Matthias Dollinger berühmt worden, darzu die gehorsame, getrew vnd ersprießliche Dienste, welche Vnsern Löbl: Vorfahren am Reich, dem Heyl: Reich vnd Vnsern löbl: Erz Haus Österreich, seine Voreltern vnd insonderheit sein Großvatter Georg Dollinger /: welcher unter den alt Preinnerischen Regiment Hauptmann gewesen :/ in denen damahligen Hungarischen Kriegszügen wider den Erbfeindt Christlichen Nahmens den Türckhen, vorderist bey wider einnehmung Vileckh vnd belägerung Gran, ieglichen bey dem Friaulischen Krieg wider die Republic zu Venedig, in dem er bey Istria vnd Gradisca denselben grossen abbruch gethan, wie auch bey der grossen vnd bluetigen Schlacht vnd erhaltenen Sögereichen Victori vor Prag auf dem Weissenberg vnd in allen andren entzwischen vorgefallenen occasionen bis auf erreichtes einhundert vnd zehen iähriges alter, in welcher anseh: vnd betrachtung er mit der nobilitet sambt andren Kayl: gnaden, neben seinen

³²⁸AVA Adelsarchiv Michael Hofer 1601, fol. 2-8

auch meritirten Brüdern, begabet worden, Vnd diesem Exempel einfolgend gleichfalls sein Vatter Valentin Dollinger, als Leutenandt vnter obg: alt Preinnerischen Regiment in vilen vnderschiedlichen zugen vnd occasionen mit dapferem trewen gemüeth; Wie nit weniger auch er Matthias Dollinger selbst, in seiner Voreltern Fueßstapffen eintretend, Vnsrem höchstgeehrtisten Herrn Vattern weylant Kayser Ferdinand den Dritten höchstseeligster Gedächtnus in die drei vnd zwanzig Monath lang, bis auf geschlossnen Münsterischen Teütschen Frieden als ein FreyReutter vnder des Oberst: Lanau Regiment vnd des Rittmaisters Preischenckhs Compagnia mit einem Knecht vnd zweyn Pferdten auf aigenen Kosten weidlich vnd mannlich geleistet; Vnd weilen ihme die begierd nit entfallen Vnsrem Löbl: Erzhauß sowohl in Frieden als Krieg zu dienen, er auch der Berg Probier: vnd schmelzkunst sich kundig vnd erfahren gemacht, ist er von allerhöchstgemelt Vnsers Herrn Vatters in Vsere Hungarische Bergstätten angenohmen vnd bestellet worden, wie er dann daselbst vnderschiedliche stellen, so trewlich bedienet, daß wir nach angetretener Vnserer Regierung uhrsach gewonnen, Ihne ferner bey ermeldt Vnserer Camer vnd Goldkunt handlung zu Cremniz vor einen Verwalter gdst: zubefördern, gestalt er dann solches ambt nun in daß Zehende iahr zu Vnseren gdsten: wohlgefallen vnd mercklichen nuzen bedienet; Als auch in dieser zeit vor wenig iahren, der Erbfeindt Christlichen Nahmens der Türckh Vnsr Königreich Hungarn vnd vmbliegende Erbländer feindliche angefallen vnd nit weniger den bergsetten mit straffenden Partheien zimlich hart zugesezet, hat er sich über eine ganze Compagnia außgerüster Cammer: vnd Berg officers vnd bedienten für einen Rittmeister vorstellen lassen, vnd mit demselben, Crafft gläubwiger zeügnus, sonderlich bey wieder einnehmung Neutra vnd Lebenz wie auch dem [unleserlich] entsaz [unleserlich] auch in andern Scharmützen vnd occasionen zu seinem verdiensten Ruhmb vnd lob mit guetwilliger aufsezung des seinigen auch Leibs vnd Lebens sambt Sechs streitbaren Mannen aus aigen hergeschossenen mittlen, ganz trewlich erwiesen, massen er des allerunderthenigsten erbietens ist, seine trew noch ferner in Vnsers Löbl: Erzhauses Diensten beständig zuerweisen, wie er auch wohl thun kan, mag vnd solle.

So haben Wir demnach mit Rath vnd Rechtem wissen, bemeltem Matthias Dollinger zu gnedigster ewiger erkantnus vnd zeügnus solcher seiner Voreltern vnd selbst aigens gelaister Dienste vnd wohl verhaltens, diese besondere Kayl: gnadt gethan, Vnd ihme nit allein seinen anererbten Adelichen Standt gnediglich confirmirt, sondern auch, da nöttig, von newen Ihm seine Eheliche leibs Erben vnd derselben erbens erben Manns: vnd weibs Persohnen in ewigzeit in den standt vnd grad des Adels Vnserer Erbkönigreich Fürstenthumb vnd Lande Recht gebornen, Lehens Thurnierßgenoß vnd Rittermässigen Edelleuthen erhöbt, darzu gewürdiget, geschöpfft vnd geadelt, vnd Sie der Schaar, gesell: vnd gemeinschaft des Adels zugefügt, zugesellet vnd geGLEICHET, allermassen vnd gestalt, als ob Sie von Ihn Vier Ahnen Vatter vnd Muetter Geschlech-ten den baiden seiten Recht Edelgeborne Lehens: Thurnierßgenoß vnd Rittermässige Edelleut wehren.

Vnd zu mehrer gezeügnus, glauben vnd gedächtnus solcher Vnsrer Kayl: gnad vnd erhöbung in den Standt vnd grad des Adels, haben Wir gedachten Matthias Dollinger, allen seinen Ehelichen Leibs erben vnd derselben erbens erben, Manns: vnd weibs Persohnen sein bisher geführtes Wappen nit allein gnediglich confirmirt sondern auch mit seines Schwiehr Vattern Caspar Blassinger Vnsers Kayl: Hoff Cammer Buchhaltern Directoris habenden vnd seinen von Anherrn weyl: Michaeln Blassinger von Kayser Rudolpho dem Andern vnder dato Pilsen den 20 May anno Sechzehenhundert ertheilten Adelichen Wappen mit beederseits belieben coniungirt vnd nachfolgend gestalt hinführo ewiglich zuführen vnd zugebrauchen gnediglich gegönnet, zugelassen vnd erlaubt, Nemlich ein quartierten Schilt, welches hinter vnder vnd vorder ober Veldungen, vom vorder vndern gegen dem hinter obern egg der schreg nach in zwei gleiche theil abgetheilt deren der vnder weis ober blaw, in welchen ieder fürwerts vmbgebogen ein gewundenes Steinbockshorn, in weisser blaw vnd in blawen weis ist, die vorder vnter vnd hinter ober Veldungen aber gelb oder goldtfarb sein, in ieden eine

einwärts gekertes vnd eingefastes schwarzes Jägerhorn, in mitte dieser quartierung ein herzschildtel als der Dollinger vorhin geführtes Wappen mit einer von dem hintern gegen dem vorder obern egg nach schreg gehenden weissen strassen, in deren nach einand drey Rotte Rosen zusehen, also abgetheilt, daß der vnder theil gelb oder goldtfarb vnd darin zwey schwarze einander beissend zusammen geflochtene Schlangen, der obere theil aber Roth vnd darin eine weisser Strauß erscheint, auf dem ganzen Schild ein freyer offener Adelicher Thurnierhelmb, zur Linckhen mit schwarz vnd gelber, Rechten seithen aber Blaw vnd weisser Helmbdeckhen, auch darob eine gelb oder goldfarben Königl: Cron gezieret, darauff erscheint für sich aufrechtes eines weissen Steinbockhs Halß bis an die vorder Füß, mit offenem Maul, aufschlagender Rother zungen, gekrümbten vnd in einander geflochtenen hörnern, deren das vorder blaw vnd hinderweiß vnd über den halß zwo blawe strassen, als dan solch confirmirt coniungirt vermehrt vnd verbessertes Adeliches Wappen vnd Clainodt sambt seiner zier auf nachfolgendem 5. blatts erster seiten dieses Vnsers libellsweis geschriebenen briefs fünfften blats erster seiten gemahlet vnd mit Farben eigentlicher außgestrichen ist.

Thun das auch vnd geben Ihnen solche gnad vnd Freyheit; Erhöben, würdigen vnd sezen Sy also in den Standt vnd gradt des Adels; Adeln, Gesellen, gleichen, fügen vnd aignen Sie auch zu der Schaar, Gesell: vnd gemeinschaft Vnserer Erbkönigreich, Fürstenthumb vnd Lande, Recht geborenen Lehens: Thurniersgenoß vnd Rittermassigen Edelleüthen; Verleyhen, geben, gönnen vnd erlauben Ihnen auch obberührt Adelich Wappen vnd Clainodt also zuführen vnd zugebrauchen von Römischer Kayserl: Macht Vollkommenheit, hiermit wissentliche in krafft dieses brieffs: Vnd mainen, sezen vnd wollen, das nun fürbaßlich der obbesagte Matthias Dollinger, seine Eheliche leibs erben vnd derselben erbens erben, Manns: vnd Weibs Persohnen hinführo in ewige zeit Recht geborene Lehens: Thurnierß genoß vnd Rittermässige Edelleüth sein, geheissen, vnd von menniglich an allen orthen vnd enden in allen vnd ieden Geist: vnd Weltlichen geschäftten vnd sachen, dafür erkent, geehrt, genennet, vnd geschrieben werden, auch darzu alle vnd iegliche gnadt, Ehr, Würde, Vorthail, Recht, Gerechtigkeit, alt herkommen vnd guet gewohnheit haben, deren sich des Adels von alters hero gebrauchet hat, vnd noch hinfüran gebrauchen möchte, mit Beneficien auf Thumbstiffen, hohen vnd niederen ämbtern vnd Lehen, Geist: vnd Weltlichen anzunehmen, zu empfangen, zu haben, zu halten vnd zutragen, mit andern Vnsern vnd des Heyl: Reichs, auch Vnserer Erbkönigreich, Fürstenthumb vnd Lande Recht Edel geborenen Lehens: Thurnierßgenos: vnd Rittermässigen Edelleüthen, in alle vnd iegliche Thurnier zureüthen, zu thurnieren, mit Ihnen Lehen: vnd all ander Gericht vnd Recht zubesizen, Vrtheil zu schöpfen vnd Recht zusprechen, auch Deren vnd anderer Adelichen sachen handlungen vnd geschäftten, inner: vnd ausserhalb Gerichts mit Ihnen theilhaftlich, würdig, empfänglich vnd darzue tauglich, schicklich vnd guet sein, Vnd sich deß alles, auch obbeschriebenen Adelichen Wappens vnd Clainodts, in allen vnd ieglichen ehrlichen redlichen Adelichen vnd Ritterlichen sachen vnd geschäftten, zu schimpff vnd ernst, in streitten, Stürmen, Schlachten, Kämpfen, Thurnieren, gestechen, gefechten, Ritterspihlen, Veldtzügen, Panieren, Gezelten aufschlagen, Insiglen, Pettschafften, Cleynoden, Begräbnussen, gemählten, vnd sonst an allen orthen vnd enden nach ihren ehren, notturfft, willen vnd wohlgefallen gebrauchen vnd geniessen sollen vnd mögen, als andere Vnsere vnd des Heyl: Reichs auch Vnserer Erbkönigreich, Fürstenthumb vnd Landen Recht geborenen Lehens: thunierß genoß vnd Rittermässige Edelleüth solches alles haben, gebrauchen vnd geniessen, von Recht oder gewohnheit von allermenniglich vnuerhindert.

Denominatio Wir thun vnd geben auch obenenten Matthiasen Dollinger diese besondere gnadt vnd Freyheit, daß er, seine Eheliche leibs erben vnd erbens erben, Manns: vnd Weibs Persohnen, nun hinfüro ewiglich gegen Vns vnd sonsten jedermenniglich, was würden Standts oder weesens die seindt, in allen Ihren Schrifften, Reden, titulen, Insiglen, handlungen, Geschäftten vnd ämbtern nichts ausgenommen sich Dollinger von Hornfeldt auch ferner von vnd zu oder auf allen Ihrern Rechtmäsiger weis

ins künftigt besizend vnd überkommenden Adelichen Güettern, Sizen vnd Schlössern, nennen vnd schreiben sollen vnd mögen, vnd ihnen solcher titul gegeben werden solle vngeirret mennigliche,

Landguetter zukauffen Ferner thun vnd geben Wir mehrgemelten Matthias Dollinger von Hornfeld diese besondere Kayl: gnadt vnd Freyheit, daß er, seine Eheliche leibs Erben vnd derselben Erbens erben, sowohl in Heyl: Röml: Reich, als auch allen Vnsern Erbkönigreich, Fürstenthumb vnd Landen Adeliche Schlösser, Siz vnd Landtgüetter mit Märckhten, Dörffern oder einschichtigen Vnderthanen, vil oder wenig Wäldern, Schöffereyen, Fischwässern, Wildpähnen, Kreißgeraden, Weidtneyen, Freyheusern in Stätten, vnd Märckhten, auch alles anderen ein: vnd zugehörungen, nichts daruon abgesondert, noch außgenommen, durch kauff, wechsel, Testament, Erb: oder Todtfälle oder in andere Redliche weeg, wie des geschehen möchte, an sich bringen, auch dieselbe alle vnd iede, wie andere Vnsere, vnd des Heyl: Röm: Reichs, auch Vnsere Erbkönigreich, Fürstenthumb vnd Landen Vnderthanen, Rittermässige Lehen: vnd Landtleüthe ohne derselben, deren befreundten, auch sonsten iedermennigliches wer der oder sie seind, Einredt, irrung, Einstandt, oder verhinderung, geruhiglich besizen, inhaben, nutzen, niesen vnd gebrauchen, sich auch denselben Ihrem belieben nach schreiben vnd nennen, oder solche andern widerumb verkauffen, vertauschen, verwechseln verestiren oder überlassen können vnd mogen, von allermenniglichen vnuerhindert.

Exemptio Burgerlicher Ämbter Über das sezen, ordnen vnd wollen wir, aus Vnsere Kayl: Macht vollkommenheit in kraft dieß brieffs, daß ein iegliche Obrigkeit, Commun vnd orth des Heyl: Reichs, auch Vnsere Erbkönigreich, Fürstenthumb vnd Landen, da bemelter Matthias Dollinger von Hornfeld, dessen Eheliche leibs erben vnd derselben erbens erben, ihres Nahmens, Stammens vnd Geschlechts für vnd für ewiglich, wo vnd welcher enden vnd orthen, Sie ietzt oder in künftige in Stätten, Fleckhen oder auf dem Landt, samt ihren Ehewürthinen, Kindern, Dienern, Haußgesindt, zugehörigen vnd Verwandten, auch ihrer aller haab vnd guetter, wenig oder vil zu iederzeit mit Ihrem heußlichen anwesen oder wohnung sich niederlassen, sizen, vnd bleiben wollen, oder da Sie einmahl einem orth sessen oder wohnhafft gewesen weren, vnd hernach solche Ihre wohnung vnd anwesen weiter in andere weeg vnd orth verändern vnd verkehren wurden, wan vnd so oft solches durch Sie ihrer gelegenheit nach beschehe, an denselben orthen vnd enden nit allein Sie mit Ihren Persohnen, auch Ihren Ehewürthinen, Kindern iezigen vnd künftigen vnd derselben Kindes Kindern, auch deren alle haab vnd güetter nichts daruon außgenommen, noch hinden gesetzt, wo vnd an welchen orthen die gelegen seindt, einkommen, sizen, wehren, anzunehmen vnd bleiben zulassen, pflichtig vnd schuldig sein sollen, sondern daß Sie an allen solchen orthen vnd enden mit Ihren Persohnen, auch allen ihren Haab vnd guettern, ligenden vnd fahrenden, gar nichts außgenommen, aller vnd ieglicher hoher vnd niderer, grosser vnd kleiner burgerlicher oder anderer ämbter, als der Bürgermaister, Rathgeber, Geist: vnd Rechts vnd darzu in gemein aller ämbter Verwaltungen, Administrationen, Verweesungen, auch Pflegschafften, Vormundschafften, oder in andere desgleichen weeg, wie allsolche Verwaltungen Nahmen haben können, vnd mögen, nichts außgenommen; darzu auch an denen orthen, da Wir Vnsere Kayl: Hoffläger stäthe oder nur auf ein bestimbte zeit haben möchten, mit belegung vnd einnehmung Vnsers Hoffgesindts, Kriegs Volckhs vnd andern beschwehrungen vnd gastungen; deßgleichen, Raisen, wachen, Frohnens vnder dergleiche dienstbarkeiten für sich selbst vnd die Ihrigen vnd sonst aller anderer beschwerdten, ganz vnd gar frey, Exempt vnd entledigt sein, auch mit dem allen wider ihren gueten willen nit beladen, beschwert, angefechten, darzu die anzunehmen keines weegs getrungen werden sollen vnd mögen.

Schutz, Schürm vnd Salva guardia Damit auch vilgedachter Matthias Dollinger von Hornfeld, seine Eheliche leibs erben vnd derselben erbens erben, bey allen diesen Vnsern Ihnen gegebenen Kayser vnd Königl: Privilegien, gnaden vnd Freyheiten, auch Ihren Haab vnd Güettern, Rechten, Inhabungen vnd Gerechtigkeiten, desto zuhi: fridlichen vnd vnangefochten sein, sizen vnd bleiben: auch würckhlich gehandthabt

werden mögen, So haben Wir Sie sambt Ihren Ehewürthinen, Wittiben, Kindern, auch allen ihren haab vnd Güettern, ligenden vnd fahrenden so Sie iezo haben oder künfftig mit Rechtmäßigen titul überkommen werden, deßgleichen ihre diener, Vnderthanen, Haußgesindt, Vndersässen, Lehen: vnd aigenleüthe in Vnsern vnd Vnserer nachkommen am Heyl: Röm. Reich auch Vnserer Erbkönigreich, Fürstenthumben vnd Landen, sonder gnadt, Verspruch, Schuz, Schürmb vnd glaidt auf ewig zeit auffgenohmen vnd empfangen; Vnd mainen, sezen vnd wollen, daß er, seine Eheliche Leibs erben, vnd derselben erbens erben, Ehewürthinen, Wittiben, Vnderthanen, Diener, Haußgesindt, aigen vnd Lehenleüthe, sambt ihr aller Leib, Haab vnd güettern in Vsere vnd den Heyl: Reichs: auch Vsers Löbl: Erzhauses Österreichs, sondern Verspruch, Schuz, Schürmb vnd glaidt, in ewige zeit sein, auch darzu alle vnd iegliche gnadt, Freyheit, Ehr, würde, Vorthail, Recht, Gerechtigkeit vnd guette gewohnheiten haben, wie andere, so in dergleichen Verspruch, Schuz, Schürmb vnd Glaidt sein, solches alles haben, sich dessen gebrauchen, vnd aller orthen, ihrer nottdurfft vnd gelegenheit nach sicher vnd frey wehnen, handeln vnd wandlen sollen vnd mögen;

Darzu in Krigs: empörungs vnd andern zeiten Ihrer gelegenheit vnd gefallen nach Vnsern vnd des Heyl: Römischen Reichs Kayser: vnd Königl: Adler, deßgleichen Vnser Erbkönigreich, Fürstenthumb vnd Lande Wappen, an allen ihren wohnungen, Haab vnd güettern zu einem sichern Schuz, vnd Salva guardia mahlen, an: vnd aufschlagen, auch hernach mit gebührender reverenz widerumben abthuen vnd hinweg nehmen lassen, von allermenniglich vnuerhindert. Doch sollen Sie einen ieden des spruch vnd forderung zu Ihnen hette, oder gewunne, vmb was sachen, oder wie daß wehre, nichts außgenohmen, ahn gebührenden orthen vnd enden Rechts statt thuen vnd deme nit vorsein.

Vnd gebietten darauf allen vnd ieden Churfürsten, Fürsten, Geist: vnd Weldtlichen, Prälaten, GraVen, Freyen, Herrn, Rittersn, Knechten, Landtmarschalchen, Landtschaubtleüthen, Landtvogten, Haubtleüthen, Vizdomen, Vögten, Pflegern, Verwesern Ambtleüthen, Landtrichtern, Schultheissen, Burgermaister, Richtern, Räthen, Kundigern der Wappen, Ehrenholden, Persewanten, Bürgern, gemeinden, vnd sonsten allen andern Vnsern vnd des Heyl: Reichs, auch Vnserer Erbkönigreich, Fürstenthumb vnd Landen Vnderthanen vnd getrewen, was würden, Standts oder weesens die seindt, ernstlich vnd Vestiglich mit diesem brieff vnd wollen, daß Sie obgemelten Matthias Dollinger von Hornfeld, dessen Eheliche Leibs erben, vnd derselben erbens erben, Manns vnd Weibs Persohnen für vnd für in ewige zeit, alß ander Vnser vnd des Heyl: Reichs auch Vnserer Erbkönigreich, Fürstenthumb vnd Landen Recht geborene Lebens: Thurnierßgenoß vnd Rittermässige Edelleüth, in all vnd ieglichen Geist: vnd Weldtlichen Ständen, Stifften vnd sachen, wie vorstehet, annehmen, halten, zulassen, würdigen vnd Ehren, auch in all diesen vorgeschribenen Vnsern Kayl: gnaden, Freyheiten, Privilegien, Ehren, würden, Vorthailen, Rechten, Gerechtigkeiten, gesell: gemeinschaft vnd erhebung in den Standt vnd grad des Adels, auch vorbemeltem Adelichen Wappens vnd Clainodts, nit hindern noch irren, sondern Sie deren in allen vnd ieden ehrlichen Redlichen, Adelichen vnd Ritterlichen sachen, handlungen vnd geschäften, inner: vnd ausserhalb Gerichts, allerdings geruhig, vnd ohne irrung gebrauchen, geniessen vnd gänzlich darbey bleiben lassen, Darwider nicht thuen, noch daß iemandts andern zthuen gestatten, in kein weis noch weeg, als lieb einem ieden seye, Vnser vnd des Reichs schwere Vngnadt vnd straff, vnd darzu ein Pöen, nemlich fünffzig Marckh löttiges Goldts zuuermeiden, die ein ieder, so oft er freuentlich hierwider thette, Vns halb in Vnser vnd des Reichs Cammer vnd den andern halben theil vilgedachten Matthiasen Dollinger von Hornfeld, seinen Ehelichen leibs erben vnd Nachkommen, so hierwider beleidigt wurden vnnachlässlich zubezahlen verfallen sein solle.

Doch Vns vnd Vnsern Nachkommen, dem Heyl: Röm: Reich vnd Vnsern Erbkönigreich vnd Landen an Vnser Obrigkeit vnd sonsten menniglich: auch denen die villeicht dem vorgeschribenen Adelichen Wappen vnd prædicat gleichführtn, an denselben vnd Ihren Rechten vnd gerechtigkeiten vnuergriffen vnd vnschädlich.

Mit Urkunt dieß Briefs, besigelt mit Vnserm Kayl: anhangenden Insigel, der der geben ist in Vnser Statt Wien den zwölfften tag Monats Augusti, nach Christi Vnsern lieben Herrn vnd Seeligmachers gnadenreicher gebuhrt, im Sechzehnhundert acht vnd Sechzigsten, Vnserer Reiche, des Römischen im eilfften, des Hungarischen im Vierzehenden vnd des Böhheimischen im Zwölfften Jahr.³²⁹

Text des Nobilitierungsdekrets für Johann Erasmus Senckenberg 1751

Wir Franz von Gottes Gnaden Erwehlter Römischer Kaiser etc. etc. /tot: tit:/
Bekennen für Uns und Unsere Nachkommen am heil:en Römischen Reich öffentlich mit diesem Brief, und thun kund allermänniglich: Obwohlen die Höhe der Römisch=Kaiserlichen Würdigkeit, darein der allmächtige Gott Uns nach seiner väterlichen Fürscheidung gesetzet hat, vorhin mit vielen edelen und adelichen Geschlechtern und Unterthanen gezieret ist; So seynd Wir doch mehrers geneiget, derenjenigen Nahmen und Stammen in höhere Ehr und Würde zu erheben, deren Vor= Elteren und sie, in Unseren und heiligen Reichs treu=gehorsamsten Diensten sich vor anderen mit beständiger Ergebenheit hervorgethan und wohl verhalten haben, damit andere durch dergleichen milde Belohnung zur Nachfolge guten Verhaltens und Ausübung adelicher Thaten gleichfalls bewaget und aufgemuntert werden.

Merita. Wann Wir nun gnädiglich angesehen, wahrgenommen und betrachtet das alte gute Herkommen, die besonderen Tugenden, stattliche Vernunft, Gelehrsam= und Geschicklichkeit, auch andere treffliche Eigenschaften, womit Uns Unser und des Reichs lieber Getreuer Johann Erasmus Senckenberg, verschiedener Reichs=Fürsten und Stände Hof=Rath und Raths=Verwandter in Unserer und des heil:en Reichs Stadt Franckfurth am Mayn, umständlich angerühmet, und des mehreren glaubwürdig vorgebracht worden, was massen seine Vor= und Elteren väter= und mütterlicher Seits jederzeit ansehnliche Ehren=Stellen bekleidet, und unter anderen noch letzthin weyland sein Vatter der Arzney=Kunst Doctor, und Leib=Medicus an etlichen Fürstlichen Höfen gewesen; Er selbst aber, nach zurück gelegten Studiis nicht nur verschiedene wohl ausgearbeitete Deductiones zum Druck befördert, und sich in vielen illustren Rechts=Händlen gebrauchen lassen, sondern auch bei allen Gelegenheiten seine schuldigste unterthänigste Treue gegen Uns, das durchleuchtigste Ertzhaus und gemeine Weesen unaussetzlich an Tag geleet, in solchem löblichen Eiffer auch bis in seine Gruben unverrückt zu beharren, des allergehorsamsten Erbietens ist; Wie er dan nach seinen besitzenden rühmlichen Eigenschaften wohl thun kan, mag und soll;

Creatio. So haben Wir demnach aus jetzangeführten, und mehr anderen, Unser Kaiserliches Gemüth bewegenden Ursachen, mit wohlbedachtem Muth, gutem Rath und rechtem Wissen, ihme Johann Erasmus Senckenberg die besondere Kaiserliche Gnad gethan, und ihn, samt seinen jetzigen und künftigen ehelichen Leibserben und derenselben Erbens=Erben beyderley Geschlechts absteigenden Stammens, für und für in des heil:en Römischen Reichs Adel=Stand gnädigst erhoben, eingesetzt und gewürdiget, auch der Schaar, Gesell= und Gemeinschaft anderer adelicher Personen dergestalt zugesellet, zugefüget und verglichen, als ob sie von ihren vier Ahnen väter= und mütterlicher Seits in solchem Stand herkommen und gebohren wären. Thun das, und erheben, würdigen und setzen sie auch in des heiligen Römischen Reichs Adelstand aus Kaiserlicher Macht=Vollkommenheit dergestalten, daß sie dafür von jedermänniglich in allen und jeden ehrlich= und adelichen Sachen, Handlungen und Geschäften geist= und weltlichen, gehalten, geehret, genennet und geschrieben werden, darzu alle und jede Gnad, Ehr, Würde, Sitz, Stimm, Vorthail, Freyheit, Recht und Gerechtigkeit haben, zu geistlichen Stellen auf Dom=Stifften hohen und niederen, Ämtern und Lehen geist= und weltlichen, nach eines jeden Stifts, wohlhergebrachten Statuten und Gewohnheiten aufgenommen werden, und mit anderen Unseren und des Reichs recht=

³²⁹AVA Adelsakt Matthias Dollinger 1668, fol 2-12r

gebohrenen Lehens= Turniers= genossenen adelichen Personen zu turniren, mit ihrer Lehen und all= andere Gerichte und Recht zu besitzen, Urthel zu schöpfen und Recht zu sprechen, auch derenselben theilhaftig, tauglich und empfänglich seyn sollen.

Arma. Ferner und zu mehrerer Gedächtnus Unserer Kaiserlichen Gnade haben Wir ihme Johann Erasmus Senckenberg, seinen jetzigen und künftigen ehelichen Leibs=Erben und derenselben Erbens=Erben beyderley Geschlechts, das vorhin geführte und von seinen VorEltern auf ihn dargekommene Wappen nicht allein bestätigt, sondern auch solches ins künftige zu ewigen Zeiten also zu führen und zu gebrauchen, gnädiglich gegönnet und erlaubet, als mit Nahmen: einen silbernen Schild, in welchem ein von unten bis in die Mitte ragender schwartzer Berg mit auswerffenden Feuer=Flammen zu sehen. Auf dem Schild ruhet ein freyoffener, adelicher, blauangehoffener, roth gefütterter, gepauschter Turniers=Helm, mit seinem Kleinod, und zur rechten mit silber und schwartz, zur linken aber mit Gold und roth vermischt, herabhangender Helm=Decken. Aus dem Pausch entspringen zwey auswärts gekehrte Püfels=Hörner oder Elephanten=Rüssel mit offenen Mündlöchern, das zur rechten aber von Gold, unten von roth: das zu linken hingegen oben von roth unten von Gold zur Helffte quer getheilt; zwischen welchen ein Sechsstrahliger goldener Stern erscheinet; Wie dann solch adeliches Wappen in Mitte dieses Unsers Kaiserlichen Gnaden=Briefs mit Farben eigentlich entworfen ist.

Concessio. Thun das, gönnen und erlauben ihme Johann Erasmus Senckenberg, seinen ehelichen Leibs=Erben und derenselben Erbens=Erben beyderley Geschlechts, daß sie vorbeschriebenes adeliches Wappen in allen und jeden ehrlich= und adelichen Sachen, Handlungen und Geschäften, zu Schimpff und Ernst, in Streiten, Stürmen, Schlachten, Kämpfen, Turnieren, Gestecken, Gefechten, Ritter=Spiele, Feldzügen, Panieren, Gezeltenaufschlagen, Insiglen, Petschaften, Kleinoden, Begräbnüssen, Gemälden und sonst an allen Orten und Enden, nach ihren Ehren und Nothdürfften führen und gebrauchen können und mögen, von Recht und Gewohnheit, unverhindert männiglich.

Prædicatum. Wir haben über dieses zu noch mehrerer Bezeugung Unserer Kaiserlichen Gnade, ihme Johann Erasmus Senckenberg und seiner jetzig und künftigen ehelichen Nachkommenschaft beyderley Geschlechts, absteigenden Stammes gnädiglich gegönnet und erlaubet, daß sie nun hinfüro in ewigen Zeiten, gegen Uns und Unsere Nachkommen, Römische Kaysere, deren Cantzleyen und sonst jedermänniglich, in allen ihren Reden, Schrifften, Handlungen und Geschäften, sich von Senckenberg, wie nicht weniger von ihren mit rechtmässigen Titul bereits besitzenden oder künftigt noch überkommenden Gütheren nennen und schreiben, von männiglich auch also genennet und geschrieben werden sollen und mögen, von allermänniglich unverhindert.

Mandatum. Gebieten darauf allen und jeden Churfürsten, Fürsten geist= und weltlichen, Prælaten, Grafen, Freyen, Herren, Rittersn, Knechten, Land=Marschallen, Landes=Hauptleuten, Landvögten, Hauptleuten, Vitzdomen, Vögten, Pflegern, Verweseren, Amtleuten, Land=Richtern, Schultheissen, Burgermeisteren, Richtern, Räten, Kündigern deren Wappen, Ehrenholden, Persevanten, Bürgern, Gemeinden und sonst allen anderen Unseren und des Reichs Unterthanen und Getreuen, was Würden, Stands oder Wesens sie seynd, ernst und vestiglich mit diesem Brief und wollen, daß sie oftgedachten Johann Erasmus von Senckenberg, seine eheliche Leibs=Erben und derenselben Erbens=Erben beyderley Geschlechts, für und für, zu ewigen Zeiten, als Unsere und des Heilen Röm. Reichs rechtgebohrne Lehens Turniers=genossene adeliche Personen erkennen, ehren und würdigen, an oberzahlten Unseren Kaiserlichen Gnaden, Ehren, Würden, Vortheilen, Freyheiten, Rechten und Gerechtigkeiten, Erhebung in den Heilen Römischen Reichs Adelsstand, adelichen Wappen, Kleinod und Benahmung nicht hindern noch irren, sondern sie deren allen ruhiglich freuen, gebrauchen, geniessen und gänzlichen dabey bleiben lassen, hierwieder nicht thun, noch das jemand anderen zu thun gestatten, in keiner Weise noch Wege, als lieb einem jeden seye, Unsere und des Reichs schwehrer Ungnad und Straffe, und darzu eine Pöen nehmlich

fünfzig Marck löthigen Goldes zu vermeiden, die ein jeder, so oft er freventlich hierwieder thäte, Uns halb in Unsere und des Reichs Cammer, und den anderen halben Theil ihm Johann Erasmus von Senckenberg, oder seine ehelichen Erben und Nachkommen, so hierwieder beleidiget würden, ohnnachlässlich zu bezahlen verfallen seyn solle: Doch Uns und dem heiligen Reich an Unseren, und sonst männiglich an seinen Rechten und Gerechtigkeiten unvergriffen und unschädlich.

Mit Urkund dieses Brieffs, besiegelt mit Unserem Kaiserlichen anhangenden Insiegel, der geben ist etc. etc. Wien den 28. Aug. 1751.³³⁰

Text des Nobilitierungsdekrets für Georg Niklas Lübbers 1786

Wir Joseph II etc. /Totus Titulus/

Bekennen für Uns und Unsere Nachkommen am heil: Röm: Reiche öffentlich mit diesem Briefe, und thun kund allermänniglich: Obwohlen die Römisch-kaiserliche Würde, darein der allmächtige Gott und nach seiner väterlichen Fürscheidung gesetzet hat, vorhin mit vielen herrlichen und adelichen Geschlechtern und Unterthanen gezieret und versehen ist; So sind wir doch mehrers geneigt, derjenigen Namen und Geschlechtere, welche fürtreffliche Sitten und Thaten auszuüben sich bestreben, in höhere Ehre und Würde zu erheben, und mit Unseren kaiserlichen Gnaden zu bedenken, damit noch andere durch dergleichen milde Belohnungen rühmlicher Eigenschaften, zur Nachfolge guten Verhaltens und Ausübung adelicher und löblicher Thaten gleichfalls bewegt und aufgemunteret werden.

Merita. Wann Uns nun von Unserm und des Reichs lieben getreuen Georg Miklaus Lübbers allerunterthg. vorgetragen worden, was massen derselben in seinen jungen Jahren sich dem Militardienst gewidmet, und bis zum Major sich geschwungen, auch ein ansehnliches Vermögen theils in englischen Kriegsdiensten in Ostindien erworben, theils mit seine Ehegattin erheyrahet habe, dermal ein beträchtliches Gut im Hollsteinischen besitze, und zugleich, als königl: dänischer wirklicher Etatsrath, eine ansehnliche Ehrenstelle bekleide, sofort nunmehr nichts sehnlicher wünsche, als daß Wir ihn samt seiner ehelichen Nachkommenschaft in des heiligen Römischen Reiches Adelstand mildest zu erheben geruhen möchten, welche allerhöchste Gnade er lebenslänglich mit unverbrüchlicher Treue und Ergebenheit danknehmigst zu verehren des allerunterthänigsten Erbiethens ist, solches auch wohl thun kann, mag und solle.

Creatio. So haben Wir demnach aus obangeführten und anderen Unser kaiserl. Gemüth bewegenden Ursachen mit wohlbedachtem Muth, gutem Rath, und rechtem Wissen, ihm, Georg Niklaus Lübbers, die kaiserl. Gnad gethan, und ihn samt seinen ehelichen leibserben und derenselben Erben und Nachkommen, beyderley Geschlechtes, in gerader Linie absteigenden Stammes, in des heil: Röm: Reiches Adelstand gnädigst erhoben, eingesetzt und gewürdiget, folglich sie der Schaar, Gesell- und Gemeinschaft anderer adelicher Personen dergestalt zugeeignet, als wan sie von vier Ahnen, väter- und mütterlicher Seits, in solchem Stande hergekommen, und gebohren wären, mithin von jeder männiglich an allen Orten und Enden, in allen und jeden Sachen, Handlungen und Geschäften, geist- und weltlichen, dafür gehalten, erkennt, geehret, genennet, und geschrieben werden, dazu alle und jede Gnade, Ehre, Würden, Sitz, Stimm, Vorthail Freyheiten, Recht und Gerechtigkeit haben, zu geistlichen Stellen auf Domstiften, hohen und niederen Ämtern und Lehen, geist- und weltlichen, nach eines jeden Stiftes wohlhergebrachten Gewohnheiten und Statuten, aufgenommen werden, nicht minder auch mit allen anderen Unseren und des heil: Röm: Reiches rechtgebohrenen Lehens- und Turniersgenossen Edelleuten zu turnieren, mit ihnen Lehen und alle anderen Gerichte und Rechte zu besitzen, Urtheile zu schöpfen, und Recht zu sprechen, auch derenselben theilhaftig, würdig und empfänglich seyn sollen und mögen.

³³⁰AVA Adelsarchiv Johann Erasmus Senckenberg 1751, fol 2-11r

Arma. Ferner und zu mehrerem Gedächtnis dieser Unserer kaiserl: Gnade haben Wir ihm Georg Niklaus Lübbers, seinen jezigen und künftigen ehelichen Leibeserben und derenselben Erbenserben, beyderley Geschlechtes in gerader Linie absteigenden Stammes, nachstehendes adeliche Wappen verliehen, und solches beständig also zu führen, und zu gebracuhen gnädiglich gegönnet, und erlaubet: als einen gevierten Schild, in dessen ersten und vierten blauen Felde drey übereinander gelegte silberne weißbefiederte Pfeile mit den Spitzen in die Höhe, im zweiten und dritten silbernen Felde aber ein rother wellenförmiger Querbalken zu ersehen ist. Auf dem Schilde ruht ein rechtsgekehrter, blauangelaufener, rotgefütterter, frey, offener, mit anhangendem Kleinode, und rechts mit Silber und Blau, links mit Silber und Roth vermischt herabhängenden Decken gezielter, goldgekrönter adelicher Turniershelm, auf dessen Krone eine von der linken zur Rechten gebogener geharnischter Arm, die oben schon in dem Schilde beschriebene frey Pfeile, die Spitze gegen die Rechte gewendet, haltend erscheint; wie solch adeliches Wappen in Mitte dieses unseres kaiserl: Gnadenbriefs mit Farben eigentliche entworfen und gemahlet ist.

Concessio. Verleihen mithin, gönnen und erlauben ihm, Georg Niklaus Lübbers, seinen ehelichen Leibeserben, und derenselben Erbenserben, beyderley Geschlechtes, in gerader Linie absteigenden Stammes, daß sie vorbeschriebenes adeliche Wappen in allen und jeden ehrlichen, redlichen und adelichen Sachen, Handlungen und Geschäften, zu Schimpf und Ernst, in Streiten, Stürmen, Schalchten, Kämpfen, und Turnieren, Gestecken Gefechten, Ritterspielen, Feldzügen, Panieren, Gezeltaufschlagen, Insiegeln, Pettschaftenn, Kleinodien, Begräbnissen, Gemälden, und sonst an allen Orten und Enden, nach ihren Ehren, Würden, Notdurften und Wohlgefallen, gebrauchen können und mögen, Recht und Gewohnheit, unverhindert allermänniglich.

Prædicat. Wir haben über dieses noch zu mehrerer Bezeigung Unserer kail: Gnade, ihm Georg Niklaus Lübbers, seinen ehelichen Leibeserben und derenselben Erbenserben und Nachkommen, beyderley Geschlechtes in gerader Linie absteigenden Stammes, gnädiglich gegönnet und erlaubet, daß sie nun hinfüro in ewige Zeiten gegen Uns und Unsere Nachkommen am heil: Reiche, Römische Kaiser und Könige, auch deren Kanzleyen und sonst jedermänniglich in allen ihren Reden, Schriften, Titeln, Insiegeln, Handlungen und Geschäften sich, von Lübbers, wie nicht weniger von allen ihren dormalen mit rechtmäßigem Titel besitzenden, oder künftig noch überkommenden Gütern nennen und schreiben, auch sie also von jedermänniglich genennet, und geschrieben werden sollen und mögen.

Mandatum. Gebiethen darauf allen und jeden Churfürsten, Fürsten /: ad longum ins Reich :/ ernst und vestiglich mit diesem Briefe, und wollen, daß sie oftgenannten Georg Niklaus von Lübbers, seine ehelichen Leibeserben und derenselben Erbenserben und Nachkommen beyderley Geschlechtes, in gerader Linie absteigenden Stammes, für und für, in ewige Zeiten, als Unsere und des heil: Röm: Reiches rechtgebohrne Lehens- und turniersgenossene Edelleute erkennen, ehren, und würdigen, an oberzehnten unseren kaiserl: Gnaden, Ehren, Würden, Vortheilen, Freyheiten, Rechten und Gerechtigkeiten, Erhebung in den H. R. Reiches Adelstand, adelichen Wappen, Kleinod, und Benamsung nicht hindern, noch irren, sondern sie deren allen ruhiglich freuen, gebrauchen, genießen, und gänzlich dabey bleiben lassen, darwider nicht thun, noch das jemand andern zu thun erlauben gestatten, in keine Weise, noch Wege, als lieb einem jeden sey, Unsere und des heil: Röm: Reiches schwere Ungnad und Straf, und darzu eine Pöen von 50 Mark löthigen Goldes zu vermeiden, die ein jeder, sooft er freventlich hierwider thäte, und sie in obgedachten Unseren ihnen ertheilten kaiserl: Gnaden, Würden, Ehren, und Erhebung in des H. R. Reiches Adelstand, adelichen Wappen, und Benamsung beeinträchtigen würde, Uns halb in Unsere und H. R. Reiches Kammer, und den andern halben Theil mehrbenanntem Georg Niklaus v. Lübbers, oder dessen ehelichen Leibeserben und derenselben Erbenserben, beyderley Geschlechtes in gerader Linie absteigenden Stammes, so hierwider beleidiget würden, unnachlässlich zu bezahlten verfallen seyn solle; Doch Uns und dem heil: Röm: Reich an Unseren und

sonst jedermänniglich an seinen Vorzügen, Freyheiten, Rechten und Gerechtigkeiten unvergriffen, unnachtheilig, und unschädlich.

Mit Urkund dieses Briefes etc. etc. Wien den 27. März 1786³³¹

Text des Antrags auf Erhebung in des Adelsstand von Georg Niklas Lübbers 1786

Allerdurchleutigster Großmächtigster Unüberwindlichster Römischer Kayser
Allergnädigster Kayser, König und Herr Herr

Ew: Kayserl: und Königl: Apostolische Majestät angestammt Gnade und Grossmuth, mit welcher Allerhöchstdieselben jeden Glücklichen zu machen geneigt sind, läset mich ehrerbietigst hoffen, daß auch ich die Erlaubnis haben werde, mein allerunterthänigstes Anliegen vor Allerhöchstdero geheiligten Thron nieder zulegen. Ich habe in meinen jungen Jahren im Militairstande mich bis zum Major hinaufgedienet, habe mir ein ansehnliches Vermögen Theils in Englischen Kriegs Diensten in Ostindien erworben, theils mit meiner Frau erheurathet, besitze seit 25 Jahren ein adeliches Guth in Holstein, bin seit 16 Jahren mit dem Brandenburgischen rothen adler Orden begnadiget und bekleide als Königl. Dänischer wirklicher Etatsrath mit Brigadiersrang eine adeliche Charge.

Weil aber ein solcher persöhnlicher Adel nicht erblich ist und gleichwohl die Beförderung des Glücks meines einzigen Sohnes, der eine unwiderstehliche Neigung zum Militairstande hat, worin ein Unadelicher selten es weit zu bringen pflegt mir gar sehr am Hertzen liegt, so wird mein aller devoteste Anliegen vor Ew Kayserl: und Königl: Apostol: Majestät in den Reichsadelstand erhoben zu werden, mir hoffentlich nicht zur Eitelkeit ausgelegt, um so weniger verärgert werden können; als ich bey der mich dazu Qualificirenden adelichen Charge ein hinreichendes Vermögen besitze den mir allerhuldreichst mitzutheilenden erblichen Familien Adel zu douteniren.

Solchemnach unterwinde ich mich Ew Kayserl: und Königl: Apostolische Majestät allerunterthänigst zu bitten.

allerhöchstdieselben geruhen aus Kayserlicher höchsten Macht mich und meine eheliche Leibes Erben beyderley Geschlecht in den Lebens=Tournier=ritter=und stiftsmäßigen Reichsadelstand dergestalt zu erheben als ob ich von meinen Ahnen väterlicher und mütterlicher Seits zu dem recht gebohrenen Reichsadel gehöret hätte, auch das abgezeichnet sub A anliegende Wapen mit offenen Helm und Kron allergnädigst zu bestätigen, und solche mir und meinen Nachkommen zu gebrauchen allerhuldreichst zugestatten.

Ich werde diese Kayserl: Reichsväterl: allerhöchste Gnade und Hulde, wodurch mein Sohn noch mehr ermuntert werden und Gelegenheit bekommen wird sich durch rühmliche Thaten hervorzuthun und sein Glück zu machen, mit dem allerdevotesten Dank so lange ich lebe erkennen, derselben würdig zu werden mich äusserst bestreben und mit Eifer und Neigung für Ew Kayserl. und Königl: Apostolische Maj. glorreiche Glück und Aufklärung unter den Menschen verbreitende Regierung erfüllet, den grossen Gott für Allerhöchstdero unschätzbares Leben auch für den ewigen Flor des Kayserlichen Hauses unaufhörlich anflehen und in aller tiefster Ehrfurcht ersterben.

Ew Kayserl. und Königl. Apostolische Majestät.

Stockelsdorff den 31.ten Januari 1786

Allerunterthänigster treu gehorsamster Georg Nicolaus Lübbers³³²

³³¹AVA Adelsarchiv Georg Niklas Lübbers 1786, fol. 2-3r und 4-10r

³³²AVA Adelsarchiv Georg Niklas Lübbers 1786, fol. 5-5r und 8

Publizierte Quellen

- Agricola, Johannes: Die Sprichwörtersammlungen. Hg. von S. L. Gilman. 2 Bde. – Berlin/New York: 1971
- Alberti, Leon Battista: Vom Hauswesen (Della Famiglia). – München: 1986
- Origines de la Noblesse Française depuis l'établissement de la Monarchie, contre le système de Lettres imprimées à Lyon an 1763, dédiée à la Noblesse de France, par le Vicomte XXX (Alès de Corbet). – Paris: 1766
- Alouëte, François d': Traité des Nobles et des Vertus dont ils sont formés. – Paris: 1577
- René Louis de Voyer, Marquis d'Argenson: Journal et mémoires d'Argenson. – Paris: 1858
- Arumaeus, Dominicus/Fritze, Petrus: De nobilitate. – In: Arumaeus, Dominicus: Discursus academici de jure publico. – Jena: 1616
- Bartolus a Saxoferrato: Super postremis tribus libris codicis commentaria. – Basel: 1588
- Belleguise, Alexandre de: Traité de la noblesse et de son origine suivant les préjugés rendus par les commissaires départis pour la vérification des titres de noblesse, avec la déclaration de sa Majesté, arrêts et règlement du Conseil sur la fait de la dite vérification. – Paris: 1669
- Boulainvilliers, Henri de: Dissertation sur la Noblesse française servant de préface aux Mémoires de la maison de Croi et de Boulainvilliers. Hg. von André Devyer. – In: Devyer, André: Le sang épuré. Les préjugés de race chez les gentilhommes français de l'Ancien Régime (1560-1720). – Brüssel: 1973
- Callière, François de: The Art of Diplomacy. Hg. von. H. M. A. Keens-Soper und Karl W. Schweizer. – Leicester: 1983
- Castiglione, Baldesar: Das Buch vom Hofmann. (Il Libro del Cortegiano). – München: 1986
- Champier, Symphorien: Etit dialogue de noblesse [...]. – Paris: 1535
- Champier, Symphorien: Le fondement et origine des tiltres de noblesse [...]. – Paris: 1535
- Charron, Pierre: De la sagesse. 2 Bde. – Paris: 1782. (1. Aufl. 1601)
- Die Chronik der Grafen von Zimmern. Hg. von H.-M. Decker-Hauff. – Sigmaringen: 1972
- Cromé, François: Dialogue d'entre le Maheustre et le Manant. Hg. von Peter M. Ascoli. – Genf: 1977
- Dampmartin, Pierre de: De la conaissance et merveilles du monde et de l'homme. – Paris: 1585
- Faret, Nicolas: L'honneste homme ou l'art de plaire à la court. Hg. von M. Magendie. – Paris: 1925, (1. Aufl. 1630). Grynaeus, Samuel/Rzeczycki, Petrus: De nobilitate. – Basel: 1646

- Guden, Johann Moritz/Ziegler, Dietrich Wilhelm: *Disputatio de nobilitate*. – Erfurt: 1677
- Hagemann, Gerhard: *De omnigena hominis nobilitate libri IV*. – Köln: 1698
- Hahn, Heinrich/Corbmacher, Engelbert: *Dissertatio juridico-politica de iure nobilium singulari*. – Helmstedt: 1672
- Hanaw, Johann Georg: *Synoptica resolutio quaestionum ducentarum [...] de nobilitate*. – Guben: 1672
- Hénault, Charles-Jean-François: *Nouvel abrégé chronologique de l'histoire de France*. 2 Bde. – 5. Aufl. Paris: 1756
- Hobbes, Thomas: *Leviathan*. – Stuttgart: 1970
- Le Masle, Louis: *Discours traittant de la noblesse, et de son origine*. – In: *Les nouvelles récréations poétique*. – Paris: 1586
- de La Perrière, Guillome: *Le miroir politique [...]* – Paris: 1567
- La Broue, Salomon de: *Le cavalerie françois*. – 3. Aufl. Paris: 1610
- Guyon, Louis: *Les diverses leçons*. – Lyon: 1604
- La Roque, Gilles André de: *Traité de la noblesse et toutes ses différentes espèces*. – Rouen: 1734
- La Béraudière, Marc de: *Le combat de seul à seul en camp de clos*. – Paris: 1608
- Le Roy, Louis: *De la vicissitude ou variété des choses en l'univers*. – Paris: 1575
- Léti, Grégoire: *Abregé des maisons et des courts des princes sérénissimes de Brunswick*. – Amsterdam: 1687
- Limnaeus, Johannes: *Juris publici Imperii Romanogermanici libri IX*. – 3. Aufl. Straßburg: 1657
- Loyseau, Charles: *Traité des ordres et simples dignités*. – Paris: 1610
- Lünig, Johann Christian: *Theatrum Ceremoniale Historico-Policum oder Historisch und Politischer Schauplatz aller Ceremonien [...]* 2 Bde. – Leipzig: 1719
- Michaelis, Heinrich: *Correlatio gentilitia de nobilitate generosa*. – Lübeck: 1695
- Montesquieu: *Vom Geist der Gesetze*. – Stuttgart: 1984
- Möser, Justus: *Den Patriotischen Phantasien verwandte Handschriften*. – In: *Ders.: Sämtliche Werke*, Bd. 10. – Oldenburg/Hamburg: 1968
- Musset, Louis: *Discours sur les remonstrances et réformations de chacun estat*. – Paris: 1582
- Nolden, Josua: *De statu nobilium civili*. – Gießen: 1623
- Oncieu, Guillaume d': *La pécédence de la noblesse, sus un différent en cas de pécédence plaidé en audience publique, au souverain sénat de Savoy, entre des nobles, et les syndics du tiers estat d'une parroise*. – Lyon: 1593
- Pascal, Blaise: *Gedanken über die Religion und andere Themen*. – Stuttgart: 1997
- Poggio Bracciolini: *De Nobilitate*. – In: *Opera*. – Basel: 1538
- Rehberg, August Wilhelm: *Über den deutschen Adel*. – Göttingen: 1803
- Briefe eines reisenden Franzosen über Deutschland an seinen Bruder zu Paris. Übersetzt v. K[aspar] R[iesbeck]. Erster Band. 2. beträchtlich verbesserte Ausgabe 1784
- Saulx-Tavanes, Jean de: *Mémoires de Gaspard de Saulx*. Hg. von Michaud und Poujoulat. – Paris: 1838

- Schneider, Zacharias/Stenzsch, Karl Sigismund v.: *Disputatio politica de genuina nobilitate*. – Leipzig: 1636
- Schönburg, Alexander v.: *Die Kunst des stilvollen Verarmens. Wie man ohne Geld reich wird*. – 7. Aufl. Berlin: 2005
- Seckendorff, Veit Ludwig von: *Teutscher Fürsten-Stat.* – 3. Aufl. Frankfurt/M.: 1665
- Simonius, Simon: *De vera nobilitate liber unus*. Hg von Thomas Sagittarius. – Jena: 1616 (1. Aufl Leipzig: 1572)
- Solms, Reinhard Graf von: *Von des Adels Ursprung und Herkommen*. – Frankfurt: 1564
- Sorel, Charles: *Histoire comique de Francion*. Hg. von Yves Guiraud. – Paris: 1979
- Standeserhebungen und Gnadenakte für das Reich und die Erblande bis 1806. Hg. v. Karl F. v. Frank. – Senftenegg: 1967 ff
- Stephani, Matthias: *Tractatus de nobilitate civili*. – Frankfurt: 1617
- Suevus, Gottfried/Loeben, Wolff Albrecht v.: *Discursus juridico-politicus de Nobilitate ejusque pertinentiia*. – Wittenberg: 1652
- Tallemant des Réaux, Gédéon: *Salongeschichten. Historiettes*. – Zürich: 1996
- Thegani Vita Hludovici c. 44 (MGH, Scriptores 2) 599, c. 20, 595
- Andreas Tiraquaeus: *Commentarii de nobilitate*. – 5. Aufl. Paris 1559
- Vechner, Georg: *Discursus de nobilitate*. – Frankfurt: 1612

Literatur

- Adamson, John: The Making of the Ancien-Régime Court. – In: The Princely Courts of Europe. Ritual, Politics and Culture Under the Ancien Régime 1500-1750. Hg. von John Adamson. – London: 1999, S. 7-41
- Anderson, Perry: Die Entstehung des absolutistischen Staates. – Frankfurt/M.: 1979
- Arndt, Johannes: Der Große Kurfürst, ein Herrscher des Absolutismus? Über die Möglichkeiten und Grenzen monokratischer Herrschaft im 17. Jahrhundert. – In: Der Absolutismus – ein Mythos?: Strukturwandel monarchischer Herrschaft in West- und Mitteleuropa (ca. 1550 -1700). Münstersche historische Forschungen Bd. 9. Hg. von Ronald G. Asch – Köln/Wien: 1996. S. 249 ff
- Arndt, Johannes: Zwischen kollegialer Solidarität und persönlichem Aufstiegsstreben. Die Reichsgrafen im 17. und 18. Jahrhundert. – In: Der europäische Adel im Ancien Régime. Von der Krise der ständischen Monarchien bis zur Revolution (ca. 1600-1789). Hg. von Ronald G. Asch. – Köln/Weimar/Wien: 2001, S. 105 ff
- Asch, Ronald G.: Kriegsfinanzierung, Staatsbildung und ständische Ordnung in Westeuropa im 17. und 18. Jahrhundert. – In: HZ 268 (1999). S. 636 ff
- Asch, Ronald G.: Ständische Stellung und Selbstverständnis des Adels im 17. und 18. Jahrhundert. – In: Der europäische Adel im Ancien Régime. Von der Krise der ständischen Monarchien bis zur Revolution (ca. 1600-1789). Hg. von Ronald G. Asch. – Köln/Weimar/Wien: 2001, S. 3 ff
- Asch, Roland G./Duchhard, Heinz: Einleitung: Die Geburt des „Absolutismus“ im 17. Jahrhundert: Epochenwende der europäischen Geschichte oder optische Täuschung? – In: Der Absolutismus – ein Mythos? Strukturwandel monarchischer Herrschaft in West- und Mitteleuropa (ca. 1550 -1700). (Münstersche historische Forschungen Bd. 9). Hg. von Ronald G. Asch – Köln, Wien: 1996. S. 3 ff
- Astarita, Tommaso: The Continuity of Feudal Power: The Caracciolo di Brienza in Spanish Naples. – Cambridge: 1992
- Barker, Thomas M.: Army, Aristocracy, Monarchy: Essays on War, Society and Government in Austria, 1618-1780. – New York: 1982
- Bastl, Beatrix: Feuerwerk und Schlittenfahrt. Ordnung zwischen Ritual und Zeremoniell. – In: Wiener Geschichtsblätter 55 (1996), S. 197-229
- Bastl, Beatrix: Haus und Haushaltung des Adels in den österreichischen Erbländen im 17. und 18. Jahrhundert. – In: Der europäische Adel im Ancien Régime. Von der Krise der ständischen Monarchien bis zur Revolution (ca. 1600-1789). Hg. von Ronald G. Asch. – Köln/Weimar/Wien: 2001, S. 263 ff
- Bastl, Beatrix: Zur sozialen Identität der adeligen Frau. Ihre Ausdrucksformen an kleinen Höfen. – In: Adelige Hofhaltung im Österreich-Ungarischen Grenzraum (vom Ende des 16. bis zum Anfang des 19. Jahrhundert). Symposium im Rahmen der ‚Schlaininger Gespräche‘ vom 20.-23. September 1995 auf Burg Schlaining. Wissenschaftliche Schriftleitung und Redaktion: Rudolf Kropf und Gerald Schlag, Hg. vom Burgenländischen Landesmuseum Eisenstadt. – Eisenstadt: 1995, S. 21-3

- Bastl, Beatrix/Heiss, Gernot: Hofdamen und Höflinge zur Zeit Leopolds I. Zur Geschichte eines vergessenen Berufsstandes. – *Opera Historica* 5 (1996), S. 187-234
- Bastl, Beatrix/Heiss, Gernot: Tafeln bei Hof: die Hochzeitsbankette Kaiser Leopolds I. – In: *Wiener Geschichtsblätter* 50 (1995), S. 181-206
- Bauer, Volker: Die höfische Gesellschaft in Deutschland von der Mitte des 17. bis zum Ausgang des 18. Jahrhunderts. Versuch einer Typologie. – Tübingen: 1993
- Baumgart, Peter: Der Adel Brandenburg-Preußens im Urteil der Hohenzollern des 18. Jahrhunderts. – In: *Adel in der Frühneuzeit. Ein regionaler Vergleich*. Hg. v. R. Endres. – Köln/Wien: 1991, S. 141 ff
- Baury, Roger: *Sentiment et reconnaissance identitaires de la noblesse pauvre en France à l'époque moderne (XVIe-XVIIIe siècles)*. – In: *Identité nobiliaire. Dix siècles de métamorphoses (IXe-XIXe siècle)*. Hg. von der Université du Maine. Laboratoire d'Histoire Anthropologique du Mans. – Le Mans: 1997, S. 78-89
- Beik, William: *Absolutism and Society in Seventeenth Century France. State and Power and Provincial Aristocracy in Languedoc*. – Cambridge: 1985
- Benigno, Francesco: Der Adel in den italienischen Provinzen der spanischen Monarchie im 17. Jahrhundert. – In: *Der europäische Adel im Ancien Régime. Von der Krise der ständischen Monarchien bis zur Revolution (ca. 1600-1789)*. Hg. von Ronald G. Asch. – Köln/Weimar/Wien: 2001, S. 385 ff
- Bérenger, Jean: The Austrian Lands: Habsburg Absolutism under Leopold I. – In: *Absolutism in Seventeenth-Century Europe*. Hg. von John Miller. – Basingstoke/London: 1990, S. 157-174
- Bien, David D.: Manufacturing Nobles: The Chancelleries in France to 1789. – In: *Journal of Modern History* 61(1989), S. 445 ff
- Bien, David D.: Die „Secrétaire du roi“ – Absolutismus, Korporation und Privilegien im französischen Ancien Régime. – In: *Absolutismus*. Hg. von E. Hinrichs. – Frankfurt/M.: 1986, S. 249 ff. Zuerst erschienen unter dem Titel: „The Secrétaire du Roi: Absolutism, Corps, and Privilege under the Ancien Régime“. – In: *Vom Ancien Régime zur Französischen Revolution. Forschungen und Perspektiven*. Hg. von E. Hinrichs u. a. – Göttingen: 1978, S. 153 ff
- Billacois, François: *The Duel: Its Rise and Fall in Early Modern France*. – New Haven: 1990
- Bisson, Thomas: „The Feudal Revolution“. – In: *PP* 142 (1994), S. 6-42
- Blanning, T. C. W.: *The Culture of Power and the Power of Culture*. – Oxford: 2002
- Bleek, Klaus/Garber, Jörn: Nobilitas: Standes- und Privilegienlegitimation in deutschen Adelstheorien des 16. und 17. Jahrhunderts. – In: *Daphnis* 11 (1982), S. 49 ff
- Bleek, Klaus/Garber, Jörn: Deutsche Adelstheorien im Zeitalter des höfischen Absolutismus. – In: *Europäische Hofkultur im 16. und 17. Jahrhundert*. Bd. 2., Hg. von August Buck u. a. – Hamburg: 1991, S. 223-227
- Brakensiek, Stefan: Juristen in frühneuzeitlichen Territorialstaaten. Familiäre Strategien sozialen Aufstiegs und Statuserhalts. – In: *Sozialer Aufstieg. Funktionseliten im Spätmittelalter und in der frühen Neuzeit*. Hg. von Günther Schulz. – München: 2002, S. 269-289
- Braun, Rudolf: Staying on Top: Socio-Cultural Reproduction of European Power Elites. – In: *Power Elites and State Building*. Hg. von Wolfgang Reinhard. – Oxford/New York: 1996, S. 235-259

- Brown, Keith M.: The Scottish Nobility and the British Multiple Monarchy (1603-1714). – In: Der europäische Adel im Ancien Régime. Von der Krise der ständischen Monarchien bis zur Revolution (ca. 1600-1789). Hg. von Ronald G. Asch. – Köln/Weimar/Wien: 2001, S. 363 ff
- Brown, Keith M.: Noble Society in Scotland. Wealth, Family and Culture from Reformation to Revolution. – Edinburgh: 2000
- Brunner, Monika: Frühbarocke Schloßbaukunst in den Habsburgerländern: Schloß Raudnitz. – In: Die Künste und das Schloß in der frühen Neuzeit. Hg. von Lutz Unbehaun. – München: 1998, S. 151-159
- Brunner, Monika: Raudnitz und Richelieu. Die frühbarocken Residenzschlösser zweier Erster Staatsminister im kunsthistorischen Vergleich. – In: Opera historica 7 (1999). S. 311-329
- Brunner, Otto: Adeliges Landleben und europäischer Geist. Leben und Werk Wolf Helmhards von Hohberg 1612-1688. – Salzburg: 1949
- Brunner, Otto: Vom Gottesgnadentum zum monarchischen Prinzip. Der Weg der europäischen Monarchie seit dem hohen Mittelalter. – In: Das Königtum. Seine geistigen und rechtlichen Grundlagen. Mainauvorträge 1954. – 4., unveränderter Nachdruck, Lindau: 1973, S. 279-305
- Burckhardt, Carl Jacob: Der Honnête Homme. Das Elitenproblem im 17. Jahrhundert. – In: Ders.: Gestalten und Mächte. Reden und Aufsätze. – München: 1941, S. 71 ff
- Burke, Peter: Die Geschehnisse des *Hofmanns*. Zur Wirkung eines Renaissance-Breviers über angemessenes Verhalten. – Berlin: 1996
- Burke, Peter: Der Höfling. – In: Der Mensch der Renaissance. Hg. von Eugenio Garin. – Frankfurt/New York: 1990, S. 146-174
- Burns, J. H.: The Idea of Absolutism. – In: Absolutism in Seventeenth-Century Europe. Hg. von John Miller. – Basingstoke/London: 1990, S. 21-42
- Bush, Michael L.: The English Aristocracy. A Comparative Synthesis. – Manchester: 1984
- Bush, Michael L.: The European Nobility Vol. 1. Noble privilege. – Manchester: 1983
- Bush, Michael L.: Rich Noble, Poor Noble. – Manchester: 1988
- Bush, Michael L.: Social Orders and Social Classes in Europe Since 1500. – London: 1992
- Bůžek, Václav: Die Balance der kommunikativen und kulturellen Systeme in der Gesellschaft aristokratischer Höfe frühneuzeitlicher böhmischer Länder. – In: Gutsherrschaftsgesellschaften im europäischen Vergleich. Hg. von Jan Peters. – Berlin: 1997. S. 283-294
- Bůžek, Václav: Die private Welt der böhmischen adeligen Familien in ihren Selbstzeugnissen des 16. und 17. Jahrhunderts. – In: Adelige Welt und familiäre Beziehung. Aspekte der ‚privaten Welt‘ des Adels in böhmischen, polnischen und deutschen Beispielen vom 14. bis zum 16. Jahrhundert. Hg. von Heinz-Dieter Heimann. – Potsdam: 2000, S. 17-41
- Bůžek, Václav/Mat'a, Petr: Wandlungen des Adels in Böhmen und Mähren in Zeitalter des ‚Absolutismus‘. – In: Der europäische Adel im Ancien Régime. Von der Krise der ständischen Monarchien bis zur Revolution (ca. 1600-1789). Hg. von Ronald G. Asch. – Köln/Weimar/Wien: 2001, S. 287 ff
- Cannon, John: Aristocratic century. The peerage in the eighteenth-century England. – Cambridge: 1984

- Cannon, John: The British Nobility, 1660-1800. In: The European Nobilities in the Seventeenth and Eighteenth Centuries. Volume one: Western Europe. Hg. von H. M. Scott. – London/New York: 1995, S. 53 ff
- Carsten, Francis L.: Geschichte der preußischen Junker. – Frankfurt/M.: 1988
- Chaussinand-Nogaret, Guy: The French Nobility in the Eighteenth Century. From Feudalism to Enlightenment. – Cambridge: 1985
- Clark, Samuel: State and Status: The Rise of the State and Aristocratic Power in Western Europe. – Cardiff: 1995
- Conrads, Norbert: Tradition und Modernität im adeligen Bildungsprogramm der Frühen Neuzeit. – In: Ständische Gesellschaft und soziale Mobilität. Hg. von W. Schulze. – München: 1988, S. 389 ff
- Constant, Jean-Marie: L'enquête de noblesse 1667 et les seigneurs de Beauce. – In: Revue d'Histoire moderne et contemporaine. Okt./Dec. (1974), S. 549-550
- Constant, Jean-Marie: Nobles et paysans en Beauce aux XVIème et XVIIème siècle. Thèse doctorat d'état, Université de Paris IV: 1978
- Constant, Jean-Marie: Les structures sociales et mentales de l'anoblissement: analyse comparative d'études récentes XVI-XVII siècle. – In: L'anoblissement en France XVème-XVIIIème siècle: théories et réalités. Hg. von Bernard Guillemin. – Bordeaux: 1985
- Cornaro, Andreas: Nobilitierung ohne Diplom und Ausfertigungsgebühr. – In: Scrinium. Zeitschrift des Verbandes österreichischer Archivare 43 (1990)
- Cubells, Monique: La politique d'annoblissement de la monarchie en Provence de 1715 à 1789. – In: Annales du Midi 94 (1982)
- Czok, Karl: Der Adel in Kursachsen und August der Starke. – In: Adel in der Frühen Neuzeit. Ein regionaler Vergleich. Hg. v. R. Endres. – Köln/Wien: 1991, S. 119 ff
- Demel, Walter: Der europäische Adel vor der Revolution: Sieben Thesen. – In: Der europäische Adel im Ancien Régime. Von der Krise der ständischen Monarchien bis zur Revolution (ca. 1600-1789). Hg. von Ronald G. Asch. – Köln/Weimar/Wien: 2001, S. 409 ff
- Dewald, Jonathan: Aristocratic Experience and the Origins of Modern Culture: France, 1570-1715. – Berkley/Los Angeles/Oxford: 1993
- Dewald, Jonathan: The European Nobility, 1400-1800. – Cambridge: 1996
- Dewald, Jonathan: Pont-St.-Pierre 1398-1789. Lordship, Community and Capitalism in Early Modern France. – Berkeley: 1987
- Dickson, P. G. M.: Finance and Government under Maria Theresia. Vol. 1: Society and Government. – Oxford: 1987
- Dilcher, Gerhard: Der alteuropäische Adel – ein verfassungsgeschichtlicher Typus? – In: Europäischer Adel 1750 – 1950. Hg. von H. U. Wehler. – Göttingen: 1990, S. 57 ff
- Dobler, Eberhard: Das kaiserliche Hofpfalzgrafenamt und der Briefadel im alten Deutschen Reich vor 1816 in rechtshistorischer und soziologischer Sicht. – iur. Diss. Freiburg im Breisgau: 1950
- Donati, Claudio: The Italian Nobilities in the Seventeenth and Eighteenth Centuries. – In: The European Nobilities in the Seventeenth and Eighteenth Centuries. Volume one: Western Europe. Hg. von H. M. Scott. – London/New York: 1995, S. 237 ff
- Donati, Claudio: L'idea di nobiltà in Italia. Secoli XIV-XVIII. – Rom/Bari: 1995
- Doyle, William: Was there an Aristocratic Reaction in Pre-Revolutionary France? – In: PP 57 (1972), S. 97 ff

- Duindam, Jeroen: *The Bourbon and Austrian Habsburg Courts. Numbers, Ordinances, Ceremony – and Nobles.* – In: *Der europäische Adel im Ancien Régime. Von der Krise der ständischen Monarchien bis zur Revolution (ca. 1600-1789).* Hg. von Ronald G. Asch. – Köln/Weimar/Wien: 2001, S. 181 ff
- Duindam, Jeroen: *The Court of the Austrian Habsburgs c. 1500-1750.* – In: *The Princely Courts of Europe. Ritual, Politics and Culture Under the Ancien Régime 1500-1750.* Hg. von John Adamson. – London: 1999, S. 165-187
- Duindam, Jeroen: *Myths of Power. Norbert Elias and the Early Modern European Court.* – Amsterdam: 1995
- Duindam, Jeroen: *Norbert Elias und der frühneuzeitliche Hof – Versuch einer Kritik und Weiterführung.* – In: *Historische Anthropologie* 6 (1998). S. 371-387
- Duindam, Jeroen: *Vienna and Versailles. The Courts of Europe's Dynastic Rivals, 1550-1780.* – Cambridge: 2003
- Ehalt, Hubert Ch.: *Ausdrucksformen absolutistischer Herrschaft. Der Wiener Hof im 17. und 18. Jahrhundert.* – Wien: 1980
- Ehrenpreis, Stefan: *Österreichischer Adel, habsburgische Höfe und kaiserliche Zentralverwaltung (1580-1620).* – In: *Der europäische Adel im Ancien Régime. Von der Krise der ständischen Monarchien bis zur Revolution (ca. 1600-1789).* Hg. von Ronald G. Asch. – Köln/Weimar/Wien: 2001, S. 235 ff
- Elias, Norbert: *Die höfische Gesellschaft. Untersuchungen zur Soziologie des Königtums und der höfischen Aristokratie.* – 9. Aufl. Frankfurt/M.: 1999
- Ellis, Harold A.: *Boulainvilliers and the French Monarchy: Aristocratic Politics in Early Eighteenth-Century France.* – Ithaca/NY.: 1988
- Ellis, Harold A.: *Genealogy, history and aristocratic reaction in the early eighteenth century France: the case of Henri de Boulainvilliers.* – In: *Journal of Modern History* 58 (1986), S. 430 f
- Endres, Rudolf: *Adel und Patriziat in Oberdeutschland.* – In: *Ständische Gesellschaft und soziale Mobilität.* Hg. von W. Schulze. – München: 1988, S. 221 ff
- Endres, Rudolf: *Die Voigtländische Ritterschaft.* – In: *Adel in der Frühneuzeit. Ein regionaler Vergleich.* Hg. v. R. Endres. – Köln/Wien: 1991, S. 55 ff
- Evans, Robert J. W.: *Der Adel Ungarns in der Habsburgermonarchie im 18. Jahrhundert.* – In: *Der europäische Adel im Ancien Régime. Von der Krise der ständischen Monarchien bis zur Revolution (ca. 1600-1789).* Hg. von Ronald G. Asch. – Köln/Weimar/Wien: 2001, S. 345 ff
- Evans, Robert J. W.: *The Making of the Habsburg Monarchy 1550-1700: an Interpretation.* – Oxford: 1979
- Faber, Karl-Georg: *Mitteleuropäischer Adel im Wandel der Zeit. Literaturbericht.* – In: *GG* 7 (1981), S. 276 ff
- Feigl, Helmut: *Die niederösterreichische Grundherrschaft von ausgehenden Mittelalter bis zu den theresianisch-josephinischen Reformen.* – Wien: 1964
- Fischer, Wolfram: *Rekrutierung und Ausbildung von Personal für den modernen Staat: Beamte, Offiziere und Techniker in England, Frankreich und Preußen in der frühen Neuzeit.* – In: *Studien zum Beginn der modernen Welt.* Hg. von R. Koselleck. – Stuttgart: 1977, S. 194 ff
- Ford, Franklin L.: *Robe and Sword. The Regrouping of the French Aristocracy after Louis XIV.* – Cambridge/Mass. (3. Aufl.): 1968
- Forster, Robert: *The House of Saulx-Tavanes: Versailles and Burgundy, 1700-1830.* – Baltimore: 1971

- Frost, Robert I.: The Nobility of Poland-Lithuania, 1569-1795. – In: *The European Nobilities in the Seventeenth and Eighteenth Centuries. Volume two. Northern, Central and Eastern Europe.* Hg. von H. M. Scott. – London/New York: 1995, S. 183ff
- Garber, Klaus: Zur Statuskonkurrenz von Adel und gelehrtem Bürgertum im theoretischen Schrifttum des 17. Jahrhunderts. Veit Ludwig von Seckendorffs „Teutscher Fürstenstaat“. – In: *Europäische Hofkultur im 16. und 17. Jahrhundert. Vorträge und Referate gehalten anlässlich des Wolfenbütteler Arbeitskreises für Barockliteratur in der Herzog-August-Bibliothek Wolfenbüttel vom 4. bis 8. august 1979.* Hg. von A. Buck u.a. – Hamburg: 1981, S. 229 ff
- Gaunt, David: Kinship: Thin Red Lines or Thick Blue Blood. – In: *The History of the European Family. Vol. 1: Family Life in Early Modern Times 1500-1789.* Hg. v. David I. Kertzer und Marzio Barbagli. – New Haven/London: 2001, S. 257-287
- Gestrich, Andreas: Höfisches Zeremoniell und sinnliches Volk. Zur Rechtfertigung des Hofzeremoniells im 17. und frühen 18. Jahrhundert. – In: *Zeremoniell als höfische Ästhetik in Spätmittelalter und Früher Neuzeit.* Hg. von Jörg Jochen Berns und Thomas Rahn (Frühe Neuzeit, Bd. 25), Tübingen 1996, S. 57-73
- Godsey, William D. Jr.: Vom Stiftsadel zum Uradel. Die Legitimationskrise des Adels und die Entstehung eines neuen Adelsbegriffs im Übergang zur Moderne. – In: *Eliten um 1800. Erfahrungshorizonte, Verhaltensweisen, Handlungsmöglichkeiten. Veröffentlichungen des Instituts für Europäische Geschichte, Abteilung für Universalgeschichte 183. Historische Beiträge zur Elitenforschung, 1.* Hg. von Anja Victoire Hartmann u. a. – Mainz: 2000, S. 371-391
- Goetz, Hans-Werner: „Nobilis“. Der Adel im Selbstverständnis der Karolingerzeit. – In: *VSWG 70* (1983), S. 153-191
- Goffman, Erving: *Stigma: Notes on the Management of Spoiled Identity.* – New York: 1964
- Goffman, Erving: *Wir alle spielen Theater. Die Selbstdarstellung im Alltag.* – München/Zürich: 2. Aufl. 2004
- Gollwitzer, Heinz: *Die Standesherren.* – Göttingen: 1957
- Goloubeva, Maria: *The Glorification of Emperor Leopold I in Image, Spectacle and Text.* – Mainz: 2000
- Grassby, R. B.: Social Status and Commercial Enterprise under Louis XIV. – In: *Economic History Review (series 2) 13* (1960), S. 19-38
- Gross, Lothar: *Die Geschichte der deutschen Reichshofkanzlei von 1559 bis 1806.* – Wien: 1933
- Guttandin, Friedhelm: Das paradoxe Schicksal der Ehre. Zum Wandel der adeligen Ehre und zur Bedeutung von Duell und Ehre für den monarchischen Zentralstaat. *Schriften zur Kulturosoziologie*, Hg. von Justin Stagl. Bd 13. – Berlin: 1993
- Haberer, Michael: Leonhard (IV.) von Harrach. Amtsträger zwischen Hof und Land – Diss. Freiburg: 1999
- Hahn, Peter-Michael: Ein Geburtsstand zwischen Beharrung und Bewegung: der niedere Adel in der frühen Neuzeit. – In: *Sozialer Aufstieg. Funktionseliten im Spätmittelalter und in der frühen Neuzeit.* Hg. von Günther Schulz. – München: 2002, S. 193-220
- Halbwachs, Maurice: *Das Gedächtnis und seine sozialen Bedingungen.* – Berlin/Neuwied: 1966

- Hansert, Andreas: Adel der Geburt und Adel des Geistes. Zu einem paradigmatischen Rang- und Standeskonflikt zwischen Patriziern und Gelehrten in Frankfurt im 17. und 18. Jahrhundert. – In: Sozialer Aufstieg. Funktionseliten im Spätmittelalter und in der frühen Neuzeit. Hg. von Günther Schulz. – München: 2002, S. 113-148
- Harding, Robert R.: Anatomy of a Power Elite: The Provincial Governors of Early Modern France. – New Haven, Conn./London: 1978
- Harnisch, Hartmut: Grundherrschaft oder Gutsherrschaft. Zu den wirtschaftlichen Grundlagen des niederen Adels in Norddeutschland zwischen spätmittelalterlicher Agrarkrise und Dreißigjährigem Krieg. – In: Adel in der Frühneuzeit. Ein regionaler Vergleich. Hg. v. R. Endres. – Köln/Wien: 1991, S.73ff
- Heiß, Gernot: Standeserziehung und Schulunterricht. Zur Bildung der niederösterreichischen Adelligen in der frühen Neuzeit. – In: Adel im Wandel. Politik, Kultur, Konfession 1500-1700. Niederösterreichische Landesausstellung Rosenberg 12. Mai – 28. Oktober 1990. Katalog des Niederösterreichischen Landesmuseums, Neue Folge Nr. 251. – Wien: 1990, S. 391ff
- Heiß, Gernot: Bildungsverhalten des niederösterreichischen Adels im gesellschaftlichen Wandel: Zum Bildungsgang im 16. und 17. Jahrhundert. – In: Spezialforschung und Gesamtgeschichte. Hg. von Grete Klingenstein und Heinrich Lutz. – Wien: 1981, S. 139-157
- Hengerer, Mark: Adelsintegration am Kaiserhof (1618-1665). Zeremoniell, Personal, Finanzen, Netzwerke. Ein Dissertationsprojekt. – In: Frühneuzeit-Info 9 (1998), S. 272-279
- Henshall, Nicholas: Early Modern Absolutism 1500-1700: Political Reality or Propaganda. – In: Der Absolutismus – ein Mythos?: Strukturwandel monarchischer Herrschaft in West- und Mitteleuropa (ca. 1550 -1700). (Münstersche historische Forschungen Bd. 9). hg. von Ronald G. Asch – Köln, Wien: 1996. S. 25 ff
- Hersche, Peter: Die deutschen Domkapitel im 17. und 18. Jahrhundert. 3 Bände. – Bern: 1984
- Hersche, Peter: Intendierte Rückständigkeit: Zur Charakteristik des geistlichen Staates im Alten Reich. – In: Stände und Gesellschaft im alten Reich. Hg. von G. Schmidt. – Stuttgart: 1989, S. 133 ff
- Higonnet, Patrice: Class, Ideology, and the Rights of Nobles during the French Revolution. – Oxford: 1981
- Hinrichs, Ernst: Fürsten und Mächte. Zum Problem des europäischen Absolutismus. – Göttingen: 2000
- Hinz, Manfred: Rhetorische Strategien des Hofmannes. Studien zu den italienischen Hofmannstraktaten des 16. und 17. Jahrhunderts. – Stuttgart: 1992
- Hochedlinger, Michael: Mars Ennobled: The Ascent of the Military and the Creation of a Military Nobility in Mid-Eighteenth-Century. – In: German History 17(1999), S. 141-176
- Höfer, Anette/Reichardt, Rolf: Honnêteté, Honnêtes gens. – In: Handbuch politisch-sozialer Grundbegriffe in Frankreich 1680-1820. Bdd. 7, Hg. von Rolf Reichardt. – München 1986, S. 7-73
- Hofmann, Christian: Ritterschaftlicher Adel im geistlichen Fürstentum. Die Familie von Bar und das Hochstift Osnabrück. Landständewesen, Kirche und Fürstentum als Komponente der adeligen Lebenswelt im Zeitalter der Reformation und Konfessionalisierung 1500-1651. – Osnabrück: 1996
- Hofmann, Christina, Das Spanische Hofzeremoniell von 1500-1700. – (Erlanger Historische Studien Bd. 8) Frankfurt/M./Bern/New York: 1985

- Huppert, George: *Les Bourgeois Gentilshommes: An Essay on the Definition of Elites in Renaissance France*. – Chicago: 1977
- Huppert, George: Soziale Mobilität in der Dauphiné im 16. und 17. Jahrhundert. – In: *Ständische Gesellschaft und soziale Mobilität*. Hg. von W. Schulze. – München: 1988, S. 179 ff
- Jäger-Sunstenau, Hanns: Statistik der Nobilitierungen in Österreich 1701-1918. – In: *Österreichisches Familienarchiv* 1 (1963)
- Jahns, Sigrid: Der Aufstieg in die juristische Funktionselite des Alten Reichs. – In: *Ständische Gesellschaft und soziale Mobilität*. Hg. von W. Schulze. – München: 1988, S. 353 ff
- Jespersen, Knud J. V.: The Rise and Fall of the Danish Nobility 1600-1800. – In: *The European Nobilities in the Seventeenth and Eighteenth Centuries. Volume two. Northern, Central and Eastern Europe*. Hg. von H. M. Scott. – London/New York: 1995, S. 41 ff
- Jouanna, Arlette: Die Debatte über die absoluten Gewalt im Frankreich der Religionskriege. – In: *Der Absolutismus – ein Mythos?: Strukturwandel monarchischer Herrschaft in West- und Mitteleuropa (ca. 1550 -1700)*. (Münstersche historische Forschungen Bd. 9). hg. von Ronald G. Asch – Köln, Wien: 1996. S. 57 ff
- Jouanna, Arlette: *Le devoir de révolte. La noblesse française et la gestation de l'état moderne 1559-1661*. – Paris: 1989
- Jouanna, Arlette: Die Legitimierung des Adels und die Erhebung in den Adelsstand in Frankreich (16.-18. Jahrhundert). – In: *Ständische Gesellschaft und soziale Mobilität*. Hg. von W. Schulze. – München: 1988, S. 165-177
- Jürgensmeier, Friedhelm: Die Schönborn. Ihr Aufstieg von nassauischen Edelleuten zu Reichs- und Kreisfürsten. – In: *Adel in der Frühneuzeit. Ein regionaler Vergleich*. Hg. v. R. Endres. – Köln/Wien: 1991, S. 1 ff
- Keller, Katrin: Der Hof als Zentrum adliger Existenz? Der Dresdner Hof und der sächsische Adel im 17. und 18. Jahrhundert. – In: *Der europäische Adel im Ancien Régime. Von der Krise der ständischen Monarchien bis zur Revolution (ca. 1600-1789)*. Hg. von Ronald G. Asch. – Köln/Weimar/Wien: 2001, S. 207 ff
- Kettering, Sharon: *Patrons, Brokers and Clients in Seventeenth-Century France*. – Oxford: 1986
- Klein, Thomas: Die Erhebung in den weltlichen Reichsfürstenstand 1550-1806. – In: *Blätter für deutsche Landesgeschichte* 122 (1986), S. 137-192
- Klingensmith, Samuel John: *The Utility of Splendor. Ceremony, Social Life und Architecture at the Court of Bavaria 1600-1800*. – Chicago: 1993
- Klingenstein, Grete: Der Aufstieg des Hauses Kaunitz. Studien zur Herkunft und Bildung des Staatskanzlers Wenzel Anton. Schriftenreihe der historischen Kommission bei der bayerischen Akademie der Wissenschaften 12. – Göttingen: 1975
- Klingenstein, Grete: Der Wiener Hof in der Frühen Neuzeit. Ein Forschungsdesiderat. – In: *Zeitschrift für historische Forschung* 22 (1995), S. 237-245
- Klueting, Harm: Reichsgrafen – Stiftsadel – Landadel. Adel und Adelsgruppen im niederrheinisch-westfälischen Raum im 17. und 18. Jahrhundert. – In: *Adel in der Frühneuzeit. Ein regionaler Vergleich*. Hg. v. R. Endres. – Köln/Wien: 1991, S. 17 ff
- Kluth, Heinz: *Sozialprestige und sozialer Status*. – Stuttgart: 1956
- Knittler, Herbert: Adel und landwirtschaftliches Unternehmen im 16. und 17. Jahrhundert. – In: *Adel im Wandel. Politik, Kultur, Konfession 1500-1700. Niederösterreichische Landesausstellung Rosenberg 12. Mai – 28. Oktober 1990. Katalog des Niederösterreichischen Landesmuseums, Neue Folge Nr. 251*. – Wien: 1990, S. 45 ff

- Knittler, Herbert: Zur Einkommensstruktur niederösterreichischer Adels herrschaften 1550-1750. – In: Adel in der Frühneuzeit. Ein regionaler Vergleich. Hg. v. R. Endres. – Köln/Wien: 1991, S. 99 ff
- Kroener, Bernhard R.: *Législateur de ses armées*. Verstaatlichungs- und Feudalisierungstendenzen in der militärischen Gesellschaft der Frühen Neuzeit am Beispiel der französischen Armee im Zeitalter Ludwigs XIV. – In: Der Absolutismus – ein Mythos?: Strukturwandel monarchischer Herrschaft in West- und Mitteleuropa (ca. 1550-1700). (Münstersche historische Forschungen Bd. 9). hg. von Ronald G. Asch und Heinz Duchhardt – Köln, Wien: 1996. S. 311 ff
- Kruedener, Jürgen Freiherr von: Die Rolle des Hofes im Absolutismus. – Stuttgart: 1973
- Kuhnert, Reinhold P.: Urbanität auf dem Lande. Badereisen nach Pyrmont im 18. Jahrhundert. – Göttingen: 1984
- Kunisch, Johannes: Absolutismus. Europäische Geschichte vom Westfälischen Frieden bis zur Krise des Ancien Régime. – Göttingen: 1986
- Kunisch, Johannes: Die deutschen Führungsschichten in Zeitalter des Absolutismus. – In: Deutsche Führungsschichten in der Neuzeit. Eine Zwischenbilanz. Hg. von H. H. Hofmann und G. Franz. – Boppard am Rhein: 1980, S. 111-141
- Lampe, Joachim: Aristokratie, Hofadel und Staatspatriziat in Kurhannover. Die Lebensweise der Beamten an den kurhannoverischen Zentral- und Hofbehörden. 1714-1760. – Göttingen: 1963
- Lange, Hermann: Vom Adel des doctor. – In: Das Profil des Juristen in der europäischen Tradition. Symposion aus Anlaß des 70. Geburtstages von Franz Wienacker. Hg. von Klaus Luig und Detlef Liebs. – Ebelsbach: 1980, S. 279-294
- Lanzinner, Maximilian: Zur Sozialstruktur der Geheimen Ratskollegien im 17. Jahrhundert. – In: Staat, Kultur, Politik. Beiträge zur Geschichte Bayerns und des Katholizismus. Festschrift zum 65. Geburtstag von Dieter Albrecht. Hg. von Winfried Becker und Werner Chrobak – Kallmünz/Opf.: 1992 S. 71-88
- MacHardy, Karin J.: Cultural Capital, Family Strategies and Noble Identity in Early Modern Habsburg Austria 1579-1620. – In: PP 163 (1999), S. 36-75
- MacHardy, Karin J.: War, Religion and Court Patronage on Habsburg Austria. The Sozial and Cultural Dimensions of Political Interaction, 1521-1622. – New York: 2003
- Madariaga, Isabel de: The Russian Nobility in the Seventeenth and Eighteenth Centuries. – In The European Nobilities in the Seventeenth and Eighteenth Centuries. Volume two. Northern, Central and Eastern Europe. Hg. von H. M. Scott. – London/New York: 1995, S. 223 ff
- Major, J. Russell: From Renaissance Monarchy to Absolute Monarchy: French Kings, Nobles, and Estates. – Baltimore: 1994
- Malettke, Klaus: Ämterkäuferlichkeit und soziale Mobilität: Probleme und Fragestellungen vergleichender Forschung. – In: Ämterkäuferlichkeit: Aspekte sozialer Mobilität im europäischen Vergleich (17. und 18. Jahrhundert). Hg. von K. Malettke. – Berlin: 1980, S. 3 ff
- Margreiter, Klaus: Die Bedingungen der sozialen Aufstiegsmobilität in der Salzburger Bürokratie des Absolutismus. – In: MGSL 139 (1999), S. 38-86
- Mat'a, Petr: Aristokratisches Prestige und der böhmische Adel (1500-1700). – In: Frühneuzeitinfo 10 (1999), S. 43-52
- Maza, Sarah C.: Servants and Masters in Eighteenth-Century France. The Uses of Loyalty. – Princeton: 1983

- Melton, Edgar: The Prussian Junkers, 1600-1786. – In: The European Nobilities in the Seventeenth and Eighteenth Centuries. Volume two. Northern, Central and Eastern Europe. Hg. von H. M. Scott. – London/New York: 1995, S. 71 ff
- Melton, James Van Horn: The Nobility in the Bohemian and Austrian Lands, 1620-1780. – In: The European Nobilities in the Seventeenth and Eighteenth Centuries. Volume two. Northern, Central and Eastern Europe. Hg. von H. M. Scott. – London/New York: 1995, S. 110 ff
- Mettam, Roger: Definitions of Nobility in Seventeenth-century France. – In: Language, History and Class. Hg. von Penelope J. Corfield. – Oxford: 1991, S. 79-100
- Mettam, Roger: The French Nobility, 1610-1715. – In: The European Nobilities in the Seventeenth and Eighteenth Centuries. Volume one: Western Europe. Hg. von H. M. Scott. – London/New York: 1995, S. 114 ff
- Meyer, Jean: Frankreich im Zeitalter des Absolutismus 1515-1789. Geschichte Frankreichs Bd. 3. Hg. von Jean Favier. – Stuttgart: 1990
- Meyer, Jean: La noblesse à l'époque moderne (XVIe-XVIIIe siècles). – Paris: 1991
- Morsel, Joseph: Die Erfindung des Adels. Zur Soziogenese des Adels am Ende des Mittelalters – Das Beispiel Franken. – In: Nobilitas. Funktion und Repräsentation des Adels in Alteuropa. Hg. von Otto Gerhard Oexle und Werner Paravicini – Göttingen: 1997, S. 312-375
- Motley, Mark: Becoming a French Aristocrat. The Education of the Court Nobility. – Princeton: 1990
- Mounier, Roland: The Institutions of France under the Absolute Monarchy, 1596-1789, 2 Bde. – London/Chicago, Ill.: 1979-1984
- Müller, Klaus: Habsburgischer Adel um 1700: Die Familie Lamberg. – In: MÖStA 32(1979), S. 77-103
- Müller, Rainer A.: Der Fürstenhof in der Frühen Neuzeit (Enzyklopädie deutscher Geschichte, Bd. 33). – München: 1995
- Neuschel, Kristen B.: Word of Honor. Interpreting Noble Culture in Sixteenth-Century France. – Ithaca/London: 1989
- Noflatscher, Heinz: ‚Freundschaft‘ im Absolutismus. Hofkanzler Johann Paul Hofer und die Standeserhebungen Kaiser Leopolds I. – In: Historische Blickpunkte. Festschrift für Johann Rainer. Hg. von Sabine Weiß. – Innsbruck: 1988, S. 469-504
- Noflatscher, Heinz: Funktionseleiten an den Höfen der Habsburger um 1500. – In: Sozialer Aufstieg. Funktionseleiten im Spätmittelalter und in der frühen Neuzeit. Hg. von Günther Schulz. – München: 2002, S. 291-314
- Nowosadtko, Jutta: Betrachtungen über den Erwerb von Unehre. Vom Widerspruch moderner und „traditionaler“ Ehren- und Unehrenkonzepte in der frühneuzeitlichen Ständegesellschaft. – In: Ehre. Archaische Momente in der Moderne. Hg. von Ludgera Vogt und Arnold Zingerle. – Frankfurt/M.: 1994, S. 230 ff
- Oexle, Otto Gerhard: Aspekte der Geschichte des Adels im Mittelalter und der Frühen Neuzeit. – In: Europäischer Adel 1750-1950. Hg. von H.-U. Wehler. – Göttingen: 1990, S. 19 ff
- Paravicini, Werner: Alltag bei Hofe. – In: Alltag bei Hofe. 3. Symposium der Residenzen-Kommission der Akademie der Wissenschaften zu Göttingen. Hg. von Werner Paravicini. – Sigmaringen: 1995, S. 9-30
- Paravicini, Werner: Interesse am Adel. Eine Einleitung. – In: Nobilitas. Funktion und Repräsentation des Adels in Alteuropa. Hg. von Otto Gerhard Oexle und Werner Paravicini – Göttingen: 1997

- Parker, David: *Class and State in Ancien Régime France: The Road to Modernity?* – London/New York: 1996
- Pečar, Andreas: *Die Ökonomie der Ehre. Höfischer Adel am Kaiserhof Karls VI.* – Darmstadt: 2003
- Pelzer, Erich: *Der elsässische Adel im Spätféudalismus. Tradition und Wandel einer regionalen Elite zwischen dem Westphälischen Frieden und der Revolution (1648-1790).* – München: 1990
- Perger, Richard: *Die Aufnahme von Wiener Bürgern in den Ritterstand Österreichs unter der Enns im 16. und 17. Jahrhundert.* – *Jahrbuch für Landeskunde Niederösterreichs* 63/64 (1997/1998), S. 365-376
- Perger, Richard: *Die Zusammensetzung des Adels im Land unter der Enns.* – In: *Adel im Wandel. Politik, Kultur, Konfession 1500-1700. Niederösterreichische Landesausstellung Rosenberg 12. Mai – 28. Oktober 1990. Katalog des Niederösterreichischen Landesmuseums, Neue Folge Nr. 251.* – Wien: 1990, S. 33 ff
- Pircher, Wolfgang: *Verwüstung und Verschwendung. Adeliges Bauen nach der zweiten Türkenbelagerung.* – Wien: 1984
- Polleroß, Friedrich: *Adelige Repräsentation in Architektur und bildender Kunst vom 16. bis zum 18. Jahrhundert in Ostösterreich. Literatur und Forschungsüberblick.* – In: *Opera historica* 2 (1992), S. 49-59
- Popitz, Heinrich: *Phänomene der Macht, 2., stark erw. Aufl.* – Tübingen: 1992
- Powis, Jonathan: *Der Adel.* – Paderborn/München/Wien/Zürich: 1986
- Pratje, Jürgen: *Die kaiserlichen Reservatrechte. Jura caesarea reservata.* – jur. Diss. (maschinschriftlich) Erlangen: 1957, S. 204 ff
- Press, Volker: *Der Adel bildet die Grundlage und die Säulen des Staates. Adel im Reich 1650-1760.* – In: *Der ganzen Welt ein Lob und Spiegel. Das Fürstenhaus Liechtenstein in der frühen Neuzeit.* – München: 1990, S. 11-32
- Press, Volker: *Adel in den österreichisch-böhmischen Erblanden und im Reich zwischen dem 15. und den 17. Jahrhundert.* – In: *Adel im Wandel. Politik, Kultur, Konfession 1500-1700. Niederösterreichische Landesausstellung Rosenberg 12. Mai – 28. Oktober 1990. Katalog des Niederösterreichischen Landesmuseums, Neue Folge Nr. 251.* – Wien: 1990, S. 19 ff
- Press, Volker: *The Imperial Court of the Habsburgs. From Maximilian I to Ferdinand III, 1493-1657.* – In: *Princes, Patronage and Nobility. the court at the Beginning of the Modern Age, c. 1450-1650.* Hg. von Ronald g. Asch und Adolf Birke. – Oxford: 1991, S. 297
- Press, Volker: *Kaiser und Reichsritterschaft.* – In: *Adel in der Frühneuzeit. Ein regionaler Vergleich.* Hg. v. R. Endres. – Köln/Wien: 1991, S. 163 ff
- Press, Volker: *Reichsgrafenstand und Reich. Zur Sozialgeschichte des deutschen Hochadels in der frühen Neuzeit.* – In: *Wege in die Zeitgeschichte. Festschrift für Gerhard Schulz zum 65. Geburtstag.* Hg. von Jürgen Heideking u. a. – Berlin/New York: 1989, S. 3-29
- Price, J. L.: *The Dutch Nobility in the Seventeenth and Eighteenth Centuries.* In: *The European Nobilities in the Seventeenth and Eighteenth Centuries. Volume one: Western Europe.* Hg. von H. M. Scott. – London/New York: 1995, S. 82 ff
- Redworth, Glyn/Checa, Fernando: *The Courts of the Spanish Habsburgs.* – In: *The Princely Courts of Europe. Ritual, Politics and Culture Under the Ancien Régime 1500-1750.* Hg. von John Adamson. – London: 1999, S. 43-65

- Reichardt, Rolf: Wandlungen des Honnêteté-Ideals vom Absolutismus zur Französischen Revolution. Zwischenbilanz der Forschung aus sozialhistorischer Sicht. – In: Romanistische Zeitschrift für Literaturgeschichte 11 (1987), S. 174-192
- Reif, Heinz: Westfälischer Adel 1770-1860. Vom Herrschaftsstand zur regionalen Elite. Kritische Studien zur Geschichtswissenschaft Bd. 35. – Göttingen: 1979
- Reinhard, Wolfgang: Kirche als Mobilitätskanal der frühneuzeitlichen Gesellschaft. – In: Ständische Gesellschaft und soziale Mobilität. Hg. von W. Schulze. – München: 1988, S. 333 ff
- Reinhard, Wolfgang: Staatsmacht als Kreditproblem. Zur Struktur und Funktion frühneuzeitlichen Ämterhandels. – In: Absolutismus. Hg. von E. Hinrichs. – Frankfurt/M.: 1986, S. 214-248. Zuerst erschienen in: VSWG 61 (1974), S. 289-319
- Reynolds, Susan: Fiefs and Vassals: The Medieval Evidence Reinterpreted. – Oxford: 1994
- Ribbe, Wolfgang: Ämterkauf und soziale Mobilität im Reich am Beispiel der kaiserlichen Hofpfalzgrafen (Comites palatini Caesarei). – In: Ämterkäufllichkeit: Aspekte sozialer Mobilität im europäischen Vergleich (17. und 18. Jahrhundert). Hg. von K. Malettke. – Berlin: 1980, S. 141 ff
- Riedenauer, Erwin: Zur Entstehung und Ausformung des landesfürstlichen Briefadels in Bayern. – In: Zeitschrift für bayerische Landesgeschichte 47 (1984), S. 609-672
- Riedenauer, Erwin: Das Herzogtum Bayern und die kaiserlichen Standeserhebungen des späten Mittelalters. Zur Frage einer habsburgischen Adelspolitik im Reich. – In: Zeitschrift für bayerische Landesgeschichte 36 (1973), S. 600-644
- Riedenauer, Erwin: Kaiser und Patriziat. Struktur und Funktion des reichsstädtischen Patriziats im Blickpunkt kaiserlicher Adelspolitik von Karl V. bis Karl VI. – In: Zeitschrift für bayerische Landesgeschichte 30 (1967), S. 526-653
- Riedenauer, Erwin: Kaiserliche Standeserhebungen für reichsstädtische Bürger 1519-1740. Ein statistischer Vorbericht zum Thema „Kaiser und Patriziat“. – In: Deutsches Patriziat 1430-1740. Hg. von Hellmuth Rössler. – Limburg: 1968, S. 27-98
- Rösener, Werner: Adelherrschaft als kulturhistorisches Phänomen. Paternalismus, Herrschaftssymbolik und Adelskritik. – HZ 268 (1999), S. 1-33
- Rowlands, Guy: The Ethos of Blood and Changing Values? Robe, Epée and the French Armies, 1661-1715. – In: Seventeenth-Century French Studies 19 (1997), S. 95-108
- Rowlands, Guy: Louis XIV, Aristocratic Power and the Elite Units of the French Army. – In: French History 13 (1999), S. 303-331
- Scaglione, Aldo: Knight at Court: Courtliness, Chivalry, and Courtesy from Ottonian Germany to the Italian Renaissance. – Berkley: 1991
- Sagebiel, Martin D.: Die Problematik der Qualifikation bei den bayerischen Standeserhebungen zwischen 1651 und 1799. – Phil. Diss. Marburg: 1964
- Saint Martin, Monique de: Der Adel. Soziologie eines Standes. – Konstanz: 2003
- Schalk, Ellery: Ennoblement in France from 1350 to 1660. – In: Journal of Social History 16 (1982), S. 101-110
- Schalk, Ellery: From Valor to Pedigree. Ideas of Nobility in France in the Sixteenth and Seventeenth Centuries. – Princeton/Ney Jersey: 1986
- Schimert, Peter: The Hungarian Nobility in the Seventeenth and Eighteenth Centuries. – In: The European Nobilities in the Seventeenth and Eighteenth Centuries. Volume two. Northern, Central and Eastern Europe. Hg. von H. M. Scott. – London/New York: 1995, S. 144 ff

- Schlip, Harry: Die neuen Fürsten. Zur Erhebung in den Reichsfürstenstand und zur Aufnahme in den Reichsfürstenrat im 17. und 18. Jahrhundert. – In: Liechtenstein – Fürstliches Haus und staatliche Ordnung. Geschichtliche Grundlagen und moderne Perspektiven. Hg. von Volker Press und Dietmar Willoweit – 2. Aufl. München/Wien: 1988, S. 248-292
- Schnabel, Werner Wilhelm: Österreichische Exulanten in oberdeutschen Reichsstädten. Zur Migration von Führungsschichten im 16. Jahrhundert. – München: 1992
- Schreiner, Klaus: Religiöse, historische und rechtliche Legitimation spätmittelalterlicher Adelherrschaft. – In: Nobilitas. Funktion und Repräsentation des Adels in Alteuropa. Hg. von Otto Gerhard Oexle und Werner Paravicini. – Göttingen: 1997, S. 376-430
- Schwerhoff, Gerd: Zivilisationsprozeß und Geschichtswissenschaft. Norbert Elias' Forschungsparadigma aus historischer Sicht. – In: HZ 266 (1998), S. 561-605
- Scaligione, Aldo: Knight at Court: Courtliness, Chivalry, and Courtesy from Ottonian Germany to the Italian Renaissance. – Berkley: 1991
- Scott, Hamish M./Storrs, Christopher: The Consolidation of Noble Power in Europe, c. 1600-1800. – In: The European Nobilities in the Seventeenth and Eighteenth Centuries. Volume one: Western Europe. Hg. von H. M. Scott. – London/New York: 1995, S. 1 ff
- Scott, Hamish M.: The Continuity of Aristocratic Power. – In The European Nobilities in the Seventeenth and Eighteenth Centuries. Volume two. Northern, Central and Eastern Europe. Hg. von H. M. Scott. – London/New York: 1995, S. 274 ff
- Scott, Hamish M.: Serfdom and Service Nobility. – In: The European Nobilities in the Seventeenth and Eighteenth Centuries. Volume two. Northern, Central and Eastern Europe. Hg. von H. M. Scott. – London/New York: 1995, S. 1 ff
- Sienell, Stefan: Die geheime Konferenz unter Kaiser Leopold I. Personelle Strukturen und Methoden zur politischen Entscheidungsfindung am Wiener Hof. – Frankfurt/M.: 2001
- Smith, Jay M.: The Culture of Merit. Nobility, Royal Service, and the Making of Absolute Monarchy in France. – University of Michigan Press: 1996
- Spieß, Karl-Heinz: Familie und Verwandtschaft im deutschen Hochadel des Spätmittelalters. 13. bis Anfang des 16. Jahrhunderts. – Stuttgart: 1993
- Standeserhebungen und Gnadenakte für das Reich und die Erblände bis 1806. Hg. v. Karl F. v. Frank. – Senftenegg: 1973
- Stekl, Hannes: Zwischen Machtverlust und Selbstbehauptung. Österreichs Hocharistokratie vom 18. bis zum 20. Jahrhundert. – In: Europäischer Adel 1750-1950 (GG Sonderheft 15). Hg. von H.-U. Wehler. – Göttingen: 1990, S. 144-165
- Stolberg-Rilinger, Barbara: Handelsgeist und Adelsethos. Zur Diskussion um das Handelsverbot für den deutschen Adel vom 16. bis zum 18. Jahrhundert. – In: Zeitschrift für historische Forschung 3 (1988), S. 273-309
- Stone, Lawrence: The Inflation of Honours. – In: PP 14 (1958), S. 44 ff
- Stone, Lawrence/Fawtier Stone, Jeanne C.: An Open Elite? England 1540-1880. Abridged Edition. – Oxford/New York: 1986
- Sutter Fichtner, Paula: Habsburg State-Building in the Early Modern Era: The Incomplete Sixteenth Century. – In: Austrian History Yearbook 25 (1994), S. 139-157
- Swann, Julian: The French Nobility, 1715-1789. In: The European Nobilities in the Seventeenth and Eighteenth Centuries. Volume one: Western Europe. Hg. von H. M. Scott. – London/New York: 1995, S. 142 ff

- Swann, Julian: Robe, Sword and Aristocratic Reaction Revisited. The French Nobility and Political Crisis (1748-1789). – In: Der europäische Adel im Ancien Régime. Von der Krise der ständischen Monarchien bis zur Revolution (ca. 1600-1789). Hg. von Ronald G. Asch. – Köln/Weimar/Wien: 2001, S. 151 ff
- Thompson, I. A. A.: The Nobility in Spain, 1600-1800. In: The European Nobilities in the Seventeenth and Eighteenth Centuries. Volume one: Western Europe. Hg. von H. M. Scott. – London/New York: 1995, S. 174 ff
- Upton, A. F.: The Swedish Nobility, 1600-1772. – In The European Nobilities in the Seventeenth and Eighteenth Centuries. Volume two. Northern, Central and Eastern Europe. Hg. von H. M. Scott. – London/New York: 1995, S. 11 ff
- Vaget, Hans Rudolf: Liebe und Grundeigentum in Wilhelm Meisters Lehrjahren. Zur Physiognomie des Adels bei Goethe. – In: Legitimationskrisen des deutschen Adels 1200-1900. Literaturwissenschaft und Sozialwissenschaft 11. Hg. von P. U. Hohendahl und P. M. Lützeler. – Stuttgart: 1979, S. 137 ff
- Válka, Josef: Der Übergang von der Lehensmentalität zur Standesmentalität am Beispiel der Markgrafschaft Mähren. – In: Stände und Landesherrschaft in Ostmitteleuropa in der frühen Neuzeit. Hg. von Hugo Weczerka. – Marburg: 1995, S. 111-120
- van den Heuvel, Christine: Beamtenschaft und Territorialstaat. Behördenentwicklung und Sozialstruktur der Beamtenschaft im Hochstift Osnabrück 1550-1800. – Osnabrück: 1984
- van Dülmen, Richard: Entstehung des frühneuzeitlichen Europa 1550-1648. Fischer Weltgeschichte Bd. 24. – Frankfurt/M.: 1982
- Veblen, Thorstein: Theorie der feinen Leute. Eine ökonomische Untersuchung der Institutionen. – München: 1981
- Vec, Miloš: Zeremonialwissenschaft im Fürstenstaat. Studien zur juristischen und politischen Theorie absolutistischer Herrschaftsrepräsentation. – Frankfurt/M.: 1998
- Vierhaus, Rudolf: Deutschland im Zeitalter des Absolutismus. – 2. Auflage. Göttingen: 1984
- Vogler, Günter: Absolutistische Herrschaft und ständische Gesellschaft. Reich und Territorien von 1648 bis 1790. – Stuttgart: 1996
- Völkel, Markus: Der alte und der neue Adel. Johannes Engards panegyrische Symbiose von Fugger und Montfort. – In: Augsburger Handelshäuser im Wandel des historischen Urteils. Hg. von Johannes Burkhardt. – Berlin: 1996, S. 107-117
- Voßkamp, Wilhelm: Adelsprojektionen im galanten Roman bei Christian Friedrich Hunold. (Zum Funktionswandel des >hohen< Romans im Übergang vom 17. zum 18. Jahrhundert. – In: Legitimationskrisen des deutschen Adels 1200-1900. Literaturwissenschaft und Sozialwissenschaft 11. Hg. von P. U. Hohendahl und P. M. Lützeler. – Stuttgart: 1979, S. 83 ff
- Waltener, Michael: Die Sozialstruktur des brandenburg-preußischen Geheimen bzw. Staatsrats (1604-17907) Staatsexamensarbeit Bochum: 1982
- Walterskirchen, Gundula: Der verborgene Stand. Adel in Österreich heute. – Wien/München: 1999
- Wange, Hermann: Vom Adel des doctor. – In: Das Profil des Juristen in der europäischen Tradition. Symposium aus Anlaß des 70. Geburtstags von Franz Wienacker. Hg. von K. Luig und D. Liebs. – Ebelsbach: 1980, S. 279 ff
- Weber, Max: Wirtschaft und Gesellschaft. Grundriß der verstehenden Soziologie. – 5. Aufl. Tübingen: 1985

- Weber, Wolfgang: Honor, fama, gloria. Wahrnehmungen und Funktionszuschreibungen der Ehre in der Herrschaftslehre des 17. Jahrhunderts. – In: Ehrkonzepte in der Frühen Neuzeit. Identitäten und Abgrenzungen. Hg. von S. Bachmann, H.-J. Kunast, S. Ullmann und B. A. Tlusty. – Berlin: 1998. S. 70 ff
- Weidner, Markus: Landadel in Münster 1600-1760. Stadtverfassung, Standesbehauptung und Fürstenhof. 2. Bände. – Münster: 2000
- Werner, Karl Ferdinand: Schlußwort. – In: Nobilitas. Funktion und Repräsentation des Adels in Alteuropa. Hg. von Otto Gerhard Oexle und Werner Paravicini. – Göttingen: 1997, S. 453-462
- Wettlaufer, Jörg: Das Herrenrecht der ersten Nacht: Hochzeit, Herrschaft und Heiratszins im Mittelalter und in der frühen Neuzeit. – Frankfurt/M.: 1999
- Wick, Daniel L.: The Court Nobility and the French Revolution: The Example of the Society of Thirty. – In: Eighteenth Century Studies 13 (1980), S. 263-284
- Willmann, Hans: Der historische Begriff der „Ehre“ – sprachwissenschaftlich untersucht. – In: Ehrkonzepte in der Frühen Neuzeit. Identitäten und Abgrenzungen. Hg. von S. Bachmann, H.-J. Kunast und B. A. Tlusty. – Berlin: 1998, S. 27 ff
- Winkelbauer, Thomas: Fürst und Fürstendiener. Gundaker von Liechtenstein, ein österreichischer Aristokrat des konfessionellen Zeitalters. – Wien/München: 1999
- Winkelbauer, Thomas: Herren und Holden. Die niederösterreichischen Adeligen und ihre Untertanen im 16. und 17. Jahrhundert. – In: Adel im Wandel. Politik, Kultur, Konfession 1500-1700. Niederösterreichische Landesausstellung Rosenberg 12. Mai – 28. Oktober 1990. Katalog des Niederösterreichischen Landesmuseums, Neue Folge Nr. 251. – Wien: 1990, S. 73 ff
- Winkelbauer, Thomas: Krise der Aristokratie? Zum Strukturwandel des Adels in den böhmischen und niederösterreichischen Ländern im 16. und 17. Jahrhundert. – MIOG 100 (1992) S. 328-353
- Winkelbauer, Thomas: Sozialdisziplinierung und Konfessionalisierung durch Grundherren in den österreichischen und böhmischen Ländern im 16. und 17. Jahrhundert. – In: ZHF 19 (1992), S. 317-339
- Winkelbauer, Thomas: Ständefreiheit und Fürstenmacht. Länder und Untertanen des Hauses Habsburg im konfessionellen Zeitalter. Teil 1. Österreichische Geschichte 1522-1699. – Wien: 2003
- Winterling, Aloys: Der Hof des Churfürsten von Köln 1688-1794. Eine Fallstudie zur Bedeutung ‚absolutistischer‘ Hofhaltung. – Bonn: 1986
- Wunder, Bernd: Die Sozialstruktur in den Geheimratskollegien in den süddeutschen protestantischen Fürstentümern (1660-1720). Zum Verhältnis von sozialer Mobilität und Briefadel im Absolutismus. – In: VSWG 58 (1971), S. 145 ff
- Zmora, Hillyay: Monarchy, Aristocracy and the State in Europe, 1300-1800. – London: 2001

1

